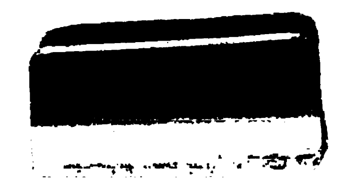

Google





Ludwig Philipp der Erste,

König der Franzosen.

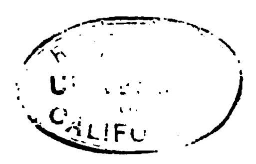
Darstellung

Seines Lebens und Wirkens.

Von

Dr. Christian Birch.

Dritte vermehrte und bis zu seinem Tode fortgeführte Auflage.



Dritter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1851.



1836.

Frankreich genoß auf allen Punkten des Landes einer vollkommenen Ruhe, und dennoch herrschte zu Anfang Februars in Paris eine große politische Aufregung. Bei der Abstimmung über Vertagung der von Gouin vorgeschlagenen Rentenreduction war das Ministerium am 5. Februar in der Minderheit geblieben, und unmittelbar nach der Kammer-Sitzung begaben alle Minister sich zum König und übergaben ihre Entlassungsgesuche. Gleichzeitig mit dieser Abdankung des doctrinairen Ministeriums — und wie ihre Feinde gerne annahmen, der doctrinairen Partei — war die Thronrede eingetroffen, mit welcher der König von England sein Parlament eröffnet hatte, so wie die Nachricht von der Auflösung der Cortes in Spanien. Mit den Wünschen, Planen und ränkevollen Bestrebungen, wie sie bei jedem Ministerwechsel entfesselt werden, vereinigte sich die parteisüchtige Erregung derjenigen, welche nach einem Bruche mit England oder einer Revolution in Spanien aussahen und solche Ereignisse begrüßen möchten als willkommenen Anlaß zum Bruch des Friedens in Europa und in Frankreich. Zwar äußerlich war in Paris Alles friedfertig. Auf der Straße war das Geräusch des gewöhnlichen Verkehrs nur vermehrt durch den des Carnevals, denn man tanzte am Hofe, in den glänzenden Sälen der Botschafter und Reichen, wie bei Musard und in den Kneipen des Stadtbanns. Aber nur in den letztern war die wilde Lust des Carnevals unvermischt, in den höheren und mittleren Ständen bereitete die politische Intrigue ihr 1836.

1836. Spiel, die Führer geheimer Verbindungen standen auf der Lauer, und den düsteren Hintergrund des ganzen Gemäldes bildeten die Verhöre des Königsmörders Fieschi und seiner Mitschuldigen vor dem Pairgerichtshofe. Bevor wir den Fäden des politischen Gespinstes nachgehen, seine Verknüpfung und Entwickelung darzulegen suchen, wollen wir den Verlauf und die Beendigung der Hochverrathsprozesse gegen Fieschi und gegen die bei dem Attentat von Neuilly Angeklagten hinstellen.

Was in dem Prozesse des Fieschischen Attentats gewonnen wurde an juridischen Beweisen, um die an der Ausführung des Verbrechens unmittelbar betheiligten Individuen zur Strafe zu ziehen, war bei weitem der sich herausstellenden Ueberzeugung untergeordnet, daß dieser und die vorhergegangenen Versuche gegen das Leben des Königs von den geheimen Gesellschaften ausgingen, daß sie in so fern keine vereinzelte Verbrechen waren, daß wenn auch die Vollstrecker ihre Auftraggeber nicht kannten, solche doch vorhanden waren, wiewohl nur durch Vermittelung einer langen Kette, die zwar nach Verübung des Verbrechens nicht zu den Urhebern zurückführte, diesen aber gestattete, auf den Verbrecher Einfluß zu üben. Es war ein infernaler Heerd von Bestrebungen da, welcher die bestehende Ordnung und ihren Erhalter mit mörderischem Hasse verfolgte und auch ein Verbrechen gut hieß, wenn dadurch der Zweck erreicht werden konnte. Der erste Angriff auf das Leben des Königs, der Pistolenschuß auf dem Pont Neuf, war keinesweges das Werk von Polizei-Agenten gewesen; ein Complott bestand, aber damals hatte die republikanische Partei Einfluß genug, um die Geschwornen einzuschüchtern, Zeugen zu gewinnen, die Polizei vorzuschieben und so einen Blosgestellten zu retten. Fieschi's Mitschuldige waren Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte und der später, von Versprengten dieser Gesellschaft gebildeten, Vereine. Die vor dem 28. Juli vorgefallene Entweichung der politischen Gefangenen in St. Pelagie wurde beschlossen, weil ein großer Schlag im Werke sey. Die Hauptleiter der gefangenen Republikaner wußten von einem Complott gegen das Leben des Königs, den Unbedeutenden wurde zwar der Plan verschwiegen, aber auch

diese wußten im Allgemeinen, daß ein Schlag bevorstand. Die in Freiheit befindlichen Republikaner bewerkstelligten daher die Flucht der Gefangenen besonders durch die Hülfe der Demoiselle Grouvelle, Tochter eines ehemaligen Conventmitgliedes und Schwester eines Civil-Ingenieurs, die auf die republikanischen Ahnen ihrer Familie so stolz war, wie ein alter Edelmann auf seinen Stammbaum. Die Anhänger der Meinungsschattirung der Republikaner, welche mitten inne standen zwischen denen, die eine allmählige Entwickelung wollten, und den ungeduldigen Fanatikern des Umsturzes, verweigerten zwar alle Theilnahme, aber die Exaltirten, unter denen Cavaignac, Guinard, Delente u. s. w. brachen los, und hielten sich in Paris und in der Umgegend verborgen, um den Ausgang des 28. Juli abzuwarten. Carrel und seine Anhänger wußten von einem Complott, kannten aber nicht die Einzelnheiten, noch wollten sie daran Theil nehmen. Die Mitglieder der, im Verborgenen unter mannigfachen und wechselnden Namen und mit großer Vorsicht fortgeführten geheimen Gesellschaften, waren angewiesen sich am 28. Juli auf den Boulevards einzufinden; an den Barrieren waren Abtheilungen von ihnen versammelt; im boulogner Gehölz war ein Haufe zu Pferde gewesen, um, wenn der Anschlag den Tod des Königs herbeiführte, es in der Umgegend bekannt zu machen, die Bürgergarde des Stadtbanns abzuhalten, noch mehr Bataillone nach Paris zu senden und ihren Frauen und Kindern wegen ihrer Männer und Väter Furcht einzuflößen. Man hatte auch vor gehabt, in den Dörfern der Umgegend einige Häuser anzuzünden, um die in der Stadt anwesenden Bürgergardisten des Stadtbannes von Paris wegzulocken. Die Verschworenen auf den Boulevards, von denen in den Nebenstraßen einige Abtheilungen zu Pferde waren, sollten sich, wäre der König getödtet, in der ersten Verwirrung auf das Stadthaus werfen. Es war auch bedacht worden, daß sie einflußreiche Namen brauchten, und es war daher die Absicht gewesen, Carrel zu zwingen, sich ihnen beizugesellen; schon mehr als einmal war unter ihnen Carrels Mäßigung für Verrath an der republikanischen Sache erklärt worden und sein Tod beschlossen. Für diese Plane war Alles vorbereitet, und sie

1836. kamen nur darum nicht zur Ausführung, weil die Hauptbedingung nicht eintraf. Nachdem Alles gescheitert war, mußte Jeder sich zu retten suchen, so gut es ging; wir werden später sehen, daß die geheimen Gesellschaften thätig waren, um die Mitschuldigen Fieschi's zu retten und Fieschi's Geständnisse an Ladvocat dem Gerichtshofe vorzuenthalten.

Fieschi, auf frischer That ergriffen, war bald überführt und geständig. Es handelte sich nun zunächst um seine Mitschuldige. Zuerst läugnete er gänzlich irgend wie von Helfershelfern unterstützt worden zu seyn. Es ging jedoch aus der Voruntersuchung hervor, daß er bei Vorbereitung des Verbrechens, wenn nicht bei dessen Vollzug, nothwendig Beihülfe gehabt haben müsse. Uebereinstimmende Aussagen der Bewohner des Hauses, von welchem aus das Attentat verübt worden war, stellten es außer allen Zweifel, daß er von mehreren Personen Besuche empfangen, und daß Einer von ihnen, sein sogenannter Oheim, in dessen Gesellschaft er auch die Wohnung gemiethet, und der ein Aufgeld gegeben hatte, am Tage vor dem Mordversuche — also am 27. Juli — bei ihm gewesen sey und nothwendig das Mordwerkzeug gesehen haben mußte. Es zeigte sich nachher, daß dieser angebliche Oheim Morey war. Außer daß — wie schon bei Beschreibung des Mordversuchs erwähnt — Gerüchte von einer bevorstehenden Katastrophe in ziemlich weiten Kreisen verbreitet gewesen waren, und zwar mit fast ganz richtiger Angabe der Gegend, in welcher er wirklich geschah, kam noch die Anzeige aus einer Blechwaarenfabrik, daß ein dort beschäftigter Arbeiter am Vorabende des Mordanfalls Reden hatte fallen lassen, die deutlich zeigten, daß er von dem Vorhaben Kenntniß gehabt habe. Dieser Arbeiter, Boireau, war nach dem Mordversuche nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dabei bekam man Spur von einem Koffer, in dem die Flintenläufe herbeigeschafft waren, der auch nach vielen abenteuerlichen Nachsuchungen aufgefunden wurde. Ferner entdeckte man auch ein Wanderbuch, dessen Fieschi sich bedient, und dessen wahrer Eigenthümer, Bescher, aufgefunden wurde. Diese, und viele andere polizeiliche Nachforschungen veranlaßten die Verhaftung mehrerer Personen, die als

Mitschuldige, oder vor der Hand als der Mitwissenschaft dringend verdächtig, sich erwiesen. Diese waren: der Sattler Morey, der Krämer Pepin, die Arbeiter Boireau und Bescher. Man verhaftete auch zwei Frauenzimmer, Petit und Nina Lassave, von denen die erste Beischläferin Fieschi's gewesen, und die zweite es noch war in der Zeit, wo das Verbrechen vorbereitet und ausgeführt wurde. Die Untersuchung zeigte indessen bald, daß diese Frauenzimmer von dem Mordversuche nichts gewußt, noch daran Theil genommen hatten, und sie erschienen bei den Gerichtsverhandlungen nicht als Angeklagte, sondern nur als Zeugen. Die oben genannten Männer hielten sich nach dem Mordversuche alle verborgen. Morey wurde bald aufgefunden. Er war seines Gewerbes ein Kummetmacher und hatte einen offenen Laden für alle Sorten von Sattlerarbeit. Er war über 60 Jahre alt, und litt sehr an der Gicht; seiner politischen Gesinnung nach war er von jeher als ein eifriger Republikaner bekannt. Pepin, ein Gewürzkrämer, war ein kräftiger Mann im besten Mannesalter und Offizier in der Nationalgarde. Zuerst war keine Spur von ihm zu entdecken. Wie nachher ermittelt wurde, hatte er sich sogleich nach dem Mordversuche von Paris entfernt und in dem Dorfe Lagny eine Zuflucht gesucht und gefunden. Hier sprach er in dem Maierhofe, in welchem er sich verbarg, mit den Hausangehörigen vom Attentat, sagte, daß er, weil er sich nicht immer der Regierung willfährig erzeigt, in Verdacht gekommen, indessen ganz unschuldig sei, was sich auch herausstellen werde, worauf er dann zurückkehren wolle. Nach einiger Zeit mochte er gewähnt haben, den Nachsuchungen nicht mehr so ausgesetzt zu seyn, und begab sich wieder nach Paris zurück. Er wurde sogleich ergriffen, denn seine Wohnung und die ganze Gegend herum war fortwährend von Polizeiagenten bewacht. Bald nach seiner Verhaftung wurde eine Haussuchung bei ihm vorgenommen, wobei er, wie das Gesetz vorschreibt, selbst zugegen seyn mußte, um das Verzeichniß des Vorgefundenen unterschreiben zu können. Er wurde Abends unter Bedeckung von Polizei in seine Wohnung gebracht, die Ausgänge des Hauses mit Agenten besetzt, worauf die ihn begleitenden Polizeibeamte zur Untersuchung schritten. 1836.

1836. Bei dieser Gelegenheit untersuchte man auch den Keller des Hauses, und als man sich dort befand, drückte Pepin den Wunsch aus, sich durch einen Trunk zu erfrischen. Zu diesem Ende wurde von dem Befehl führenden Beamten ein Polizeigehülfe abgesendet, so daß der Angeklagte sich nur mit zwei Aufsichtspersonen befand. Pepin nahm Gelegenheit das Licht auszulöschen, und als man wieder von oben Licht herbeigeschafft, war er verschwunden. Er war nicht die Treppe hinaufgekommen, aber alle Nachforschungen im Hause, in den umliegenden Häusern und in der Gegend waren vergebens. Pepin war durch einen geheimen, nur ihm bekannten Ausgang im Keller entschlüpft, und man hatte gänzlich seine Spur verloren. Er hatte indessen Paris verlassen und war wieder nach Lagny zurückgekehrt, und der beste Beweis, daß die Polizei von seinem früheren Aufenthalte dort keine Ahnung gehabt hatte, war, daß in dieser Richtung gar keine Nachforschungen statt fanden, und er ohne Zweifel von dort hätte entfliehen können, wenn er nicht unbegreiflicher Weise so lange gezögert bis er verrathen wurde. Collet, Müller in Lagny, der nachher im Prozeß als Zeuge auftrat, sagte aus, daß er aus mehreren Reden von Ortsangehörigen geschlossen, daß der Mann aus Paris, der vor einigen Tagen das Dorf verlassen, wieder dort seyn müsse. Collet fand auch das Haus auf, in welchem Pepin sich verborgen hielt, er redete mit ihm, und sagte ihm geradezu, er müsse bei der Untersuchung der Mordsache betheiligt seyn. Dies leugnete Pepin zwar vor Collet, gab aber zu, daß man Verdacht auf ihn habe, weil er zufällig mit dabei betheiligten Personen in Verbindung gestanden, daß seine persönliche Sicherheit gefährdet sei, und er darauf bedacht seyn müsse, Mittel zur Flucht aus Frankreich zu bekommen. Collet ging dann auf Pepins Bitte nach Paris, um in seinem Betreff Garnier Pagès und Carrel um Rath zu fragen und durch ihre Hülfe seine Flucht zu bewerkstelligen. Diese Beiden traf er jedoch nicht zu Hause, dagegen fand er auf dem Bureau des National einen Herrn Estibal, der versprach, sich Pepins anzunehmen. Estibal hielt auch Wort, und kam mit seinem Schwager Bichat, Beide eifrige Republikaner, nach Lagny. Dieser Bichat war Gérant

des Journals „Die Tribüne“, eines republikanischen Blattes, gewesen, 1836.
und war als solcher wegen Preßvergehens zu fünfjähriger Haft verurtheilt. Estibal bot Pepin einen Paß für zwei Frauenzimmer nach Belgien an; er und Bichat sollten in dieser Verkleidung über die Gränze kommen, um von Antwerpen aus sogleich zur See zu gehen. Dies lehnte jedoch Pepin ab, so wie ebenfalls einen Paß nach Deutschland, den Estibal ihm für 100 Franken verschaffen wollte, denn wie alle Führer in den geheimen Gesellschaften war er stets in Verbindungen, durch welche er sich ächte oder unächte Pässe verschaffen konnte. Pepin wollte durchaus direkt nach England gehen, und mittlerweile glaubte er sich in Lagny sicher. Diese zuversichtliche Unentschlossenheit war sein Verderb. Die Polizei hatte durchaus keine Spur, er hätte sich wahrscheinlich retten können, wenn er nicht verrathen worden wäre, ohne Zweifel durch denjenigen, der ihm Hülfe hatte schaffen wollen, und der nun seine Zögerung zum eigenen Vortheil ausbeutete. In der Nacht ward die Maierei, worin Pepin sich aufhielt, von Bewaffneten umstellt und er selbst wurde im Bette ergriffen.

Es dauerte volle sechs Monate vom Tage des Attentats an, bis die öffentlichen Verhandlungen vor dem Pairgerichtshofe am 30. Januar begannen. Diese Zögerung wurde zuerst unvermeidlich zur Wiederherstellung des gefährlich verwundeten Fieschi, so wie durch die Flucht Pepins, dann durch das längere Zeit hindurch fortgesetzte hartnäckige Läugnen der Angeklagten, so daß die Klageschrift des Staatsanwalts erst spät mit den nöthigen Belegen ausgestattet werden konnte. Fieschi, der vom ersten Augenblicke an willige Auskunft gab über seine persönliche Theilnahme an dem verübten Verbrechen, wollte lange Zeit hindurch keine Aufklärung geben über seine Mitschuldigen. Dieses Schweigen brach er erst, nachdem Herr Ladvocat, Oberst und Befehlshaber der achten Legion der Pariser Bürgergarde, bei ihm erschienen war. Dieser hatte sich in früheren Jahren des Fieschi angenommen, hatte ihm Arbeit und Unterhalt verschafft, und das wilde und rachsüchtige Gemüth des verwahrlosten Corsen bewahrte in dankbarer Erinnerung die Wohlthaten Ladvocats

1836. und hegte große Achtung und Verehrung für diesen Mann, den er wie seinen guten Genius betrachtete und zu dem er aufsah, wie zu dem Vermittler mit den besseren Gefühlen der Menschlichkeit, deren Keime in seiner Banditenseele nicht gänzlich vertilgt waren. Ladvocat gegenüber wurde Fieschi weich und ergriffen und allmälig zu Geständnissen vermocht, die er zuerst nur diesem allein mittheilte. Die geheimen Gesellschaften erfuhren den Einfluß, welchen Ladvocat auf den Verbrecher ausübte, und er bekam eine Menge Drohbriefe, in denen ihm Tod und Verderben in Aussicht gestellt wurden, wenn er Aussagen von Fieschi, durch welche seine Mitschuldigen blosgestellt werden konnten, dem Gericht mittheilte.

Zuerst stellte sich nun heraus, daß Morey und Pepin mit Fieschi in genauer Verbindung gestanden, daß sie ihn bei sich gesehen und in vielfachem Verkehr mit ihm gewesen waren, was sie nicht läugnen konnten, obwohl unter der Behauptung, daß sie keinerlei Kunde von seinem Vorhaben gehabt hätten.

Morey wurde erkannt als derjenige, der sich für seinen Oheim ausgegeben, der mit ihm die Wohnung im Weinhause auf dem Boulevard du Temple gemiethet hatte, von dem aus nachher das Verbrechen verübt wurde, und es ward auch durch Zeugenaussagen erwiesen, daß er am Tage vorher in der Wohnung bei Fieschi gewesen war. Nina Lassave, die Fieschi hatte besuchen wollen, war abgewiesen worden, weil dieser vermeintliche Oheim bei ihm sey und Geschäfte mit ihm zu verhandeln habe, und die Hausbewohner hatten ihn hinaufgehen sehen. Morey war also da gewesen zu einer Zeit, wo die Mordmaschine vollendet und nothwendig aufgestellt seyn mußte. Fieschi sagte auch aus, daß Morey die Gewehrläufe geladen habe, bis auf vier, die er selbst geladen. Es schien, Fieschi den Verdacht gehegt, mehrere Gewehre seyen von Morey absichtlich so geladen worden, daß sie springen mußten, in der Hoffnung, Fieschi werde getödtet und alle Enthüllung dadurch unmöglich gemacht. Morey läugnete zwar bis zum letzten Augenblicke, wie Alles, so auch, daß er die Flintenläufe geladen, aber man fand in seiner Wohnung Flintenkugeln, die genau von dem Kaliber derjenigen

waren, welche aus den Körpern der Opfer des Mordversuchs heraus- 1836.
gezogen wurden, und ebenfalls ein Pulvermaß, welches gerade die nach dem Kaliber zur Ladung nöthige Menge Pulver enthielt. Außerdem wurde Morey überführt, den zu Papier gebrachten Plan zur Maschine von Fieschi empfangen und diesen zu Pepin gebracht zu haben. Dies geschah in der Absicht, daß Pepin das Geld zur Ausführung verschaffen sollte, was zwar Morey und Pepin läugneten, wogegen aber erwiesen wurde, daß Ersterer dem Fieschi behülflich gewesen war beim Einkaufe von Holz, und zwar gerade derjenigen Holzgattung, aus welcher die Maschine gearbeitet war.

Pepin gab zu, daß Morey den Fieschi zu ihm gebracht habe, aber nur um Letzterem, als einem wegen politischer Gesinnungen Verfolgten, Unterstützung und Arbeit zu verschaffen. Er hatte auch Fieschi in einen geheimen Verein geführt, in den er nach Eidleistung aufgenommen wurde. Pepin läugnete beständig, dem Fieschi Geld zur Ausführung seines Plans gegeben und von diesem irgend eine Kenntniß gehabt zu haben. Es wurde hergestellt durch bei Pepin vorgefundene Aufzeichnungen, daß er Fieschi Geld gegeben und mit ihm in Abrechnung gestanden habe, freilich ohne daß dabei schriftlich der Maschine erwähnt oder die Verwendung des Geldes angegeben war. Die Maschine hatte allerdings Pepin nicht in der Ausführung gesehen, aber er hatte ein von Fieschi gefertigtes kleines Modell davon in seiner Wohnung gehabt, wo es von Hausangehörigen bemerkt worden war, obwohl er, nachdem er es gehörig untersucht, es selbst zertrümmerte, damit es nicht von Anderen gesehen werden sollte. Pepin gestand indessen nachher selbst, daß er unter einem falschen Namen sich eine Erlaubnißkarte zum Besuche der politischen Gefangenen in St. Pelagie verschafft und daselbst Cavaignac vor seiner Entweichung gesprochen habe. Diesen hatte Pepin angegangen, ihm die Mittel anzugeben, um Flinten zu bekommen. Allerdings hätte er Cavaignac Nichts mitgetheilt, weder von Fieschi noch von seiner Maschine, sondern angegeben, daß ein Anschlag gegen die Regierung im Werke sey und daß man sich einer Caserne bemächtigen wolle, um einen Stützpunkt bei einer allgemeinen Erhebung zu haben. Später

1836. jedoch, in den nach seiner Verurtheilung erfolgten Geständnissen an den Präsidenten Baron Pasquier, hat Pepin selbst bekannt, daß er von Cavaignac verlangt habe, er solle dem Fieschi 20 oder 25 Flinten verschaffen, weil man bei der ersten Gelegenheit auf den König schießen werde; dasselbe habe er auch an Blanqui den Jüngern, an Recurt und Floriot gesagt, die damals alle in St. Pelagie verhaftet waren. Pepin erklärte ferner, daß Recurt ihn früher in eine geheime Gesellschaft eingeführt habe, deren Zweck Umsturz der Regierung war, so wie man auch dort dem Königthum Haß geschworen habe. Von dieser Gesellschaft waren Blanqui und Lapommeraie Mitglieder. Pepin stand auch in Verbindung mit dem sogenannten revolutionairen Bataillon des Henri Leconte. Pepin hatte ferner dem Arbeiter Boireau sein Pferd am 27. Juli, am Tage vor dem Mordanschlage, geliehen. Auf diesem Pferde war Boireau von der Porte St. Martin bis nach dem Bastilleplatz auf dem Boulevard geritten und hatte der Wohnung Fieschi's auf dem Boulevard du Temple gegenüber angehalten. Die Absicht dieses Ritts war, daß der Reiter gerade so vorbeireiten solle, wie der wahrscheinlichen Berechnung nach der König vorbeikommen müsse; er sollte langsam herankommen und vor Fieschi's Wohnung stille halten, damit letzterer sich überzeugen könne, ob die Flintenläufe in der rechten Höhe eines zu Pferde Sitzenden gerichtet waren. Pepin läugnete, diese Absicht des Ritts gekannt zu haben, aber Boireau war wirklich zu der angegebenen Zeit vorbeigeritten und zwar auf Pepins Pferde. Fieschi gab an, daß er mit Pepin und Morey auf einem offenen Felde in der Gegend des Friedhofes von Père la Chaise eine Probe angestellt habe über die Zweckmäßigkeit des Anzündens durch eine Pulverleitung über die Zündlöcher der Flintenläufe. Man hatte dabei Pulver so hingestreut, wie es bei der beabsichtigten Dimension der Maschine in der Wirklichkeit stattfinden müsse; da die beiden Anderen Anstand genommen, das Pulver anzuzünden, so habe Fieschi es selbst gethan, und der Erfolg hätte den Beweis geliefert, daß bei der berechneten Aufstellung der Flintenläufe diese richtig und wirksam Feuer fangen müßten.

Boireau war in der schon angegebenen Weise und in mehreren

Beziehungen bei dem Anschlag zur Hand gegangen und obwohl er 1836. nicht selbst an der Maschine mitgearbeitet noch diese gesehen hatte, so war er jedenfalls der Mitwissenschaft und Theilnahme an der Vorbereitung des Verbrechens in entfernterem Grade schuldig. Fieschi hatte überhaupt die Maschine ganz allein gefertigt, und keine andere Hülfe dabei gehabt, als die eines Tischlers, der nach Angabe das Gestell gemacht hatte, auf dem die Flintenläufe ruhten, jedoch ohne irgend eine Kenntniß zu haben von der Absicht oder von dem Gebrauch der davon gemacht werden sollte. Fieschi sagte aus, daß Boireau ihm längere Zeit vor dem Attentat mitgetheilt habe, und zwar im Monat Juni, daß ein Angriff auf das Leben des Königs statt finden solle. Dieß bezog sich auf das Attentat von Neuilly. Wie wir später sehen werden, erschien Boireau auch bei diesem Processe, er nahm aber alle die Geständnisse zurück, die er bei der Fieschischen Sache gemacht hatte in Betreff des Anschlags von Neuilly, und erklärte seine Mittheilungen darüber für Prahlerei. Indessen hatte das Attentat von Neuilly wirklich Bestand gehabt, obwohl es nicht zur Ausführung kam, und traf in der Zeit ganz überein mit dem, was Fieschi angab, von Boireau erfahren zu haben.

Bescher war in den ganzen Handel nur verwickelt worden, weil er sein Wanderbuch hergegeben hatte, um einem politisch Verfolgten damit zu helfen, aber ohne daß er irgend Kenntniß gehabt von dem Anschlag Fieschi's und seiner Mitschuldigen.

Bei den Verhandlungen vor dem Pairgerichtshofe kam es zu mehr als einem erschütternden Auftritte von drastischer Wirkung auf das erregungsgierige Publikum, das immer in großer Zahl den Sitzungen beiwohnte. Fieschi's Auftreten vor dem Gericht bekam dadurch eine gewisse Sicherheit und Zuversichtlichkeit, daß er vom Anfange an begriff, er werde dem Tode auf dem Schaffot nicht entgehen können, was er auch oft wiederholte. Er hatte weder einen religiösen noch einen moralischen Halt, war früh ins Leben hinausgeworfen, und als er nach längerer Abwesenheit nach Corsica zurückkehrte, beging er einen Viehdiebstahl, wofür er eine mehrjährige Zuchthausstrafe erlitt. In Paris war er von der Polizei verfolgt worden, auch wegen Theil-

1836. nahme an politischen Umtrieben, und mußte stets unter falschem Namen auftreten. Er war auch eine Zeit lang Soldat gewesen. Die Beweggründe seines Verbrechens waren einseitige Begriffe von Freiheit, Haß gegen die Regierung, welche seiner Ansicht nach sie unterdrückte, genährt durch Umgang mit politischen Mißvergnügten, und dann das Bestreben, durch einen kühnen Streich sein Glück zu machen und dadurch aus seiner bedrängten Lage herauszukommen. Er hatte stets eine große Neigung zum weiblichen Geschlecht gehabt, und außer vielen andern Verbindungen hatte er in Concubinat gelebt mit der Petit, von der er sich in Zwist und Uneinigkeit getrennt, und zuletzt mit der Nina Lassave, für die er viel Anhänglichkeit zeigte. Ein Hauptzug seines Charakters war gemeine Eitelkeit; von sich reden machen, bekannt werden, gleich viel, ob in Gutem oder Bösem, war ein Sporn für seine Thätigkeit. Er genoß mit grinzender Behaglichkeit der Wichtigkeit, die sein Verbrechen ihm verschafft, und schien ganz den Preis zu vergessen, um welchen dies geschah, wenn er in weitschweifiger Geschwätzigkeit sich mit sichtbarer Selbstzufriedenheit aufblähte. Die Milde und Rücksicht, womit er behandelt worden war, galten Fieschi als Beweise von Achtung, und da man auch in den öffentlichen Sitzungen seine Eitelkeit gewähren ließ, und wirklich durch seine Geschwätzigkeit manche Enthüllungen herbeiführte, so bestärkte dies Fieschi in seinem Wahn, und es machte einen zugleich widerlichen und schauderhaften Eindruck, wenn man diesen gemeinen Menschen Tod und Schande, die ihm bevorstanden, vergessen sah, um, wie ein politischer Redner mit lächelnder Miene sich der Aufmerksamkeit zu erfreuen, welche Richter und Publikum ihm schenken mußten. Dieses heitere und leichte Benehmen Fieschi's verläugnete sich keinen Augenblick und wurde nur unterbrochen, wenn der Staatsanwalt, die Vertheidiger der übrigen Angeklagten, oder Zeugen das verruchte Leben und den lasterhaften Charakter dieses Menschen mit den wahren Benennungen benannten, wobei er dann einen Zorn und eine Entrüstung zeigte, als wenn er eine Berechtigung dazu gehabt hätte. Nur mit Entsetzen konnte man daran denken, daß das Schicksal eines großen Volkes und das Leben eines hochherzigen Königs einen

Augenblick lang unter der Botmäßigkeit dieses hyänenartigen Unge- 1836.
heuers gewesen waren; denn wenn Fieschi eine Secunde früher losgeschossen hätte, so wären aller Wahrscheinlichkeit nach die wahren Opfer getroffen worden. Morey war während der öffentlichen Verhandlungen oft leidend, er benahm sich mit stoischem Gleichmuth und läugnete hartnäckig Alles, wie dringend auch die Indicien gegen ihn zeugten. Pepin, der meist sehr niedergeschlagen und in sich versunken erschien, läugnete zwar auch das Meiste und Wesentlichste was gegen ihn vorgebracht wurde, widersprach sich aber öfter in seinen Aussagen. Boireau wurde in den späteren Sitzungen zu wichtigen Enthüllungen gebracht, besonders durch den Eindruck, welchen ein Brief von seiner Mutter auf ihn hervorbrachte.

Am 15. Februar Abends sprach der Pairgerichtshof das Urtheil. Fieschi wurde zur Todesstrafe der Vatermörder verurtheilt, Peter Morey und Florentin Pepin zur einfachen Todesstrafe, Boireau zur zwanzigjährigen Einsperrung mit Strafarbeit; Bescher wurde gänzlich freigesprochen. Die vier ersten waren einstimmig schuldig befunden worden, und eben so erfolgte die Verhängung der Strafe über Fieschi. In Beziehung auf die beiden anderen war nicht Einhelligkeit der Stimmen. Von 161 Abstimmenden sprachen 130 den Tod über Pepin und 140 über Morey aus. Bemerkenswerth ist es, daß alle gesetzkundige Mitglieder der Pairskammer auch für die beiden letzteren auf den Tod erkannten. Morey und Pepin waren zu keinem Geständnisse zu bringen; sie wurden hauptsächlich durch Fieschi's Aussagen schuldig befunden, die aber in den wesentlichsten Punkten durch Zeugenaussagen erhärtet waren. Nach der judiciellen Uebung in mehreren Ländern würde man Anstand genommen haben, die Todesstrafe über Morey und Pepin auszusprechen, weil ihr Geständniß fehlte, und weil sie auf Indicien hin schuldig befunden waren, die hauptsächlich von einem Mitangeklagten herrührten; aber nirgends wird bei sorgfältiger Prüfung der Verhandlungen die moralische Ueberzeugung fehlen, daß Morey und Pepin schuldig waren der Mitwissenschaft und der Theilnahme am Mordanschlag, wenn auch formel der juridische Beweis nicht voll hergestellt wurde.

1836. Noch an demselben Abend begab sich der Oberschreiber des Pairgerichtshofes zu den Verurtheilten, um ihnen das gesprochene Urtheil zu verkünden. Er traf sie Alle schlafend, denn erst spät Abends ward das Urtheil gesprochen, und die schriftliche Ausfertigung hatte längere Zeit hingenommen. Erstaunt und schweigend zog der Beamte sich zurück ohne seinen Auftrag vollzogen zu haben, er wollte nicht durch das schneidende Wort der Verdammung den Schlaf stören, den die Vorsehung auch den dem Tode geweihten Verbrechern nicht versagt hatte. Am folgenden Morgen um 8 Uhr theilte er den Verurtheilten die schreckliche Entscheidung ihres Schicksals mit. Fieschi empfing ihn mit den Worten: „Ich weiß was Sie mir bringen und bin vollkommen darauf vorbereitet.“ Er war es aber doch nicht ganz, denn die verschärfte Todesstrafe der Vatermörder, die höchste des französischen Strafgesetzbuches, versetzte ihn in den heftigsten Zorn. Es schien nicht, daß diese Stimmung eine Maske der Todesangst war, denn er war ganz beschäftigt mit der Form, welche das Gesetz in diesem Falle vorschreibt, barfuß und mit dem schwarzen Schleier der Schande verhängt, zur Richtstätte gehen zu müssen, während er den Tod auf der Guillotine ohne diese Zuthat nicht als eine Schande, sondern wie ein Verhängniß zu betrachten schien. Er hatte öfter sowohl im Gefängnisse, wie auch bei den Gerichtsverhandlungen vor den Pairs geäußert, daß er durch seine Geständnisse sich ein Verdienst erworben habe um Frankreich und den König, und obwohl er erklärte, daß er den Tod verdient habe und erleiden müsse, so merkte man ihm doch an, daß er durch seine Bekenntnisse sein Verbrechen gesühnt glaubte. Er meinte nun, durch die Hinzufügung der Vatermörderstrafe mit Undank belohnt worden zu seye. Diese Aufregung ging in völlige Niederschlagung über, als man ihm die Zwangsjacke anlegte, was bei allen zum Tode verurtheilten Verbrechern gesetzlich vorgeschrieben ist von dem Augenblick an, wo ihnen das Urtheil verkündet ist, und wovon nur der Gerichtspräsident durch besondere Verfügung befreien kann. Die Zwangsjacke wurde ihm bald abgenommen, und er konnte die übrigen Tage bis zu seiner Hinrichtung körperlich ungehindert verbringen. Morey erfuhr seine Verurtheilung

mit vollkommener Fassung und betheuerte wieder seine Unschuld. 1836.
Pepin war körperlich und moralisch ganz niedergeschmettert. Die Rechtsanwälde der Verurtheilten reichten, wiewohl ohne alle Hoffnung auf Erfolg, Gnadengesuche für ihre Clienten ein. Pepin bat um den Besuch des Präsidenten des Pairgerichtshofes, weil er ihm weitere Geständnisse mitzutheilen habe. Im Ganzen ließ Pepin dreimal den Baron Pasquier zu sich bitten, um ihm Enthüllungen mitzutheilen; der Präsident fand aber jedesmal diese nachträglichen Aufklärungen zu unwesentlich, um eine Aenderung des Spruchs beantragen zu können. Er erstattete dem König im Ministerrathe darüber Bericht, wo man einstimmig sich seiner Meinung anschloß. Als der König das Urtheil bestätigte, äußerte er: „Ich wollte, ich hätte am 28. Juli durch mein Blut das Recht bezahlt, diesen Unglücklichen Gnade schenken zu dürfen.“ Der König ließ die einzige Gnade, die unter diesen Umständen gerechtfertigt erschien, eintreten, indem er Fieschi die Verschärfung der Vatermörderstrafe schenkte. Es bleibt unentschieden, ob Pepin über den Ursprung und andere Betheiligte beim Mordanschlag nicht mehr wußte, oder noch Geheimnisse mit sich in's Grab nahm. Das erstere ist wohl das Wahrscheinlichere, denn offenbar verlangte Pepin diese Unterredungen mit dem Präsidenten in der Hoffnung, durch seine Mittheilungen eine Aenderung seines Schicksals zu bewirken.

Durch diese Zwischenvorfälle war die Zeit, welche das Gesetz den Verurtheilten zum geistlichen Zuspruch gestattet, weit überschritten worden. Das Urtheil war am 15. Februar gesprochen, und die Hinrichtung fand erst am 19. Morgens um acht Uhr vor dem Jacobsthore statt. Fieschi hatte in der letzten Nacht mehrere Stunden ungestört geschlafen, wie man überhaupt an ihm die Eigenschaft wahrgenommen hatte, zu jeder Zeit durch seinen Willen sich dem Schlafe hingeben zu können, was man sonst als ein alleiniges Vorrecht des unbelasteten Gewissens preisen hört. Als die Gefängnißbeamten zu ihm eintraten, war er schon seit längerer Zeit ruhig mit Schreiben beschäftigt. Bei der schauerlichen Toilette der Verurtheilten war Fieschi vollkommen gefaßt, und eine Aufregung gab sich bei ihm

1836. nur kund durch die ununterbrochene Redelust. Pepin hatte eine ruhige Haltung gewonnen. Morey verließ seine stoische Ruhe keinen Augenblick; aus einer kurzen Pfeife rauchend, sah er, gegen einen Pfeiler gelehnt, neugierig zu, wie man seinen Leidensgefährten Haare und Hemdkragen abschnitt. Alle drei Verbrecher hatten den geistlichen Zuspruch willig und mit Ehrfurcht angenommen. Man hatte es für wahrscheinlich angesehen, daß Pepin noch auf dem Richtplatze Geständnisse machen könnte. In einem nahegelegenen Kaffeehause war ein Untersuchungsrichter mit Gerichtsschreibern gegenwärtig, um etwaige Geständnisse anzunehmen. Ein Polizeicommissair sprach Pepin zu, ehe er das Schaffot bestieg, weitere Enthüllungen zu machen, und erklärte ihm, daß er befugt sey, seine Hinrichtung zu suspendiren, wenn er wesentliche Mittheilungen machen könne, allein der Verurtheilte verweigerte jede weitere Auskunft. Alle drei Verbrecher erlitten den Tod mit Standhaftigkeit, und auch Fieschi, der zuletzt guillotinirt wurde, bewährte, was er so oft gesagt, daß man ihn vor dem Tode nicht schwanken sehen solle. Der alte gichtbrüchige Morey konnte nicht ohne Hülfe die Treppe des Schaffots hinaufkommen und sagte: „Schade, daß die Beine mir den letzten Dienst versagen, man wird glauben ich hätte Furcht.“ Das Volk betrachtete Fieschi mit Abscheu, theils wegen der unschuldigen Opfer, die durch ihn gefallen waren, und weil derjenige, der vom sicheren Hinterhalte aus mordet, stets von der Menge mit Abscheu angesehen wird; dann aber auch weil seine Mitschuldigen durch seine Aussagen auf das Schaffot gebracht wurden, und man hörte den Ausruf: „schnell herunter mit dem Kopfe des Angebers.“ Es war natürlich, daß diejenigen, welche wußten, was Morey hätte sagen können, wenn er nicht standhaft geblieben wäre, ihn als einen Märtyrer ihrer Sache betrachteten, was er denn in der That ihnen war, wenn sie es auch nicht laut äußern durften. Mehrere exaltirte Republikaner hatten ihrer Gesinnungen kein Hehl. Die schon genannte Jungfer Grouvelle, die bei der Entweichung der Gefangenen aus St. Pelagie thätig gewesen war, betrachtete Morey und Pepin als Märtyrer, die für den Schuldigen gebüßt hätten. Sie besorgte unter Beistand der Republikaner

Bicêtre und Feugner die Beerdigung der beiden Hingerichteten, und 1836. fügte selbst die vom Rumpfe getrennten Köpfe an, welche der Todtengräber nachläßig hingeworfen hatte. Sie kaufte vom Scharfrichter die Kleider der Hingerichteten, die Stricke, womit sie auf dem letzten Gange gebunden gewesen waren, und bewahrte sie auf als Reliquien. Diese Grouvelle hatte überhaupt ein merkwürdiges Mitgefühl für Königsmörder, das man nur erklären kann aus einer Art von republikanischer Hysterie, von der sie beherrscht war. Sie erschien später vor Gericht im Processe Huberts unter der Anklage von Mitwissenschaft und Theilnahme an hochverrätherischen Bestrebungen. Bei dieser Gelegenheit wurden Briefe von ihr vorgelesen, worin sie besonders den Heroismus des Königsmörders Alibaud preißt, aber auch des Märterthums von Morey und Pepin erwähnt. Sie bekannte sich zu diesen brieflichen Aeußerungen und erzählte selbst die oben angeführten Umstände bei Morey und Pepins Bestattung.

Im Juni 1835, kam ein alter Husar, Bray mit Namen, zum Hauptmann Breidenbach vom Generalstab und erklärte ihm, daß ein Complott gegen das Leben des Königs bestehe, und daß man ihn zur Theilnahme daran aufgefordert habe. Breidenbach und der Deputirte Cerclet brachten Bray zu dem damaligen Unterstaatssecretair von Gasparin, und man kam überein, daß Bray scheinbar auf die Sache eintreten solle, damit man sich der Theilnehmer bemächtigen könne. Bray wurde auch nach mehreren Zusammenkünften mit ihren Aussendlingen unter die Verschwornen eingeführt. Auf diese Weise gelang es, sich der Verschwornen zu bemächtigen in einem Hause in der Straße Mauconseil. Man fand Pulver und verbotene Waffen bei ihnen. Aus der Untersuchung ging nun hervor, daß ihre Absicht gewesen war, den König auf seinen Fahrten von und nach Neuilly zu tödten. Die Verschworenen hatten sich zu dem Ende mehreremal an verschiedenen Punkten der Straße aufgestellt. Einigemal waren sie durch Dazwischenkunft von anderen Wagen an ihrem Vorhaben verhindert worden. Einmal gestaltete sich Alles ihren Wünschen gemäß. Einer von ihnen, Chaveau, stand am Wege, seine Spießgesellen waren, ihm sichtbar, im Gebüsch versteckt. Chaveau, der eine geladene Pistole

1836. in der Brusttasche hatte, grüßte den König, dessen Wagen in dem Augenblicke nicht sehr schnell fuhr, und als der König aus dem offenen Wagen den Gruß erwidernd, sich vorbeugte, war er dem Chaveau so nahe, daß wenn dieser in dem Augenblicke losgeschossen, er schwerlich sein Opfer verfehlt hätte. Chaveau unterließ jedoch den Versuch bei Betrachtung der unschlüssigen und furchtsamen Haltung seiner Genossen. Natürlich war die dem Mordplan günstige Nähe augenblicklich vorbei, da sie nicht benutzt worden war, und der König hatte keine Ahnung davon, wie nahe er dem Verderben gewesen. Später faßte man einen andern Plan, um dem König den Tod zu bringen. Man wollte nämlich ein Pulverfaß mit brennender Lunte in den Wagen des Königs schleudern. Das Faß sollte mit Schlagpulver und Projectilen gefüllt werden, und wenn die Berechnung richtig war, so mußte die Explosion aller Wahrscheinlichkeit nach allen im Wagen befindlichen Personen den Untergang bringen. Mit der Ausführung dieses Vorhabens, das auf den 26. Juni festgesetzt wurde, war man beschäftigt zu der Zeit, als Bray unter die Zahl der Verschworenen aufgenommen wurde. Diese Sache kam am 28. März 1836 zur Verhandlung vor dem Assisenhofe der Seine. Die Anklage besagte, es seyen genügende Beweise vorhanden, daß die Angeklagten Theil genommen hätten an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs mit begonnenen und vollendeten Handlungen zur Vorbereitung der Ausführung. Die Angeklagten waren alle Arbeiter: Gabriel und Charles Chaveau, ihre Mutter, Huillery, Hubert, Hussau und Léglantine, ein Wasserträger, der früher in der Garde Carl X. gedient hatte. Unter den Angeklagten war auch Boireau. Was dieser dem Fieschi gesagt hatte von einem Complotte gegen das Leben des Königs, bezog sich ohne allen Zweifel auf diese Verschwörung. Boireau hatte damals auch die Aussage Fieschi's bestätigt. Als er nun in der Sache des Attentats von Neuilly vor Gericht gestellt wurde, läugnete er die Wahrheit dessen, was er an Fieschi gesagt, und erklärte seine damalige Aussage für Lüge und Prahlerei. Die übrigen Angeklagten erklärten alle vor Gericht ohne Umschweife, daß sie Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte gewesen, und

rühmten sich ihres Hasses gegen die bestehende Regierung und die 1836.
Monarchie. Die meisten von ihnen wurden von den Geschwornen für schuldig erklärt und am 9. April wurde das Urtheil gesprochen. Charles Chaveau wurde zu zehn Jahre, Huillery und Hubert zu fünf, Gabriel Chaveau zu vier, und Hussau zu drei Jahren Detention verurtheilt.

Die Kammern wurden am 29. Dcbr. 1835 in herkömmlicher Weise eröffnet. Man sprach dabei von Entdeckung eines Anschlags gegen das Leben des Königs. Einer sollte dem König eine Bittschrift überreichen, während Andere auf ihn schossen. Es waren der Polizei solche Anzeigen zugekommen, aber sie führten nicht zur Entdeckung von Schuldigen.

Das Jahr war nicht ohne eine schöne Waffenthat des französischen Heeres in Afrika zu Ende gegangen. Die Einnahme von Mascara hatte den diesjährigen Feldzug bezeichnet. Der Herzog von Orleans traf am 30. December in Paris ein und der Kammerpräsident Dupin erwähnte seines schönen Benehmens in Afrika in der Glückwunschrede, die er am Neujahr dem König darbrachte.

Die Spannungen, in welche Frankreich mit den Regierungen von Rußland und den nordamerikanischen Staaten gekommen war, hatten aufgehört. Der König mit seiner Kenntniß aller fremden Regierungsverhältnisse und mit seinem stets auf die allgemeine Politik gerichteten Blicke war der wahre Vermittler dieser Umstände. Bei dem Spiele der Parteien, wie es noch immer in der Deputirtenkammer versucht wurde, und in kurzer Zeit nachher noch in einem höheren Grade werden sollte, geschah es, daß manchmal die Regierung in Beziehung auf die äußere Politik in eine Richtung gedrängt und zu Demonstrationen genöthigt wurde, welche nicht die ihrer Wahl waren. Bei solchen Gelegenheiten hat es der König stets verstanden, einen Weg einzuschlagen, der den Erwartungen genügen konnte, ohne Frankreichs Stellung etwas zu vergeben. Ludwig Philipp hat sich dadurch ein hohes Ansehen in der europäischen Diplomatie erworben, das, ganz abgesehen von seiner erhabenen Stellung, wohlbegründet ist durch die ungemeine Geschicklichkeit, womit er

1836. die hartnäckigsten Verwickelungen zu entwirren wußte, und dabei, obwohl seine Regierung unter dem Einfluße eines empfindlichen und spröden Nationalgeistes steht, doch den gegentheiligen Interessen stets billige Rechnung getragen hat. Man kann mit Wahrheit sagen, daß seine Bemühungen in dieser Beziehung nicht immer die Erwiederung fanden auf die sie Anspruch hatten; aber wie oft auch seine Geduld auf die Probe gestellt wurde, stets wußte er durch Beharrlichkeit seinen Zweck im Auge zu behalten und die Hindernisse zu entfernen, die man von Innen und Außen quer vorgelegt hatte. Die größten Staatsmänner Europa's betrachteten 1830 die Julieregierung mit bedenklichem Zweifel, sie hegten nicht sowohl Mißtrauen gegen die Person des Königs, als gegen die Möglichkeit, seine Sendung zu vollziehen. Gerade weil sie die volle Bedeutung dieses weit vorgeschobenen Postens der monarchischen Institutionen erkannten, spähten sie nach jedem Schritte und jeder Wendung dieser Riesenaufgabe, deren Schwierigkeit sie eben ermessen konnten nach dem von ihnen gefaßten Beschlusse, an den Grundsätzen festzuhalten, an deren Durchführung in Frankreich sie verzweifelten. Ludwig Philipps Weisheit und Gewandtheit nöthigten ihnen Bewunderung ab; mit Erstaunen sahen sie ihn in den schwersten Stürmen den Hafen wieder gewinnen, nie büßte er etwas vom monarchischen Boden ein, ohne im Rückzuge die Mittel zu finden, wieder auf den erhaltenden Standpunkt zu kommen. Er versteht die große Kunst, sich den herbsten Gegensätzen fügen zu können ohne seinen Plan aufzugeben, und gerade die Biegsamkeit der Methode rettete den Grundsatz, den ein starres System hätte Preis geben müssen. In der Pairskammer beschwichtigte der Herzog von Broglie in einer tüchtigen Rede die Tendenz, eine Rußland verletzende Aeußerung über die polnische Nationalität in die Adresse zu bringen. In der Deputirtenkammer wurde das Amendement für Polen angenommen, aber gerade die periodische Wiederkehr dieser Verwahrung hat die Bedeutung davon stumpf gemacht.

Die Kammer war in allerlei Cotterien zerbröckelt, welche sich unter persönlichem Einfluße und Ministerbestrebungen gebildet hatten; die Majorität wurde von vielen Seiten angenagt, man suchte sie

stückweise zu zertrümmern; allein noch war das Gleichgewicht in den 1836. Centren. Unter solchen Umständen war es ein gefährlicher Apfel der Zwietracht, den Humann in die von vielerlei Strömungen bewegte Kammer warf, als er im Januar eine Zinsfußermäßigung der fünfprozentigen Renten vorschlug. Humanns Beweggrund beruhte zuverlässig nur auf der Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit dieser Maßregel gegenüber von dem niederen allgemeinen Zinsfuße; allein diese auch zugegeben, so war dadurch die Zeitgemäßheit keineswegs dargethan, und die Folge zeigte auch, daß dieser Gegenstand eine Menge von Schwankungen hervorrief, welche mehr als einmal die Regierung in die bedenklichste Lage brachten. Bekanntlich ist der Grundsatz, daß dem Staate das Recht einer Zinsermäßigung zustehe, gegen Anbietung von Rückzahlung mit Aufkündigungsterminen, von vielen Regierungen anerkannt und zur Ausführung gebracht worden. Allein die französische fünfprozentige Rente befand sich in manchem Betracht in einem Ausnahmsverhältnisse. Hätte der Staat ein fixes Capital zu dem jemaligen Zinsfuße irgend einer Epoche entlehnt, so hätte er ohne Zweifel das volle Recht gehabt, dieses al Pari zurückzubezahlen, sobald er wohlfeilere Anlehen hoffen konnte; allein die fünfprozentige Rente war im Grunde ein Abkommen mit früheren Bankerouten der Revolution und des Kaiserthums. Der Fehler der Operation hatte darin bestanden, daß man, statt Capitalien zu entlehnen, Renten verkaufte, und dadurch darauf verzichtete, von dem Fallen des Geldwerthes Vortheil zu ziehen und später die theuern Capitalien durch wohlfeilere zu ersetzen. Dieser Fehler hatte Frankreich gegen 1400 Millionen gekostet, und die Umwandlung sollte verhindern, daß dieser Verlust nicht noch größer würde; aber das Recht dazu fehlte. Die Reduktion war sehr beliebt unter den Nichtcapitalisten und in den Provinzen. Man nahm nämlich an, daß durch Verminderung des Staatszinsfußes die Capitalien mehr der Industrie und der Provinz zuströmen würden, und die Landbesitzer sahen darin ein Mittel, die Capitalien der Hypotheken zu niedrigeren Zinsen zu erhalten. Aber dies würde weit schneller und leichter erreicht, wenn man förmlich auf die Umwandlung verzichtete; denn dann wäre die 5prozentige Rente

1836. sogleich auf 125 gestiegen, würde zu theuer für Speculationsankauf, und der Zins der Capitalien wäre überall auf 4 Prozent gefallen. Dagegen brachte Humanns Vorschlag eine große Mißstimmung hervor, in den höheren Kreisen wie unter der Pariser Bürgerklasse, und veranlaßte eine Spannung im Ministerium die ganz natürlich dadurch entstehen mußte, daß Humman eine so wichtige Maßregel angekündigt hatte ohne seine Collegen vorher davon in Kenntniß zu setzeu. Der König war dagegen und das ganze Ministerium erklärte die Reduction für eine voreilige Maßregel. Hierauf gab Humann als Finanzminister seine Entlassung ein, die auch vom König angenommen wurde. Graf Argout wurde mit dem Portefeuille des Finanzministeriums betraut. Unterdessen hatten die Parteien sich der Frage bemächtigt, und Gouin legte der Deputirtenkammer einen Vorschlag zur Umwandlung der fünfprozentigen Rente vor, welcher am 4. Februar zur Verhandlung kam. Bei dieser Gelegenheit gab Hr. Thiers Erläuterungen über die Einschreibungen in das große Buch aus denen hervorging, daß von 145 Millionen eingeschriebenen Renten 40,000,619 Franken als unantastbar zu betrachten seien, indem sie öffentlichen Anstalten gehörten, die eine Einkommenverminderung nicht erleiden konnten, ohne daß daraus eine Pflicht für den Staat erwachse, den Ausfall anderweitig zu decken. Unter diesen waren 12,540,000 Fr. der Tilgungskasse — 6,775,000 Fr. Dotation der Ehrenlegion — 589,000 Fr. Universitätsfonds — 4,623,000 Fr. der Invalidenkasse des Seewesens, eine Institution, ohne deren unverkümmerte Erhaltung dem Marinedienst ein nicht zu ersetzender Schaden zugefügt werde — ferner 2,093,000 Fr. der Depot- und Consignationskasse — 70,000 Fr. der Hülfskasse der Leibrenten — 1,490,000 Fr. Maiorate des Kaisers an alte Soldaten. Nach Thiers Versicherung würde der ganze Vortheil nur 15 Millionen Franken betragen, um welchen Preis man das Vermögen solcher öffentlicher Anstalten, welche gerade vorzugsweise die schonendste Rücksicht verdienten, und die Wohlfahrt vieler kleinen Haushaltungen gefährden würde, denn 1830 habe das große Buch 245,000 Empfänger ausgewiesen, und darunter 226,000 mit kleinen Summen eingeschriebene Rentenbesitzer. Es sey also keineswegs gegründet, wie

behauptet worden, daß die Maßregel nur das Einkommen der Reichen 1836.
in Anspruch nehme. Eben so wenig sey die Angabe der Wahrheit gemäß, daß die fünfprozentige Rente vorwiegend im Besitze der Einwohner von Paris seyen, denn Paris habe nur 50 Millionen eingeschrieben. Diese Gründe waren ohne Zweifel beherzigenswerth, allein die Reduction war eine Parteifrage geworden, ein Hebebaum den man an das Ministerium ansetzen konnte, und da der Provinzialgeist im Spiele war, so glaubten viele Abgeordnete ohne ein Votum für die Reduction vor ihren Auftraggebern in der Provinz nicht bestehen zu können. Das Ministerium bekämpfte übrigens den Grundsatz an und für sich weniger als die Zeitgemäßheit, und verlangte eine Vertagung der Frage. Ueber diesen Vorschlag kam es am 5. Februar zur Abstimmung, und die Vertagung wurde verworfen mit 194 gegen 192 Stimmen. Das Ministerium war also einer Mehrheit von zwei Stimmen erlegen und reichte sogleich seine Entlassung ein.

Eigentlich gab es weder einen politischen noch einen finanziellen Grund zum Sturze des Ministeriums. Eine politische Lebensfrage war nicht auf der Tagesordnung, und die Vertagung der finanziellen Frage, die man dem bisherigen Ministerium abgeschlagen, bewilligte man drei Wochen später den Nachfolgern, und nicht etwa weil sie ein neues System aufstellten, sondern obschon sie dasselbe System fortführten. Das Cabinet hatte einer Coalition aller Schattirungen der Opposition weichen müssen, und diese Coalition war theils aus persönlichen Rücksichten zu Stande gekommen, theils um den König zu beschränken. Die Hoffnungen derjenigen, welche in letzterer Beziehung thätig gewesen waren, wurden nicht erfüllt; alle Combinationen, die in dieser Absicht versucht wurden, kamen nicht zu Stande.

Am 22. Februar wurde das neue Ministerium ernannt. Thiers wurde Präsident des Ministerraths und Minister des Auswärtigen — Sauzet Siegelbewahrer und Minister der Justiz und Kulte — Graf Montalivet Minister des Innern — Passy Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten — Baron Pelet (de la Lozère) Minister des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität. Marschall Maison blieb in seinem bisherigen Posten als Kriegsminister, wie

1836. Admiral Duperré für das Seewesen und Graf Argout für die Finanzen. Von den neuen Ministern waren Pelet, Passy, und zum Theil auch Sauzet durch den Einfluß der Deputirtenkammer ins Ministerium gekommen.

Das neue Ministerium sprach sofort die Absicht aus, das bisherige System fortführen zu wollen. Thiers nahm sogleich Gelegenheit, dies in der Deputirtenkammer zu verkünden, und etwas später gab Montalivet dieselbe Erklärung in der Pairskammer auf Anrufung des Marquis Dreux Brézé bei den Verhandlungen über die geheimen Fonds. Das Ministerium trat in Unterhandlung mit der Commission für den Vorschlag über die Rentenumwandlung. Der Commissionsbericht, worin eine Umwandlung in 4½ prozentige Rente vorgeschlagen war, wurde allerdings von der Kammer angenommen, aber das Ministerium erlangte einen Aufschub und durch Kammerabstimmung vom 22. März wurde die ganze Maßregel auf ein künftiges Jahr vertagt.

Einige Vorschläge dieses Ministeriums begannen eine Bewegung in den materiellen Interessen, welche noch bis auf die neuesten Zeiten fortdauert und ihrer Natur nach nur allmälig eine Erledigung finden kann. Der Kampf, oder eigentlicher das Schwanken zwischen Industrialismus und freierer Handelsbewegung ist nicht blos Frankreich eigen; die Regierung jedes größeren Landes befindet sich dieser Frage gegenüber, in welcher je mehr Erläuterungen gebracht werden, je schroffer sich die Gegensätze herausstellen. Der Regierung fällt nothwendig die Rolle des Vermittlers zu, und jeder Beschluß, den sie nach irgend einer Richtung hin machen kann, stellt vorläufig keine der streitenden Parteien zufrieden. Derjenige Theil des Publikums, zu dessen Nutzen die Regierung vermittelnd einschreitet, die Verbraucher, verhalten sich in der Regel passiv, theils weil solche Fragen längere Zeit öffentlich verhandelt werden müssen, ehe sie ermessen können, bis zu welchem Grade sie dabei betheiligt sind, theils weil eine große Anzahl der Verbraucher mit denen in Verbindung steht, welchen Zugeständnisse und Opfer zugemuthet werden, diese unter ihrem Einflusse stehen in der einen oder der andern Beziehung daher die Verminderung von Verdienst von dieser Seite zunächst im Auge behalten

und den Vortheil nicht gehörig beachten, den sie, freilich erst später, 1836. durch Erzielung billiger Verbrauchspreise erreichen werden. Die zunächst Betheiligten aber, die Erzeuger von künstlichen Produkten und ihnen gegenüber die Erzeuger von natürlichen Produkten, kämpfen nicht blos mit der äußersten Hartnäckigkeit und stellen die Frage auf die Spitze, so daß sie das geringste Zugeständniß als den nothwendigen Anlaß ihres Ruins darstellen, sondern sie suchen in der Aufregung der Oeffentlichkeit den Gegnern den Vorrang abzugewinnen, streben nicht nur nach dem ersten sondern auch nach dem letzten Worte, bilden Vereine, entwerfen und veröffentlichen Erklärungen an Regierung und Volk und suchen nach allen Seiten hin Anhänger zu gewinnen durch Verheißung unglaublicher Vortheile, wenn man sie schützt, wie durch Schrecknisse weithin verbreiteten Elends, wenn man nur im Geringsten an dem Gebäude ihrer Unternehmungen rüttelt. Hört man sie, so sey gar keine Rede von übermächtigen Vortheilen, sie arbeiten schon lange mit Verlust, und es handle sich nur darum, nicht gänzlich an den Bettelstab gebracht zu werden, sie drohen mit Arbeitseinstellungen und in ihren Schreckenbotschaften stehen möglichst große Zahlen von Familien, die, wenn man die Arbeitgeber beschädigt, dem unvermeidlichen Hungertode preisgegeben sind. Da nun von beiden Seiten Wahres zum Grunde liegt und es gar keine leichte Aufgabe ist, die Linie zu bestimmen, von welcher an die Uebertreibungen, welche man für unvermeidliche Folgerungen des Grundsatzes ausgibt, als wilde Geschöße abgeschnitten werden können, ohne den natürlichen Wuchs des Baumes zu ersticken, so gelingt es den emsigen Bemühungen der Betheiligten um so eher, die Masse der Unparteilichen zu vermindern und das ganze Publikum in zwei streitende Parteien zu spalten. Die Entscheidung in dieser Angelegenheit, welche der Gesetzgebung zufällt, wird um so bedenklicher in einem Lande, wo die Regierung selbst im Besitze von Alleinberechtigungen ist, deren Ertrag mit einer bedeutenden Summe in dem Einnahmbudget auftritt, und auf deren Ausübung sie also nicht verzichten kann, ohne einen Ersatz vorbereitet zu haben, den sie, bei der Größe des Ausfalls, unmöglich der nicht nachgewiesenen Vermehrung sonstiger

1836. Einkünfte durch regere Belebung des Verkehrs anheim geben kann. Dazu kommt, daß in jedem Lande wo die materielle und intellectuelle Civilisation durch Anregung der Industrie und des daraus hervorgehenden geistigen Anstoßes weit entwickelt ist, diese, um nicht rücktretend mehr zu zerstören als sie hervorgebracht, einem verhängnißvollen Fortschritte anheimfällt, der bei vollständiger Gewerbfreiheit durch Concurrenz und Ueberproduktion nicht nur das Geförderte selbst zerstört, sondern verheerend eingreift in die moralische Gesellschaftsordnung wie ein aus dem Schienenwege geschleuderter Dampfwagen. Die materielle Civilisation wird mechanisch einseitig werden, den Geist verdörren und ihn seiner Hebekraft berauben, wenn sie, nur dem Drange der eigenen Bewegung gehorchend, ihren Gang nicht regelt nach den Vorschriften einer höheren religiösen und moralischen Weltordnung. Diesem höheren Gebote Geltung zu verschaffen, ist unerläßliche Pflicht der Regierung; aber wenn sie ihm genügen soll, ohne die von ihr gewährleistete individuelle und industrielle Freiheit zu verletzen, so bedarf es einer Vorbereitung, um nicht das was sich unterordnen soll zu zerstören und die Nationalwohlfahrt zu hemmen, statt ihr eine Richtung zu geben, wobei die materielle Entwickelung gedeihlich werden kann, ohne die moralische zu zersetzen. Zunächst ist ohne Zweifel eine Ausgleichung der materiellen Interessen zu bewerkstelligen und diesen ein Verhältniß zu bereiten, in dem nicht der Ruin des einen die Grundbedingung zum Gedeihen des andern wird. Nur wenn ein solches Gleichgewicht angebahnt ist, kann eine voraussichtige Entwickelung eintreten, die nicht hastig sich auf den nächsten Gewinn wirft, sondern außer dem materiellen sich ein höheres Ziel steckt, eine nationale Zukunft im Auge behält, und gesinnungsvoll einen Weg einschlägt, auf dem moralisches Elend nicht mehr der unvermeidliche Träger des materiellen Glanzes werde, so gut wie der Tag nicht ferne ist, an dem die tropischen Produkte nicht mehr gebaut werden unter Peitschenhieben und Thränen der Sklaven.

Die französische Industrie ist durch ein mit hohen Zöllen und zahlreichen Verboten gewaffnetes Schutzsystem großgezogen worden. Seitdem die Binnenzölle der verschiedenen Provinzen, die Standes-

und Ortsvorrechte, die ausschließlichen Bewilligungen und der Zunft- 1836.
zwang verschwunden waren, verbreitete sich die Industrie, die früher an einzelne begünstigte Orte gebunden war, über das ganze Land, und nahm besonders seit den Friedensjahren der Restauration einen unglaublichen Aufschwung, da ein Ueberfluß an Capital sich ihr zuwendete. Längst war Frankreich ihr zu enge geworden, und mit den großen Geldmitteln, die ihr zu Gebote standen, vermochte sie den größten Anforderungen des Weltmarkts zu genügen. Dieselben günstigen Verhältnisse jedoch, welche in Frankreich die Industrie hoben, belebten auch die anderer Länder, und bald fand Frankreich nicht nur Mitbewerber auf dem Weltmarkte, sondern Beschränkung des Absatzes durch Verbote oder Schutzzölle in fremden Ländern. Nicht nur hinderte dies Verhältniß Frankreichs Fabrikindustrie, sondern seine eigene Verbote und Schutzzölle legten dem einheimischen Handel nach dem Auslande und dem Absatze französischer Naturprodukte in der Fremde Fesseln an. Das Ausland erwiederte die französischen Einfuhrverbote und hohen Zölle mit ähnlichen. Die französische Industrie hatte nur wenige Artikel, die nicht mehr oder weniger in ähnlicher Güte auch im Auslande gefertigt werden konnten, und wenn die französischen Arbeiten auch noch in manchen Artikeln durch geschmackvolle Muster und Formen einen Vorzug behielten, so konnten diese nachgeahmt werden, und die Höhe des fremden Schutzzolls machte sie nur einem kleineren Kreise von Vermöglicheren zugänglich. Die erste Folge davon war, daß die französische Industrie alle Mittel in Anwendung bringen mußte, um wohlfeil zu produciren und durch Preiserniederung die Concurrenz im Auslande bestehen zu können. Allein dieser Ausweg mußte seine Grenze finden und führte außerdem zu großen Mißständen unter der Fabrikbevölkerung. Dabei wurden die Klagen der Naturproduzenten immer lauter, welche eine Zollermäßigung verlangten, um durch eine ähnliche im Auslande die immer mehr versiegenden Absatzquellen wieder zu öffnen. Diesen schlossen sich der Handelsstand, die Rheder, und die französischen Colonien an. In letzterer Beziehung waltete auch noch der bedenkliche Umstand ob, daß die französische Marine, um in Kriegszeiten eine volle Bemannung von

1836. seegeübten Matrosen zur Verfügung zu haben, einer lebhaften Fortführung der Handelsschiffahrt sehr bedarf.

Es war daher die Zeit gekommen, wo Vorkehr zur Ausgleichung dieser sich reibenden Interessen getroffen werden mußte. Der Handelsminister des eben abgetretenen Ministeriums, Duchâtel, äußerte in einer Eröffnungsrede der Generalräthe, er würde, wenn er eine Gesellschaft zu ordnen habe, in welcher die Vergangenheit der Zukunft keinen Zwang auferlege, kein Bedenken tragen, dem Grundsatze der Handelsfreiheit zu huldigen; allein man müsse große und wichtige Interessen schonen und achten, zumal da aus ihnen Ereignisse hervorgegangen seyen, aus welchen die gegenwärtige Gesetzgebung stamme; kein Staat könne hierin einseitig verfahren, eine Ausgleichung sey nur möglich durch gegenseitige Zugeständnisse auf dem Wege der Unterhandlungen, die offenbar nur allmälig durch kluge Benutzung der Zeitverhältnisse vorschreiten können. In dieser Aeußerung war die Stellung der Regierung ganz richtig ausgesprochen, sie sollte als Vermittlerin auftreten zwischen den streitenden Interessen im Innern, wie zwischen Frankreich und dem Auslande. Wie der Minister gesagt, konnte von einer Verwirklichung des Grundsatzes der allgemeinen Handelsfreiheit unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede seyn, wie denn überhaupt im praktischen Staatsleben nur höchst selten theoretische Grundsätze, wie wahr sie an und für sich seyn mögen, zur unbedingten Anwendung kommen können, weil fast immer die Zustände gemischter Natur sind und man ihnen keine Gewalt anthun darf, als auf die Gefahr hin, einen Despotismus der Theorie aufzustellen, der in seinen Wirkungen so unleidlich werden muß, wie eine Willkürherrschaft. Frankreich konnte unmöglich den Grundsatz der Handelsfreiheit annehmen, oder auch nur an eine baldige Verwirklichung desselben denken mit einer Industrie, die durch Schutzzölle herangezogen war, und ihrer noch bedurfte, und gegenüber von anderen Staaten, die ihre Industrie mit ähnlichen Systemen umgürten. Allein besonders seit dem Kaiserreiche wieß die französische Zollrolle sehr hohe Ansätze auf, die zur Zeit ihrer Einführung gerechtfertigt erscheinen konnten, im Laufe der sich ändernden Zeiten aber die schreiend-

sten Mißstände hervorgebracht hatten. Zur Zeit der Napoleonischen Europaherrschaft lag die Industrie des Festlandes noch mehr darnieder als in Frankreich, das ohnedies einige der gewerbreichsten Länder in sich aufgenommen hatte; Napoleons Siege schrieben auch die Zollsätze vor, und da die französischen Naturproducte aus diesem Grunde, und weil man sie in der That kaum entbehren konnte, fast überall sehr gering besteuert waren, so gediehen beide, die Hervorbringung natürlicher und künstlicher Produkte, neben einander, ohne sich gegenseitig zu hemmen. Dieser Standpunkt war längst verlassen, und nun erschien offenbar die französische Industrie übermäßig begünstigt, und zwar nicht allein auf Kosten des Absatzes der natürlichen Producte, sondern auch der Verbraucher im Inlande und mehrerer Zweige der Industrie selbst. So unerläßlich auch eine Ausgleichung war, so mißlich war dabei die Stellung der Regierung, denn die zunächst dabei Betheiligten gehören alle dem Bürgerstande an, welcher die politische Stütze der Regierung im Innern ist; denn aus diesem wie aus dem der Grundbesitzer gehen die Wähler und die Abgeordneten hervor, also die Gesetzgebung, durch welche allein eine Aenderung bewerkstelligt werden kann. So oft aber in der Kammer Vorschläge gemacht wurden zur Herabsetzung einiger Zollsätze, zur Aufhebung einiger Verbote, zeigten die Vertreter der sich kreuzenden Interessen die äußerste Empfindlichkeit, und ihre Einsprache fand Nachhall in den betreffenden Bezirken, wo sogleich die Aufregung in der früher bezeichneten Weise begann. Schlug man eine Verminderung der sehr hohen Steuer auf fremdes Schlachtvieh vor, so kamen die großen Gutsbesitzer des nördlichen Frankreichs, welche Viehzucht treiben, in Bewegung, und drohten, ihren allerdings nicht geringen Einfluß gegen die Regierung zu richten, während sie doch nicht ganz Frankreich versehen können, und der Fleischbedarf im südlichen Frankreich nicht aufgebracht werden kann ohne Einfuhr von fremdem Schlachtvieh, so daß die Viehzucht des Nordens nur auf Kosten der Steuerpflichtigen des Südens geschützt werden kann. Derselbe Fall trat ein, wenn eine Zollermäßigung von fremden Industrieerzeugnissen beantragt wurde, um die Möglichkeit herbeizuführen, mit fremden Staaten 1836.

1836. unterhandeln zu können über einen Zollnachlaß für französische Naturprodukte, wie Wein, Oel u. s. w. Die Oeconomisten der Kammer, wie Duchâtel, Lamartine, Ducos l'Herbette, Annissau-Duperreau, Desjobert, Wustemberg, d'Harcourt, unterließen nicht, die Unmöglichkeit darzuthun, noch ferner bei der abweisenden Unbedingtheit der französischen Zollrolle zu beharren, und dabei die Handelsverbindungen mit fremden Ländern erhalten, geschweige denn vermehren zu können; aber selbst die meisten derjenigen Abgeordnete, welche diese Wahrheit einsahen, stimmten dagegen, weil sie ohne ein solches Votum kein Mittel sahen, vor ihren Auftraggebern zu bestehen; in der Kammer saßen ohnedieß viele Fabrikherren, große Grundbesitzer, und Capitalisten, deren Fonds in industriellen Unternehmungen angelegt waren. Der König überwachte mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit diese Bewegung, die von so großer Bedeutung für seine Regierung war. Es war klar, daß die größte Behutsamkeit obwalten, aber auch, daß man bei Benutzung jedes günstigen Zeitpunktes mit Beharrlichkeit vorschreiten mußte.

Ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit war die einheimische Zuckerfabrikation von Runkelrüben. Es waren dabei zugleich die Industrie, Maschinenfabrikation, Ackerbau, Handel, Seefahrt betheiligt, und für die westindischen Colonien war es eine Lebensfrage. Die Fabrikation einheimischen Zuckers hatte einen großen Aufschwung genommen, wesentliche Verbesserungen im technischen Betrieb waren dabei eingeführt, große Landstrecken der Hervorbringung des Rohstoffes gewidmet, der von bedeutendem Einflusse auf die Viehzucht ist; enorme Capitalien waren in diesem Industriezweige angelegt worden. Der einheimische Zucker wurde nun in einer Menge und Güte producirt, daß er auf dem Zuckermarkt ein Mitbewerber für die Colonien wurde, den diese nur mit der größten Besorgniß betrachten konnten. Die Besteuerung des Rübenzuckers war demnach eine Sache von Wichtigkeit, weil sie jedenfalls großen Einfluß üben mußte auf den Grad der Mitbewerbung mit dem Colonialzucker. Vom Finanzminister, Graf Argout, wurde ein Gesetz über die Besteuerung des Rübenzuckers in die Kammer gebracht und erregte dort einen großen

Sturm. Die Absicht des Gesetzvorschlags war offenbar nach beiden 1836.
Seiten hin gerecht zu seyn, er war auch nicht leichthin verfaßt, sondern der Minister hatte sich mit einer Menge von Aufklärungen und bis in das Einzelnste gehenden Erläuterungen umgeben, aber eben darum war das Ergebniß eine so verwickelte, und mit lästigen Controllen ausgestattete Behebungsweise, daß diese den Betheiligten, von denen Mehrere in der Kammer saßen, lästiger dünkte, als der Betrag der Abgabe, und sie diese weniger drückend fanden, als die daraus hervorgehende Störung und den Aufenthalt im Geschäft. Mit der sehr weit ausgedehnten Beaufsichtigung, wie die Behebungsart sie verlangte, war es ohne Zweifel Absicht der Regierung, die Fabrikation genau überwachen zu können, den Grad ihrer Leistungen und die Ertragsfähigkeit genau kennen zu lernen, um, wenn die Frage zwischen der einheimischen Fabrikation und den Colonien zur Entscheidung kommen müsse, mit umfassenden und auf Erfahrung gegründeten Beweismitteln auftreten zu können. Mit der Frage über die Besteuerungsart an sich war aber auch die Streitfrage in Beziehung auf die Colonien mit Allem, was sich daran knüpfte, angeregt worden, und man hatte einen Boden beschritten, auf dem noch lange Kämpfe bevorstanden. Da einige Jahre später diese Angelegenheit in größerer Allgemeinheit zur Verhandlung kam, eine große Aufregung hervorbrachte und ein späteres Cabinet eine Zeit lang erschütterte, so wird sich dort eine passendere Gelegenheit finden, sie in ihrem ganzen Umfange zu beleuchten. Vor der Hand regte der Vorschlag des Grafen Argout großen Widerspruch auf, und wurde einer Commission zur Prüfung übertragen.

Im April wurden der Kammer zwei Gesuche übergeben, welche beide Napoleon und seine Familie betrafen. Das eine beantragte, daß die sterblichen Ueberreste des großen Kaisers nach Frankreich gebracht werden sollten, in dem sein Andenken unsterblich seyn wird. Diese Petition, für welche so viele dem französischen Nationalruhme theure Erinnerungen sprachen, wurde dem Ministerium zur Begutachtung zugewiesen.

Das zweite Gesuch verlangte die Aufhebung des Verbotes der

1836. Rückkehr der Napoleonischen Familie. Napoleons persönliche Größe, seine Thaten für und mit Frankreich, hatten sich ganz dem französischen Nationalgeiste einverleibt, und zwar nicht nur bei denen, welche mithandelnd und Zeugen davon gewesen waren, sondern auch in der späteren Generation. Dasselbe konnte man keinesweges von seiner Familie sagen, die, obwohl sie, wie er, in einem französischen Gebietstheile eingebürgert war, wiewohl seine Brüder französische Prinzen geworden, und im Dienste Frankreichs Rühmliches geleistet hatten, dennoch seit mehr als zwanzig Jahren Frankreich entfremdet, und, zumal von der jüngeren Generation, ganz vergessen war. Dazu kam, daß nicht alle Napoleoniden Ansprüche an Frankreich aufgegeben hatten, obschon man damals wohl keine Ahnung hatte, daß kaum sechs Monate später ein Prätendent aus dieser Familie einen Versuch machen werde, seine vermeintliche Rechte mit Gewalt durchzusetzen. Gleich nach der Julirevolution hatten Napoleoniden gesucht, Theilnahme in Frankreich zu gewinnen. Joseph Napoleon gründete damals durch einen seiner Agenten das Journal „La Révolution." Von ihm aufgestiftete und besoldete Anhänger wandten sich an die äußerste Meinung und suchten sich in das Journal „die Tribüne" zu drängen, wurden aber damals von Cavaignac an der Spitze der radikalen Demagogen verdrängt. Man wandte sich dann an Röderer und den Herzog von Bassano, der zwar eine löbliche Pietät für das Andenken seines ruhmgekrönten Wohlthäters bewahrte, welcher den vom Buchhändler Pankoucke angestellten Redakteur des Moniteurs, Maret, zum Herzog des französischen Reichs erhoben hatte, der aber auf seiner merkwürdigen Laufbahn und bei seinen fortdauernden Verbindungen mit den nachfolgenden Regierungen Erfahrungen genug gesammelt hatte, um zu wissen, daß Frankreich den Mann gefunden und erkannt hatte, dem es sein Schicksal anvertrauen könne, und daß selbst seine erbittersten Gegner in einem Napoleoniden nur den Namensträger eines Feindes der bestehenden Regierung erblicken konnten. Ein Staatsmann, der so viele Regierungsschulen durchgemacht hatte, wie der Herzog von Bassano, konnte unmöglich in der Art, wie die Bestrebungen der Napoleoniden betrieben wurden, eine günstige Aussicht für ihre Rückkehr

nach Frankreich erblicken. Lucian Bonaparte, der Prinz von Canino, 1836. wiewohl er längst nur den Wissenschaften zu leben schien, hatte doch, wie man annehmen mußte, nach 1830 nicht alle Hoffnungen für seine Familie so ganz aufgegeben. Von ihm erschien in London eine Flugschrift zur Vertheidigung der hundert Tage und der Napoleonischen Pairskammer, worin unter anderm auch die etwas auffallende Behauptung vorkommt, daß Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba das englische Kammersystem gewollt habe. Es hieß dem Scharfsinne des Kaisers und seiner Kenntniß des französischen Volks, das er freilich beherrscht hatte ohne viel über seine Gesinnungen zu grübeln, wenig schmeicheln, wenn man ihm die Einsicht absprach, daß das englische System in Frankreich keine zukunftvolle Anwendung finden könne, weil es dort eine ganz anders organisirte Gesellschaft vorfand, wenn man auch annehmen wollte, daß Napoleon sich wohl zutrauen konnte, die sich ergebenden Widersprüche durch persönliches Einschreiten zu vermitteln oder zu vertilgen. Die ganze Abfassung der Lucian'schen Flugschrift zeigte übrigens deutlich, daß sie schwerlich blos in einer historischen Absicht veröffentlicht war. Nun sollten die ehemaligen Bonapartischen Generale und Präfecten die Petition unterstützen und die Familie zurückbringen. Ohne Zweifel war diese Petition der Versuch einer Vorbereitung des bald darauf folgenden Straßburger Attentats. Die Kammer wandte der Petition geringe Theilnahme zu und beseitigte sie durch die Tagesordnung.

Die parlamentarische Spannung der Parteien beurkundete sich auch in der Anrede, welche Dupin als Präsident der Deputirtenkammer zum Glückwunsch des Königs an seinem Namensfeste am 16. Mai hielt, indem er sich einen Ausfall gegen die Doctrinaire erlaubte, die er deutlich genug als Utopisten bezeichnete. Es ist unter allen Umständen wohl nicht geziemend, wenn der Präsident einer Kammer in einer ceremoniellen Anrede als Parteimann auftritt, besonders wenn er der gesammten Kammer Gesinnungen leiht, die nur ihm und seinen Anhängern persönlich sind. Die Antwort des Königs war vortrefflich improvisirt; er lehnte die Anspielung seines ehemaligen Familienanwalts, der zu vergessen schien, daß er nun als Kammer-

1836. präsident vor dem König stand, ab, indem er sie überging, als wäre sie nicht vorgekommen, was darum bemerkbar wurde, weil sonst der König die an ihn gerichteten Reden Satz für Satz zu beantworten pflegt.

Großes Aufsehen machte um diese Zeit die in den offiziellen Pariser Blättern gemachte Ankündigung, daß Oestreich eine Verminderung seines Heeres vorhabe; und nicht weniger die Bestätigung der Absicht der Herzöge von Orleans und Nemours, eine Reise nach Deutschland anzutreten.

Ein Gesetzentwurf wurde in die Deputirtenkammer gebracht, welche die Bewilligung eines Credits von 4,580,000 Franken verlangte zur Vollendung der Denkmäler von Paris. Um diese Summe war also die ursprüngliche Bewilligung von 100 Millionen, welche gleich nach der Revolution zur Verwendung auf öffentliche Arbeiten in der Hauptstadt angewiesen waren, überschritten worden. Es erhob sich heftiger Widerspruch; Klagen über Verschleuderung wurden vernommen, und die Commission hatte in ihrem Bericht auf „strenge Warnung" angetragen. Thiers, als bisheriger Minister des Innern war verantwortlich. Er berief sich in seinen Erläuterungen auf die so oft gemachte Erfahrung, daß die Voranschläge wohl einen künstlerischen, aber nicht einen zuverläßigen finanziellen Anhaltspunkt gäben, und sagte, daß noch kein öffentliches Denkmal bestehe, das nicht seinem Urheber Kummer, Verdruß und Verläumdungen zugezogen hätte. Die gegebenen Aufklärungen trugen den Sieg davon, und der Gesetzentwurf wurde mit 255 Stimmen gegen 100 angenommen. Der öffentlichen Moral wurde eine große Genugthuung gewährt durch Beantragung und Annahme der Gesetze, nach welchen die Lotterie und die Spielhäuser abgeschafft werden sollten. Der Keim unsäglichen Elends und vieler Verbrechen wurde hierdurch für die Zukunft erstickt. In Beziehung auf die Spielhäuser wurde angenommen, daß sie mit dem Beginn des Jahres 1838 überall in Frankreich verboten seyn sollten, welcher Aufschub nothwendig erachtet wurde in Folge der mit den Spielpächtern abgeschlossenen Verträge. Allerdings konnte die bis dahin bewilligte Fortdauer eines anerkannten Krebsschadens

der öffentlichen Sittlichkeit befremdlich erscheinen, allein die Stadt Paris, 1837.
welche ohnehin durch die Aufhebung ein bedeutendes Einkommen für die Zukunft verlor, wäre sonst großen Entschädigungsansprüchen ausgesetzt gewesen, und mußte ohnedies Vorbereitungen treffen, um den Ausfall zu decken. Bei Verhandlung des Budgets für das Ministerium des Aeussern vertheidigte Thiers die Allianz mit England gegen einen Angriff des Herzogs von Fitz-James, was einen sehr guten Eindruck machte, da die Annahme seit einiger Zeit vorwiegend gewesen war, die Regierung neige sich zu Rußland hin. Eben so erfolgte bei Erörterungen über Algier die ministerielle Erklärung, daß Algerien unter allen Umständen beibehalten werden solle.

Der Besuch, welchen die Prinzen von Orleans in Deutschland abzustatten sich bereiteten, erfüllte die Legitimisten mit Erstaunen und Besorgniß; sie betrachteten diese Reise als ein politisches Ereigniß von Bedeutung, und zwar für ihre Absichten als ein sehr unerfreuliches, und das mit vollem Rechte; denn wie dadurch deutlich sich zeigte, daß die Achtung für die Orleanische Dynastie und das Vertrauen zu ihr sich befestigt hatten, so wußten die Legitimisten, trotz ihrer bitteren Feindseligkeit, recht gut, daß für die Zukunft die Sache ihrer Gegner um so mehr gewinnen mußte, als es nicht fehlen konnte, daß die jungen Prinzen überall den günstigsten Eindruck hervorbringen würden. Wer Gelegenheit gehabt hat, vertraute Briefe der Legitimisten aus jener Epoche kennen zu lernen, muß ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war den Einsichtsvolleren unter ihnen ganz wohl bekannt, daß die Verläumdungen und Verhöhnungen, welche ihre Partei in den von ihr besoldeten Blättern, wie La Mode u. s. w. in Frankreich gegen die Prinzen und die königliche Familie der Orleanischen Dynastie verbreitete, im Auslande kein Glück gemacht hatten, und namentlich in Deutschland kaum die langweilige Muße einiger Stiftsdamen ergötzten, dagegen aber gerade in den höchsten Kreisen, wo sie auf einen Eindruck rechneten, als unwürdige Geschmacklosigkeit mit der höchsten Verachtung zurückgewiesen waren, ja daß Viele, welche durch Geburt und Gewohnheit der Erziehung der legitimisten Ansicht günstig gesinnt waren, sich von einer Partei abwendeten,

1836. die bei den ihnen Gleichgesinnten einen so schlechten Geschmack voraussetzte, daß sie an einer so gehäßigen Polemik Gefallen finden könnten. Die leidenschaftlichsten Legitimisten in Frankreich unterließen indessen nicht, ihre Anhänger an den zwei größten Deutschen Höfen brieflich zu beschicken; allein weder die Vertrauten des politischen Wochenblatts in Berlin, noch einige orthodoxe Edelfrauen in Wien, deren Alter Erfahrungen voraussetzte, konnten den Aufträgen ihrer Freunde in Frankreich irgendwie Geltung verschaffen.

Am 4. Mai reisten die Herzoge von Orleans und Nemours von Paris ab. Sie begaben sich zuerst nach den preußischen Staaten. In ihrem Gefolge waren die Generäle Baron Marbot, Baudrand und Colbert, Herr von Montguyon vom Generalstabe, und der Herzog von Elchingen, zweiter Sohn des Marschalls Ney. Die Prinzen schlugen den Weg über Coblenz und Elberfeld nach Berlin ein, wo sie am 11. Mai ankamen. Ueberall auf dem Wege wurden sie von den obersten Civil- und Militärbehörden mit Ehrfurcht empfangen, und selbst bei dem kurzen Aufenthalte in den auf diesem Wege liegenden Städten machten sie auf die Bevölkerungen den günstigsten Eindruck. Die vortheilhafte Persönlichkeit der jungen Prinzen, die natürliche Würde, die Leutseligkeit, welche sie überall zeigten, fanden volle Anerkennung in der Aufmerksamkeit, die man ihnen erwies. Wenn sie an den Ruhepunkten die ihnen vorgestellten Behörden zur Tafel zogen, gestatteten sie auch dem Publikum, das sich überall zahlreich eingefunden hätte, freien Zutritt, richteten häufig an die Geringsten im Volke Fragen und Aeußerungen in deutscher Sprache und zeigten so viel Achtung für Deutschland, daß Alle, welche die Prinzen zu sehen Gelegenheit hatten, sich noch mit Freude ihrer Anwesenheit erinnern. Ludwig Philipp hegte immer viel Achtung für Deutschland, kennt seine Sprache und Literatur, hatte an allen königlichen Lehranstalten in Frankreich Lehrer der deutschen Sprache angestellt; dies war in Deutschland keineswegs übersehen worden, und man hatte nun Gelegenheit, sich persönlich davon zu überzeugen, daß seine Söhne in demselben Geiste erzogen waren. In Berlin wurden die Prinzen von Orleans nicht nur mit den Ehrenbezeigungen empfangen, die

ihrem Range zukamen, sondern der ehrwürdige König von Preußen 1836. bestätigte die hohe Achtung, die er für Ludwig Philipp hegte, durch die Herzlichkeit, mit der er seine Söhne aufnahm. Diese günstige Stimmung für die Prinzen von Orleans beschränkte sich keineswegs auf den Kreis, dem das Benehmen des Königs zunächst als Maßstab dienen mußte, sondern sie wurde vom ganzen Publikum durch alle Stände getheilt. Man hatte erwartet, daß die Prinzen noch am Tage ihrer Ankunft im Theater erscheinen würden, und schon mehrere Tage vorher waren für diesen Abend alle Plätze des geräumigen Opernhauses in Anspruch genommen worden. Diese Erwartung des Publikums wurde indessen getäuscht, weil die Prinzen am ersten Tage nicht bei allen Mitgliedern der zahlreichen königlichen Familie Besuche abstatten konnten. Wie sie aber am folgenden Tage in Begleitung der Königin der Niederlande in die große königliche Loge des Theaters eintraten, wurden sie von dem überfüllten Hause mit einem Jubelrufe empfangen; es war der Willkomm, den das Berliner Publikum den erlauchten Söhnen des Fürsten darbrachte, der, auf einen der gefahrvollsten Wendepunkte des geschichtlichen Fortschritts unserer Zeit hingestellt, sich der Würde seiner hohen Sendung so vollkommen ebenbürtig erwiesen hatte. In Berlin, wo man für Anerkennung von Wissen und höherer Bildung keinen geringen Maßstab anlegt, bewunderte man die seltene Vorbereitung, mit der die Prinzen gekommen waren, ihre Kenntniß der Zustände und der Sprache. Bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt wußten sie jedem Gespräche eine Belehrung abzugewinnen; die Verbindlichkeit ihrer Aeusserungen hatte nichts Gesuchtes noch Absichtliches; sie freuten sich über Alles Bemerkenswerthes, das ihnen dargeboten wurde, und sagten es. Die lebhafte Theilnahme, welche der Herzog von Orleans Allem, was ihn umgab, zuwendete, gab sich kund in treffenden Bemerkungen, welche Zeugniß ablegten von der Leichtigkeit und dem Takt, womit er sich auszudrücken wußte. Bei dem Auftreten der Prinzen überließ der Herzog von Nemours seinem älteren Bruder die Initiative; wo er aber in der von ihm gewählten zurückgezogenen Stellung Veranlassung nahm, sich auszusprechen, zeigte er viel Verstand und eine scharfe

1836. Beobachtungsgabe. Diese Bescheidenheit des Herzogs, die in Frankreich ihm so oft als Kälte und Stolz gedeutet worden ist, gefiel in Deutschland, denn man erkannte darin ein ausnehmendes Schicklichkeitsgefühl, womit der junge Prinz seine Stellung richtig beurtheilte, indem er dem Kronprinzen, seinem künftigen König, den ihm gebührenden Vortritt ließ; man sah darin das Ergebniß einer vortrefflichen Erziehung und der weisen Lehren seines königlichen Vaters. Die Anwesenheit der Prinzen in Berlin erregte auch beim Volk vielen Antheil; überall wo sie sich öffentlich zeigten, hatte es sich zahlreich eingefunden, und die Prinzen waren sehr erfreut über die Achtung und Aufmerksamkeit, die ihnen erwiesen wurden. Am Hofe weiteiferten alle Mitglieder der königlichen Familie in Anbietung von Festlichkeiten, womit der Aufenthalt der französischen Prinzen am Hoflager verherrlicht wurde. Sie waren die ersten Capetinger, welche sich in Berlin aufhielten, denn Carl X. auf seiner Reise nach den östreichischen Staaten hatte in Spandau Pferde gewechselt und war ohne sich aufzuhalten durch Berlin gefahren. Graf Bresson, französischer Gesandte am preussischen Hofe, gab auch ein glänzendes Fest, welches der König und die königliche Familie mit ihrer Gegenwart beehrten. Der Graf hatte Einladungen ergehen lassen an alle Stände und die Prinzen sahen sich umgeben von den Notabilitäten der Literatur, der Kunst und der Industrie. Sie nahmen Abschied von der königlichen Familie im Schloße Sanssouci, wo sie aufmerksam den ehemaligen Lieblingsaufenthalt Friedrich des Großen betrachteten, der so lebhaft die Erinnerung an ihn hervorruft. Mit diesen Eindrücken verließen die Prinzen Berlin am 25. Mai nach einem vierzehntägigen Aufenthalte. Sie gingen über Liegnitz, Crossen und Trautenau nach Wien, wo sie am 29. Mai ankamen. Sie fanden bei allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie die freundlichste Aufnahme und man beeiferte sich von allen Seiten ihnen Auszeichnung und Annehmlichkeit zu bereiten.

Man hat bekanntlich behauptet, und es ist geglaubt worden, daß außer der Absicht, den kaiserlichen Hof kennen zu lernen, auch noch die bei der Reise der Prinzen nach Wien vorwaltete, eine Verbindung des Herzogs von Orleans mit der Erzherzogin Therese, Tochter des

Erzherzogs Carl, jetzt Königin von Neapel, einzuleiten. Wir können nicht bestimmen, ob diese Vermuthung gegründet war, gewiß ist indessen, daß kein Schritt geschah, der sie bestätigen konnte; die Legitimisten aber verfehlten nicht, sie für Gewißheit auszugeben, schrieben die ihrer Meinung nach erfolgte abschlägige Antwort den Bemühungen der Herzogin von Angoulême zu, und brachten damit in Verbindung, daß eben damals ziemlich unerwartet die baldige Ankunft des Königs von Neapel in Wien angemeldet wurde. Für die Richtigkeit dieser Angaben zeugt, wie gesagt, keine Thatsache. Der ehrwürdige Erzherzog Carl zeigte den Prinzen während ihres ganzen Aufenthalts besondere Aufmerksamkeit, sprach oft und lange mit ihnen über die reiche Vergangenheit seines viel versuchten Kriegerlebens, über die in manchen Beziehungen veränderte Kriegführung durch neue Erfindungen und Fortschritte in der Technik der Kriegskunst, denen der greise Feldherr mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, und freute sich über die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der die jungen Prinzen ihm zuhörten. Man könnte sich übrigens nicht wundern, wenn das verhängnißvolle Schicksal zweier östreichischer Erzherzoginnen auf dem Throne Frankreichs Einfluß geübt hätte auf den Beschluß im Betreff einer ähnlichen Verbindung, wenn überall Veranlassung gewesen wäre, einen solchen zu fassen. 1836.

Der Eindruck, den die Prinzen am östreichischen Hofe machten, war der günstigste, und die Reihe von Festen, welche man ihnen bot, wurde nur unterbrochen von der Nachricht vom Tode des Königs von Sachsen. Auch in Wien bezeigte das Volk den leutseligen französischen Prinzen viele Theilnahme. Sie besuchten unter Anderm auch die kaiserliche Gruft in der Augustiner Hofkirche. Als der Herzog von Orleans vor einem Sarge stehen blieb und fragte, wer darin ruhe, antwortete der mit der Bewachung der Gruft beauftragte Mönch: „der Prinz, welcher als König von Rom geboren wurde!“ Tief ergriffen stand der Herzog von Orleans vor den sterblichen Resten des jungen Prinzen, der, zu so großen Hoffnungen geboren, in den blühendsten Jahren vom Leben scheiden mußte, nachdem er schon einen so großen Schicksalswechsel erfahren hatte. Als wenn eine Ahnung ihn beschlichen hätte, daß es auch ihm bestimmt sey, früh und schnell abberufen zu werden, fuhr der Herzog

1836. wie mit allen Verhältnissen völlig in's Reine gekommenen Gemüthsstimmung nur die Zuversicht vermehren, denn es war wie ein Zuruf der Vorsehung, die über die Tage des Königs gewacht, daß ihm noch eine fernere Lebensbestimmung vorbehalten sey. Aber Trostbedürftig, und das höchste Mitleid ansprechend war der Zustand der erlauchten Frauen, die eben vor ihren Augen gesehen hatten, wie der Mann, der ihren Herzen zunächst stand, auf dem das Geschick Frankreichs, ja Europa's ruhte, noch immer die Zielscheibe blutigen Hasses sey, wie sein Leben, wenn auch nur einen Augenblick, in die Hand eines verächtlichen und kurzsichtigen Bösewichts gegeben war. So war denn wieder ein Beweiß geliefert worden von dem unversöhnlichen Rachegelüste der empörungssüchtigen Bande, deren verderbliche Entwürfe der König mit starker Hand zertrümmert hatte; er hatte Frankreich geschützt, sich selbst konnte er nicht schützen, er war der unermüdliche Erhalter einer billigen und ordnungsgemäßen Freiheit, während er selbst wie ein geächteter Mann von Mord und Verrath umlagert war.

Der Mörder war in die Wache geführt worden, und man erfuhr sogleich seinen wahren Namen. Der Sergeant der zweiten Legion der Nationalgarde, der eben auf der Wache war, Desvignes, ein Waffenschmied der Straße Helder, erkannte die Stockflinte als seine Arbeit, und auch den Mörder, der Alibaud hieß, und einige Zeit vorher als Commis bei ihm Dienst gesucht hatte. Alibaud war 25 Jahre alt, von Nismes (Gard) gebürtig, blatternarbig mit einem starken Bart, und schien durch seine Erscheinung und seine schlechte Kleidung gemeine Herkunft und Vermögenslosigkeit anzudeuten, was sich auch bestätigte. Er war gesehen worden, wie er eine Stunde vor dem Attentat auf dem Carrousselplatze auf und ab gegangen war; er hatte mit der dort aufgestellten Schildwache gesprochen und gesagt, er warte auf Jemand, der ihn herbestellt habe; als die königlichen Wagen vorfuhren, stellte er sich an der Durchfahrt nach der Seine auf, und beging dort das Verbrechen in der beschriebenen Weise. In der Wachstube sowohl, wie nachher in den ersten Verhören bekannte er unverholen, daß er mit dem Vorsatze, den König tödten zu wollen, auf ihn geschossen habe, und bedauerte nur das Mißlingen seiner That. In den Verhören

wie bei allen Verhandlungen seines Processes war er kalt und ruhig, 1836.
und gleich das erste Protocoll, welches sein volles Geständniß enthielt, mit allen dessen schrecklichen Folgen, durchlas er aufmerksam, erörterte einige Formalitäten, die er geändert wünschte, und unterzeichnete es mit fester Hand. Er erzählte umständlich alle Versuche, die er mit der Stockflinte gemacht, welche ihm die Ueberzeugung gegeben, daß 26 Gran Pulver die rechte Ladung sey, um der Kugel eine gerade Richtung und todbringende Wirkung zu geben. Die Stockflinte hatte er sich verschafft, indem er dem Waffenschmied Desvignes die Aussicht eröffnete, einen guten Absatz dieser verbo enen Waffe herbeiführen zu können, weßhalb ihm zwei Stück zur Probe gegeben wurden. Bei Durchsuchung seiner Wohnung im hôtel du pont des arts in der Straße du Marais St. Germain, fand man einen Band von den Werken St. Just's, worin der Königsmord als eine verdienstvolle Handlung dargestellt wird; auch bei Pepin hatte man St. Just's Werke gefunden. Man erfuhr später, daß Louis Alibaud gedient hatte und Fourier gewesen war, daß er verabschiedet worden und nach Barcelona gegangen sey, wo er sich mit Aufrührer verband, welche eine Republik errichten wollten. Nachdem diese Versuche gescheitert waren, kam er nach Frankreich zurück. Hier fand er seiner Ansicht nach das Volk erniedrigt. Er betrachtete den König als den Todfeind aller Völker, dessen Daseyn ein Hinderniß sey für das Wohl der Nation. Sein Leben wurde ihm verhaßt, er dachte an Selbstmord, aber wollte wenigstens seinen Tod für die Volkswohlfahrt nutzbringend machen, und seit sechs Monate bewachte er alle Schritte des Königs, um eine Gelegenheit zu finden, ihm beikommen zu können. Man entdeckte keine Spur, daß er mit den geheimen Gesellschaften in Verbindung gewesen sey, und es scheint gewiß, daß er mit den politischen Vereinen in Frankreich keinen Verkehr gehabt habe, aber er war ihres Geistes und ihrer Absichten voll, die er auf einem andern Boden in sich aufgenommen hatte. Alibaud äußerte: „Ich habe meinen Vorsatz Niemand anvertraut, aber „20,000 sind bereit, wie ich, das Leben an den Tod des Königs zu „setzen. Mein Name beginnt mit dem ersten Buchstaben des Alpha-

1836. „bets, der König hat alle folgende zu fürchten. Welches auch mein „Loos werde, mein Name wird in ganz Europa bekannt, und meine „Hingebung wird von allen wahren Patrioten geehrt werden.“ So waren verkehrte Ansichten über den Staat und Freiheit mit Hoffart vereinigt; er wollte sich Ruhm erwerben durch ein Verbrechen, und sah in dem Tode der Schande ein Märterthum, durch welches sein Name hochgestellt werden sollte in dem Andenken der Menschen. Er erklärte ferner, daß er die Abwesenheit der zwei ältesten Prinzen als sehr günstig für seine Absicht betrachtet habe.

Die Herzöge von Orleans und Nemours erfuhren in Mailand die Gefahr, welche dem König gedroht. Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt der Lombardei waren sie von dem Erzherzog-Vicekönig aufs beste aufgenommen worden, und hatten die Absicht, von dort nach Florenz zu gehen, aber weil im Mailändischen die Cholera ausgebrochen war, hatte Toscana eine Quarantaine angeordnet. Die durch telegraphische Botschaft nach Lyon beförderte Nachricht vom Alibauds Attentat und dessen Mißlingen empfingen die Prinzen am 29. Juni in Mailand und traten die Weiterreise denselben Abend um 10 Uhr an. In Turin stiegen sie ab in dem für sie in Bereitschaft gesetzten Palast Carignan, speisten mit der königlichen Familie, und setzten dann die Reise nach Paris fort. Am 1. Juli trafen sie in Lyon ein, und am 4. in Neuilly.

Die Königin äußerte in Beziehung auf Alibauds Attentat zu Baron Pasquier und Graf Bastard, die mit der Pairskammer gekommen waren, um dem König zu seiner Rettung Glück zu wünschen: „Wir fingen an Europa eine Rückkehr zur Ordnung „und zu erhaltenden Grundsätzen darlegen zu können, und nun „kommt dieser unselige Mensch und raubt uns die Früchte so schwerer „Mühe.“ Ohne Zweifel dachte die Königin dabei auch daran, daß das Ergebniß der sonst so erfolgreichen Reise ihrer Söhne auch von dem Eindruck betroffen werden mußte, den die Kunde vom Attentat nothwendig hervorbringen werde im Auslande.

Die Pairskammer wie die Deputirtenkammer waren zahlreich beim König erschienen, um ihm Glück zu wünschen. Der König

sagte zum Präsidenten der Pairskammer: „Es ist mir ein Trost, 1836.
„von der Pairskammer die Versicherung zu empfangen, daß sie mir „beistehen werde in Vertheidigung unserer Gesetze und unserer Frei„heit, in Verbürgung der Aufrechthaltung unserer Institutionen, und „dadurch den Erwartungen Frankreichs zu entsprechen, das mir die „Bewahrung derselben anvertraut hat. Gerade weil es mir gelungen „ist, dieses kostbare Unterpfand unangetastet zu erhalten, bin ich den „Kugeln der Mörder ausgesetzt, denn sie wissen, daß man es mir „nur mit dem Leben entreißen kann, und daß diejenigen, welche den „Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, die Umwälzung Frankreichs „und Europa's wollen, in mir ein unübersteigliches Hinderniß ihrer „Absichten finden."

Zu den Deputirten sagte der König unter Andern: „Sie wissen, „daß ich auf meinem Posten bleibe, wie groß auch immer die Gefahr „sey, daß ich, wenn es seyn muß, immer bereit bin, auf der Bresche „zu sterben in Vertheidigung dessen, was Frankreich mir anvertraut „hat."

Am 8. Juli war die erste Sitzung im Hochverrathsprocesse Alibaud's. Es war klar, daß diese Sache sehr bald beendet seyn müsse; Ueberführung und Geständniß waren unbedenklich und vollständig, eine Spur von Mitschuldigen war nicht aufgefunden worden und die Vertheidigung konnte nur ein Versuch werden, die juridische Form aufrecht zu erhalten. Das in der Gerichtssitzung vorgenommene Verhör des Schuldigen brachte keine weitere Aufklärung. Alibaud erschien auch vor dem Gerichte mit der kalten und ruhigen Fassung, die er bis zu seinem Tode behauptete. Der wesentlichste Theil seiner Vertheidigung mußte nothwendigerweise ihm selbst zufallen. Er hielt eine Rede, in der er seine That und den Königsmord überhaupt vertheidigte. Diese Rede war nicht zu seinen Richtern gesprochen, denn er konnte nicht erwarten, noch hatte er erwartet, daß sie auf die Pairs des Reichs eine andere Wirkung hervorbringen könne, als die Ueberzeugung zu schärfen, von der Alle ohne Ausnahme durchdrungen seyn mußten, daß der Mißbrauch des Vertheidigungsrechtes, ein ruchloses Verbrechen zu einer ruhmvollen Handlung stempeln zu

1836. wollen, nur dessen Strafwürdigkeit vermehre. Aber Alibaud sprach zum Publikum, in dem es Schwächlinge genug gibt, die sich von dem frechen Trotz einer lasterhaften Gesinnung im Angesichte des Todes verblüffen lassen, und, da sie von Nichts eine edle und mannhafte Vorstellung haben, im Meuchelmorde etwas Römerhaftes erblicken, weil sie davon gehört haben, daß Brutus den Julius Cäsar, seinen väterlichen Freund, ermordete und Brutus in allen historischen Katechismen als ein Freiheitsheld gepriesen wird. Alibaud nun rechnete wohl vorzüglich auf die Rasenden, zu denen er selbst gehörte, die sich blind in den Tod stürzen für eine Idee, die nur Tod und Verderben erzeugen kann. Es erging an die Abendblätter ein Verbot, den gesprochenen Anfang der Rede zu drucken, wenigstens betrachteten die Redactionen die ihnen gewordene Mittheilung so und sahen hierin eine Verletzung der Preßfreiheit; aber der Moniteur des folgenden Tages berichtete, man habe den Redactionen nur den Rath ertheilt, die Vertheidigung des Königsmords nicht aufzunehmen.

Alibaud wurde einstimmig zur Todesstrafe der Vatermörder verurtheilt, die er am 11. Juli ruhig und gefaßt erlitt. Er hatte noch am Morgen seiner Hinrichtung von Brutus und Sand gesprochen. Mit Erstaunen sah man mehrere Parteiblätter mit einer gewissen Theilnahme von Alibaud sprechen und ziemlich deutlich die Ansicht zu erkennen geben, daß er ein Opfer monarchischer Ideen sey. In der That mußte man es erleben, daß es Menschen gab, die fanatisch genug waren, um ihn als ein nachahmungswerthes Muster hinzustellen und Erinnerungsfeste an seinem Grabe zu begehen. Die von uns angeführte Jungfer Grouvelle erklärte in ihrer republikanischen Exaltation, in Alibaud einen Helden verehren zu müssen.

Allein man sollte bei dieser Gelegenheit noch einen staunenswertheren Beweis von Lieblosigkeit aus politischem Hasse bekommen. Der Erzbischof von Paris, Hyacinthe von Quelen, verschmähte nicht diese Veranlassung, um seine Unlust an der bestehenden Regierung zu zeigen. Der fromme Prälat erließ mit Bezug auf das angeordnete Dankfest für die Rettung des Königs einen Hirtenbrief an die Geistlichen seines Bisthums, worin er ihnen zwar auftrug, die

vorgeschriebenen Gebete für den vom Himmel verliehenen Schutz zu 1836.
halten, aber ohne den König zu nennen, den er mit dem Ausdruck: „der Fürst, der Frankreich regiert“ bezeichnete. Allerdings zeigte der Herr von Quélen, der bis zu seiner letzten Stunde in dem König der Franzosen einen usurpatorischen Herzog von Orleans erblickte, nur die eiserne Consequenz seiner Ansichten, und er mochte nach seiner persönlichen legitimistischen Meinung dem Himmel für die Rettung des Königs sich nicht besonders dankbar verpflichtet glauben; allein, da es ohne allen Widerspruch entschieden war, daß die Zahl derjenigen, welche den politischen Ansichten des Erzbischofs beipflichteten, in seiner Diöcese sehr gering, und fast nur in der Vorstadt St. Germain anzutreffen war, so kann man wohl ohne Bedenken sagen, daß es ein unerhörter Mißbrauch der geistlichen Gewalt war, in einem Hirtenbriefe eine polemische Form zu wählen, die, indem sie ausdrücklich sagte, daß in Frankreich kein König, sondern nur ein Fürst sey, der es thatsächlich regiere, fast ein Bedauern ausdrückte, daß das nicht eingetroffen sey, für dessen Abwenden Dankgebete angeordnet wurden, die der Erzbischof nach seiner ausgesprochenen Ansicht nothwendig als eine heuchlerische Formalität ansehen mußte. Ludwig Philipp hat nie die Pflichten seiner Regierung gegen die Religion aus dem Auge verloren und war unabläßig bemüht, ihr und ihren Dienern Achtung und die gebührende Wirkung zu verschaffen. Er zeigte auch hier die voraussichtige Mäßigung, die sich von keiner persönlichen Anreizung beirren läßt; weit entfernt, die allgemeine Entrüstung, welche der Hirtenbrief hervorgebracht, gegen seinen Urheber zu benützen, war er es, der sie beschwichtigte, und einem lieblosen Priester, der aus persönlicher Leidenschaftlichkeit seine Pflicht für das Wohl der Kirche mißkannte, das Beispiel christlicher Duldsamkeit gab. Ludwig Philipp kennt die geistliche wie die weltliche Geschichte zu gut, um nicht zu wissen, daß er bei seinen Bestrebungen zur Aufrechthaltung wahrer Religiosität auf Hindernisse in der Kirche selbst rechnen müße; bei dem dogmatischen Widerstand, den er bei dem überall sich kundgebenden Verfahren der römischen Kirche voraussah, wenn sie durch ihn in Frankreich wieder zum Ansehen gelangte, legte er nur geringes Gewicht

1836. auf persönlichen Widerspruch und persönliche Feindseligkeit einzelner Prälaten, besonders wenn sie, wie hier, so offenkundig auf Parteipolitik beruhten.

Auf den 29. Juli war eine große Heerschau der Nationalgarde, wie der Linie angesagt worden. Von allen Seiten suchten die Umgebungen des Königs ihn zu vermögen, von Abhaltung dieser Heerschau abzustehen. Allerdings hatten eben damals Anzeigen und polizeiliche Nachforschungen den Beweis geliefert, daß die Empörungsversuche nicht aufgegeben waren; man hatte zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und viele erwiesen sich als wohlbegründet, man hatte Niederlagen von Waffen und Schießbedarf aufgefunden, große Auflagen von aufrührerischen Schriften mit Beschlag belegt, und die sicheren Spuren einer höchst gefährlichen geheimen Verbindung bekommen. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß den Ministern in Frankreich Drohbriefe zugestellt werden, wie den Richtern und den Geschwornen bei den politischen Processen. Das geschah nun auch jetzt, aber sie schienen dießmal eine entschiedenere Form zu haben, und es war eine gewisse Uebereinstimmung in ihren Ausdrücken, welche auf ein organisirtes Unternehmen schließen ließen. Es war auch der Polizei die Anzeige geworden, daß man namentlich bei der Einweihung des großen Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile, die bei den dießjährigen Julifesten statt finden sollte, einen Versuch machen würde, ein großes Gedränge zu veranstalten, um die daraus entstehende Verwirrung zu einem Angriff auf das Leben der königlichen Familie zu benützen. Der König beharrte dessen ohnerachtet lange auf seinem Vorsatz, die Heerschau abzuhalten, bis es endlich gelang, den abrathenden Vorstellungen Eingang zu verschaffen, worauf die Heerschau am 23. Juli abgesagt wurde. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Entschluß einen großen Eindruck hervorbringen mußte, denn bei der allgemein bekannten Unverzagtheit des Königs nahm man an, daß ganz ungewöhnliche und zuverläßige Entdeckungen stattgefunden hätten. Das Journal des Débats stellte deßhalb eine offene Frage, und der Moniteur vom 24. Juli beantwortete sie mit der Erklärung, daß die Entdeckung von gefährlichen Umtrieben es rathsam machten,

daß der König die Heerschau nicht persönlich abhalte. Obwohl nicht 1836. daran zu zweifeln ist, daß das Ministerium triftige Gründe haben konnte, um einen solchen Rath zu ertheilen, obwohl es leider nur zu gewiß ist, daß lebensgefährliche Anschläge gegen den König im Werke waren, und wie natürlich es auch erscheinen mußte, daß die königliche Familie jeder Gelegenheit mit Unruhe entgegensah, welche den König in Berührung mit großen Volksmassen brachte, so scheint es doch gewiß, daß Ludwig Philipp nachher selbst den Entschluß, der Heerschau nicht beizuwohnen, als einen Fehler betrachtete, nicht weil er besorgte, daß man darin Kleinmuth erblicken konnte, sondern weil er Unruhe in Betreff der öffentlichen Sicherheit verbreiten konnte. Der König sollte nur zu bald Gelegenheit bekommen, seine Geistesgegenwart bei persönlichen Gefahren wieder zu zeigen.

Bei der Untersuchung in der Sache der Pulververschwörung, deren geheime Fabrik in der rue de l'Oursine entdeckt worden war, welche im August vor dem Gericht verhandelt wurde, hatte man deutliche Spuren gefunden von der Gründung einer neuen geheimen politischen Verbindung. Diese Sache wurde dem Zuchtpolizeigerichte, bei dem keine Geschwornen sind, zur Entscheidung übertragen. Man hatte bei den Haussuchungen eine große Liste der Personen gefunden von denen man, ohne Zweifel mit Recht, vermuthete, daß sie Mitglieder der neuen société des familles waren. Die Angeklagten läugneten, daß es eine solche Gesellschaft gebe, und erklärten, daß die Listen nur die Namen der wahrscheinlichen Theilnehmer an einem neu zu begründenden Blatte enthielten; dagegen bekannten sie ohne Rückhalt, daß sie alle zu der Gesellschaft der Menschenrechte gehört hätten. Unter den aufgefundenen Papieren enthielt eines folgende Worte: „Ludwig Philipp mit seiner Familie muß von der Erde vertilgt werden. Das einzige würdige Ziel eines Mannes ist, ein Volk zu revolutioniren, das einzige würdige Ziel eines Volks, die Welt zu revolutioniren.“ Die meisten Angeklagten wurden der geheimen Fabrikation von Pulver schuldig erkannt, doch wurde Keinem über zwei Jahre Gefängniß und 2000 Franken Buße zuerkannt. Nach-

4*

1836. dem das Urtheil gesprochen war, zogen die Verurtheilten ab unter Absingung des revolutionairen chant de départ.

Diese sogenannte „Familiengesellschaft" bestand indessen wirklich, und dauerte bis ins Jahr 1837, wo sie sich auflöste. Es ist wenig von ihrem eigentlichen Zusammenhang und ihrer besonderen Einrichtung bekannt geworden. Sie war unter allen Umständen ein Ausfluß der Gesellschaft der Menschenrechte, wie denn überhaupt die geheimen Verbindungen der äußersten politischen Meinung dieselbe Tendenz hatten, wenn sie auch dem Namen nach verschieden waren, und nur andere Benennungen annahmen, um die Behörden irre zu führen, aber häufig in ihren wesentlichsten Bestandtheilen dieselben Personen zu Mitgliedern hatten, so wie Manche zu derselben Zeit in mehreren solchen Vereinen waren. Vor den Empörungen in Lyon, Paris und an andern Orten im April 1834, konnte man oft hören, wie Manche, und zwar aus den höheren und gebildeten Ständen sich eine Ehre daraus machten, an den politischen Klubs Theil zu haben, und dies wurde angehört von den vielen Schwankenden, die, ohne es zu billigen, es doch nicht laut tadelten und dadurch den Klubisten eine indirekte Aufmunterung gaben; dieß kam daher, weil der endliche Sieg der Regierung noch nicht entschieden schien, und es noch immer zweifelhaft seyn konnte, ob nicht eine weit vorgeschobene Meinung zur Herrschaft käme, und sie daher nicht geradezu verdammen wollten, was sie nachher billigen mußten; denn der Erfolg allein, ob der guten oder der schlechten Sache, bestimmt die Meinung der Masse, leider auch unter denjenigen, die zu den Gebildeten zählen. Nachdem aber im April 1834 die revolutionaire Partei vernichtende Niederlagen erlitten hatte, sowohl in der Kammer durch das strenge Gesetz gegen nicht befugte Vereine, wie auf der Straße in offener Empörung, wurde der Tadel gegen alle revolutionaire Verbindungen laut und wer noch eine öffentliche Bedeutung behalten wollte, mußte wenigstens alle Theilnahme daran verschweigen, so wie überhaupt selbst die radikale Opposition nicht mehr gestehen durfte, daß sie noch ferner, wie früher, einen Hauptstützpunkt in den revolutionairen Gesellschaften hatte. Die Gesellschaft der Menschenrechte hatte sich indessen mit

großer Heimlichkeit fortgesetzt an immer wechselnden Versammlungs- 1836.
orten. Das Fieschi'sche Attentat aber hatte den vielen Aufdeckungen über die scheußliche Tendenz jener Gesellschaft die Krone aufgesetzt; die gebildeten Theilnehmer mußten sich auf immer von ihr lossagen, und sie verschwindet von da an gänzlich. Aus ihren Trümmern ging die Société des familles hervor. Diese bestand, wenigstens in ihrem Anfange, aus den Tollsten und Verwegensten in der Gesellschaft der Menschenrechte, welche in ihr die Section de l'Action bildeten und bei Empörungen die Vorhut hatten. Man kann sagen, daß aus der Familiengesellschaft der Mordversuch Alibauds hervorging, denn wiewohl nicht erwiesen wurde, daß Alibaud aufgenommenes Mitglied davon war, so gehörten doch fast Alle, mit denen er Umgang gepflogen, zu dieser Gesellschaft. Der im December auftretende Königsmörder Meunier und seine Genossen gehörten entschieden zu der Familiengesellschaft, die, auf allen Seiten von dem öffentlichen Unwillen und den Spähern der Polizei verfolgt, sich im Jahre 1837 auflösen mußte; aber die meisten ihrer Mitglieder entsagten nicht dem blutigen Hasse, sondern stürzten sich in communistische Vereine der düstersten Art, und predigten in einer heimlichen Presse nicht nur Königsmord, sondern den Mord Aller, die sich der Aufhebung von Religion, Staat, Gesetz, Besitz, Ehe widersetzen würden; wir werden dieß genauer besprechen in der Epoche, wo der reine Babouvismus sich im Proletariat constituirte.

Die Richtung, welche Thiers nach den in Spanien vorgefallenen Ereignissen der Politik Frankreichs geben wollte, führte die Auflösung des Ministeriums herbei, dessen Präsident er war. In la Granja, einem Lustschlosse in der Nähe von Madrid, wo der spanische Hof sich aufhielt, empörten sich nämlich einige Bataillone der Melicianos und des vierten Garderegiments, drangen der Königin-Regentin die spanische Constitution von 1812 auf, hielten sie nachher in Madrid fast wie eine Gefangene, und man konnte sagen, daß die gesetzliche und regelmäßige Regierung in Spanien durch diesen Handstreich, bei dessen Ausführung Unteroffiziere der Garde die erste Rolle gespielt hatten, gestürzt worden war; nur mit Mühe hielt die Königin-

1836. Regentin unter einer Reihe von Drohungen und Demüthigungen die Form der monarchischen Regierung aufrecht. Thiers glaubte daher, daß der Augenblick gekommen sey, in dem Frankreich an die Spitze der Viermächtevertrag treten und thatsächlich in die spanischen Angelegenheiten einschreiten müsse. Der Ministerpräsident hielt die Aufforderung zu dieser Politik für so dringend, daß er auf eigene Hand einen Schritt that, indem er ohne die Meinung des Königs einzuholen und ohne den Kiegsminister, Marschall Maison, in Kenntniß zu setzen, aus Algerien General Bugeaud zurückberief, dem er den Befehl über ein Heer, das in Spanien einrücken sollte, übergeben wissen wollte. Thiers fand indessen bei seinem Bestreben, die Interventionsfrage in diesem Sinne durchzuführen, einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. Der König wollte eine Intervention in Spanien nicht; und zwar im Allgemeinen, weil er die Abneigung der Spanier gegen jede fremde Dazwischenkunft genau kannte, so wie die Unmöglichkeit, die Opfer zu berechnen, welche ein solcher Schritt nach sich ziehen mußte. Eine Intervention würde überhaupt Frankreichs Stellung in der europäischen Politik ändern und auf einen Boden hinschieben, auf dem die Entscheidung, wenn eine herbeizuführen wäre, schon darum mißlich werden konnte, weil man damit auch für die Folge eine große Verantwortlichkeit auf sich nähme. In dem besonderen Falle war es offenbar zu spät; eine Intervention konnte das Geschehene nicht tilgen ohne weiter zu greifen, als einer fremden Macht zustehen möchte, und ohne eine Garantie zu übernehmen für die Wiederherstellung einer Ordnung in Spanien, die bei der Stimmung in den verschiedenen Provinzen schwer zu erreichen war, und die jedenfalls nur erhalten werden könnte durch eine bedeutende und stets bereite Heeresmacht. Dabei war nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß ein Land, dessen erschöpfte Finanzen seine täglichen Regierungsbedürfnisse nicht aufzubringen vermochten, im Stande seyn sollte, eine, noch dazu nicht erbetene Intervention zu bezahlen. Nicht weniger schwierig war es, zu bestimmen, in welchem Sinne man in Spanien interveniren solle: eine gegenrevolutionaire Intervention wäre ein Widerspruch mit der französischen Politik

ihrem Ursprunge nach; eine revolutionaire könnte verhängnißvoll 1836.
werden für die Politik, welche seit sechs Jahren die Ordnung in Frankreich aufrecht erhalten hatte; und eine rechte Mitte könnte in dem von Leidenschaften zerrissenen Spanien nur durch fortwährende Stütze bestehen, und würde voraussichtlich keine Partei zufrieden stellen. Zudem sagte der Viermächtevertrag nur Hülfe zu für den Fall, daß die Rechte der Königin Isabella auf den spanischen Thron bestritten würden. Dieser Fall war eigentlich nicht, wenigstens nicht formal vorliegend. Die Regentin war allerdings durch eine militärische Pallastrevolution genöthigt worden, eine für die Ruhe des Landes gefährliche, und die Macht der Regierung beschränkende Verfassung anzunehmen, aber diese erkannte die Rechte der Königin Isabella auf den spanischen Thron an. Zudem hatte die Regentin die Constitution angenommen, und die Ankündigung einer Intervention gegen diese würde unfehlbar die Sicherheit der Regentin wie der Königin gefährden; schon der Umstand, daß der spanische Gesandte in Paris, General Alava, wie man glaubte auf Thiers Veranlassung, nicht nur seine Entlassung einreichte, sondern auch eine öffentliche Erklärung gegen die neue Constitution abgab, spannte die Stimmung in Madrid auf eine gefährliche Höhe. Außerdem hatte Thiers bei den Mißhelligkeiten, welche zwischen Frankreich und der Schweiz obwalteten, eine sehr entschiedene Sprache genommen und dem Vorort geradezu mit einer, wie er sich ausdrückte, hermetischen Absperrung gedroht.

Thiers hatte den Entschluß, den er in Beziehung auf die spanischen Angelegenheiten gefaßt, nicht einer so voraussichtigen Berechnung der Wechselfälle der Zukunft unterworfen, als der König es that; vielleicht weil die Politik des Ministerpräsidenten ein schnelles Vorgehen erheischte und einen Zweck hatte, der nicht so weit in die Zukunft hineinsah. Da nun Thiers durch sein rasches Zugreifen nicht den König bestimmen konnte, der in seiner Ansicht unerschütterlich blieb, und da der Minister die Intervention zu entschieden als unerläßlich geschildert, und jede andere Politik als fehlerhaft bezeichnet hatte, so reichte er seine Entlassung ein, und mit ihm seine Collegen Passy, Sauzet, Duperré, Maison und Pelet (de la Lozère).

1836. Nach verschiedenen versuchten und zerschlagenen Combinationen gestaltete sich ein neues Ministerium am 7. September folgendermaßen: Graf Molé wurde Präsident des Ministerraths und Minister des Auswärtigen — Persil Siegelbewahrer und Justizminister — Gasparin, Pair von Frankreich, Minister des Innern — Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität — Graf Duchâtel Finanzminister — Vice-Admiral Rosamel Marine-Minister; etwas später wurde General Bernard Kriegminister. Rémusat wurde Unterstaatssecretair des Innern, und Gabriel Delessert Polizeipräfekt an Gisquets Stelle. Der bisherige Minister des Innern, Graf Montalivet, wurde Generalintendant der Civilliste, und der bisherige Finanzminister, Graf Argout, wurde Gouverneur der Bank. Bald darauf starb Baron Fain, der während Montalivets Ministerium Generalintendant der Civilliste und Vorstand des königlichen Cabinets gewesen war. Er war ein Mann von großer Einsicht und Zuverläßigkeit mit einem seltenen Geschäftsüberblick, der das volle Vertrauen des Königs besaß. Sein Sohn, der ganz in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist, wurde zum Vorstand des königlichen Cabinets ernannt und bekleidet noch diese Stelle.

Die Ansicht des Ministeriums Molé über die spanische Frage war ganz die des Königs: man blieb in dem Viermächtevertrag, aber nahm eine blos beobachtende Stellung gegen Spanien, man löste das Depot im Süden und die Beobachtungscorps an der spanischen Grenze nicht auf, ließ auch der Fremdenlegion einige Verstärkung zugehen, aber man ließ sich auf keine Demonstration ein, welche in die inneren Verhältnisse Spaniens eingriff. Diese Politik vertrat auch Molé nachher vor den Kammern. Sie wurde noch vorher in öffentlichen Blättern lebhaft angegriffen. Namentlich trat Viardot auf mit der angeblichen Enthüllung, daß gleich nach der Julirevolution Molé und Guizot in dem ersten Ministerium die spanische Revolution unterstützt hätten, und daß Molé dem verstorbenen General Lafayette 100,000 Franken aus der Privatkasse des Königs eingehändigt habe, um damit die Bestrebungen der spanischen Revolutionsmänner zu fördern. Dies wurde geläugnet und es konnte für

die Angabe kein anderer Beweis gegeben werden, als die Behauptung 1836.
selbst. Daß übrigens unmittelbar nach der Julirevolution viele Staatsmänner andere Ansichten hegten als später, erklärte sich schon durch die Ungewißheit über die Stellung, welche das neue Frankreich in der Politik nehmen, wo es auf Antheil und Bündniß rechnen könne. Man hörte damals Alles an, und konnte selbst die Rathschläge der Propaganda nicht kurz von der Hand weisen, und sehr oft wurde das bloße Anhören als Billigung und Aufmunterung genommen, namentlich von den Republikanern, die sich damals zu sogenannten Patrioten gemäßigt hatten, und es für unmöglich hielten, daß eine Regierung nur ein Jahr dauern könne ohne auf ihre Ideen einzugehen. Selbst Ludwig-Philipp ließ sich damals von Cavaignac und Anderen allerlei republikanische Ansichten vortragen, aber während sie glaubten, bei ihm bereite sich die Ueberzeugung vor, daß er ihren Absichten verfallen sey, erkannte er den Hochmuth ihrer Uebertreibungen, die Unhaltbarkeit ihrer Plane, und indem er ihnen die Zeit abgewann, die ihnen verloren war, die er aber zu nützen wußte, entwand er ihnen die Initiative, die sie in vergeblichen Kämpfen wieder zu gewinnen trachteten, bis den Unverbesserlichen unter ihnen nur Verschwörung im Verborgenen und die Hoffnung auf den Erfolg eines Mords blieb. Jetzt kamen sie vergeblich zum Vorschein mit veralteten Berufungen, die nur den Ingrimm zeigten über die Vereitelung ihrer Träume, und nichts bewiesen als was sie eingebüßt hatten.

Die Mißverständnisse mit der Schweiz führten durch das schroffe Auftreten des Vororts Bern, und da man unter solchen Umständen hinter dem was Thiers vorangestellt, nicht zurückbleiben konnte, zu einer theilweisen Grenzsperre. Gleich nach Alibaud's Attentat wurde ein geheimer Polizei-Agent, Conseil, entsendet um die französischen Flüchtlinge in der Schweiz, deren Ausweisung man verlangte, zu beobachten. Man wußte, daß viele dieser Flüchtlinge fortwährend mit den geheimen Gesellschaften in Frankreich in Verbindung standen und ihre Plane kannten. Conseil sollte sich mit diesen Flüchtlingen nach England transportiren lassen, und damit er Zutritt zu ihnen be-

1836. kommen könne, wurde er der französischen Gesandtschaft signalisirt als verwickelt in Fieschi's Sache. Es war aber versäumt worden, der Gesandtschaft die geheime Sendung anzuzeigen, und diese, die sie nicht kannte, gab Conseil dem Vororte an, der ihn verhaften ließ. Am 10. November wurde indessen die diplomatische Verbindung mit der Schweiz wieder aufgenommen und Alles auf den alten Fuß gestellt.

Am 28. September reiste der König mit der königlichen Familie nach Compiègne ab um den Waffenübungen beizuwohnen, welche von dem dort gelagerten Armeecorps vorgenommen wurden. Das Heer zeigte die beste Haltung und man konnte sich hinreichend überzeugen, daß die Stimmung der Armee gut sey. Es ist außerordentlich schwierig in Friedenszeiten die Zufriedenheit zu erhalten in einer so thatlustigen Armee wie die französische, besonders wenn sie mehr als einmal glauben konnte, am Vorabende großer Feldzüge zu stehen, und man ihr statt der Feiertage des Kriegsfußes nur den Friedensfuß des Garnisonsdienstes anbieten konnte. Die Unterbrechungen des friedlichen Einerlei, welche die vorgefallenen Empörungsversuche veranlaßt hatten, waren eine schwere und harte Probe für das Heer, welche es gut bestand, denn es gibt für den Soldaten keine traurigere Pflichterfüllung, als der Straßenkampf gegen Meuterei und der damit unvermeidlich verbundene Polizeidienst; er betrachtet es wie eine Execution. Es blieb also nur die Aussicht auf Ruhm und Auszeichnung in den leider unaufhörlichen afrikanischen Feldzügen. Man wechselte so viel als möglich die Regimenter in Afrika. Wenn Heerabtheilungen von dort zurückkamen, erweckte die ernste und bewußtvolle Haltung, welche Gefahren und Anstrengungen ihnen verliehen, und die Achtung, welche sie einflößten, die Eifersucht derer, die nicht über die mittelländische See gekommen waren; aber die Aussicht, ja Gewißheit, daß auch sie der Reihe nach zu gleichen Ehren zugelassen werden sollten, trug wesentlich dazu bei, sie bei guter Laune zu erhalten. Ich habe oft von französischen Soldaten, namentlich von Gemeinen, gehört, welchen guten Eindruck es auf sie macht, daß bei jedem größeren Heereszuge stets einer, oder mehrere von den Söhnen des

Königs zugegen sind. Ich hörte einen aus Afrika zurückgekehrten Soldaten, der mit großer Behaglichkeit die Aufmerksamkeit sah, welche ihm seine nicht afrikanisirten Kameraden schenkten, von den Prinzen sagen: Allez, ce sont des fils de Roi, et ils avancent un peu vite, c'est vrai, mais ils payent de leurs personnes comme des conscrits, et ils sont braves comme des soldats français. Wer die französischen Soldaten kennt, der weiß, welchen Eindruck solche Zeugnisse ihrer geprüften Kameraden auf sie hervorbringen. Allerdings gab es, und gibt noch Offiziere, welche unzufrieden sind, und namentlich die Wahl der nach Afrika, wie sie annehmen, durch Begünstigung der Prinzen beförderten Offiziere einer scharfen Kritik unterwerfen. Dieser hatte Armand Carrel, der selbst früher Offizier gewesen war, ein Organ eröffnet im National, in welchem Blatte die militärische Opposition sich oft mit großer Unumwundenheit aussprach. Es konnte nicht fehlen, daß der Geist, der beim Ausbruch der Julirevolution und in den ersten fünf Jahren nach derselben in der polytechnischen Schule spuckte, fortwirken mußte in manchen in die Armee eingetretenen Zöglingen derselben, deren Köpfe mit Carnotschen Ideen der erobernden Republik und bonapartescher Europaherrschaft angefüllt waren, die Ruhm und Beförderung oder einen Tod unter Lorbeeren als ein ihnen zuständiges Recht forderten, denen der Friede eine Schande dünkte so lange die dreifarbige Fahne nicht wehte auf den Zinnen aller europäischen Städte. Diesen kriegsgeschichtlichen Taumel konnte der practische Dienst mit seinen unerbittlichen Alltäglichkeiten nur allmälig beschwichtigen. Die revolutionäre Partei hatte es nicht an Versuchen fehlen lassen, um die Armee zu verführen, aber es war nur sparsam gelungen, hie und da Gehör zu finden. In Metz und Straßburg, wo die radikale Partei zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger zahlreiche Anhänger in der Bürgerschaft hatte, gab es einige militärische Klubbisten unter den Offizieren und Unteroffizieren; aber im Ganzen wies die Armee solche Verlockungen zurück, und eine gute Heereszucht befestigte sich mehr und mehr. 1836.

Am 7. Oktober nach der Rückkehr des Königs von Compiègne

1836. wurde eine Amnestie für 63 Revolutionaire erlassen. Wir werden später sehen, daß fast alle Amnestien bei den Begnadigten keine Anerkennung fanden, und daß viele die ihnen geschenkte Freiheit nur zu neuen Complotten benützten. Beinahe zu derselben Zeit entwichen mehrere politische Gefangene aus dem Strafhause in Doullens. Nicht Allen gelang es zu entkommen. Reverchon, einer der Rädelsführer beim Aprilaufstande in Lyon, und Desvoyes fielen beim Entweichungsversuche von den Stricken herab und beschädigten sich ernstlich; Considère, der zu lange zu ihrem Beistande bei ihnen verweilte, wurde mit ihnen gefangen. Die meisten Uebrigen entkamen durch Führung des ehemaligen Unteroffiziers Thomas, der als einer der Haupttheilnehmer des Lüneviller Militärcomplots verurtheilt war und seine Strafzeit in Doullens absaß. Thomas führte die Genossen seiner Flucht bis in die Nähe der belgischen Grenze, wo er mit Schmugglern in Verbindung stand, durch deren Hülfe Alle glücklich über die Grenze nach Ostende kamen, wo ein Schiff in Bereitschaft war, das sie nach England brachte.

Am 29. Oktober machte Ludwig Napoleon einen Aufruhrversuch in Straßburg, der gleich in seinem Beginn erstickt wurde. An diesem Tage um 2 Uhr Morgens verfügte sich Vaudrey, Obrist des vierten Artillerieregiments in Straßburg nach der Caserne Austerlitz, wo sein Regiment in Quartier war, ließ Appell schlagen, das Regiment antreten, und erklärte ihnen, die Regierung in Paris sey gestürzt, und sie seyen nun berufen, die Regierung Napoleons II. auszurufen, der sogleich in ihrer Mitte erscheinen werde. Der größte Theil des schon vorher bearbeiteten Regiments schloß sich dem Obristen an, der darauf nach der Caserne des dritten Artillerieregiments marschirte, das indessen alle Theilnahme verweigerte und jede Zumuthung abwies. Man begab sich zum Generallieutenant Baron Voirol, Oberbefehlshaber der fünften Militärdivision, der, kaum von dem Vorgefallenen benachrichtigt, seine Wohnung noch nicht hatte verlassen können. Prinz Ludwig Napoleon und Obrist Vaudrey versuchten ihn zu überreden, an ihrem Unternehmen Theil zu nehmen, aber er wies ihre Zumuthungen mit Entrüstung und in den härtesten Aus-

drücken zurück. Während dieses Gesprächs kamen drei Offiziere vom 1836.
3. Artillerieregiment und ein Offizier vom Generalstabe dazu, und mit ihrer Hülfe konnte der General aus einer Hinterthüre seines Hotels entkommen. Er begab sich nach dem Stadthause, wo er eine Abtheilung des dritten Artillerieregiments vorfand, an deren Spitze er eiligst nach der nach dem Rhein hin gelegenen abgesonderten Citadelle rückte, wo er sogleich die Zugbrücken aufziehen ließ. Nachdem das dort garnisonirende 16. Linieninfanterie-Regiment von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt war, sprach es mit Enthusiasmus den Wunsch aus, gegen die Aufrührer geführt zu werden. An der Spitze des Regiments zog der General sogleich in die Stadt, nachdem er Offiziere nach Hagenau abgeordnet hatte, wo, wie er wußte, die Garnison im Sinne des Aufruhrs bearbeitet war vom Commandanten Parquin, der in Straßburg für Ludwig Napoleon aufgetreten war. Zu gleicher Zeit als man den General im Gouvernementshause überfallen, hatte man sich des Präfekten, des Staatsraths Choppin d'Arnouville bemächtigt. Ein junger Mann, Graf Grécourt, der sich Ordonnanzoffizier des Prinzen Napoleon nannte, erschien an der Spitze von 20 Artilleristen vom vierten Regiment beim Präfecten, der noch im Bette war; man schleppte ihn nach der Austerlitzcaserne, wo er indessen nur 20 Minuten gefangen war, indem der Aufruhr schnell zu Ende ging. Zurückgewiesen vom dritten Artillerieregiment, gingen Prinz Ludwig Napoleon, der die kleinliche Nachahmung der Tracht seines großen Oheims nicht gescheut hatte, Obrist Vaudrey und Parquin, Schwadronschef der reitenden Municipalgarde, nach der Finkmatten-Caserne, wo das 46. Linieninfanterie-Regiment in Quartier lag. Hier forderte der Prinz die Leute auf, sich ihm anzuschließen, allein er wurde sogleich vom Obristlieutenant Taillandier ergriffen und verhaftet ohne Widerstand geleistet zu haben. Dieser hätte freilich seiner Sache nicht helfen können, und es war mit Rücksicht auf die Erhaltung seiner Person, die er wohl für fernere Thaten bewahren wollte, klug, daß er ihn nicht versuchte, obschon es ohne Zweifel traurig war, daß der Neffe des ruhmgekrönten Kaisers, der den Degen gezogen hatte in einer offenen

1836. Empörung zu Gunsten des Namens Napoleon, ihn sich entreißen lassen mußte, ohne den Versuch gemacht zu haben, ihn zu gebrauchen; vielleicht glaubte er, daß der Name Napoleon, den er führte, mit der Absicht, der zweite Kaiser dieses Namens zu werden, ihn aller Proben überhob. Wie dem auch sey, seine kurze Rolle war für dießmal ausgespielt, er wurde verhaftet und vorläufig in eine Casernenkammer gesperrt, wie seine Begleiter: der Obrist Vaudrey, der Schwadronschef Parquin, sein sogenannter Ordonnanzoffizier Grécourt, Querelles aus Nancy, Laity, Lieutenant im Pontonnierbataillon in Straßburg, und Boisson, Maréchal de Logis im vierten Artillerieregiement. Es wurden gleich darauf mehrere Personen als Theilnehmer des Aufstandes verhaftet, und unter diesen ein Frauenzimmer, das sich Lady Gordon nannte, und damals sich in Straßburg aufhielt; in ihre Wohnung hatte der Prinz, der aus Baden gekommen war, sich in der Nacht vor dem Aufstande begeben, und dort die Kaisertoilette gemacht. Sie hieß eigentlich Eleonore Brau, war früher im Hause der Königin Hortense, nunmehrigen Herzogin von St. Leu, der Mutter des Prinzen, angestellt gewesen. Sie behauptete, die Wittwe eines Sir Gordon zu seyn, der Generalcommissär der brittischen Hülfslegion in Spanien unter General Evans gewesen war. Diese Eleonore Brau war die Zwischenträgerin zwischen Arenenberg, Baden und Straßburg gewesen, wo sie, um einen annehmbaren Aufenthaltsgrund voranzustellen, Concerte gegeben hatte. Parquins Frau, eine geborne Cochelet, war Vorleserin der Herzogin von St. Leu gewesen; er besaß das Schloß Wolfsberg im Kanton Thurgau, nicht weit von Arenenberg, wo die Herzogin wohnte.

In Paris empfing man die Nachricht vom Aufstande in Straßburg zugleich mit der von ihrem Mißlingen. Man beschloß im Ministerrathe, daß die Gefangenen vor den Assissenhof gestellt werden sollten. Mit Prinz Ludwig wurde eine Ausnahme gemacht, die nachher das Schicksal seiner Genossen entschied. Seine Mutter reiste nach Frankreich, und begab sich nach Viry zu der Herzogin von Ragusa, von wo aus die Frau von Salvage nach Paris reiste, um das Gesuch der Herzogin von St. Leu um Begnadigung ihres Sohnes

vorzubringen. Ludwig Napoleon wurde am 9. Novbr. nach Paris gebracht, kam am 11. auf der Polizeipräfektur an, wo man ihm die Bestimmung ankündigte, nach Amerika transportirt zu werden; er setzte sogleich die Reise nach Lorient fort, von wo aus er am 21. auf der Fregatte Andromèda nach Nordamerika unter Segel ging. Der Prinz sah in dieser Schonung nicht eine Gnade, sondern die Bestätigung seines Rechts als Prätendent, und ersparte dem König und sich nicht die traurige Nothwendigkeit, daß ein Neffe des Kaisers in Frankreich als Hochverräther vor Gericht erscheinen mußte. 1836.

Der Aufstand war in Straßburg zwar ganz unerwartet ausgebrochen, aber nicht ohne daß man längere Zeit vorher davon Kunde gehabt hatte, daß Ludwig Napoleon Versuche anstellte, französische Offiziere von ihrer Pflicht abwendig zu machen. Schon im August hatte Hauptmann Raindre von der Garnison in Straßburg den Befehlshaber der fünften Militairdivision davon in Kenntniß gesetzt, daß man ihn gewinnen wolle, daß er nach Kehl eingeladen wurde, wo unvermuthet der Prinz Napoleon erschienen sey und ihn überreden wolle, sich ihm anzuschließen, um die Garnison in Straßburg zu vermögen, Theil zu nehmen an einem Versuche gegen die in Frankreich bestehende Regierung. Der Hauptmann hatte sich entschieden geweigert, jede weitere Zumuthung für eine persönliche Beleidigung erklärt und sich nach Straßburg zurückbegeben, wo er sofort die Militairbehörden von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Später hatte General Voirol von Baden aus vom Prinzen einen in ähnlicher Absicht geschriebenen Brief bekommen, mit dem er den Hauptmann Raindre nach Paris sandte, der ihn auf Befehl des Generals dem Kriegsminister übergab und diesem zugleich mündlichen Bericht erstattete von den Versuchen, die der Prinz bei ihm gemacht hatte. General Excelmanns in Paris, bekanntlich ein ausgezeichneter Offizier des Kaiserreichs, hatte durch Vermittelung eines Grafen Bruc einen aus Arenenberg im Kanton Thurgau datirten Brief des Prinzen Ludwig Napoleon empfangen. Der Prinz eröffnete in diesem Briefe nicht dem General Plane der Art, wie er sie nachher zur Ausführung brachte, noch versuchte er die Treue des Generals wan-

1836. lend zu machen, sondern nach einer verbindlichen Einleitung über das große Vertrauen, welches er in seine Einsichten setzte, lud er ihn ein, ihn mit einem Besuche in der Schweiz zu erfreuen, um seinen Rath in besonderen Angelegenheiten des Prinzen zu vernehmen. General Excelmanns ertheilte keine Antwort auf dies Schreiben, sondern als nach einiger Zeit Bruc sich bei ihm meldete, erklärte er diesem mündlich, daß er dem Prinzen keine Rathschläge ertheilen zu können glaube, und daß er eben so wenig eine Reise nach der Schweiz unternehmen, als eine unmittelbare Antwort auf das an ihn gerichtete Schreiben geben wolle, sondern diese seine mündliche Erklärung als sein letztes Wort in dieser Angelegenheit betrachte. Auch von diesem Schritte war die Regierung in Kenntniß gesetzt worden. General Voirol wußte ferner, daß Parquin sowohl in Straßburg wie in Hagenau viele Zusammenkünfte mit den Offizieren hatte, und dieser war hinlänglich als leidenschaftlicher Anhänger der Napoleonischen Familie bekannt. Die Regierung in Paris wußte, daß das Straßburger Divisions-Commando hinreichende Anzeige hatte, um alle Wachsamkeit zu üben, und konnte nicht zweifeln, daß sie das thun und alle Maßregeln zu treffen wissen werde, um die gegentheiligen Absichten zu vereiteln. Im ersten Augenblick, als man in Paris die Unterdrückung des Aufstandes erfuhr, welche mit so kräftigem Zugreifen erfolgt war, daß er gar nicht zur Entwicklung kam, und mit Verhaftung aller, oder doch der wichtigsten Schuldigen, glaubte man dem Divisionsbefehlshaber hoch verpflichtet zu seyn, und Generallieutenant Baron Voirol wurde zum Pair von Frankreich ernannt. Als man aber schon aus der mündlichen Mittheilung des nach Paris gesendeten Adjutanten Franqueville und aus späteren genaueren Berichten sah, in welcher Art sowohl die Militair- als die Civilbehörden in Straßburg von einem Complott überrumpelt worden seyen, von dessen Daseyn sie schon drei Monate vorher sichere Anzeigen gehabt, erkannte man, daß weder hinreichende Ueberwachung statt gefunden habe noch geeigneter Vorkehr getroffen worden sey. Daß heimliche Theilnahme einzelner Offiziere der Aufmerksamkeit der Behörden entgehen konnte, war leicht begreiflich, aber daß Geld unter die Truppen in Straßburg und

Hagenau vertheilt werden, daß fast ein ganzes Regiment die Auf- 1836.
ruhrfahne aufpflanzen konnte mit einem zwar nur augenblicklichen Erfolg, der aber doch so weit reichte, daß eine Weile die Militair- und Civilbehörde suspendirt war, das schien in der That auffallend, und um so mehr, als erwiesen wurde, daß Prinz Ludwig Napoleon sich eine Nacht in Straßburg aufgehalten hatte bei einer Person, von der man genau wußte, daß sie mit der Familie des Prinzen in genauer Verbindung stand, und die also nicht gehörig beobachtet worden war. Wie aus dem bisherigen hervorgeht, war die Militairbehörde zunächst schon im August von bestehenden Umtrieben unterrichtet worden. General Voirol hatte allerdings auch den Präfekt Choppin d'Arnouville davon in Kenntniß gesetzt, aber in allgemeinen Andeutungen mit dem Hinzufügen, man möge Baden-Baden, wo der Prinz häufig hinkam und seine Anhänger waren, beaufsichtigen. Es wurden auch vertraute Personen dahin gesandt, die indessen keine Auskunft verschaffen konnten, wobei man sich aber nicht hätte beruhigen sollen. Wiewohl die Bevölkerung keinen Antheil genommen hatte und die überwiegende Mehrzahl der Garnison den Fahnen treu geblieben war, so hatte doch in einer so wichtigen Grenzfestung und in einem der bedeutendsten Waffenorte Frankreichs der Aufruhr den Anfang eines Erfolgs vorbereiten können, der nicht durch die Vorkehrungen der obersten Behörden, die vielmehr ganz überrascht wurden, sondern nur durch das energische Einschreiten von Untergeordneten abgewiesen worden war. Man ließ das vierte Artillerieregiment sogleich nach La Fère ausrücken, wo es eine neue Organisation bekam. Das vierte Regiment war dasselbe, in dem Napoleon vor Toulon seine erste Waffenthat vollzog, auch war es das erste, welches nach der Rückkehr des Kaisers von Elba zu ihm überging. Wenn es nun auch vollkommen richtig war, daß nur in einzelnen militärischen Kreisen, in denen solche Traditionen noch einen Einfluß üben konnten, aber durchaus nicht im Lande selbst Sympathie für eine Napoleonische Herrschaft zu finden war, so stellte der Straßburger Versuch doch ein schlechtes Beispiel auf für Revolutionäre, zu dem durch die später erfolgende Freisprechung der Schuldigen noch eine

1836. Aufmunterung kam. Es blieb auch nicht unbeachtet und man bemerkte eine geheime Thätigkeit der Revolutionsmänner. Noch immer waren Spuren vorhanden von Complotten gegen das Leben des Königs, die zwar nicht immer bis zur judiciellen Feststellung führten, aber doch offenbar im Boden des Verraths wurzelten. So wurde ein Advocatenschreiber Chaperon als solcher Theilnahme verdächtig verhaftet. Man verhaftete auch zwei Arbeiter Oursel und Foutelle, welche die Absicht gehabt haben sollten, sich bei der abgesagten Revüe in die leeren Räume der Legionen, welche Hecke bilden, zu drängen um dem König an's Leben zu kommen. Es zeigte sich bei der vorläufigen Untersuchung, daß Oursel für seinen Vater um eine Anstellung als königlicher Bediente nachgesucht aber nicht erhalten hatte; und wenn die angegebenen Plane auch als loses Gerede, im Unmuth gesprochen, dargestellt werden konnten, so fand sich doch fast immer, daß die verdächtig Gewordenen in Verbindung standen mit politisch gefährlichen Menschen.

Der am 6. November in Görtz erfolgte Tod Carl X. war ein bloßes Familienereigniß und hatte durchaus keine politische Bedeutung mehr. Noch vor wenig über sechs Jahren der König eines mächtigen Reichs, war er fast dem Gedächtniß der Menschen entfallen; er selbst hatte nur durch den Sturz seiner Regierung Epoche gemacht, und nach der für sein Geschlecht so herben Entscheidung hatte in so kurzer Frist sein Tod nur eine genealogische Bedeutung selbst in dem nächsten Kreise seiner Angehörigen. In Frankreich fand er keinen andern Nachhall, als daß noch in demselben Monat seine ehemaligen Minister, die in Ham gefangen saßen, freigelassen wurden.

Die ministerielle Erklärung, daß Algerien nicht aufgegeben werden solle, hatte sich bestätigt durch den Beschluß eines Kriegszuges gegen Constantine, wo der den Christen feindlich gesinnte Achmed Bey den Franzosen trotzte und die mit ihnen in Bündniß getretenen Volksstämme beunruhigte. Der später von General Bugeaud an der Tafna abgeschlossene Vertrag mit Abd-el-Kader sollte den Versuch einleiten, auf friedlichem Wege die Herrschaft in Nordafrika zu befestigen. Zu derselben Zeit indessen, als man den Algerischen Völ-

kerschaften den Frieden anbot, wollte man ihnen die Macht der fran- 1836.
zösischen Waffen zeigen, und die Züchtigung Achmeds Bey als Warnung gegen Punische Treulosigkeit aufstellen. Marschall Clauzel, Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Nordafrika, wollte keine Zeit verlieren und noch vor Eintritt des Winters den Schlag thun, der dem Friedensschluß eine sichere Grundlage geben sollte. Wiewohl die Jahreszeit weit vorgerückt war, wurden dennoch alle Vorbereitungen beschleunigt, um den Zug nach Constantine anzutreten. Der Herzog von Nemours traf in Afrika ein, um daran Theil zu nehmen. Der Marschall rückte mit einem Armeecorps von 7000 Mann aller Waffen gegen Constantine, wo er am 21. November ankam. Dieser Marsch aber, obwohl vom Feinde wenig beunruhigt, war von Bona aus durch die plötzlich eingetretene Regenzeit für die französische Armee höchst verderblich geworden. Die Wege waren grundlos, die kalten Nächte brachten den bivouacquirenden Truppen heftige Fieberanfälle, welche durch die Unmöglichkeit einer hinreichenden Pflege ganze Compagnien auf das Stroh warfen, und als man Constantine vor sich liegen sah, waren kaum 4000 Mann als kampffähig zu betrachten. Gerade die Nothwendigkeit, solchen Beschwerden schnell ein Ziel zu setzen, wäre günstig gewesen, um die Truppen zu einem Angriffe anzufeuern, der den Sieg entscheiden konnte. Allein wie unbedenklich man mit französischen Soldaten Alles wagen darf, was Muth und militärische Tüchtigkeit vollbringen können, so stand man dennoch hier ganz unerwartet vor einer Aufgabe, die man mit den so sehr geschmolzenen Kräften des kleinen Armeecorps siegreich zu lösen nicht hoffen konnte ohne sich in ein Wagniß zu begeben dessen unglücklicher Ausgang den wahrscheinlichen Ruin Aller zur Folge haben mußte. Es zeigte sich, daß Constantine durch seine natürliche Lage und ihre Vervollständigung in bedeutenden Werken eine so starke Position bildete, daß man mit den dem französischen Corps noch zu Gebote stehenden Mitteln ihr wenig anhaben konnte, und daß man eben so wenig im Stande war, eine regelmäßige Belagerung anzubringen und durchzuführen, als durch einen Handschlag sich der Veste zu bemächtigen. In Constantine selbst

1836. war eine wenigstens für die ersten Angriffe hinreichende Besatzung und, wie es schien, keine schlechte Artillerie, während zahlreiche Reiterhaufen außerhalb standen. Man schätzte die Zahl der Truppen in und außerhalb Constantine, über die Achmed Bey verfügen konnte, auf 16,000 Mann, die in ihrer Art wohl bewaffnet und hinreichend mit Allem versehen waren. So wenig diese numerische Ueberlegenheit des Feindes in offenem Felde in Anschlag kommen konnte, so hatte sie unter den obwaltenden Verhältnissen eine Bedeutung durch die starke Position auf die sie sich stützte, und aus der sie nicht vertrieben werden konnte. Zögerung war hier nicht denkbar, man mußte sich sogleich entschließen, entweder zu einem Angriff, der keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hatte, und dann das Armeecorps dem Elende preis gab da bereits Mangel an Unterhalt für Menschen und Thiere eingetreten war — oder zum Rückzug; und so hart und demüthigend dieser Entschluß war, der Marschall mußte ihn antreten und unverrichteter Sache vor Constantine umkehren. Allein auch der Rückzug konnte nicht ohne nahmhafte Verluste bewerkstelligt werden; das rückkehrende Corps wurde von Haufen arabischer Reiterei umschwärmt, jede von Anhöhen beherrschte Wegstrecke konnte nur unter fortwährenden Scharmützeln zurückgelegt werden, Menschen und Pferde, zu Tode ermattet, sanken auf den morastigen Wegen hin, und was zurückgelassen werden mußte, war eine unfehlbare Beute des beduinischen Jatagans; die arabischen Reiter sprengten an den Franzosen vorüber mit den Köpfen ihrer eben verlassenen Kameraden am Sattelknopfe; die sonneglühende afrikanische Ebene hatte wie durch einen Zauberschlag ihren Charakter geändert, und war mit einem nordischen Winterhimmel überhangen, ein eisiger Wind erstarrte die Glieder, der Schnee fiel dicht, und mehrere Leute erfroren in den kalten Nächten; der Rückzug in Afrika bot Auftritte dar wie die große Armee sie erlebte auf dem Rückzuge von Moskau. Als das französische Armeecorps Bona erreichte, war es nur der Schatten von dem Heer, das keine drei Wochen vorher frisch und freudig mit der Zuversicht eines unfehlbaren Siegs ausgezogen war.

Die Nachricht von dem Mißlingen des Zugs nach Constantine

kam durch thelegraphische Depesche nach Paris am 14. December. Sie 1836.
brachte einen unbeschreiblichen Eindruck hervor; es war ein gränzenloses Erstaunen über einen Fall, den man nicht fassen konnte: ein französischer Marschall hatte sich genöthigt gesehen, mit einem französischen Heere vor einer Beduinenfestung unverrichteter Sache abzuziehen. Es war nicht eine Schlappe, da kein eingentlicher Kampf statt gefunden, es war ein Verzichtleisten, ein Zurücktreten, was der militärische Geist in Frankreich viel weniger begreift, als eine verlorne Schlacht.

Der Unfall in Afrika, der Aufstand in Straßburg, die Interventionsfrage in Spanien, gaben der Opposition willkommenen Stoff zur Eröffnung eines parlamentarischen Feldzugs gegen die Regierung, als plötzlich ein Ereigniß auftauchte, das von vorne herein die Wirkung schwächte, welche eine so viel versprechende Polemik in Aussicht stellte.

Am 27. December wurden die Kammern eröffnet. Der Zug des königlichen Gefolges verließ den Tuilerienpalast, um sich in die Sitzung zu begeben. Dem Wagen des Königs vorauf fuhr der der Königin, worin sich außer ihrer Majestät, Madame Adelaide und die Prinzessinnen Marie und Clementine befanden. Etwas nachher kam ein zweiter Wagen mit dem König, den Herzogen von Orleans und Nemours, und dem Prinzen von Joinville. Als dieser Wagen von dem Seineufer der Tuilerien auf die Brücke einbog, welche nach dem Palast Bourbon führt, fiel ein Schuß, und eine Kugel schlug durch die Fensterscheibe hart am König vorbei, zwischen den Prinzen in den Wagenkasten ein. Von den Splittern der durchschossenen Fensterscheibe wurde der Herzog von Orleans am Halse und der Herzog von Nemours an der Wange leicht verwundet. In der Deputirtenkammer waren Pairs und Abgeordnete zahlreich versammelt, und die Gallerien dicht mit Zuschauern besetzt. Da der Tag sehr kalt und rauh war, sah man die Damen in Pelze gehüllt und mit Muffen. Die Königin und die Prinzessinnen traten in die Tribüne der königlichen Familie und wurden mit lautem Zuruf empfangen. Fast zu gleicher Zeit bekam der Präsident Dupin Nachricht von dem Mord-

1836. versuch. Die zunächst davon Unterrichteten blickten nach der Tribüne der Königin, sie und die Prinzessinnen weinten; augenblicklich verbreitete sich die Nachricht in dem unteren Theile des Saals. Als der König erschien, erhoben sich Alle mit einem donnernden Lebehoch. Der König verbeugte sich mehreremal um zu danken. Festen Schrittes stieg er die Stufen zum Thronsessel hinan und sprach die Thronrede mit kräftiger Stimme, die nur an den Stellen, die von Constantine und Alibaud's Meuchelmord handelten, eine innere Bewegung verrieth. Als der König, so eben wieder einer mörderischen Kugel entgangen, seinen Dank sprach für den Schutz des Himmels und die Theilnahme der Nation an der Gefahr, die ihm gedroht, wurden Alle von Bewegung überwältigt und brachen in enthusiastischen Zuruf aus. Der König berührte in seiner Rede die Rentenreduktion, die als eine wünschenswerthe Maßregel bezeichnet wurde, wenn sie zu geeigneter Zeit statt finden könne. Eine entschiedene Aeußerung über die Interventionsfrage kam vor, indem der König sagte: „Ich „wünsche mir Glück, daß ich Frankreich habe bewahren können vor „Opfern, deren Ausdehnung nicht hätte ermessen werden können, „und vor den unberechenbaren Folgen jeder bewaffneten Intervention „in die inneren Angelegenheiten der Halbinsel.“ Auch auf den Rückzug von Constantine spielte der König an, indem er sagte: „Mit mir „werden Sie entschlossen seyn, unsern Waffen in Afrika das ihnen „gebührende Uebergewicht, und unsern Besitzungen vollkommene Sicher„heit zu verschaffen.“

Als der König den Saal verlassen hatte, fand in der Eintrittshalle, wo er immer von einer Abordnung der Kammern empfangen wird, ein rührender Auftritt statt. Die Königin und die Prinzessinnen warfen sich ihm in die Arme, die Abgeordneten drängten sich hinzu, und Alle überströmten in Dank gegen die Vorsehung für die Erhaltung seines Lebens. Die innigste Liebe und die rührendste Anhänglichkeit der Seinen sind dem König in allen Verhältnissen des Lebens unverkümmert geblieben, es ist für ihn ein Born des höchsten Glücks und unversiegbaren Trostes, wenn er die herben Prüfungen zu bestehen hat, denen sein Geschick ihn unterwirft. Hier empfing er

nun auch herzliche und ergreifende Beweise dafür, daß wenn er auch 1836.
Gegenstand unversönlichen Hasses ist, alle besseren es tief empfinden,
von welchem unschätzbaren Werthe für Frankreich seine Erhaltung ist.
Der Enthusiasmus auf dem Rückwege war allgemein. Kaum hatte der König den Palast Bourbon verlassen, so ging die ganze Kammer zu Fuß unter Vortritt der Huissiers durch den Tuileriegarten in's Schloß, um dem König ihre Theilnahme zu bezeugen. Die weiten Säle des Palastes waren kaum geräumig genug, um alle Glückwünschende zu fassen, die sich herbeidrängten.

Der Mörder wurde sogleich festgenommen. Als man ihn nach dem Wachposten führte, riefen die Nationalgarden, an denen er vorbeikam: „es lebe der König!“ und er antwortete frech: „Tod dem König! man wird ihn schon treffen!“ Mit ihm waren zwei Personen, die unmittelbar hinter ihm standen, verhaftet worden; sie wurden bald als unschuldig entlassen. Der Mörder gestand nicht nur sein Verbrechen, sondern bedauerte wiederholt, daß er den König fehlte; er läugnete nur Mitschuldige zu haben, und wollte seinen Namen nicht sagen. Um nicht erkannt zu werden, hatte er das Zeichen aus seiner Wäsche getrennt. Man ließ dann eine ganz genaue Beschreibung seiner Person in die Zeitungen rücken, um möglicherweise Auskunft über ihn zu erhalten. Diese Beschreibung las eine Frau Meunier, die im Hause ihres Bruders lebte, und theilte diesem ihren Argwohn mit, daß der in der Zeitung ausgeschriebene Mörder ihr Sohn seyn könne. Dieser Bruder der Frau Meunier hieß Barré und war ein Sattler, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, nachdem er sein Geschäft abgetreten. Als er die Personalbeschreibung genauer untersucht, theilte er so sehr die Ansicht seiner Schwester, daß er sich sogleich zum Untersuchungsrichter Zangiacomi begab. Dieser führte ihn zu dem Schuldigen, in dem er auf den ersten Blick den Sohn seiner unglücklichen Schwester erkannte. Das unerwartete Erscheinen seines Oheims Barré machte auf Meunier einen erschütternden Eindruck; zum erstenmal war er betreten, und der freche Trotz, den er bis dahin gezeigt hatte, ging in eine weiche Stimmung über, als Barré, von dem schmerzlichsten Erstaunen

1836. ergriffen, ausrief, er habe durch das fluchwürdigste Verbrechen Elend und Schande auf sich und seine bejammernswerthe Mutter geladen. Man erfuhr nun die näheren Verhältnisse Meuniers und seinen bisherigen Lebenswandel. Barré hatte seinen Handel mit Sattlerwaaren in der Straße Montmartre an seinen Vetter Lavaux abgetreten, und bei diesem war Meunier als Gehülfe angestellt worden. Er hatte ein wüstes und liederliches Leben geführt, war oft berauscht, und entzog sich so viel als möglich aller ernsten Arbeit. In seinen ersten Verhören sagte er, er sey von der Idee heimgesucht worden, daß es eine Pflicht sey, den König zu tödten, und — fügte er hinzu — il faillait que je me soulage! Man bekam Verdacht, daß Lavaux Kenntniß von Meuniers Verbrechen gehabt. Er hatte gegen Meunier, der in seinen Berufsgeschäften sehr nachläßig war, eine auffallende Nachsicht geübt, und auch in Wirthshäusern mit ihm viel Verkehr gehabt. Lavaux war bei der berittenen Nationalgarde, und gehörte zu der Abtheilung derselben, welche am Tage der Auffahrt in die Kammer die Ehrenbegleitung des königlichen Wagens bildete. Er mußte Augenzeuge des Mordversuchs gewesen seyn, und fast unumgänglich Meunier gesehen haben, der im Augenblicke nach dem Schusse verhaftet wurde, gerade vor der Reiterabtheilung, die nach dem Wagen des Königs kam; hatte er Meunier verhaften sehen, so mußte er ihn auch erkannt haben, und es war dann allerdings sehr auffallend, daß er sich nicht meldete bei der öffentlichen Aufforderung an Alle, die etwa über die Person des Mörders Auskunft geben könnten. Lavaux aber sagte aus, daß er zwar den Schuß gehört, aber den Thäter nicht habe erblicken können, weil sein Pferd sich bäumte, und er, als es beruhigt war, weiter reiten mußte. Eine Zeit lang war Lavaux verhaftet, allein da keine weitere Anzeichen sich gegen ihn ergaben, wurde er wieder freigelassen. Später wurde ein gewisser Lacaze in die Untersuchung verwickelt. Erst nachdem dieser verhaftet war, bekannte Meunier, daß Lacaze und Lavaux sein Vorhaben gewußt, und daß er sogar mit diesen Beiden darum gelost hatte, wer von ihnen den König tödten solle, wobei das Loos dem Meunier zufiel. Lavaux und Lacaze wurden mit Meunier vor den

Pairsgerichtshof gestellt. Am 26. April wurde das Urtheil gesprochen, 1836. welches Lavaux und Lacaze frei fand, und Meunier zum Tode der Vatermörder verdammte. Der König milderte dieses Urtheil in lebenslängliche Deportation, und bei der allgemeinen Amnestie aus Veranlassung der Vermählung des Herzogs von Orleans, wurde Meunier nach Amerika entlassen. Man hatte Mühe, ein Schiff zu finden, welches sich dazu verstand, ihn aufzunehmen; endlich nahm ein Schiffer ihn mit nach Neu-Orleans. Bemerkenswerth war, daß alle Rechtsgelehrte in der Kammer Lavaux und Lacaze der Mitwissenschaft schuldig erkannten, alle militärische Notabilitäten sich aber dagegen erklärten, weil kein anderer Beweis für ihre Schuld aufgebracht werden konnte, als die Aussage Meuniers. Man vermuthete, daß Meuniers Attentat von der sogenannten Familiengesellschaft ausging. Man hatte allerdings nicht bestimmte Beweise, daß Meunier von dieser Gesellschaft auf sein Verbrechen verpflichtet worden sey, aber er war in Verkehr mit Mitgliedern der geheimen Gesellschaften, und ihre Tendenz war, besonders seitdem alle Männer, die auf eine politische Bedeutung Anspruch machen wollten, ausgeschieden waren, notorisch eine nicht blos revolutionäre, sondern eine königsmörderische. Später, beim Aufruhr vom 12. Mai 1839 bekam man die entschiedenen Beweise dafür, daß in den geheimen Vereinen und in ihrem Organ, dem auf Winkelpressen gedruckten Moniteur républicain, folgende Lehre grundsätzlich aufgestellt wurde: „Die erste Aufgabe ist, „Ludwig Philipp anzugreifen; die Personen seines Ge„folges kommen nachher. Es ist unbedenklich schön, „Gottesläugner zu seyn, aber das allein ist nicht hin„reichend. Man ist nicht ein Mann des Blutes, um das „Blut der Schuldbeladenen sparsam fließen zu lassen. „Es giebt nur ein einziges Mittel, dessen Anwendung „fruchtet: Königsmord, Tyrannenmord, Meuchelmord, „oder wie man diese heldenmüthige Handlung nennen „will.“ Als diese Beweise geliefert wurden, war allerdings die Familiengesellschaft verschwunden, aber in den Vereinen, worin solche Lehren aufgestellt wurden, befanden sich viele von den Mitgliedern,

1836. welche auf der Liste standen, die man bei den Theilnehmern an der Pulververschwörung in der Straße de l'Oursine gefunden hatte, und die wirklich eine von den Listen der Mitglieder der Familiengesellschaft war. Und dann, es wurde ganz nach den Lehren solcher blutdürstigen Wuth gehandelt und man fuhr fort es zu thun. Ein bald darauf eingetretener Fall lieferte den Beweis dafür.

Am 20. Februar 1837, also kaum zwei Monate nach Meuniers Attentat, wurde ein mechanischer Arbeiter Champion verhaftet. Sein Wirth, ein Trödler, hatte bemerkt, daß der Mechaniker an einer Maschine arbeitete, die er, wenn Jemand kam, zudeckte und zu verheimlichen suchte. Der Trödler stellte Beobachtungen an und fragte auch seine Magd aus, die Champion bediente und eingestandenermaßen seine Geliebte war. Vor diesem Mädchen, das Saget hieß, war der Mechaniker nicht so zurückhaltend gewesen, und sie erzählte ihrem Herrn, dem Trödler, Alles, was sie von der Maschine wußte, von deren eigentlichem Zweck sie ohne Zweifel keine Ahnung hatte. Ihre Aussagen bestätigten die Vermuthung des Wirths, daß in seinem Hause eine Mordmaschine verfertigt werde. Er setzte die Polizei in Kenntniß, zuerst durch anonyme Briefe. Man verhaftete Champion, einen Fechtmeister Janvier, der in vertrautem Umgange mit ihm war, und die Magd Saget. Die Maschine, die ihrer Vollendung nahe war, wurde gefunden, und ihr Zweck, als tödtendes Werkzeug zu dienen, war unverkennbar. Champion hatte bei seiner unerwarteten Verhaftung alle Fassung verloren, und muß gemeint haben, daß er von seinen Genossen verrathen, und daß die Behörde durch diese von Allem unterrichtet sey; denn solcher Verrath kam in den geheimen Verbindungen vielfach vor, da die Polizei in ihnen Spione unterhalten mußte. Er gestand ein, daß seine Maschine zu einem Angriff auf das Leben des Königs verwendet werden sollte. Er wurde im Gefängnisse genau beobachtet, aber in einem Augenblicke, in dem der Wächter sich auf kurze Zeit entfernt hatte, fand Champion Gelegenheit, sich an seinem Halstuche zu erhängen. Sein Tod schnitt alle weitere Aufdeckungen ab, und man konnte auch keine weiteren Beweise aufbringen gegen die der Mitschuld verdächtigen Personen. Champions

vorhergegangenes Leben war seines Endes würdig. Er war ein 1836.
wilder Geselle, fast am ganzen Körper mit eingebranntem Pulver tätovirt, und gehörte nach der Julirevolution zu den tollsten Empörern. Er hatte auch in den geworbenen Schaaren Don Pedro's gedient, und zwar in dem Frembenbataillon vor Oporto, das man wegen seiner Unbotmäßigkeit umzingeln und entwaffnen lassen mußte.

1837.

1837. Bei dem Empfang der Glückwünsche am Neujahrtage war man noch unter dem Eindruck des fünf Tage vorher vorgefallenen Attentats. Bei diesen Gelegenheiten werden öffentliche Körperschaften und auch die wissenschaftlichen Vereine aller Art empfangen; der König hatte vom Anfange seiner Regierung jede Gelegenheit benutzt, um Bürger aller Stände um sich zu sehen, und nur die schmerzlichste Nothwendigkeit konnte eine Beschränkung dieser leutseligen Sitte herbeiführen. Bei den freien gelehrten, naturhistorischen, gewerblichen Vereinen sind manche Mitglieder, die fast nie die regelmäßigen Versammlungen besuchen, und ihren Genossen persönlich unbekannt, den Leitern nur dem Namen nach bekannt sind. Nur die Mitglieder des Instituts, der Academie, haben wie die königlichen Behörden Uniformen; in den freien Vereinen herrscht natürlich der schlichte bürgerliche Frak vor. Es konnte daher nicht fehlen, und war schon oft vorgekommen, daß bei dem großen Neujahrempfang Unbefugte mit erschienen waren; Fremde benutzten häufig diese Gelegenheit, um den Hof in Galla, umgeben von den Großwürdenträgern zu sehen, und namentlich solche, die nicht erwarten konnten, von ihren Gesandten vorgestellt zu werden, und die im Gedränge unbemerkt blieben, oder auf Befragen erklärten, daß sie auswärtige Mitglieder dieses oder jenes Vereins waren, was nicht immer an Ort und Stelle entschieden werden konnte. Auf dieselbe Weise aber konnten auch solche, die einen Plan gegen das Leben des Königs ausführen wollten, sich einschleichen.

Da man so viele Beweise dafür hatte, daß fanatisirte Mörder das 1837.
Opfer ihres Lebens nicht scheuen, so mußte es gerathen scheinen, den Zutritt zu der Person des Königs mit Vorsichtsmaßregeln zu umgeben. Man wollte sich die Sicherheit verschaffen, daß nur bekannte Personen Zutritt bekämen. Demzufolge wurde den verschiedenen freien Vereinen angekündigt, daß beim großen Empfang am Neujahrstage nur Abordnungen aus ihrer Mitte vorgelassen werden konnten. Da es für Uebelwollende eben so leicht seyn würde, sich eine Nationalgarde-Uniform zu verschaffen, so wurden ebenfalls von der Nationalgarde nur gewählte Abordnungen zugelassen. Außerdem war dabei gewonnen, daß die Zahl der aufwartenden Personen beträchtlich vermindert wurde, und keine so dichte Anhäufung statt fand, wie früher, wo es so schwer gewesen war, eine lichte Ordnung herzustellen.

War der Aufstand in Straßburg ein gefährliches Beispiel gewesen, so wurde er dies erst vollständig durch die am 18. Januar erfolgte Freisprechung der Schuldigen. Da man im Staatsrathe beschlossen hatte, den Proceß der Genossen des Prinzen Ludwig Napoleon nicht dem Pairsgerichtshofe zuzuweisen, so hatte man eigentlich damit ausgesprochen, daß die Sache den die Sicherheit des Staates im höchsten Grade gefährdenden Verbrechen nicht beizuordnen sey. Die Untersuchung und Behandlung des Processes mußte daher dem, nach dem Orte der Verübung zuständigen Assissenhofe überwiesen werden; denn da auch Civilpersonen dabei betheiligt waren, so konnte der Proceß nicht einem Kriegsgerichte übertragen werden, das nur competent gewesen wäre, wenn alle Angeklagte Militärpersonen waren, indem gesetzliche Bestimmung ist, daß die Beurtheilung aller Vergehen, an denen Civilpersonen neben Militärs Theil genommen haben, den Civilgerichten zufallen. Vor die bürgerlichen Geschwornen kam nun dieser Proceß mit einer ganz ungeregelten Vorausnahme. Dadurch daß der Hauptschuldige, zu dessen Vortheil der ganze Aufruhr angesponnen war, obwohl auf der That ergriffen, ohne Strafe entlassen wurde, erschienen die übrigen Schuldigen als einer Begnadigung nicht unwürdiger, als der eigentliche Urheber und Aufstifter; daß mit diesem nur eine Ausnahme gemacht wurde, weil er ein geborner Prinz sey

1837. eine wissentliche und offenbare Lüge war, oder daß die Angeklagten, schuldig erklärt, wie sie es waren, von einer bedeutenden Strafe getroffen werden mußten, was die Geschwornen in diesem besonderen Falle für eine Ungerechtigkeit hielten. Sie kamen also zu dem merkwürdigen Entschluß, die in offenem Aufruhr ergriffenen Angeklagten ihres eingestandenen Verbrechens nicht schuldig zu erklären; ein Spruch, der um Nichts besser war, als der der irländischen Geschwornen, die über einen Mörder das Nichtschuldig aussprachen mit der Warnung, sich künftig dem Morde zu enthalten. Hier war ein schlagender Beweis von der Unzuverläßigkeit von Geschwornengerichten in politischen Criminalfällen, und zwar war dieses Preisgeben der öffentlichen Sicherheit eben so bedrohlich für eine Republik wie für eine Monarchie, überhaupt für die Erhaltung des Staatsbegriffs. Die Freisprechung der Aufrührer wurde noch dazu in Straßburg mit einem Festmahl gefeiert, und artete also förmlich in einen örtlichen Scandal aus, der jeder Sitte und jeder Ordnung Hohn sprach. Es war unerläßlich, Vorsorge zu treffen, daß solche monströse Freisprechung sich nicht wiederholen könne, aber sie hatte schon allgemeine politische Folgen gehabt, welche die Absichten der Regierung vereitelten. Unter solchen Umständen mußte die Beibehaltung des Barons Voirol an der Spitze der fünften Militärdivision mißlich erscheinen, und er wurde abberufen. Eine nicht geringe Zahl Straßburger reichten ein Gesuch ein, welches die Bitte enthielt, den General an seinem Posten in Straßburg zu belassen. General Schramm, Unterstaatssecretär im Kriegsministerium, einer der Abgeordneten für Elsaß, glaubte sich seinen Wählern nicht entziehen zu können, schloß sich dem Bittgesuch seiner Landsleute an, und mußte aus dem Ministerium treten.

Das Ministerium hatte bei den beginnenden Kammerverhandlungen eine Mehrheit für sich gehabt, aber nur eine schwache und ungewisse. Bei der Erörterung der Adresse waren politische Hauptfragen angeschlagen worden. Berryer tadelte die Unentschlossenheit der Regierung in Betreff Spaniens, und behauptete, Talleyrand habe bei dem Abschluß des Viermächtevertrags Frankreich absichtlich zu nichts verpflichtet und in einem Briefe darüber geäußert: „Ich habe kein

„anderes Verdienst dabei, als daß ich den innersten Gedanken der 1837. „Regierung geahnt habe." Talleyrand, der zweimal vorher, während des Kaiserreichs und der Restauration den Rath ertheilt hatte, nicht in die spanische Angelegenheiten einzuschreiten mit voller Verpflichtung des Ausgangs, hatte wohl so viel Klugheit bei Ludwig Philipp vorausgesetzt, daß er bei den Vorgängen auf der Halbinsel freie Hand behalten wollte, um — aber nur bei der unabweisbarsten Nöthigung — das Recht zum Einschreiten zu haben, wie zur wachsamen Beaufsichtigung. Das war die vortheilhafte Stellung, aus der natürlicherweise die Feinde der Regierung sie gerne hinaustreiben wollten, und um so mehr, als der König in der Thronrede die Intervention als eine gefährliche Maßregel zurückgewiesen hatte. Der Minister des Innern, Graf Gasparin, kam wegen des ärgerlichen Vorgangs mit Conseil ins Gedränge vor den heftigen Angriffen der Opposition, und er betrachtete selbst seinen Erfolg in Vertretung eines mißlungenen Polizeihandels als so unvollständig, daß er seinen Abschied verlangte, der ihm indessen vorläufig nicht zugestanden wurde. Noch im Januar brachte das Ministerium mehrere Gesetzvorschläge in die Kammer, Molé für eine Dotation des Herzogs von Nemours, und Persil wegen Bestrafung der Nicht-Anzeige (non-révélation) in Hochverrathssachen mit einsamen Gefängniß (réclusion) von denen, die mittelbar oder unmittelbar Kunde vom Verrath haben, und es nicht anzeigen — und ein Disjunctionsgesetz, welches beantragte, daß Militäre, die in Conspirationen verwickelt waren, von Kriegsgerichten abgeurtheilt werden.

Gegen diese Gesetzvorschläge wurde emsiger Widerstand vorbereitet. Die beiden letzteren, welche nur eine Vervollständigung der bestehenden Gesetzgebung verlangten, hatten sich in den letzten Ereignissen als nothwendig erwiesen. Das Disjunctionsgesetz war nach dem Urtheil in Strasburg eine Nothwendigkeit geworden, um das Ansehen der Kriegsgesetzgebung aufrecht zu erhalten. Diese konnte bei dem bisherigen Zustande gar nicht bestehen, da gerade bei einem der wichtigsten Fälle Militaire sich den Kriegsgerichten entziehen konnten. Wenn nämlich Militaire eine Verschwörung gegen die

1837. Regierung beginnen wollten, so brauchten sie nur sich einige Civilisten beizugesellen, um im Entdeckungsfalle ihre Sache vor ein Geschwornengericht zu bringen, statt nach den Gesetzen ihres Standes beurtheilt zu werden. Dies sah im Grunde Jedermann ein, und dennoch wurde der Gesetzvorschlag am 7 März mit einer Mehrheit von zwei Stimmen verworfen. Es begann überhaupt jetzt eine unruhige Bewegung in und ausser der Kammer; die Partei einer vollen Entwickelung der Julirevolution suchte sich der politischen Stellungen zu bemächtigen da sie die Majorität des Ministeriums gefährdet sah und die Geschwornen in einigen wichtigen Fällen die auffallendsten Angriffe auf die Regierung unbestraft ließen; die Presse wurde zügellos, und die Opposition sprach nicht nur von dem Rednerstuhl der Kammer, sondern auch in Flugschriften. Die Geschwornen konnten keine Beleidigung des Königs und der Prinzen entdecken in einem eingeklagten Artikel des Charivari unter der Aufschrift: „Un million, s'il Vous plâit“ und sprachen es frei. Dieser Artikel trat gegen die Dotation des Herzogs von Nemours und der Prinzen überhaupt auf. Molé hatte in seiner Begründung des Dotationsvorschlags unter Anderm gesagt, der Herzog von Nemours sey General, und das Land und die Armee hätten ihn adoptirt. Das Charivari hatte sich nun in jenem Artikel unter Anderm folgendermaßen ausgedrückt: Quand le prince Rosalin aura des enfants (ce dont Dieu nous préserve, puis qu'il nous en coûte un million par tête princière) la France adoptera aussi ses marmots. Allons, ne Vous geuez pas, procréez, procréez, mes gaillards. Diese Aufmunterung durch Nichtbestrafung der Oppositionspresse in einem Falle, wo der gewöhnlichste Anstand so sehr hintangesetzt war, blieb nicht ohne Folge; man rechnete auf die Geschwornen, und wendete Alles an, um die demokratischen Leidenschaften gegen die Herrschaft der Beorgeoisie aufzuregen. Cormenin trat auf gegen die Apanage in seiner Liste civile dévoilée; Marschall Clauzel mit einer Vertheidigung seines Benehmens in Afrika.

Der Marschall führte schon vor dem Erscheinen seiner Flugschrift eine heftige Sprache, drohte mit Enthüllungen von Ungebühr in Behandlung der afrikanischen Angelegenheiten, und schmeichelte sich doch,

vielleicht eben deshalb, Generalgouverneur zu bleiben und den neuen Zug 1837 gegen Constantine zu befehligen, der die von ihm erlittene Schlappe auswetzen sollte, und wozu eben die Zubereitungen mit Eifer betrieben wurden. Der König überhob ihn jeder Bedenklichkeit über die Veröffentlichung dessen was er zu sagen hatte, indem er im Februar den Generallieutenant Graf Damrémont zum Generalgouverneur der nordafrikanischen Besitzungen ernannte. Es war ohne Zweifel nicht das Unglück des tapfern Marschalls das den König dazu bestimmte. Clauzel aber wollte dem Mißlingen seines Feldzugs das Gleichgewicht halten durch ein trotziges Auftreten; nicht nur in den Ministerialberathungen über die Maßregeln, welche in Afrika ergriffen werden sollten, ließ er Anklagen durchblicken, welche er zu erheben im Stande wäre, auch die Opposition, zu welcher der Marschall sich neigte, und mit der er es nicht verderben wollte, war nicht discret im Betreff der Drohungen, welche er in vertraulichen Gesprächen laut werden ließ. Das Wesentlichste in Clauzels Flugschrift war, daß er geradezu aussprach, Algier sey der Dynastie ein Splitter im Auge. Dieses Erbtheil der Restauration hatte allerdings vielfach Verlegenheit bereitet da es nur mit großen Opfern erhalten werden konnte, es verschlang Geld und Soldaten und war statt einer Vermehrung von Staatskräften eine offene Fontanelle des Schatzes. Der König hat zuverläßig nie verkannt, von welcher Bedeutung der Besitz einer gesicherten, geordneten Provinz in Algerien mit den nothwendigen Garantien für eine ungestörte Entwickelung, für Frankreich werden kann; allein es handelte sich darum, diesen Punkt erreichen zu können ohne anderen, wesentlicheren Interessen Frankreichs zu nahe zu treten, und hiebei waren große Hindernisse zu bewältigen. Annehmen, wie oft zu verstehen gegeben worden, daß der König absichtlich die Zahl der Truppen in Afrika beschränke, sie zu sparsam mit Bewältigungsmitteln ausstatte, der Befugniß der Befehlshaber lästige Grenzen stelle, damit ein wiederholter Nichterfolg den Vorwand leihe, Algier ganz aufzugeben, heißt auf die unbegreiflichste Weise die Gewissenhaftigkeit des Königs und seine Klugheit verkennen. Wenn der König ernstlich gemeint hätte, Algier müsse aufgegeben werden, und er wollte die Ver-

1837. antwortlichkeit dieses Entschlusses nicht allein tragen, so war es gar nicht nöthig, ein so gefährliches Spiel mit den Söhnen und Staatsmitteln Frankreichs zu treiben, um dies herbeizuführen. Wiewohl in der Deputirtenkammer der Ehrenpunkt der Beibehaltung Algeriens von Vielen hoch angeschlagen wurde, so war es gar nicht schwer die Grenze zu bestimmen, über die hinaus eine Mehrheit zurückgetreten wäre vor den Bedingungen unter welchen dies erreicht werden müsse. Die Unzufriedenheit vieler Abgeordneter mit den Kosten für die afrikanischen Besitzungen konnte man leicht steigern bis zu dem Grade, daß dem König das Aufgeben auferlegt worden wäre, von dem Manche glaubten, daß er es selbst wünsche, aber das wäre gerade herbeizuführen gewesen durch eine Vermehrung der afrikanischen Streitkräfte, und nicht durch ihre Schmälerung. Es ist nicht zu läugnen, daß die Franzosen in diesem Augenblicke, nach vierzehn Jahren, es in Afrika kaum weiter gebracht haben, als zur Behauptung einer militärischen Besetzung. Man schlägt aber die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die hier obwalten, zu gering an. Die Franzosen trafen nicht in Afrika einen sittlichen Zustand an, der, wie verschieden auch immer von einer christlich-europäischen Gesittung, ja ihr feindselig, doch einen Anknüpfungspunkt hätte geben können zur Verständigung, wenn auch erst durch Ueberzeugung von der auf die Dauer nicht abzuweisenden Ueberlegenheit der französischen Kriegskunst. Es war vielmehr gar kein Volk vorhanden. Die Mischlingsbevölkerung von Algier selbst, aus Türken, Mauren, Juden, und eigentlich Eingebornen bestehend, schaarte sich um die türkischen Machthaber und ertrug ihre Tyrannei weil sie ihrer Raubluft Nahrung gab. Obwohl geraume Zeit vor der Eroberung der Franzosen die Pforte den Deys von Algier keine grüne Schnur mehr zuschickte, weil sie wohl damit den Ueberbringer, aber nicht sich selbst erdrosselten, starben die Deys doch darum nicht natürlichen Todes, sondern fielen meist vor den Dolchen ihrer Pallastwache wenn deren Obrist nach dem Thron des Deylik gelüstete. Eine Sicherheit des Besitzes, des Lebens, eine Gewährleistung gegen den plötzlichen Umsturz alles Bestehenden waren unter solchen Verhältnissen undenkbar, und die Bestrebungen Aller gingen auch nur auf Gewalt

oder Betrug aus. Dasselbe galt von den Städten im Innern, welche 1837.
türkische Besatzungen hatten, deren Hauptbeschäftigung war, die Steuereinnehmer zu begleiten, deren Rundreisen viele Aehnlichkeit mit Raubzügen hatten indem die Statthalter und Beamte eben so viel für sich forderten und nahmen, als für den Dey. Die Stämme im Innern hatten, wie eine verschiedene Beschäftigung, so auch andere, aber nicht viel bessere Gewohnheiten, nur waren sie orthodoxere Muselmänner und haßten die Christen mit einem gründlicheren Fanatismus. Auf diesen, wie auf die Wüste, mit der die Eingebornen vertraut sind, die aber ewig den Europäern unzugänglich bleibt, gründete Abd-el-Kader seine Macht, die er mit bemerkenswerthem Talent geschaffen, mit bewundernswerther Beharrlichkeit und Schlauheit wieder aufrichtet, so oft sie auch erdrückt wird; aber das kann er eben darum, weil die Elemente aus denen sie immer neu hervorwachsen kann, unvertilgbar sind durch alle Macht der Europäer. Abgewiesen können sie nur werden durch eine ganz civilisirte Bevölkerung von Algier selbst. Da nun die vorhandene fast dafür keinen Anknüpfungspunkt darbietet, so kann sie nur zur Civilisation gebracht werden durch eine an Zahl überlegene europäische Bevölkerung. Hieraus kann nur nach Generationen ein befriedigendes Ergebniß erwartet werden, und noch für lange hinaus muß die Provinz geschützt werden durch ein stets schlagfertiges, über eine weite Landstrecke in unbequemen und gefährlichen Kantonirungen fächerartig ausgebreitetes Heer, dessen vorgeschobene Colonnen stets weit von ihren Depots entfernt sind, aus denen allein sie mit den unentbehrlichen Bedürfnissen versehen werden können. Es muß also voraussichtlich das militärische System noch für lange Zeit das vorherrschende bleiben, und dieses ist seiner Natur nach dem schnellen Gedeihen einer Colonisation wenig günstig weil es Bedingungen stellen muß, die zum Theil dem Wachsthum dessen, das geschützt werden soll, störend entgegen treten. Man hatte schon in der Epoche, die wir jetzt behandeln, mehrere Methoden versucht, und eben hatte der Vertrag an der Tafna eine friedliche Vermittelung eingeleitet, die sich bald als eine trügerische Hoffnung ausweisen sollte. Es muß wohl zugegeben werden, daß in der Verwal-

1837. tung Algeriens viele Unregelmäßigkeiten vorgefallen waren, daß Willkühr, rauhes Zufahren, Verschleuderung gewaltet hatten, aber die Ueberwachung eines Verwaltungsganges, welcher mit dem des Mutterlandes den Vergleich bestehen sollte, war in dem entfernten Afrika bei der Vollmacht, welche den Statthaltern, und den weitgreifenden Befugnissen, die nothwendig untergeordneten Beamten eingeräumt werden mußten, fast unmöglich. Man erfuhr in Frankreich die Mißbräuche der afrikanischen Verwaltung wenn sie statt gefunden, aber nicht zeitig genug, um ihnen vorzubeugen, und ihre Abstellung erzeugte neue, oder Wiederholungen in anderer Form. Bis dahin waren folgende Männer Statthalter von den afrikanischen Besitzungen gewesen: Clauzel, Berthezène, Herzog von Rovigo, Voirol, Graf Drouet d'Erlon, und zum zweitenmal Clauzel. Bei der Wahl eines Generalgouverneurs mußten nothwendig die militärischen Eigenschaften den Ausschlag geben. Den Ernannten stand die militärische Seite der Statthalterschaft am nächsten, nicht nur weil sie auch wirklich die wesentlichste war, sondern auch weil jeder General schwerlich die Versuchung abweisen wird, seinen Ruf durch Kriegsthaten zu vermehren, auch dann wenn diese nicht vollkommen nothwendig sind. Fast immer mußten sie die Civilverwaltung einem Direktor überlassen, der ihnen den Erfolg, den er erzielte, abzutreten hatte. Alle diese schwer zu combinirende Zustände mußten Widerspruch, Unübereinstimmung, Eigenmächtigkeit in der Verwaltung erzeugen, aber es war die schwer zu verhütende Folge des absolut nothwendigen militärischen Uebergewichts. Ich glaube, daß der König vom Anbeginn erkannt hatte, daß solche Mißstände nicht zu vermeiden seyn würden, und daß Algier einen unverhältnißmäßigen Theil der Staatsmittel Frankreichs aufsaugen müsse, bis es einen Ersatz bieten könne durch eigene Ertragsfähigkeit oder Belebung und Erweiterung des französischen Seeverkehrs im mittelländischen Meere. Einen Bruch mit England wegen Algier befürchtete der König wohl nicht; wenn ein solcher aus andern Gründen erfolgen mußte, konnte Algier unter den Beschwerdepunkten mitzählen, obschon dabei die Rechte Englands und die seiner Verbündeten nicht verletzt waren; aber an und für sich konnte es schwer-

lich entscheiden. Die Vorfragen wegen Algier von englischer Seite 1837. waren nicht so ernstlich gemeint, und mehr eine Folgegebung parlamentarischer Erörterungen und Erklärungen; England wußte, daß Algier für Frankreich vorläufig eine Verlegenheit sey, und hatte kein großes Vertrauen in die Beharrlichkeit der Deputirtenkammer, das neue Frankreich mit den Schätzen des alten groß zu ziehen; vielleicht wußte das englische Kabinet, daß der König mit richtigem Blicke die Opfer berechnete, die Algier noch fordern würde. Sobald man Algier einige Jahre behielt, so mußte kommen, was auch eingetreten ist; die Erhaltung der französischen Herrschaft in Algier wurde Ehrensache des Nationalgefühls. Von dem Augenblicke an, wo der König sich überzeugt hatte, daß diese Ansicht beim Heere und im Volke Wurzel gefaßt, war er darauf bedacht, Algier alle Staatskräfte zuzuwenden, die nur irgend aufgebracht werden konnten, aber er wußte wohl, daß der Erfolg nicht schnell und glücklich den Erwartungen entsprechen würde. Dem Marschall Clauzel wurden zum Zuge nach Constantine die Mittel verabfolgt, die er verlangt hatte; daß der König kein Hinderniß in den Weg schob, wird man schon daraus erkennen, daß der Herzog von Nemours beordert wurde, daran Theil zu nehmen; einen größeren Beweis, als diesen, dafür, daß man in keiner Art dies Unternehmen für gefährdet hielt, kann es nicht wohl geben. Der Marschall behauptete, man habe gezögert in Lieferung von unentbehrlichem Material, und darum sey er von der schlechten Jahreszeit überrascht worden; aber man hatte ihm nicht auferlegt, unter allen Umständen dennoch das Unternehmen zu wagen, und da er es that, so war es nach seinem freien Urtheil, daß es vollzogen werden könne. Ganz unabhängig von der Jahreszeit war die Ueberzeugung, die man erst vor Constantine bekam, daß nämlich dieser Ort, sich in einem Vertheidigungsstand befand, der mit den vom Marschalle verlangten Mitteln, und namentlich ohne schweres Geschütz nicht bewältigt werden konnte. Wenn nun allerdings Clauzel nicht verantwortlich seyn konnte für den vernichtenden Einfluß feindlicher Elemente, so wenig der Befehlshaber einer Flotte es ist wenn ein Orkan sie zerstört, so war es dennoch unläugbar, daß er durch ungenaue Berichte veranlaßt worden

1837. war, das Unternehmen nach einem zu kleinen Maßstabe zu berechnen. Seine Vertheidigungsschrift machte daher auch nicht die von ihm erwartete Wirkung weder in den militärischen noch in den politischen Kreisen. Die Ausrüstungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Constantine wurden eifrigst betrieben; dreißig Kriegsschiffe und eben so viele Transportschiffe wurden in Bereitschaft gesetzt.

Von ganz anderer Bedeutung war die Flugschrift des Herrn von Cormenin über die Civilliste und gegen das für den Herzog von Nemours verlangte Leibgeding; sie brachte eine Wirkung hervor und übte einen Einfluß wie man es nicht erlebt hatte seit den Briefen von Junius und dem Pampflet von Sieyès über den Tiers Etat. Cormenins Methode ist eine mathematische. Er geht von einem aufgestellten Satze mit unerbittlicher Schärfe auf dessen letzte Folgerungen los ohne irgend einen Umweg zu nehmen, ohne Schonung irgend eines Verhältnisses, wie eine verheerende Jagd über die schönsten Fruchtfelder; er tritt vor keinem Schlusse zurück, und schüttet das Ergebniß aus bis auf die letzte Hefe. Die Eindringlichkeit seines Styles liegt nicht im Colorit, sondern in Anordnung und Gruppirung der Gründe, mit denen er Stein für Stein den Bau seiner Schlüsse mauert ohne einen Zwischenraum zu lassen; er häuft Epitheten auf einander in einem anschwellenden Klimax, der von Stacheln strotzt, und ertrotzt durch eine Kühnheit und Entschiedenheit, die fast die Wärme der Ueberzeugung hat, die Zustimmung des Lesers ohne ihm dafür zu danken, denn seine Behauptungen stellt er als mathematische Wahrheiten hin, denen man nichts anhaben kann und die man annehmen muß. Dabei ist er ein vollkommener Parteimann, und so nüchtern er auch nur das Unumgänglichste zu sagen und jede Abirrung von dem nächsten Wege zum Ziel zu verschmähen scheint, so versäumt er bei dieser Gedrängtheit nicht, Haß und Leidenschaft gegen seine Feinde aufzuregen. Cormenin verklagte den Ueberreichthum der Civilliste vor der Nation, steigerte die Erträgnisse der Staatsdotationen, und stellte die Forderung einer Apanage für den Herzog von Nemours fast als eine Plünderung des öffentlichen Zutrauens hin, wobei er nicht unterließ, die Noth der arbeitenden Klassen und

das Elend des Volks ausschweifend zu entstellen. Der König verlangte 1837.
Apanagen für seine Söhne um ihr Recht als französische Prinzen zu begründen, und der Grundsatz war ihm dabei wesentlicher als die Summa. Cormenins Flugschrift wurde in einer Reihe von Auflagen in unglaublicher Zahl verkauft und brachte eine ungeheure Aufregung hevor. Das späterhin modifizirte Ministerium zog vorläufig den Antrag auf ein Leibgeding für den Herzog von Nemours zurück und indem es die bevorstehende Vermählung des Herzogs von Orleans ankündigte, schlug es für den Kronprinzen ein seiner künftigen Lage entsprechendes Leibgedinge vor, ohne die Summe zu bestimmen, deren Feststellung der Kammer überlassen bleiben solle. Dieser Antrag wurde von der Kammer einer Commission zur Begutachtung überwiesen, welche sich aussprach für zwei Millionen Leibgeding und eine Million Heirathkosten. Zugleich war angetragen auf eine Million Heirathgut für die Königin der Belgier. Die Kammer war großentheils zur Besinnung gekommen, und hatte sich überzeugt, daß es der Opposition bei dieser Gelegenheit keinesweges darauf ankam, einige Millionen zu ersparen, sondern Haß gegen das Königthum auszusäen. Cormenins Flugschrift hatte allerdings die Zurücknahme des Antrags für den Herzog von Nemours erlebt, aber zugleich Vielen die Augen geöffnet über die weiteren Plane, die sich hinter der vorangestellten Sparsamkeit verbargen. Bei der Erörterung des Commissionsberichts über den Antrag für den Herzog von Orleans und die Königin der Belgier am 27. und 28. April gab Graf Montalivet einige Aufklärungen über die Stellung des königlichen Einkommens. Er berechnete den Jahresertrag der Civilliste und der Privatdomaine auf 21 Millionen. Von diesen wären beinahe 11 Millionen zum Voraus für bestimmte Ausgaben in Anspruch genommen. Für die laufenden Ausgaben blieben demnach etwas über 10 Millionen. Von diesen müßten einige außergewöhnliche Ausgaben bestritten werden, wie die Reisekosten der Prinzen in Deutschland und Nordafrika, ferner die zahlreichen Wohlthätigkeitsbeiträge der königlichen Familie, die beträchtlichen Ausgaben für Künste und Wissenschaften, und außerdem die Zinsen für die Schulden der Civilliste, und diese hätten am 31

1837. December die Summa von 18 Millionen betragen. Charamaule äußerte, man könne Frankreich nicht eine Prinzessinsteuer von einer Million auferlegen, denn die königliche Privatdomaine repräsentire ein Capital von 72,424,675 Millionen, und folglich habe die Königin der Belgier den siebenten Theil dieser Domaine beigebracht wie sie am 28. Juli 1832 gewesen. Cormenin erklärte, auf das Gebiet der Civilliste nicht eintreten zu wollen, da man sich weigere, die Urkunden vorzulegen, die hier allein Gewißheit verschaffen könnten, aber was die Privatdomaine betreffe, so behaupte er, daß sie jedenfalls mehr als 60 Millionen Werth betrage, und zwar aus folgenden Gründen: Man gebe nämlich eine Jahresrente der Privatdomaine zu von 2,500,000 Franken, und diese Summa repräsentire mehr als 50 Millionen Capital; dazu kämen noch 10 Millionen Entschädigung für die Neubauten in Palais Royal — also mehr als 60 Millionen; dieses Capital vermehre sich noch mit dem Werthe des (von Laffitte) gekauften Forsts von Breteuil, der nach genauen Schätzungen sich auf 14 Millionen belaufe; hiernach hätte die Privatdomaine einen Capitalwerth von 74 Millionen, und er frage nun, ob man bei einem Besitze von 74 Millionen und einer Civilliste, nicht eine Million Heirathgut bezahlen könne ohne sie von den Steuerpflichtigen zu verlangen? Montalivet widersprach dieser Rechnung und erklärte, das Einkommen der Civilliste betrage nicht, wie Cormenin angegeben 2½ Millionen, sondern nur 1,360,000 Franken, davon gingen aber bedeutende Ausgaben ab für Steuern, Schulden des mütterlichen Nachlasses, Verpflichtungen des Königs für Communalschulen, und die Verwaltungskosten, so zwar, daß das Einkommen auf wenig mehr als eine Million zurückgeführt werden müsse; wenn nun allerdings der König auch im Stande sey, seine Kinder auszustatten, so könne er das jedoch nur wenn er andere Ausgaben beschränke und die Unterstützungen schmälere, welche er Wissenschaften und Künsten angedeihen ließe. Die Kammer fühlte so sehr das Verletzende der Fortsetzung dieser Erörterung wenn man der Opposition gestatte, der Reihe nach ihre Ausstellungen vorzuführen und immer neue Berechnungsweisen anzubringen, welche die Ansichten immer mehr verwickelten, daß, als L'herbette noch sprechen

wollte, er so sehr unterbrochen wurde, daß er den Rednerstuhl ver- 1837.
lassen mußte. Die Ausstattung der Königin der Belgier wurde in geheimer Abstimmung angenommen mit 239 gegen 140 Stimmen. Man tadelte, und wohl nicht ohne Grund, daß die Minister sich auf Zahlen eingelassen hätten, denn diese gestatteten beständige Gegenrechnungen, die sich nie für abgewiesen hielten, als durch Vorlage und Revision der Urkunden, und da die Minister solche über die Civilliste nicht vorbringen könnten, ohne ein Recht der Krone zu vergeben, so war eine aus dem Thatbestand hervorgehende Ueberzeugung nicht zu erreichen. Das Journal des Débats rief der Opposition zu: „Ihr wollt abrechnen mit dem Königthum? Erinnert „Ihr Euch nicht, daß wenn Frankreich seinen letzten Thaler und „seinen letzten Mann nicht hergeben muß, es dies nur der Klugheit „und der Vaterlandsliebe des Königs verdankt? Ihr meint, das „Königthum koste zu viel? was hätte denn ein allgemeiner Krieg „gekostet?“

Auch in der Presse zeigte sich eine große Bewegung, und zwar nicht blos in der der Opposition, sondern auch in der conservativen. Der Publizist Fonfrède aus Bordeaux hatte sich nach Paris übersiedelt und trat im Journal de Paris mit seinem Mitarbeiter Jules Lechevalier für die Regierung auf mit einem Ungestüm, das der Leidenschaftlichkeit der Oppositionspresse das Gleichgewicht halten sollte, sie aber nur rechtfertigte; er beschuldigte das Ministerium der Unentschlossenheit und der Thatlosigkeit und verlangte entschieden repressive Maßregeln. Das Journal des Débats tadelte diesen mißverstandenen Eifer, welcher mit reizbarem Zorn der Aufregung entgegentrete, statt mit Ruhe und Besonnenheit sie zu entlarven, wies solche ultradynastische Heftigkeit als der guten Sache verderblich zurück, und nannte ihren Urheber einen Allarmist. Fonfrède, der die Zurechtweisung mehr der journalistischen Rivalität als einer reinen Theilnahme für die Dynastie zuschrieb, nannte dafür Herrn Bertin einen Einschläferer. Aber nicht nur die Publizisten der Regierungs-Partei waren in Zwiespalt, sondern auch im Kabinet kam eine Verschiedenheit der Ansichten zu Tage, welche wenig Hoffnung auf Ver-

1837. andern Seite gegen die Unversöhnlichen die wachsamste Strenge und Beaufsichtigung üben werde. Er sagte unter Anderem: „Die Nachweisungen, die ich täglich bekomme, zeigen mir auf allen Seiten eine „conspirirende Action und Reaction, von Innen nach Außen, wie „von Außen nach Innen." Die geheimen Fonds wurden angenommen mit 250 gegen 112 Stimmen.

Am Tage nach dieser Abstimmung zu Gunsten des Ministeriums, am 7. Mai, hielt der König große Heerschau über die Nationalgarde, die in allen Beziehungen einen wünschenswerthen Verlauf hatte. Von allen Vorhersagungen über oppositionelle Wünsche in Zurufen und Bittgesuchen, welche bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kommen sollten, verwirklichte sich keine. Hatte die Opposition Kunde von dem Entschluß, der vorbereitet wurde, so war sie gut berathen, indem sie jede Aeußerung unterdrückte, welche dahin zielte, dem König ein Zugeständniß abzubringen.

Am 9. Mai verkündigte der Moniteur eine große politische Amnestie. Sie war sehr umfassend und eigentlich unbedingt, nur behielt sie die polizeiliche Aufsicht bei in allen Fällen, wo sie durch richterlichen Spruch zuerkannt war, und bei Solchen, die zu peinlichen und infamirenden Strafen verurtheilt waren. Selbst die Strafen von Meunier und Boireau wurden in zehnjährige Verbannung umgeändert. Die Amnestie war ganz vom König ausgegangen, nur er, der bei den politischen Verbrechen am meisten ausgesetzt gewesen, konnte nach Allem was vorgefallen eine solche Maßnahme vorschlagen. Der König bestand darauf, daß die Amnestie nicht vor der Heerschau bekannt gemacht werden dürfe, um nicht den Schein auf sich zu laden, durch sie eine volksthümliche Aufnahme vorbereitet zu haben. Die Sitzung des Ministerraths über diesen Gegenstand dauerte bis Mitternacht, der König hatte die Amnestie vollständig gewollt und nur ungerne die Beibehaltung der polizeilichen Aufsicht in den angeführten Fällen zugegeben. Man war einverstanden über die Amnestie, als die Sitzung aufgehoben wurde, und es fehlte nur die Ausfertigung des Vollzugs mit den Unterschriften. Nachdem die Minister sich entfernt hatten, peinigte der Aufschub der Verkündigung auch nur um einen

Tag das Gemüth des Königs, er wollte, daß die Botschaft auch 1837.
nicht um Stunden zurückgehalten werden solle, ließ schnell die Minister wiederum zu sich bescheiden, und der Ministerrath blieb bei ihm, bis gegen drei Uhr Morgens, worauf die Ordonnanz in die königliche Druckerei geschickt wurde, um noch an demselben Morgen den Familien zu verkünden, daß die Kerker der Gefangenen geöffnet werden sollten. Diese Sorgfalt des Königs, den Vollzug seines großmüthigen Entschlusses zu beschleunigen, macht seinem Herzen Ehre und er fand den Lohn dafür in dem Bewußseyn, denen Verzeihung angedeihen zu lassen, die ihm nach dem Leben trachteten. Sonst hatte er schlechten Dank für seine Begnadigung, denn die Republikaner gingen mit höhnischem Trotz und von Haß und Rache erfüllt aus den Gefängnissen. Sie wollten nunmehr nicht blos den König morden, sondern auch die Gesellschaft, denn gerade von dieser Epoche an beginnen die communistischen Verbindungen der allergefährlichsten Art.

Zwei erfreuliche Ereignisse waren in der königlichen Familie eingetreten. Die Königin der Belgier hatte einen Sohn geboren, und die Bestätigung des Heirathsvertrags der Prinzessin Helene von Meklenburg, Stiefschwester des damals regierenden Großherzogs von Meklenburg-Schwerin, mit dem Herzog von Orleans war am 11. April in Paris eingetroffen.

Das Haus Meklenburg ist seit lange in Blutsverwandtschaft mit den ersten Thronen Europa's; es ist das älteste Fürstengeschlecht unseres Welttheils, wie das Haus Bourbon das älteste Königsgeschlecht ist. War nun auch die Macht Meklenburgs von keinem politischen Belang, so hatte die Verbindung des Kronprinzen mit einer Prinzessin dieses Hauses doch eine politische Bedeutung, und diese stellte sich heraus gerade in dem Widerspruch, der von Seite einiger Agnaten erhoben wurde, und in der Begründung der einige Zeit vorenthaltenen Genehmigung der Bewerbung vom regierenden Haupte des großherzoglichen Hauses. Der preußische Justizminister von Kamptz, ein geborner meklenburgischer Edelmann, hatte in einem Schreiben, das durchaus nur eine vertrauliche Bestimmung hatte, seine Meinung dahin abgegeben, daß wie das Haus Orleans als

1837. ein Zweig des Bourbonschen Stammes an Ebenbürtigkeit von keinem Fürstengeschlechte Europa's überragt werde, so sey auch in seiner Erhebung auf den französischen Thron keine Veranlassung vorhanden, um vom Standpunkte der Legitimität aus seine Berechtigung in irgend einer Weise als nicht hinlänglich begründet zu betrachten. Er wies darauf hin, daß wie Ludwig Philipp durch seine Geburt das eventuelle Erbfolgerecht auf den französischen Thron von jeher besessen, so sey er auf den Thron erhoben worden durch eine Aenderung der Thronfolgeordnung, die aber durch eine Thatsache herbeigeführt wurde, die nicht von ihm ausging; demzufolge sey nach dem öffentlichen Rechte aller Zeiten gegen die Legitimität Ludwig Philipps als König der Franzosen keine Einrede begründet. Herr von Kamptz bemerkte, daß es nicht an Fällen fehle in der europäischen Geschichte, in welchen ein neuer Regent als legitim anerkannt ward, obwohl die Handlung, wodurch er auf den Thron kam, von den anerkennenden Mächten nicht als gesetzmäßig angesehen wurde. Allerdings müsse die Julirevolution in eine solche Kategorie gesetzt werden, aber Ludwig Philipp habe nicht dazu aufgemuntert noch daran Theil genommen, und sey nachher von zahlreichen und gesetzlich gewählten Volksrepräsentanten zum König ausgerufen worden. Wilhelms III. Erhebung auf den englischen Thron 1688 sey von ganz Europa anerkannt worden, und in dem Barrieretractat von 1709 wurde ausdrücklich im Artikel 2 der Grundsatz aufgestellt: la succession d'Angleterre ayant été réglée par un acte de parlement, aucune puissance n'a le droit de s'opposer aux loix faites sur ce sujet par la couronne et le parlement. Wilhelms III. Erhebung auf den englischen Thron wurde aber beschlossen auf dem Londoner Stadthause vom Lordmayor, fünfzig Aldermännern und einigen zusammenberufenen ehemaligen Parlamentsgliedern, und vorher waren Aussendlinge fortwährend zwischen England und Holland hin und hergegangen, wie Sidney, Herbert, Danby, Burrington, Cornburg. In Schweden erklärte Carl XIII., der einen Privatmann an Sohnes statt annahm, dessen Dynastie von ganz Europa anerkannt ist, vor dem Reichstage, daß er als der erste schwedische Mann den ersten Schritt zur

Rettung des Vaterlandes gethan habe, indem er den König, Gustav IV. 1837.
Adolf, verhaftete, und daß nun dem Reichstage der letzte, nämlich seine Entsetzung, vorbehalten bleibe. Ueber die Legitimität der Thronfolge des Hauses Hannover in England habe kein Zweifel in Europa obgewaltet, als eine meklenburgische Prinzessin sich mit Georg III. vermählte, obwohl damals noch der Sohn und zwei Enkel Jacobs II. lebten. Dieses Schreiben hatte nur die Absicht, zur Belehrung und Ueberzeugung im Privatgebrauch desjenigen zu dienen, der in die staatsrechtliche Einsicht des Herrn von Kamptz, dessen streng monarchische Grundsätze allgemein bekannt waren, Vertrauen setzte. Der Brief war jedoch nicht in dem Kreise geblieben, für den allein er bestimmt war, und zwar, wie der Verfasser selbst geäußert hat, durch Mißbrauch eines geschenkten Zutrauens, und kam so zur Kenntniß eines Agnaten des großherzoglichen Hauses, des Prinzen Carl von Meklenburg-Strelitz. Dieser, Bruder der hochseligen Königin Louise von Preußen, General und erster Präsident des preußischen Staatsraths, ein offener Gegner der Verbindung einer meklenburgischen Prinzessin mit dem Herzog von Orleans, sah in dem Schreiben des Herrn von Kamptz mehr als eine Privatansicht, und schrieb eine Widerlegung, die er zwar nicht drucken, aber im Steindruck abziehen ließ, und war mit der Vertheilung dieser, ein bloßes Manuscript seyn wollenden Flugschrift, eben nicht sparsam. Prinz Carl war ein Mann von Tüchtigkeit und Einsicht, und hatte sich nahmhafte Verdienste erworben im Kriege wie im Staatsrath, aber er trat mit leidenschaftlichem Ungestüm auf gegen Alles, was seine Begriffe von Recht und Zuständigkeit verletzte. Es scheint, daß der Prinz in dem Umstande, daß seine Schrift nicht eine offizielle Bestimmung haben sollte, und ihr nur eine Pseudo-Publizität gegeben wurde, eine Befugniß erblickte, die Ruhe und Besonnenheit hintanzusetzen, die er in seinen wichtigen Aemtern zu zeigen gewohnt war, und es nicht verschmähte, mit dem Ingrimm eines Parteimannes dem Aerger Worte zu geben, den er darüber zu empfinden schien, daß es nicht in seiner Macht stand, eine Verbindung zu verhindern, die er mit so großem Mißbehagen betrachtete. Der Prinz ging natürlich von

1837. dem legitimistischen Standpunkte des göttlichen Rechts aus, und meinte daß, Familienverbindungen mit dem Bürgerkönigthum schließen so viel heiße, als auf die Revolution eingehen, — daß wenn die in Rede stehende Verbindung zu Stande komme, die Scheidewand falle zwischen dem östlichen und westlichen, das heißt, zwischen dem legitimen und revolutionären Europa; er suchte darzuthun, daß da der Beschluß der Prinzessin Helene nicht aus einer durch persönliche Bekanntschaft begründeten Liebe hervorgegangen seyn konnte, und allein der Punkt der Convenienz in Betracht komme, so stehe grundsätzlich in den regierenden Häusern dem regierenden Herrn die Beschlußnahme zu, und in den Gefahren, welche den französischen Thron umgeben, läge ein hinreichender Grund der Verweigerung.

Herr von Kamtz, dessen Privatschreiben man vor eine halbe Oeffentlichkeit gezogen hatte, gab dem lithographirten Manuscript die volle Oeffentlichkeit, um die es ihm doch zu thun war, er ließ es drucken, und begleitete es mit geschichtlichen Randglossen, welche die Beweise lieferten, daß die praktischen Ausnahmen von den Grundsätzen des göttlichen Rechts in der Vergangenheit noch häufiger waren als in den neuesten Zeiten, daß die Theorie nur selten die Staatsnothwendigkeit bewältigen konnte, und daß namentlich in dem Meklenburgschen Hause die Grundsätze des Prinzen Carl sehr häufig nicht beobachtet worden waren. Er zeigte, daß das Haus Meklenburg sich nie geweigert hatte, Verbindungen einzugehen mit den Familien der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina von Rußland, so wie der Könige Wilhelm III. und Georg I. von England, und wenn die Thronerhebungen in Rußland allerdings aus Palast- und Adelsrevolutionen hervorgingen, so war die in England durch eine Volksbewegung bewerkstelligt worden, — er führte viele Beispiele an, in denen die Sprößlinge zweiter Linien, welche die ersteren vom Thron gestürzt und ihre Stellen eingenommen hatten, in die Familien der ersten Monarchen geheirathet hatten, und Meklenburg lieferte viele dazu — nicht nur wo die Thronfolge Ordnung verändert und ein anderer Prinz des regierenden Hauses zur Regierung kam, sondern auch wenn zur Erbfolge gar nicht berechtigte, ja zum Privatstande gehörige Per-

ſonen auf den Thron gelangten, und dadurch erſt ein Erbfolgerecht 1837.
erhielten, nahmen fürſtliche und königliche Geſchlechter keinen Anſtand,
ſie anzuerkennen und ſich mit ihnen zu vermählen: Guſtav Waſa vermählte ſich mit einer Herzogin von Sachſen-Lauenburg, ſeine Töchter mit Herzogen von Sachſen und Meklenburg — Franz Sforza ward vermählt mit einer Prinzeſſin von Savoyen, ſeine Tochter mit dem König von Neapel, und ſeine Enkelin mit dem Kaiſer Maximilian I. — Cosmo von Medici Söhne heiratheten öſtreichiſche und lothringiſche Prinzeſſinnen, und ſeine Enkelinnen waren vermählt mit König Heinrich IV. von Frankreich und mit öſtreichiſchen Erzherzogen — Johanns von Braganza Tochter war die Gemalin Carl II. von England, und ſein Enkel heirathete die Tochter Kaiſers Leopold I. — Napoleon heirathete eine Erzherzogin, ſein Bruder eine Prinzeſſin von Württemberg, und ſein Adoptivſohn eine Prinzeſſin von Bayern. Alle dieſe Beiſpiele wurden angeführt in Beziehung auf die allgemeinen Behauptungen, und fanden keine Anwendung bei dem vorliegenden Falle, da Ludwig Philipp nicht durch eine Revolution auf den franzöſiſchen Thron gekommen war, ſondern durch ſein Erbrecht nach einer Revolution, in welcher ohne ſein Zuthun die ältere Linie den Thron eingebüßt hatte.

Der Prinz konnte wohl dieſe hiſtoriſche Thatſachen überſehen haben, oder ihnen gegenüber ſeinen Grundſatz behaupten. Allein nur mit dem höchſten Befremden mußte man folgende Aeußerung ſeiner Denkſchrift vernehmen, welche alle Erfahrung, die man im Staatsdienſte erwerben kann, auf unglaubliche Weiſe verläugnet. „Welche „Folgen daraus entſtanden wären“ — ſagt er — „Ludwig Philipp „hätte den eitlen Franzoſen die in den Pariſer Straßen beſudelte „Krone zornig in's Angeſicht ſchleudern ſollen. Dabei wäre wohl den „Advocaten und den induſtriellen Philiſtern das Blut in den Adern „geronnen; ein ſo hochherziges Verfahren hätte möglicherweiſe den „inneren, vielleicht auch den äußern Krieg herbeigeführt; ein ſolcher „Kampf wäre aber ein großartiger geworden, und müſſe von den „höchſten Geſichtspunkten aus dem gegenwärtigen Zuſtande vorgezogen „werden, der völlig farblos und charakterlos ſey; man würde dann

1837. „nicht das Selbstgefühl dahin abgestumpft haben, den Frieden um „jeden Preis für das höchste Gut zu halten, für das einzige, das der „Sorgfalt der Weisen werth sey.“

Der König von Preußen, der den Krieg nicht gescheut hatte wenn er nothwendig war, befolgte andere Lehren über die Wohlfahrt der Völker, als sein Staatsrathpräsident, freilich nicht als solcher, sondern nur als Prinz, aufgestellt hatte. Als Prinz stand es ihm ohne Zweifel frei, seine Meinung zu äußern in einer Angelegenheit, bei welcher ihm als Agnaten des meklenburgischen Hauses eine Stimme zukam, und wenn seine Verwahrung nur an den regierenden Herrn des einen Zweigs seines Geschlechts abgegeben worden wäre, so konnte man ihr nicht beipflichten, aber ihre Aeußerung nicht tadeln; ihr aber eine diplomatische Verbreitung geben an einem Hofe, in dessen Dienst der Prinz stand, obwohl er ein Mitglied der königlichen Familie war, und das im Angesicht und wie zum Trotz der entgegenstehenden und laut ausgesprochenen Meinung des Königs, wurde nur von der Partei nicht als eine Unschicklichkeit bezeichnet, deren Ansicht der Prinz ausgesprochen hatte. Die öffentliche Meinung nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland, bewunderte die Charakterstärke der Prinzessin Helene, die, umgeben von widerstrebenden Einflüssen, in der eben so bescheidenen als würdevollen Weise, in welcher sie den von ihr gefaßten Entschluß aufrecht zu erhalten wußte, den vollen Anspruch auf die hohe Bestimmung zeigte zu der sie ausersehen war, und der sie folgte, um ihre Berechtigung darzuthun auf die Erwartungen eines großen Volks und das Vertrauen der erlauchten Familie, in deren Schooß sie aufgenommen werden sollte. Man freute sich, daß der König von Preußen, auf dessen geraden Sinn man vergebens einzuwirken strebte, den Schild seines königlichen und väterlichen Schutzes über den freien Entschluß der Prinzessin hielt, und ihm Geltung verschaffte. Wesentliche Verdienste um die Führung dieser Sache erwarb sich der französische Gesandte am preußischen Hofe Herr Bresson, der in einer mehrjährigen Sendung in Berlin sich die Hochachtung aller Stände erworben hat, und dem später vom König der Franzosen die Grafenwürde und die Pairschaft verliehen wurden.

Wir haben das Manuscript des Prinzen von Meklenburg darum 1837.
mit einiger Ausführlichkeit besprochen, weil sein erfolgloses Auftreten die thatsächliche Abweisung der Frage bezeichnete in Beziehung auf unsern Gegenstand; wie der Staatspunkt längst entschieden war, wurde es nun auch der Familienpunkt. Die Scheidewand, welche der Prinz zwischen dem östlichen und westlichen Europa erblickte, war wirklich gefallen, und zwar deßhalb, weil Ludwig Philipp die bösen Leidenschaften, die überall das Volksglück zerstören, im westlichen Europa niederhielt, dadurch sich auch die größten Verdienste um das östliche Europa erworben hatte, und dafür einen weit großartigeren Kampf bestand, als der es gewesen wäre, den der Prinz ihm zumuthete. Die Legitimisten in Frankreich waren auch mit einer Flugschrift aufgetreten, welche General Donnadieu unter dem Titel herausgab: „Von dem alten Europa, den Königen und den Völkern unserer Zeit," und worin dieselben Ansichten, wie die des Prinzen von Meklenburg in der beleidigendsten Weise für die Orleanische Dynastie aufgestellt waren. Donnadieu wurde dafür zu zwei Jahren Gefängniß, 5000 Fr. Buße und den Proceßkosten verurtheilt. Gerade um diese Zeit wurde seine Berufung an den Cassationshof abgewiesen, und dabei die Verlesung einer schriftlichen Erklärung von Berryer als verläumderisch gegen die Richter des königlichen Gerichtshofes zu Paris verweigert.

Man versichert, daß die Prinzessin Helene denen antwortete, die, um sie von ihrem Vorsatz abzubringen, mit grellen Farben die Gefahren schilderten, denen sie entgegen gehe: es gezieme einer deutschen Fürstentochter, keine Gefahr zu scheuen an der Seite eines edlen Gemahls, um einen höheren Beruf zu erfüllen; diesem wolle sie folgen, wie gefahrvoll er auch seyn möchte, lieber als zur Erholung von gleichgültiger Beschäftigung einen öden Schloßplatz ansehen. Dieses väterliche Schloß verließ nun die Prinzessin mit ihrer geliebten Stiefmutter, der verwittweten Erbgroßherzogin von Meklenburg-Schwerin, und begleitet von ihrem Reisemarschall, dem Grafen Rantzau, um die Reise nach Frankreich anzutreten. Sie wollte zuerst dem König von Preußen, der so wohlwollend ihr den dahin gegangenen Vater ersetzt

1837. hatte, ihren Dank abstatten. Sie wurde in Potsdam, wo der Hof sich aufhielt, mit allen Ehrenbezeugungen einer königlichen Prinzessin empfangen. Die Prinzen von Preußen kamen ihr entgegen und führten sie zu der königlichen Familie. Gerührt empfing sie den Segen des ehrwürdigen Königs, der, seines Werkes froh, sie mit Ruhe ihrer Bestimmung entgegengehen sah, weil er ihren künftigen Gemahl kennen gelernt und an ihm die Eigenschaften erkannt hatte, die das Lebensglück der Prinzessin an seiner Seite verbürgten. Auf ihrem Wege von Potsdam nach der französischen Grenze verweilte sie etwas an dem ihr verwandten Weimar'schen Hofe, den sie früher von Jena aus, wo ihre Stiefmutter einige Zeit gelebt hatte, um ärztliche Hülfe für ihre angegriffene Gesundheit zu suchen, häufig besucht hatte. Die früh verstorbene Mutter der Prinzessin Helene war eine Prinzessin von Weimar, Schwester des regierenden Großherzogs; ihre Stiefmutter ist eine geborne Prinzessin von Hessen-Homburg. Ein schöner Beweis für die Liebe, die sie dort sich erworben hatte, war die freudige Bewegung der Bevölkerung Weimars bei ihrer Ankunft. Alt und Jung war ihr entgegen gegangen, und sie empfing die herzlichsten Beweise der aufrichtigsten Theilnahme. Ihr bisheriges stilles und bescheidenes Leben hatte überall, wo sie gekannt war, die schönsten Erinnerungen der Verehrung und Liebe zurückgelassen, und mit diesem Bewußtseyn schied sie aus ihrem Geburtslande, um in ihrem neuen Vaterlande dieselbe Anerkennung zu finden, die ihr dort in so hohem Grade und mit so gutem Recht zu Theil geworden. In Fulda wurde die Prinzessin empfangen von dem Herzog von Broglie, der als außerordentlicher Botschafter sie nach Frankreich geleiten sollte. Im Gefolge des Herzogs befanden sich der Fürst Rohan-Chabot, die Grafen Foy, d'Haussonville, Delaborde, Doudan. In Forbach wurde sie zu ihrer Ankunft auf französischem Boden beglückwünscht von dem ihr entgegengesendeten Herzog von Choiseul. Ueberall auf ihrem Wege durch Frankreich wurde sie von den Civil- und Militärbehörden empfangen, und mit eben so viel Ehrfurcht und Herzlichkeit von den überall zahlreich zusammengeströmten Bevölkerungen. Sie beantwortete die an sie gehaltenen Reden mit Geist und mit

einem epigrammatischen Takt, der den besten Eindruck machte, und 1837.
einen Franzosen zu der naiven Aeußerung veranlaßte: mais elle était don Française avant de venir chez nous. Die Bischöfe von Metz und Chalons verreisten bei Annäherung der Lutherischen Prinzessin, aber ihre geistlichen Pflegbefohlenen empfanden nicht dieselbe Scheu und empfingen die Prinzessin mit Enthusiasmus. In Chalons sur Marne sah der Herzog von Orleans zum erstenmale die ihm bestimmte Braut, die von dieser Stunde an bis zu derseines frühen, bedauernwerthen Todes jeden Augenblick seines Lebens verschönte.

In dem schönen, von Ludwig Philipp prachtvoll und charakteristisch hergestellten Palast zu Fontainebleau sollte die Vermählung gefeiert werden. Am Abend des 29. Mai war Alles bereit zum Empfang der Prinzessin. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich nach Fontainebleau begeben um ihrem Einzuge beizuwohnen, der von dem schönsten Frühlingsabende begünstigt wurde. Alle Zugänge zum Schlosse wimmelten von Menschen, und weit hinaus auf den Weg hatte man Gerüste gebaut und vermiethet, um sie vorbeifahren zu sehen. Um 6 Uhr kamen die Herzoge von Orleans und Nemours von Melun zurück, wo sie die Prinzessin begrüßt hatten. Die königliche Familie, die Marschälle, Minister, alle zur Vermählung geladenen Gäste versammelten sich in der Gallerie Franz I. um die Ankunft der Prinzessin zu erwarten. Um 7 Uhr fuhr die Prinzessin Helene und die Erbgroßherzogin in einem von acht Pferden gezogenen vergoldeten Staatswagen in den sogenannten Hof des weißen Pferdes, in dem die Truppen aufgestellt waren. Als der Wagen der Prinzessin heranfuhr, bot die prachtvolle Treppe im Hintergrunde einen glänzenden Anblick dar. Auf dem obersten Balkon dieses imposanten Bauwerks, das aus Lemerciers Hand hervorgegangen ist, standen die Könige der Franzosen und der Belgier, die Herzoge von Orleans und Nemours, umgeben von Marschällen, Pairs, Ministern, Deputirten, und rings herab die Notabilitäten aller Stände, der Wissenschaften, Künste und Industrie, die durch Geburt und Würde Vornehmsten, wie die schlichten Bürger, welche Ludwig Philipp um sich versammelt hatte, um der Vermählung des Kronprinzen beizuwohnen. Die

1836. Herzoge von Orleans und Nemours gingen den Prinzessinnen bis an den Fuß der Treppe entgegen. Der Herzog von Nemours führte die Prinzessin Helene und der Herzog von Orleans die Erbgroßherzogin hinauf. Die Prinzessin war lebhaft erregt und machte gegen den König eine Bewegung, als wenn sie ihm zu Fuße fallen wollte, er hob sie in seine Arme auf und betrachtete sie mit herzlichem Wohlgefallen. Der König führte sie dann in die große Halle, wo die Königinnen der Franzosen und der Belgier, Madame Adelaide, die Prinzessinnen Marie und Clementine, umgeben von ihren Damen und Cavalieren, die Tochter und Schwester empfingen, die an der Hand des Königs ihnen entgegentrat. Die Prinzessin näherte sich der hohen königlichen Frau, die ihre Mutter werden sollte, mit Ehrfurcht und Vertrauen, und ihr Gemüth empfand mit inniger Freude das herzliche Wohlwollen, das ihr sichtlich entgegenkam. Nach einigem Verweilen im Kreise der königlichen Familie begab die Prinzessin sich in ihre Gemächer, und erschien dann im Salon der Königin, wo alle eingeladene Damen ihr vorgestellt wurden, worauf große Tafel von 250 Gedecken stattfand.

Am folgenden Tage, am 30. Mai, wurde die Vermählung vollzogen. Sie begann mit der Civilehe, welche im großen Saale stattfand, und wobei die Heirathsverträge vom hohen Brautpaar, vom König und der königlichen Familie, und von allen dazu als Zeugen ernannten anwesenden Personen unterschrieben wurden. Die Civilehe wurde constatirt vom Baron Pasquier, Präsidenten der Pairskammer, welcher zum Kanzler von Frankreich ernannt worden war, und als solcher Civilstandsbeamter der königlichen Familie ist. Hierauf folgte in der Schloßkapelle die katholische Trauung durch den Bischof von Meaux, nach welcher die protestantische Trauung kam in einem zu einer Capelle eingerichteten Saale, die von dem protestantischen Prediger Friedrich Cuvier verrichtet wurde. Es war zum erstenmal, daß eine protestantische Prinzessin in den Kreis der königlichen Familie in Frankreich aufgenommen wurde. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Umstand von Bedeutung war, denn das religiöse Frankreich ist vorwiegend katholisch gesinnt. Da nun diese protestantische Prin-

zessin die Mutter eines künftigen Königs der Franzosen werden konnte, 1837.
so war dieses erste Beispiel einer gemischten Ehe auf dem französischen Thron von vielen Seiten nicht ohne Bedenken angesehen worden. Der König aber hielt fest an dem, daß was einem französischen Bürger gestattet sey, auch von der königlichen Familie geübt werden könne, und daß sie gerade das Beispiel der Duldsamkeit geben solle, und auch ohne Gefährdung ihres Ansehens es könne. Die Zukunft bewährte vollkommen diese Ansicht, die freilich besonders durch die edlen Eigenschaften der Prinzessin und durch den vollendeten Takt ihres Benehmens gefördert wurde. Der erste Eindruck übt überall eine große Macht, besonders an einem Hofe, und in so zahlreichen Umgebungen, wie es hier der Fall war; wie unzuverlässig es auch ist, ihn zum Maßstab eines Urtheils zu machen, das so leicht von nachfolgenden Erfahrungen beschämt werden kann, so hat doch das erste Zusammentreffen mit einer unbekannten Person einen Einfluß, dem sich Niemand ganz entziehen kann. Man wußte, daß die Prinzessin bis zu ihrer Ankunft in Frankreich ein zurückgezogenes Leben geführt hatte im kleineren Kreise, in welchem alle Personen ihr bekannt seyn mußten. Hier trat sie nun auf in einer so zahlreichen Umgebung von lauter fremden Personen mit dem Bewußtseyn, daß sie der Gegenstand sey, den Alle zu erforschen strebten, auf den alle Beobachtungen gerichtet seyn mußten, den alle Anwesende mit einer ehrfurchtsvollen, aber neugierigen Aufmerksamkeit in's Auge faßten. Es ist ungemein schwierig, der Erwartung zu entsprechen, wenn man der gefeierte Mittelpunkt einer zahlreichen fremden Umgebung ist, und besonders wenn man, wie hier, nicht den Anstoß eines günstigen Zufalls abwarten kann, sondern selbst anregen und die Mittheilung hervorrufen muß. Es gehört ein wahres Talent dazu, um in solchen Verhältnissen die Initiative mit dem rechten Maße zu benützen, die Linie zu erreichen und nicht zu überschreiten, und besonders da diejenigen, welche zur Passivetät angewiesen sind, unwillkührlich strenge Beurtheiler der Art und Weise werden, in welcher die Aufforderung zur thätigen Theilnahme an sie ergeht, indem daran das Verdienst gebunden ist, welches sie sich erwerben

1837. können. Mit Erstaunen sah man nun die Prinzessin Helene diese Schwierigkeiten bewältigen mit einer Sicherheit, die nicht auf den mächtigen Beistand ihres hohen Ranges hinwies, und von dem feinsten Zartgefühl berathen war. Sie zeigte, daß sie ihre Umgebung zu hoch stellte, um ihr Schmeichelei zu bieten, aber sie benutzte jede sich natürlich ergebende Gelegenheit, um verbindlich zu seyn, indem sie einen ungeheuchelten Enthusiasmus für Frankreich, das Land ihrer Wahl, zeigte, und da dieses Gefühl sie wirklich erfüllte und sie unter seinem Eindruck empfand und sprach, so konnte keine Befangenheit aufkommen, weil sie nicht ängstlich spähte nach der Wirkung, die sie hervorbrachte. Ihre Haltung hatte die Zuversicht, welche innere Ueberzeugung und die Freude, einen schönen Lebenszweck erreicht zu haben, ihrem Gemüth verleihen mußten. Da ihr Benehmen auf so verläßlichem Boden stand, so war auch ihr Geist frei und konnte zwanglos die Form des Ausdrucks wählen, und hier zeigte sie die Biegsamkeit, lebendige Fülle und feine Sonderung, welche die französische Ausdrucksweise charakterisiren. Sie sprach das Französische mit überraschender Fertigkeit, und mit einer Naivetät der Bezeichnung, die einen Reiz hat, weil ihre Bilder und Zusammenstellungen einer anderen Sphäre entstammen. Man war ordentlich froh, die nicht ganz richtige Betonung der Aussprache tadeln zu können, damit nicht jedes Urtheil wie eine unbedingte Schmeichelei aussehe. Die Prinzessin hatte vom ersten Augenblicke an ihre Stellung so richtig erkannt und so vortheilhaft genommen, daß sie wirklich Bewunderung erregte, und die sichtliche Befriedigung der königlichen Familie über den Eindruck, den sie hervorbrachte, ließ eine helle und sonnige Stimmung in Fontainebleau aufgehen, die alle Anwesende erquickte; Jeder brachte die angenehmsten Erinnerungen von diesem Familienfeste mit. Als solches hatte es der König auch behandelt, und darum war nicht das ganze diplomatische Corps dazu eingeladen worden, sondern nur der Gesandte Preußens und der Weimarsche Geschäftsträger. Man bemerkte, daß der Meklenburgische Geschäftsträger in Paris, Herr von Oerthling, der Vermählung nicht beiwohnte, und daß der Großherzog nicht hatte vertreten seyn wollen bei einer Heirath, die er nur

formel ratifizirt, aber zu der er nicht seine aufrichtige Zustimmung 1837.
gegeben hatte. Als der Großherzog wenige Jahre nachher im blühendsten Mannesalter von einem frühzeitigen Tode ereilt wurde, hatte er noch vorher in einem nicht vollendeten Briefe von seiner Hand an die Herzogin von Orleans den Mißgriff erkannt, zu welchem Geburtsvorurtheile und Einflüsterungen ihn verleiteten, und an dem sein Herz keinen Antheil hatte.

Der König hatte vor der Ankunft der Prinzessin die Personen ernannt, welche im Dienste des Hauses des Herzogs und der Herzogin von Orleans ihre nächste Umgebung bilden sollten. Außer den Offizieren aller Waffengattungen, welche dem Herzog in seinen militärischen Dienstverrichtungen zur Hand waren, wurde der Pair von Frankreich, Graf Flahaut, sein erster Stallmeister, und sein ehemaliger Lehrer, Herr Bois Milon, Generaldirektor der Verwaltung seines Hauses. Die Ehrendame der Herzogin war die Marschallin Gräfin Lobau; ihre Begleitungsdamen die Gräfinnen Anatole de Montesquiou, Chonaleilhes, d'Hautpoul — ihre Vorleserin Marquise de Vins — ihr erster Ehrencavalier der Herzog von Coigny, dann der Marquis von Praslin und der Herzog von Treviso.

Der Hof blieb noch vier Tage in Fontainebleau, das immer von den Parisern lebhaft besucht war, und reiste am 4. Juni nach Paris. Von einem Hügel zwischen Meudon und St. Cloud sah die Prinzessin zum erstenmal die Stadt, in der sie eine so hohe Stellung einnehmen, so reine und erhebende Freude und so bitteres Leid erleben sollte. Die Bevölkerung war in lebhafter Bewegung, und ungeheure Menschenmassen hatten sich hinausbegeben um die Braut des Kronprinzen zu sehen. Der königliche Zug ordnete sich außerhalb des Triumphbogens am Einlaß der Etoile, ging durch die elyseeischen Felder, über den Eintrachtplatz, durch den Tuileriegarten nach dem Pavillon d'Horloge, dem mittelsten des Tuileriepalastes, berührte also gar nicht die eigentliche Stadt.

Nach einigen Reiterabtheilungen ritten Ludwig Philipp, König Leopold der Belgier, der Herzog von Nemours und der Prinz von Joinville, umgeben von Marschällen, Generalen, und einem zahl-

1837. zugänglich, jeder Stufe des Verständnisses entsprechend, Phantasie und Geist zugleich berührend, die großen Ereignisse und Thaten, das was geschehen, und die durch welche es geschah, darstellt. Für die Ausführung dieser Idee, die ihm allein gehört, von ihm angeordnet, und unter seinen Augen vollzogen ist, wählte der König Versailles, weil er dieses Werk dem geräuschvollen Verkehr des Geschäftstages entrücken und ungestört der Betrachtung hinstellen wollte, und weil in dem großartigen Bau Ludwig XIV. der Raum dafür vorhanden ist in der würdevollsten Umgebung. So entstand das große historische Bildwerk in Versailles, eine in Werken der bildenden Künste ausgeprägte Geschichte Frankreichs; und der Pallast des bourbonschen Königstammes, welcher der Zeit seines Ursprungs gemäß nur für den Hof gebaut wurde, ist durch Ludwig Philipp der Pallast der französischen Nation geworden, ein prachtvolles Urkundenbuch ihres Ursprungs, ihrer Entwickelung und ihrer Thaten von der ältesten bis auf die neueste Zeit, das stets geöffnet bleibt, um in seine goldenen Räume jede große Handlung der kommenden Geschlechter zu verzeichnen. Man hat oft gesagt, Ludwig Philipp strebe nach dem Vorbilde Ludwig XIV., man hat viele Aehnlichkeiten zwischen ihnen gefunden, sogar die der äußern Persönlichkeit. Der König hat diesen Vergleich vernommen und geäußert, er möchte nirgends ein Ludwig XIV. seyn, als in Versailles. Um den Plan auf würdige Weise durchzuführen, mußten große Vorbereitungen gemacht und große Umgestaltungen vorgenommen werden. Keine Kosten wurden gescheut, um das Werk des Königs ins Leben zu führen; sie sollen sich bis zur Vollendung auf 25 Millionen belaufen haben; die Pläne wurden entworfen unter der unmittelbarsten Aufsicht des Königs, die Ausführung von ihm persönlich überwacht bis in die einzelnsten Theile, Alles aufgeboten was Frankreich an ausgezeichneten und tüchtigen Künstlern besitzt, vom König selbst Jedem sein Theil zugewiesen, und fördersamst Hand an's Werk gelegt. Es war die wahrhaft königliche Erholung des nie ermüdenden Ludwigs Philipp, die Bauarbeiten in Versailles, die Werkstätten der Maler und Bildhauer zu besuchen, und Schritt vor Schritt dem Fortgange des Werks zu folgen, dessen

Einheit in der Zusammenstellung und Anordnung nur in dem Geiste 1837.
des Schöpfers bestand und daher in seiner ganzen Bedeutung nur von ihm gefaßt werden konnte. Die vom König angeordneten Bildwerke waren sehr zahlreich und wurden zugleich vielen Künstlern zur Ausführung übertragen. Ihre künstlerische Vollendung konnte nicht durchweg abgewartet werden da für umfangreiche und vielgestaltige Entwürfe kurze Fristen gestellt wurden; aber wiewohl hier die Kunst nur Mittel ist zur Erreichung eines Zwecks, dem sie sich unterordnen muß, so enthält das Museum doch manches Kunstwerk, das an und für sich dem Vorzüglichsten beigezählt werden darf, neben solchen, in welchen der Gegenstand und ihre Verbindung mit dem Ganzen vorwiegend den Werth bestimmen. In unglaublich kurzer Zeit war das Ganze bereit, und die Ahnenbilder der französischen Nation nahmen ihre Plätze ein in den zu ihrer Aufnahme prachtvoll hergerichteten Räumen. Man muß die epische Einheit des Ganzen im Auge behalten, und dann wird man zugeben, daß es einzig in seiner Art dasteht, und dem Beschauer einen unerschöpflichen Stoff eigener Geistesthätigkeit darbietet; aber diese Wechselwirkung ist die nothwendige Bedingung der Befriedigung, so wie sie auch bei hinreichender Betrachtung von selbst entsteht. Diese Wände sind beredt für den, der ihre Sprache kennt, sie reichen Jedem, der sie sucht, den Schlüssel ihres Verständnisses, und bleiben nur der passiven Neugierde gegenüber stumm und kalt. Hieraus muß nothwendig viel Mißverständniß in der Beurtheilung hervorgehen, aber das Werk bleibt für alle Zeit und ragt hinaus über die Kritik seiner Entstehung, die an jedes große Denkmal Zweifel klebt, welche die Zeit tilgt. Wäre künstlerische Vollendung jedes Bildes aus dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei der ausschließliche Maßstab gewesen für die Aufnahme, so würde ein halbes Jahrhundert kaum hingereicht haben, um das Werk bis an die Schwelle der Jetztzeit zu führen. Der König überließ sich daher der Begeisterung der Künstler für seine große Idee, der Gunst des Augenblicks. Manches meisterliche Bild ist ihm dargeboten, kein verwerfliches von ihm genommen worden, und da nun das Ganze fertig da steht und sein Verständniß gegeben hat, bleibt

1837. Zeit und Raum, um das minder Vollkommene zu ersetzen durch mehr entwickelte Werke.

Das Museum in Versailles war schon vor Mai vollendet worden. Der König hatte es bisher im Anfang des Monats nur den Zöglingen der Militärschule von St. Cyr gezeigt, denen es Vorbild und Sporn seyn sollte. Er hatte sie im Schloßhofe von Versailles gemustert, und war dann selbst ihr Führer durch die Gallerie gewesen indem er ihnen die wichtigsten Bilder erklärt hatte. Er überzeugte sich bei dieser Gelegenheit von dem begeisternden Eindruck, den das Werk auf die jugendliche Einbildungskraft ausübt. Er hatte beschlossen, daß die Eröffnung des Museums einen Glanzpunkt in den Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen bilden sollte. Er hatte zu diesem Feste gegen 2000 Einladungen ergehen lassen; er versammelte um sich Großwürdenträger des Reichs, wie Männer der Wissenschaft, der Kunst und Gewerbebeflissenen. Niemand war ausgeschlossen als wer sich selbst ausgeschlossen hatte. Man konnte nicht solche einladen, die bei Freud und Leid die Wohnung des Königs mieden, sein Recht läugneten; dieses hatte sich bei einigen Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst, wie Chateaubriand, Béranger, Lamennais u. s. w. so schroff und feindselig herausgestellt, daß man die Ablehnung der Einladung nicht zu einem Fest für die kleine Presse machen konnte. Die Geistlichkeit von Versailles, die eingeladen war, blieb aus. Es war Fasttag, sagte die Gazette. Diesen Skrupel hatte man vorausgesehen und bei der Einladung bemerkt, daß den ehrwürdigen Herren Fastenspeise gereicht werden sollte. Scheuten sie es dennoch, Andere sich sündhaftem Genuß hingeben zu sehen, wollten sie nicht an den Protestantismus und an die profane Geschichte erinnert seyn — gewiß ist nur, daß ihr Ausbleiben Niemand störte. Am 10. Juni versammelten sich die eingeladenen Gäste des Königs auf dem großen Waffenplatze gegenüber dem Standbilde Ludwig XIV. Hier erschien die königliche Familie, von dem nahen Lustschlosse Trianon kommend. Nachdem der König, vom Jubelrufe der Anwesenden empfangen, seine Gäste bewillkommt hatte, führte er sie ins Schloß durch die historischen Gallerien, und war selbst der Erklärer des

Werks, das er hervorgerufen hatte. Es war eine große Genugthuung 1837.
für den König, die aufrichtige Bewunderung zu sehen, die seine Schöpfung hervorrief, und er schwelgte in der Lust, den anwesenden Meistern gerechtes Lob spenden zu können vor den durch Thaten, Geist, Tüchtigkeit, wie durch Geburt ausgezeichnetsten Personen Frankreichs. Er empfand um so mehr, wie erhebend dieses Gefühl für die Künstler seyn müsse, als unter ihnen eine Künstlerin sich befand, die seinem Herzen nahe stand. Die Prinzessin Marie von Orleans hatte das Standbild von Johanna d'Arc, der Gottbegeisterten Jungfrau von Orleans, in Marmor gehauen. Es ist ein schönes Werk, mit religiösem Gemüth in reiner Liebe aufgefaßt, und mit einer in so jugendlichem Alter bewundernswerthen Sicherheit der Technik ausgeführt. Es leistete viel, versprach Großes, und ist ein rührendes Andenken, welches die in der Blüthe ihrer Jahre verstorbene, durch Kunst wie durch Geburt erlauchte Prinzessin Frankreich hinterlassen hat. Dem Interesse, welches diese Ruhmeshalle der französischen Nation den Anwesenden einflösen mußte, gesellte sich noch ein anderes zu aus dem Lebenslaufe des Königs. Unter allen, die diesem denkwürdigen Feste beiwohnten, gab es wohl Keinen, der den Ort, der nun so großartigen Erinnerungen gewidmet war, so genau kannte und so Merkwürdiges von ihm als Erlebniß hätte mittheilen können, als Ludwig Philipp. Vor einem halben Jahrhundert war er Augenzeuge gewesen vom Beginn der großen Bewegung, welche ihn durch eine wechselnde Reihe der abenteuerlichsten Ereignisse zum Herrn dieses Schlosses gemacht hatte. Hier hatte er als Jüngling den Hausorden des heiligen Geistes empfangen, womit die Einführung eines Prinzen von Geblüt in den größeren königlichen Familienkreis bezeichnet wurde. Er hatte noch aus eigener Theilnahme und Anschauung das Versailler Hofleben gekannt in seinen überlieferten Formen und mit den viel verschlungenen Gebräuchen, deren gründliche Kenntniß nur durch Studium, wie eine Doctrin, erworben werden konnte. Er war aber nicht dazu bestimmt, in dem geschäftigen Müßiggange von Versailles lange zu verweilen, und die ersten großen Staatshandlungen, denen er mit dem Hofe dort beiwohnte, leiteten

1837. die neue Zeit ein, die im Palais Royal in Paris schon angebrochen war. Er stand an der Schwelle von beiden, und hatte die alte Zeit so weit noch betrachten können, daß er ein vollständiges Bild davon aus eigener Anschauung für sein Leben gewonnen, und gewiß wohl erhalten aufbewahrt hatte, denn wenige Menschen haben gelebt, die ein solches Erinnerungsvermögen besäßen, wie Ludwig Philipp. Er war hier in Versailles Zeuge gewesen von der heiligen Geist-Messe, die am 4. Mai 1789 der Eröffnung der Generalstaaten voranging, von der Eröffnung selbst, und nachher am 23. Juni desselben Jahres von der letzten königlichen Sitzung, in welcher die Deklaration des Königs ertheilt wurde, deren Folgen fast unmittelbar darauf die standschaftlichen Generalstaaten in eine allgemeine Nationalversammlung auflöste. Bei diesen denkwürdigen Ereignissen war Ludwig Philipp gegenwärtig gewesen mit Ludwig XVI., Ludwig XVIII., Karl X., seinem Vater — mit Mirabeau, Sieyès, Barnave, Robespierre, Pétion, Bailly, Boissy-d'Anglas, Cazalès, Grégoire — er hatte das Lebensverhältniß, dessen Mittelpunkt Versailles war, zusammenstürzen sehen, und jetzt, nachdem der Tiers-Etat, damals zerstörend, das erhaltende Gleichgewicht geworden war, weihte Ludwig Philipp, als Herr einer Epoche in dieser Entwickelung, Versailles zu einem historischen Denkmal. Wer konnte sich dieser Erinnerungen entschlagen? sie mußten wesentlich das Interesse an diesem Feste erhöhen, wenn der Mann, der so viel außergewöhnliche Ereignisse erlebt, so viele bemerkenswerthe Personen gekannt und handeln gesehen hatte, vor den Ersten des Landes das großartige Gemälde der französischen Geschichte aufrollte und erklärte mit der vollen Berechtigung, selbst einen nahmhaften Platz in diesem fortlaufenden Denkmal einzunehmen.

Nachher hielt der König große Tafel im Schlachtensaale und der Herzog von Nemours führte den Vorsitz einer königlichen Tafel im Marssaale. Um acht war Vorstellung im Schloßtheater. Die Künstler des Theatre Franzais sollten den Misantrope darstellen. Da der Gang durch die Gallerien, statt um 3, erst um halb fünf Uhr beendet war, so schlug man vor, etwas vom Stücke auszulassen; diesem widersetzte sich aber der König mit der Aeußerung, von einem Mei-

sterwerke dürfe kein Wort ausbleiben, wobei er einige der schönsten 1837.
Stellen vorsagte, die man nicht vermissen dürfe. Die Schauspieler belohnten diesen Respekt vor dem klassischen Meister des modernen Lustspiels; durch eine meisterhafte Darstellung zeigten sie sich der Ehre würdig, vor einer solchen Versammlung ein Sittenbild aus der Glanzzeit Versailles zu beleben. Die Künstler der großen Oper trugen den dritten und fünften Akt von „Robert le Diable“ vor. Meyerbeer war unter den Gästen des Königs. Das Schauspiel schloß mit einer Beziehung auf den Tag und den Ort. Als der Vorhang sich erhob, sah man das Schloß Versailles und das Standbild Ludwig XIV. Corneille schritt vor mit allen Personen des Cid — Molière mit denen des Misanthrope — und Racine mit denen von Athalie. Am Fuße des Standbildes erschienen Melpomene und Thalia und reichten den Meistern französischer Bühnenkunst Kränze. Hierauf folgte ein großes Feuerwerk im Garten. Man hatte Schildwachen aufgestellt, um die nicht geladenen Zuschauer, die sich zahlreich eingefunden hatten, von der Gesellschaft des Königs entfernt zu halten; der König aber rief dem Befehlhabenden Offizier zu: „Zieht die Schildwachen zurück und laßt das Volk näher treten!“ Es geschah, ohne daß der Abend dieses festlichen Tages durch irgend eine Unbill getrübt worden wäre.

Nicht so glücklich war der Verlauf eines Feuerwerks, das einige Tage darauf statt hatte auf dem Marsfelde in Paris. Eine außerordentliche Menschenmenge hatte sich eingefunden, um an diesem Schauspiel Theil zu nehmen. Das Feuerwerk selbst wurde ohne irgend eine Störung beendet. Der Hof und alle Anwesende begaben sich in die Stadt zurück. Am Tage kann die größte Menschenmasse das Marsfeld ohne irgend ein Hinderniß verlassen. Nach den blendenden Feuermassen, die eben die Anwesenden ergötzt hatten, waren die gewöhnlichen Laternen nicht hinreichend, um Allen die Wege zu zeigen, auf denen Jeder gefahrlos den Schauplatz hätte verlassen können. Ohne Ueberblick folgten die Gruppen mechanisch den Vorausgehenden, zu Viele wählten dieselben Ausgänge, es entstand Gedränge, Einige stolperten und fielen, die Nachgehenden, die der Dunkelheit wegen keine Ahnung haben konnten von dem was weiter vor geschah, drängten

1837. hinzu, und bald war all' das entsetzliche Gewirr da, welches entsteht, wenn dichte Menschenknäuel in Angst und Verzweiflung gerathen, die Versuche zur Rettung zum Untergang führen, Jeder unwillkührlich gegen seinen Nachbar wüthet, und Alle aus Rathlosigkeit das Unglück schaffen, dem Jeder entgehen will. Gräßliche Auftritte fanden statt; einige und dreißig Menschen blieben todt auf dem Platze; die Zahl der mehr oder weniger gefährlich Verletzten konnte nicht ermittelt werden, aber sie war ohne Zweifel bedeutend, da in ziemlicher Entfernung von dem eigentlichen Heerde der Vernichtung Viele im Zurückdrängen verwundet wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß organisirte Diebsbanden dabei thätig waren, und es ist sogar wahrscheinlich, daß die ersten Hindernisse, welche den Menschenstrom zum Stocken brachten, künstlich herbeigeführt wurden, um die Verwirrung zum Plündern zu benutzen. Eine solche Bande war von der Polizei in Versailles entdeckt worden, und sogar der Vorrathwagen, wohin das Gestohlene gebracht wurde. Unter den Toden auf dem Marsfelde fand man bei einem Leichnahm vierzehn gestohlene Uhren.

Die ganze Bevölkerung von Paris, mit Ausnahme der nicht zahlreichen anti-dynastisch Gesinnten, nahm aufrichtigen Antheil an der Freude über die Vermählung des Kronprinzen. Der Schmerzensruf des Unglücks auf dem Marsfelde tönte in die Harmonie der Festlichkeiten wie eine zersprungene Saite. Der König ließ dem Stadtrathe von Paris wissen, daß unter dem Eindruck der Trauer so vieler Einwohner, die königliche Familie dem ihr auf dem Stadthause für den folgenden Tag angebotenen Bankett nicht in der Stimmung beiwohnen könne, mit der sie ein Fest der Stadt anzunehmen wünsche. Eine Abordnung des Stadtrathes erbat vom König die Beibehaltung des anberaumten Festes, der König aber, tief ergriffen von den entsetzlichen Berichten über das vorgefallene Unglück, erklärte, daß es seinem Gefühl widerstrebe, unter dem unmittelbaren Eindruck eines so traurigen Ereignisses sich der Freude hinzugeben, mit der er sonst immer die Bewirthung der Stadt anzunehmen bereit sey. Der bei dieser Audienz anwesende Herzog von Orleans schloß sich der Erklärung des Königs an nnd begleitete die Abordnung nach dem Stadtrathe, dem er die

Gründe für den Entschluß des Königs aus einander setzte. Das 1837.
Banket fand erst am 19. Juni statt. Beim Toast erinnerte der König an seinen Besuch auf dem Stadthause als Generalstatthalter am 31. Juli 1830. Vor allen durfte wohl die Stadt Paris sich Glück wünschen, daß die Plane, welche dieser Besuch durchschnitt, nicht zur Ausführung gekommen waren. Wiewohl durch die kluge Vermittelung des Königs dem dritten Stande die Berechtigung erhalten wurde, welche die Charte gewährleistete, die Restauration aber den ehemals bevorrechteten Ständen mehr und mehr vorbehalten wissen wollte, so war doch durch die Revolution selbst und durch die Aufruhrversuche in den ersten Jahren nach derselben der Wohlstand der Stadt sehr erschüttert worden. Das Gelingen des unbedingten Fortschritts, wie sehr er die Bewältigung der Welt und goldenen Ueberfluß für Frankreich weissagte, müßte nothwendig vorläufig die Einnahmsquellen der Stadt geschmälert, und den Ruin des Gemeindeguts herbeigeführt haben. Unter der jetzigen Regierung aber war der Schaden, den die Erschütterung der nur dreitägigen Revolution hervorgebracht, nicht nur ersetzt, sondern der Wohlstand hatte sich bedeutend gehoben. Auf der Seine-Präfektur hat man die Beobachtung gemacht, daß der Preis, um welchen Fiakerbefugnisse in öffentlichen Versteigerungen oder durch Gebote der Erwerber verkauft werden, in einer wichtigen Wechselwirkung mit dem allgemeinen Wohlstande stehe, der sich in der vermehrten Beweglichkeit des Verkehrs ausspricht. Nun waren Fiakerbefugnisse im Jahre 1831 um 500 Fr. schwer anzubringen, im Jahre 1837 nicht unter 5600 Franken zu haben, also über das Eilffache gestiegen. Die Miethen waren um mehr als 30 % aufgegangen und der immer größere Aufschwung der Bauten schmälerte nicht diese günstige Sellung der Hausbesitzer. Der Stadtrath wußte am besten, daß er diese günstigen Ergebnisse nur der beharrlichen Ausdauer des Königs verdanke. Die Huldigung, welche ihm und seiner Dynastie hier dargebrächt wurde, mußte daher aufrichtig gemeint seyn, und war ein wohl erworbener Zoll der Dankbarkeit; Nichts konnte mehr daran erinnern, als wenn der König auf die Verhältnisse hinwies unter denen er damals an die Spitze

1837. der Regierung getreten war. Hier auf dem Stadthause sprach der König von der glorreichen Revolution weil ihr Ergebniß, die Aufrechthaltung der Charte, die Stellung des großen Bürgerstandes befestigt hatte, in dem für Gegenwart und Zukunft der erhaltende Grundsatz sich verkörpern muß, damit in den künftigen Entwickelungen der Fortschritt nicht den Staat zerbreche; denn die Rolle des Bürgerstandes ist erst begonnen, und er wird bei richtiger Organisation eine große Bestimmung zu erfüllen haben. In seine Anrede an die Schüler von St. Cyr in Versailles hatte der König eine Strophe des Marseillerliedes eingeflochten, welche den Enthusiasmus für die Vertheidigung des Vaterlandes aufruft, weil er zu Jünglingen sprach, die eben die bildliche Darstellung der Großthaten ihrer Nation betrachtet hatten. Der König hat nie die Julirevolution verläugnet, noch die Erinnerung an die große Revolution gescheut, so weit durch beide gesetzliche Freiheit erworben und erhalten wurde. Die Festlichkeiten wurden beschlossen mit einem großen Ball der Nationalgarde von Paris im königlichen Opernhause.

Die Academie der Künste votirte dem König eine Dankadresse für das Museum in Versailles, welche ihm von den Mitgliedern überbracht wurde. Der König hat ausgezeichnete Kunstsammlungen, die er bei jeder Gelegenheit vermehrt, deren Studium den Künstlern gestattet ist, und die daher wesentlich zur Förderung des Geschmacks beitragen. Er hatte gewünscht die vorzügliche Sammlung von spanischen Gemälden des Marschalls Soult zu erwerben, da die spanische Schule in den königlichen Sammlungen nur in einzelnen Gemälden einiger Meister vertreten war. Die deßhalb eingeleitete und ziemlich weit geführte Unterhandlung zerschlug sich indessen. Der König hatte deßhalb den Baron Taylor nnd den Maler Dauzat nach Spanien gesendet, wo die Kriegs- und Streifzüge der kunstliebenden Generäle und Touristen noch lange nicht die Kunstschätze erschöpft haben, die Jahrhunderte lang in diesem merkwürdigen Lande fast verborgen gewesen, und im übrigen Europa im Allgemeinen sehr wenig gekannt waren. Baron Taylor und sein Gefährte hatten denn auch einen Kunstzug durch die pyreneeische Halbinsel gemacht, der mit vielen

Kriegsgefahren verbunden war, obwohl die Gemälde, welche sie mit- 1837.
brachten, alle mit baarem Gelde bezahlt waren; nach großen Beschwerden in dem unsicheren Lande kehrten sie mit ihrem Erwerb zurück, den sie oft mit großer Mühe geschützt hatten. Der Erfolg war glücklich. Der König besitzt jetzt einige ausgezeichnete Bilder von Meistern aus den Castilischen, Valencianischen und Andalusischen Schulen: 15 Bilder von Diego Velasquez y Silva, unter denen eine Landschaft — 22 von Murillo, unter denen seine berühmte Vierga a la alfaja (die heilige Jungfrau mit den Windeln) — 50 größere und kleinere von dem im Colorit besonders herrlichen Zurbaron — mehrere von Ribera u. s. w. so daß eine fast vollständige Sammlung der spanischen Malerschule für Paris gewonnen ist, während Privatsammlungen, wie die von Soult und Aguado bei eintretenden Familienconvenienzen der Zersplitterung unterliegen. Baron Taylor brachte auch ein sehr schönes Portrait Philipps II. von Tizian, und einige Bilder von den Niederländern Quintin Messis und Snyders aus Spanien mit. Wir bemerken indessen, daß Kunsturtheile von Gewicht die Ursprünglichkeit mehrerer dieser Bilder bestreiten.

Ein anderer Kunstgegenstand erregte um diese Zeit nicht künstlerische sondern politische Leidenschaften. Das Giebelfeld des Pantheons war mit Bildhauerwerken Davids geziert worden. Als es enthüllt werden sollte, entstand Bedenklichkeit im Betreff des Eindrucks, den die Wahl der darauf angebrachten Figuren hervorbringen könnte. Davids bekannte politische Ansichten hatten ihn nicht veranlassen können, vor den hervorstechenden Männern irgend einer Epoche zurückzutreten und unter ihnen strenger zu wählen, als das Pantheon selbst. So sah man hier Voltaire in der Nachbarschaft Fenelons, Rousseau, Monge, Carnot, die Freiheit mit der phrygischen Mütze. Denen, welchen schon Fenelon nicht orthodox genug war, mußten natürlich Voltaire und Rousseau, und noch vielen Andern nicht weniger Monge, Carnot, und nun gar die verhängnißvolle Mütze, wenn sie auch nicht roth, sondern weiß war, anstößig erscheinen. Man kann wohl zugeben, daß, ohne eine Epoche zu übergehen, eine zweckmäßigere Wahl der Persönlichkeiten hätte getroffen werden können, welche als Träger

1837. der verschiedenen Richtungen in diesem Sinnbilde des großen Nationaldenkmals hervortreten sollten. Billigerweise war aber dabei nicht zu übersehen, daß das Pantheon jenseits des Grabes liegt, daß Alles und Alle, die in der französischen Geschichte durch Verdienste um das Vaterland Geltung hatten, im Pantheon vollberechtigt sind, und daß die Nachwelt über ihre Meinungen und Handlungen wohl ein kritisches Urtheil und auch einen Tadel aussprechen darf, aber die ihnen von ihren Zeitgenossen zuerkannte Ehrenbezeugung nicht zurückziehen kann ohne ähnliche für die Zukunft zu einer Täuschung zu machen. Wir sind verpflichtet, einem verdienstvollen Streben unsere Anerkennung nicht zu versagen, auch wenn es statt hatte zu einer Zeit und für eine Zeit, deren Uebermaß in einer einseitigen Richtung wir nun mißbilligen müssen. Diese Rechtsverweigerung wäre ein schlechtes Beispiel für unsere Nachkommen, das sie an unserem Gedächtnisse rächen würden. Die Verzögerung der Enthüllung diente nur dazu, dem Tadel einiger Meinungsgruppen, der früher oder später immer zum Vorschein kommen mußte, einiges Gewicht beizulegen. Man kann sagen, daß unter diesen Umständen der Erzbischof von Paris durch seine Leidenschaftlichkeit der Regierung einen Dienst leistete. Der in seinem Widerspruch gegen die neue Ordnung unermüdliche Herr von Quelen erhob nämlich laute Klage über Entheiligung eines geweihten Orts. Das war aber die unhaltbarste aller Beschwerden, denn das Pantheon war keine Kirche mehr und gehörte nicht mehr zum erzbischöflichen Sprengel. Das Gedächtniß der heiligen Genoveva, der das Pantheon, so lange es eine Kirche blieb, gewidmet war, konnte nicht verletzt werden durch irgend eine Vornahme mit diesem nun nicht mehr geweihten Gebäude.

Früher eine Kirche, deren Patronin die heilige Genoveva war, liegt das Pantheon auf einem Höhenpunkte der Stadt. Der Erzbischof von Paris leitete nun nach der Enthüllung des Giebelfeldes die Anordnung einer neuntägigen Andacht zur Versöhnung der heiligen Genoveva mit folgendem Hirtenbriefe ein.

„Beim Anblick des großen Skandals, das so eben vor unsern „Augen entstanden, und noch täglich im Angesicht der Sonne sich

„auf unserm heiligen Berge zeigt: beim Vorhandenseyn dieser mehr als 1837.
„profanen Sinnbilder, welche die Stelle des stralenden Kreuzes von „Jesus Christus einnehmen: vor den gekrönten Bildern gottloser, „frecher und verderblicher Schriftsteller, welche an die Stelle der de„muthsvollen und keuschen Hirtin versetzt wurden, deren Schutz die „Hauptstadt von den größten Plagen befreite — ertönt ein Jammer„geschrei derer, die sich bekennen zu dem Glauben Clodwigs, Carls „des Großen und des heiligen Ludwigs, dem Glauben Frankreichs. „Seufzer und Thränen des Clerus, der Frommen, aller Christen „müssen darauf antworten."

Nicht um stille, sondern um möglichst öffentliche Seufzer und Thränen war es dem Hocheifer des zornigen Bischofs zu thun. Paris erfuhr mit einiger Ueberraschung, daß es einen heiligen Berg habe, der bisher unbekannt geblieben, wenn er nicht blos ein rednerischer Aufwurf des Hirtenbriefs war. Manchen mochte es auch befremdend erscheinen, daß die heilige Genoveva nur vom Pantheon aus ihre heiligende Kraft bewähren, und darum der Stadt Paris ihren Schutz entziehen werde, weil das Vaterland in einem Gebäude, wo ihr Andenken gefeiert wurde, dem Gedächtniß seiner verdienstvollen Männer dankbare Anerkennung zollte. Es war jedenfalls klar, daß welche Plagen die Heilige auch entfernt hatte, die der Hirtenbriefe des Erzbischofs sollten der Regierung nicht erspart werden. Der Diener des allbarmherzigen Worts, das in der Liebe Allen Versöhnung bringt, war in seinem Eifer gegen die Regierung unbarmherzig, lieblos, unversöhnlich. Der Cultus der heiligen Genoveva hatte in Paris doch nur dem der großen Männer Frankreichs Platz machen müssen, andere Heilige hatten die ihnen geweihten Kirchen weit profaneren Bestimmungen, wie Ställen, Waarenniederlagen, Zollstätten einräumen sehen müssen.

Wenn ein unvorsichtiger Cultus der opponirenden Politik die Verwüstung der Kirche St. Germain l'Anxerois herbeigeführt, so hatte die Regierung sie wiederherstellen und eben wieder dem Gottesdienste zurückgeben lassen. Hiemit aber war weder die Vorstadt St. Germain noch der Erzbischof befriedigt. Sie verlangten das Pantheon für die Versöhnung der heiligen Genoveva, und für die des Erzbischofs

1837. den Wiederaufbau seines Palastes. Das Pantheon der Kirche zurückzugeben stand nicht in der Macht der Regierung, obwohl anzunehmen war, daß dadurch die Heilige versöhnt worden wäre. Derselben Erwartung konnte man sich im Betreff des Erzbischofs nicht hingeben, denn die Regierung wollte ihm einen Pallast bauen, nur nicht an dem Platze des vorigen. Der Prälat wollte aber von einem erzbischöflichen Pallaste an einem andern Platze nichts wissen. Daß durch den Abbruch des vom Pöbel verwüsteten Pallastes und Umgestaltung des Platzes, den er eingenommen hatte, in eine schöne Baumanlage eine Seite der Liebfrauenkirche frei geworden und dieser dicht bebaute Stadttheil Luft und Raum gewonnen hatte, waren Gründe, die der Erzbischof nicht gelten ließ; er wollte immer nur das was ihm nicht gewährt werden konnte, und damit fortwährende Veranlassung, um Beschwerde zu erheben, was er auch fleißig that, obwohl nicht mit Erfolg. Wir wollen hier nicht besprechen, ob dieses Verfahren im Interesse der Kirche und der Klugheit gemäß war, denn davon wollte der Erzbischof auch nichts wissen. Nicht zu läugnen aber ist, daß er den Zweck erreichte, es der Regierung sehr schwer zu machen, das Ansehen der Geistlichkeit wieder aufzurichten.

Nach den Vermählungsfeierlichkeiten hatte der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin eine Reise in die Normandie angetreten, wo das hohe Paar überall die wohlwollendste Aufnahme fand. Wie im verflossenen Winter mehrere ralliirte Familien in den Tuilerien erschienen waren, so fanden sich bei dieser Reise auch manche ein, um dem Herzog von Orleans vorgestellt zu werden. Wie die Legitimisten vergebens auf einen Fehler der Regierung hofften, welcher der ersten Linie den Zutritt in Frankreich öffnen könnte, so erlitten ihre Aussichten besonders Abbruch durch die Achtung und Liebe, welche der Herzog von Orleans sich immer im größeren Maße erwarb, und worin er nun von seiner geistreichen Gemahlin mit der richtigsten Auffassung der Zustände wie der Persönlichkeiten auf das Trefflichste unterstützt wurde. Ganz Frankreich sollte sich überzeugen wie sehr die Wahl der Kronprinzessin der hohen Stellung entsprach, die ihr bestimmt war, und selten hat jemals eine Prinzessin fremder Zunge so

schnell in Frankreich allgemeine Anerkennung gefunden. Zu derselben Zeit kehrte Prinz Ludwig Napoleon von Amerika nach Europa zurück, und nahm seinen Aufenthalt in Arenenberg bei seiner Mutter. Er war Schweizer Bürger geworden, und trat in die Bürgermiliz des Cantons Thurgau als Offizier der Artillerie; schrieb auch ein Handbuch über die Geschützkunde. Er trat auch in den Schützenverein, wurde Schützenmeister, und suchte sich Popularität und Anhänger in der Schweiz zu verschaffen. Dies gelang ihm wohl in seiner nächsten Umgebung, aber im Ganzen in der Schweiz nur sehr wenig. Der Straßburger Versuch hatte dem Prinzen das Vertrauen aller politischen Männer entfremdet, und die Schweizer betrachteten Arenenberg, und das was dort vorging, von dem übrigens wenig verlautete, als eine Intrigue, der sie mit Besorgniß zusahen, da politische Verlegenheiten für die Schweiz daraus entstehen konnten, was denn auch später der Fall war. 1837.

Am 11. September schiffte sich der Herzog von Nemours in Toulon auf dem Dampfschiffe Phare ein, und kam am 14. in Bona an, wo er den Befehl einer Division übernahm, um unter dem Oberbefehl des Grafen Damrémont an dem zweiten Feldzuge gegen Constantine Theil zu nehmen. Während der Herzog in Afrika war, trat noch eine zweite Vermählung in der königlichen Familie ein. Die zweite Tochter des Königs, Prinzessin Marie von Orleans, wurde am 17. October in Trianon getraut mit dem Herzog Alexander von Württemberg. Der Herzog ist der Sohn des verstorbenen russischen Generals en Chef, Herzogs Alexander von Württemberg und der Prinzessin von Sachsen-Coburg, Bruder der nun verwittweten Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha, und war Generalmajor in russischen Diensten. Die Vermählung wurde ganz im Familienkreise gefeiert und nur mit den Ceremonien, welche die Trauung eines Mitglieds des königlichen Hauses fordert. Die Neigung der Prinzessin und ihr Sinn für häusliches Glück und Uebung der Kunst, in welcher sie Meisterin geworden, hatten hauptsächlich die Wahl des Königs bestimmt; sie wurde auch vollkommen gerechtfertigt durch diese Verbindung, welche leider der Tod bald trennen sollte.

1837. Am 2 October wurde die königliche Verordnung zur Auflösung der Deputirtenkammer unterzeichnet, und zugleich neue Pairsernennungen bekannt gemacht. Die Wahlen zu den Offiziersstellen der Nationalgarde und der Generalräthe der Departements waren ganz im Sinne der Mäßigung und der Ordnung erfolgt, und man konnte das Vertrauen hegen, daß eine Berufung an die Meinung des Landes dieselbe Gesinnung als die weitaus vorwaltende bestätigen würde. Die Opposition erkannte die Bedeutung eines siegreichen Erfolgs der Regierung, aber auch, daß dieser weder abgewendet noch lebhaft bestritten werden könne bei der vorhandenen Spaltung der Opposition; sie hatte keinen Augenblick zu verlieren wenn sie einen entscheidenden Einfluß auf die Wahlen ausüben wollte. So wie man Gewißheit hatte, daß die Auflösung der Kammern erfolgen werde, wurde der Versuch gemacht, ein Centralkomité zu bilden zur Leitung der bevorstehenden Wahlen, in dem die volle Opposition sowohl in der Kammer wie in der Presse vereinigt seyn sollte. Dieser Versuch wiederholte sich mehreremal ohne Erfolg. Einige Zeitungsredactoren und Schriftsteller waren besonders thätig um diesen Plan zu fördern, und unter diesen: Bert, der vom Constitutionel abgetreten war als dieser sich dem System vom 11. October anschloß, und nachher durch Mauguin die Oberleitung des Commerce bekommen hatte; Cauchois-Lemaire, ehemals beim Constitutionel, nachher Gründer des Journals Bon Sens; Hercule Guillemot, früher beim Commerce und Messager, dann Gründer des Siecle, er wurde besonders gebraucht wenn es darauf ankam politische Ideen systematisch entwickelt darzustellen in Uebersichten oder Rechenschaftsberichten der Parteien; Sarrans jeune — er war Adjutant Lafayette's als dieser Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Königreichs war, schrieb auch eine Schrift zur Vertheidigung Lafayette's worin er ihn eigentlich anklagte, das Alles nicht gethan zu haben, was er hätte thun können, und eine andere gegen den König, unter dem Titel: „Ludwig Philipp und die Gegenrevolution."

Laffitte wollte wieder den politischen Schauplatz betreten. Er hatte ein neues Bankhaus eröffnet und sich einen Geschäftskreis geschaffen, der ihm auch politischen Einfluß geben konnte. Er bezweckte

nämlich, ein durch Actien aufgebrachtes Capital der Industrie, und 1837.
zwar besonders der kleinen Industrie zuzuführen indem er es verwerthen wollte in einer auf Gegenseitigkeit gegründeten Wechselversicherung. Er übernahm die mißlichen Geschäfte, welche die königliche Bank nicht ausführen wollte, und begegnete möglichen Verlusten durch Vertheilung auf Viele. Natürlich mußte sein Unternehmen den Vielen willkommen seyn, die nicht im Stande waren, die von der Bank geforderte Sicherheit zu leisten, und ihre Zahl war nicht gering. Die königliche Bank escomptirt nur Papiere, die von drei ihr bekannten Firmen mit unterschrieben sind: Laffitte begnügte sich mit zwei Unterschriften, die er noch dazu keiner so strengen Beurtheilung unterwarf wie die Bank es zu thun gewohnt und gehalten war. Bisher wurden in Paris Anweisungen auf die Departements erst honorirt wenn die Zahlung als erfolgt angezeigt war: Laffitte escomptirte diese Anweisungen gleich in Paris. Er gab auch Papierscheine aus bis herab auf 25 Fr. während die geringste Summa bis dahin 500 Fr. gewesen war.

Bei Laffitte versammelten sich nun die Häupter beider Fractionen der Opposition um den Vorschlag eines Comités in Berathung zu ziehen; es zeigten sich aber Zwiespalt und Mißtrauen. Man stimmte zwar im Allgemeinen der Errichtung eines Wahlcomités als einer wünschenswerthen Maßregel zu, aber die Partei Barrots erklärte ausdrücklich, daß weder die Partei Garnier-Pagès noch die Redacteure des National, des Monde, und des Bon Sens zugelassen werden durften. Die erste Versammlung blieb ohne alles Ergebniß. Barrot war nach Holland gereist. Man versuchte ein Programm zu Stande zu bringen, welches so gestellt war, daß die Freunde Barrots sich darin mit der demokratischen Partei vereinigen konnten; Erstere verweigerten aber ihre Unterschrift, und um die Verwirklichung des Planes nicht geradezu für unmöglich zu erklären, vertagte man sich. Nach Barrots Zurückkunft wurde eine Versammlung unter seinem Vorsitze gehalten, die indessen an denselben Hindernissen scheiterte. Man kam nun überein, daß alle Deputirte von diesem Verein zurücktreten sollten, um in ihm nur die gesammte oppositionelle Presse darzustellen. In einer zu dem Ende gehaltenen Berathung der Redacteure vertraten

1837. diese in ähnlicher Weise die Parteien deren Organe sie waren, wie die Führer selbst, von denen sie gemessene Anweisung hatten über die Zugeständnisse welche sie machen durften. Barrots Partei fürchtete das Ungestüm und die Maßlosigkeit der Demokraten; sie verlangten daher eine nicht öffentliche Thätigkeit für Wahlen im Sinne der Opposition durch Briefwechsel, Agenten, aber nicht in öffentlichen Erklärungen und Aufrufen. Diesen Vorbehalt verwarfen aber die Demokraten unbedingt, da sie es gerade in ihrer Macht haben wollten, vorzudringen, und zwar mit der Gewißheit, daß die anderen ihnen folgen mußten. Auch diese Versammlung löste sich auf, ohne ein Ergebniß erzielt zu haben.

Man hatte es in Folge dieser vereitelten Versuche aufgegeben, einen allgemeinen Verein herbeizuführen, und schien sich darauf beschränken zu müssen, auf verschiedenen Wegen einem gemeinschaftlichen Ziel entgegenzustreben, als Mauguin mit unerwarteter Entschiedenheit in dieser Angelegenheit auftrat. Mauguin hatte bisher seine Ministermöglichkeit nicht aufgegeben; war diese nun auch nur nach einer Systemswandlung denkbar, so hatte er sich doch als einen Mann zeigen wollen, mit dem man, wenn es seyn mußte, in Unterhandlung treten konnte. Eine Flugschrift kam heraus von Pepin unter dem Titel La royauté de Juillet et la révolution. Sie vertheidigte das System der Regierung; sie kam nicht nur aus dem ministeriellen Lager, sondern aus dem Schlosse, wenigstens in so weit, daß man annehmen konnte, daß dort dem Verfasser Aufklärungen nicht versagt worden waren; ja man behauptete allgemein, daß selbst der König Kenntniß von dieser Schrift gehabt habe, ehe sie dem Drucke übergeben wurde. Dies soll Mauguin für unzweifelhaft gehalten haben, und da er darin stark angegriffen war, so schien ihm jede Aussicht abgeschnitten, in eine ministerielle Combination zu treten, welche im Schlosse Billigung finden sollte, so lange dort noch etwas verweigert werden konnte. Mauguin vereinigte sich daher mit Arago, Dupont (de l'Eure) und Lafitte zu einem Centralcomite und berief Deputirte und auch die Männer der demokratischen Presse zu einer Hauptversammlung. Es erschienen dabei unter den Deputirten:

Dupont, Arago, Lafitte, Mauguin, Mathieu, Larabit, Ernst 1837.
Girardin, Clauzel, Garnier-Pagès, Cormenin, Salverte, Thiers — Redacteure: Chatelin (Courrier), Lauchois-Lemaire und Durand (Univers), Bert (Commerce), Louis Blanc (Bon Sens), Lacroix (Monde), Thomas (National), Dubosc (Peuple) — Advocaten: Dupont, Marie, Ledru-Rollin, Dornès — ferner Goudchaux, Bankier, Desportes, Gutsbesitzer, Rostan, Arzt, Viardot, Lemercier, Sarrans, David, Schriftsteller. Hier kam man überein, Alles aufzubieten, um der Opposition eine möglichst große Zahl von Wahlen zuzuwenden. Das Verfahren war übrigens kein anderes, als das, welches immer bei Wahlen angewendet worden ist und wird, Verdächtigung der Gegner, Herausstreichen der eigenen Candidaten in Zeitungen, in Briefwechsel, durch Aussendlinge u. s. w. Wichtig war dabei die Kenntniß der örtlichen und persönlichen Verhältnisse, welche Bert aus früheren Bestrebungen ähnlicher Art hatte. Die legitimistische und die doctrinäre Partei waren ganz ausgeschlossen von jeder Gemeinschaft mit dem Centralcomite. Die Agenten in den Provinzen wurden jedoch angewiesen, im Falle, daß eine Stimmenmehrheit für einen ihrer Candidaten nicht aufzubringen sey, sie dort, wo auch ein legitimistischer Candidat sich darstellte, diesem zuzuwenden, um wenigstens der Wahl des ministeriellen Candidaten vorzubeugen. Es ist vorher und nachher öfter vorgekommen, daß legitimistische Candidaten den radikalen Wählern von den Häuptern der äußersten Linken, und sogar republikanischen Wählern empfohlen worden, und auch durch ihre Stimmen gewählt worden sind. Die Opposition hatte übrigens angefangen einzusehen, daß es ein Fehler gewesen, den Bürger zu sehr zu verachten und die Masse zum Souverän erhoben zu haben, denn dadurch wurden kastenartig Bürger und Volk getrennt. Die Opposition hatte gesehen, wie die Regierung diesen Fehler zu benutzen verstand. Sie wollte daher zurücklenken, und die bemittelten Bürger für sich gewinnen. Zu dem Ende stellte sie gemäßigte Programme auf und legte ihren Candidaten Vorsicht und Selbstbeherrschung in ihren Anreden an die Wähler auf. Dies gelang indessen nur wenig, denn die vermöglicheren Bürger waren

1837. mißtrauisch, und die ministeriellen Blätter versäumten nicht, diesen Kunstgriff aufzudecken.

Mitten in diese Aufregung kam am 22. Oktober die Nachricht von der Einnahme von Constantine in Paris an. Sie machte allerdings einen günstigen Eindruck; man hatte indessen auch nicht anders erwarten können, als daß die französischen Waffen eine Schlappe glänzend auswetzten, die ihnen durch zu spärliche Bemessung der Streitkräfte und Ungunst einer Jahreszeit, deren Wirkung in Afrika man bisher nicht so gekannt, zugefügt wurde. Und dennoch war auch diesmal das Heer vor Constantine auf einen Wendepunkt gekommen, wo die Siegesfrist kurz gestellt war, und das Gelingen nur durch Anstrengung der äußersten Kraft erreicht werden konnte.

Damrémont war am 6. Oktober mit dem Heer vor Constantine eingetroffen nicht ohne auf ähnliche Weise, nur nicht bis zu demselben Grade, wie beim ersten Zuge von den Beschwerden des Marsches gelitten zu haben. Das Fortbringen des schweren Geschützes hatte große Mühe gekostet; Menschen und Thiere waren sehr angegriffen, und vor Constantine trat heftiger Regen ein. Viele Soldaten wurden vom Fieber befallen; man konnte sie hinreichend ärztlich verpflegen, aber man konnte sie nicht gegen das schlechte Wetter schützen. Man fand die Vertheidigungsanstalten auf demselben Fuße, wie das Jahr vorher. Die zuerst aufgestellten französischen Batterien waren nicht von großer Wirkung auf die belagerte Stadt. Man fand zwar bald den Punkt, von dem aus das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht werden konnte. Es war der Hügel Cudiat-Aty, der die Stadt vollkommen beherrschte, allein es war keine geringe Aufgabe, das schwere Geschütz auf diese Höhe zu bringen. Um an den Fuß des Hügels zu gelangen, mußte man unter dem feindlichen Feuer einen Fluß übersetzen, und eine große Anzahl Pferde anspannen, um die Kanonen die Anhöhe hinaufzuschleppen. Es gelang nicht ohne Unfall; drei Kanonen stürzten hinab, und konnten nur durch Menschenkraft und mit großem Wagniß wieder in die Batterie geschafft werden. Als die Stellung vollkommen besetzt, und der volle Angriff beginnen konnte, war es klar, daß der Sieg schnell gewonnen werden und ein

Aufschub des Gelingens diesem Heere so verderblich werden mußte, 1837.
wie dem ersten. Am 11. Oktober begann das Feuer und am 12. ward Bresche geschossen. Die französischen Offiziere hatten gleich beim ersten feindlichen Feuer sich überzeugt, daß Achmed's Artillerie gut bedient war. Davon sollte ein erschütternder und entscheidender Beweis gegeben werden. Der Oberbefehlshaber, Graf Damrémont, besichtigte am 12. die Bresche, um zu beurtheilen, wann sie für einen Sturm zugänglich seyn werde. Dies geschah vom Hügel Cudiat-Aty aus. Der Graf, begleitet vom Herzog von Nemours, und umgeben von den Offizieren seines Generalstabes, begab sich auf den vordersten Rand des Hügels, von wo aus er mit einem Fernrohr die Bresche betrachtete, an welcher der Feind unter einem Kugelregen arbeitete mit einer Ausdauer, die der besten Soldaten würdig war, obwohl die vortrefflich zielende französische Artillerie jede Mühe vereitelte. Der Graf stand auf einem sehr gefährlichen Punkte, wo er und seine Umgebung den feindlichen Kugeln voll ausgesetzt waren. Man warnte ihn, denn er selbst und die meisten Offiziere seines Gefolges waren längst darüber hinweg, persönlichen Muth beweisen zu müssen; sie hatten in manchen Schlachten glänzende Tapferkeit gezeigt. Man merkte, daß die Artillerie auf den Wällen von Constantine das edle Ziel bemerkten, das ihr dargeboten wurde in den vielen Offizieren von Rang, die hier auf einem Punkte versammelt waren. Ringsum schlugen die Kugeln ein, aber der General setzte auffallend lange seine Beobachtung fort, die offenbar in viel kürzerer Zeit hätte vorgenommen werden können. Man hat nachher behauptet, Damrémont habe ohnerachtet der Bresche, die allerdings noch nicht zugänglich war, die Hoffnung aufgegeben, die Stadt zu bewältigen in der Zeit, in welcher es geschehen mußte, ohne die Armee der Zerstörung auszusetzen, und so den Sieg zu vereiteln; man hat sogar gesagt, daß der General einem Vertrauten seinen Entschluß mitgetheilt habe, am folgenden Tage, wenn nicht die Uebergabe der Festung erfolge, den Rückzug anzuordnen. Wahrscheinlich beruhte diese Annahme darauf, daß die Operationen des Generals der Ungeduld mancher Offiziere zu langsam vorkamen, und daher ohne Zweifel die nachher

1837. viel verbreitete Sage, der General habe aus Verzweiflung über ein abermaliges Fehlschlagen den Tod gesucht. Jedenfalls hatte kein offener Befehl von ihm diese Vermuthung bestätigt, und sollte er einen solchen Entschluß gefaßt haben, so nahm er das Geheimniß davon mit sich in's Grab, denn ohne ein Wort geäußert zu haben, wurde er von einer Kugel getroffen, die ihn augenblicklich tödtete. General Perregaux, sein Freund, der den sterbenden Feldherrn in seine Arme faßte, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe, wurde in dieser Stellung am Kopfe verwundet; er lebte zwar noch längere Zeit, und es schien einige Hoffnung zu seiner Erhaltung, er starb indessen auf der Ueberfahrt nach Frankreich. Der Herzog von Nemours war, wenige Schritte entfernt, Zeuge dieses erschütternden Auftrittes. Man drang in ihn, den Platz sogleich zu verlassen; er that es erst, nachdem der Verwundete wie der Todte in Sicherheit gebracht waren. Ein deutscher Naturforscher, Dr. Wagner aus Erlangen, der die Begünstigung erreicht hatte, in der dem Heere beigegebenen wissenschaftlichen Commission den Feldzug mitzumachen, war einige Schritte rückwärts Zeuge dieses Ereignisses. Er hat in der Augsburger Allgemeinen Zeitung den besten, jedenfalls für den nicht blos militärischen Leser den anziehendsten Bericht über die Einnahme von Constantine geliefert, der sogleich in's Französische und in's Englische übersetzt wurde und die größte Anerkennung fand. Wagner versichert, daß die Geistesgegenwart und die Haltung des jungen Prinzen in dieser Stunde der höchsten Gefahr von allen gegenwärtigen älteren und jüngeren Offizieren bewundert wurde. Die französische Armee läßt überhaupt den Söhnen des Königs unbedingt die Gerechtigkeit widerfahren, daß wenn ihnen auch die Begünstigung zu Theil wird, die Gelegenheit zur Auszeichnung, so oft sie sich darbietet, benutzen zu können, sie sich dieses Vorzugs durch Unerschrockenheit und Tüchtigkeit stets würdig gezeigt haben.

Nach dem Tode Damrémonts übernahm der Befehlshaber der Artillerie, General Graf Valée, den Oberbefehl. Das Beschießen der Bresche wurde sogleich mit Kraft fortgesetzt, und als diese bald für zugänglich erachtet wurde, gab Valée den Befehl zu stürmen.

Die Brigade Nemours war an der Spitze des Sturms. Die aus- 1837.
getretene Freimannschaft drang kühn voran, mit ihnen Obrist Combes, der sich früher bei Ancona durch sein energisches Benehmen ausgezeichnet hatte. Nachdem man durch die Bresche gekommen war, fand es sich, daß ein inneres Thor, das man früher nicht hatte bemerken können, noch erhalten war und dem weiteren Vordringen ein Hinderniß entgegenstellte. Die Sapeure und Pionniere stürzten sich darauf, und Pulversäcke wurden herbeigeschleppt, um es zu sprengen. Ehe dies nöthig wurde, war das Thor schon erbrochen, aber eine Haubitzenkugel fiel in das Pulver, und eine fürchterliche Explosion fand statt, die man im ersten Augenblicke dem Aufgange einer Mine zuschrieb. Der Feind leistete fanatischen Widerstand, ein mörderischer Kampf entspann sich, der in der Stadt von Haus zu Haus fortgesetzt werden mußte, und die Explosion hatte viele Menschenleben gekostet. Bald waren die Franzosen Herren der Stadt und die dreifarbige Fahne wehte auf ihren Mauern. Die Verwirrung und der Schreck des Feindes, als er sich überwältigt sah, waren so groß, daß Viele, statt sich zu ergeben, sich retten wollten, indem sie die Felsen, auf denen die Mauern ruhen, herabzuklettern versuchten; nur Wenigen gelang es, viele zerschmetterte Leichnahme wurden nachher in der Tiefe gefunden. Wagner, der gleich nach dem Sturm in die Stadt kam, berichtet, daß die französischen Offiziere mit dem rühmlichsten Eifer bemüht waren, der Erbitterung der Soldaten und der anfänglichen Plünderung Einhalt zu thun, und daß sehr bald Mannszucht und Ordnung durchgängig herrschten. Obrist Combes wurde tödtlich verwundet. Er behauptete aber eine solche Geistesgegenwart, daß er dem Herzog von Nemours, zu dessen Brigade das Regiment des Obristen gehörte, über dessen Antheil am Sturm Bericht erstattete, den er mit den Worten schloß: „Ich bin schwer verwundet, „und bitte um Erlaubniß, mich zurückzuziehen; meine Familie empfehle „ich Eurer Königlichen Hoheit.“ Dieser tapfere Offizier starb bald an seinen Wunden. Im Sturm zeichnete sich sonst noch besonders aus: das Bataillon des Herrn von Sérigny, die Suaven unter Oberst Lamoricière, der verwundet war, und die Fremdenlegion

1837. unter Oberst Bedeau. Oberst Bernelle wurde provisorisch vom Herzog von Nemours, mit Vorbehalt königlicher Bestätigung, zum Generalmajor und Commandant von Constantine ernannt. Graf Valée wurde gleich, nachdem die Siegesnachricht in Paris eingetroffen war, Marschall von Frankreich. Der Prinz von Joinville, der mit seiner Fregatte ausgelaufen war, um sich nach Amerika zu begeben, hatte die Erlaubniß bekommen, nach Afrika zu gehen, um an dem Zuge nach Constantine Theil zu nehmen. Er war in Bona nach Abmarsch des Heeres angekommen, und ging mit einer Colonne Ersatzmannschaft, die eine Zufuhr von Lebensmitteln escortirte, nach Constantine ab, wo er indessen erst nach der Einnahme ankam. Graf Valée ließ eine hinreichende Besatzung unter dem Befehle des Generals Bernelle in Constantine und ordnete den Rückmarsch nach Bona an, den er vollzog, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Der Marschall konnte den ganzen Belagerungspark, der ihm anvertraut worden war, im guten Zustande abgeben.

Nachdem die Prinzen einige Zeit im Palaste Achmed's in Constantine zugebracht hatten, folgten sie dem Heere nach Bona. Von Oran aus setzte Prinz Joinville sogleich seine Fahrt fort, und traf gerade am Neujahrstage 1838 in Rio Janeiro ein, von wo er fünf Jahre später seine Gemahlin heimholen sollte.

In Paris war die Siegesbotschaft durch eine Salve der Kanonen der Invalidenhotels verkündet worden. Es wurde auch ein feierliches Tedeum gehalten, aber nicht in Paris, sondern in Versailles. Ohne Zweifel wollte man dem Erzbischof von Paris ersparen, einige politische Epigramme zu ersinnen für den Erlaß an die Geistlichkeit des Capitels der Liebfrauenkirche, der zur Abhaltung eines Tedeums nothwendig war. Es wäre indessen zu erwarten gewesen, daß der Erzbischof sich dieser Mühe gerne unterzogen hätte. Nachher, am 5. December, wurde im Invaliden-Dom eine Trauerfeier für Damrémont und die vor Constantine Gefallenen gehalten.

Man erwartete die baldige Rückkehr des Herzogs von Nemours in Frankreich. Die Stadt Marseille bereitete ihm einen glänzenden Empfang, und eine Abordnung wurde gewählt, um die Einladung

dazu dem Herzog nach Toulon zu überbringen. Er kam indessen 1837.
nicht, und einige Zeit darauf erfuhr man, daß er auf dem Dampfschiff Phare vor Gibraltar erschienen sey, und also durch das atlantische Meer nach Frankreich zurückkehrte. Einige wollten dies dem zuschreiben, daß er vermeiden wollte, seinem älteren Bruder gegenüber, der an dem Feldzuge nicht Theil nehmen konnte, ein Siegesfest, wie es ihm bereitet wurde, zu begehen; diese Annahme war wenigstens dem bescheidenen Charakter des Herzogs gemäß. Er hatte schon beim Auslaufen von Oran schlechtes Wetter, und mußte zweimal in den Hafen zurückkehren, ehe das Schiff die hohe See gewinnen konnte. Am 25. November mußte man vor Gibraltar anlegen, und am folgenden Tage wegen widrigen Windes vor Cadiz; nur mit großer Anstrengung konnte das Vorgebirge St. Vincent, die südwestliche Spitze von Europa umfahren werden. Allein die Reise sollte bis zuletzt von Unglücksfällen und Beschwerlichkeiten begleitet seyn. Auf der Höhe von Oporto ging der Herzog bei Regenwetter auf dem Verdeck auf und ab. Bei einem starken Stoß des Schiffes glitt er aus, verwickelte sich in seinen Mantel, fiel auf eine Stückpforte und brach den linken Arm. Am folgenden Tage kam ein Ereigniß vor, das sehr nahe daran war, den Untergang des Schiffes und aller darauf befindlichen Personen herbeizuführen. Es brach nämlich ein Brand im Kohlenvorrath aus, der um so gefahrbringender war, da die See sehr hoch ging. Der Schiffsbefehlshaber, Capitaine Sarlat, traf sogleich die zweckmäßigsten Anordnungen, da man glücklicherweise noch ziemlich bei Zeiten das Feuer entdeckt hatte; es verbreitete sich indessen schnell, und nur nach den unglaublichsten Anstrengungen der Mannschaft gelang es, den Brand zu bemeistern. Man ward dadurch genöthigt, in Corunna einzulaufen, um frische Kohlen einzunehmen. Die Ungunst der Witterung dauerte nach der Abfahrt von Corunna fort. Im Canal ward der Gegenwind so heftig, daß das Schiff nach der Rhede von Falmouth verschlagen wurde. Als nach der französischen Küste gesteuert wurde, brach ein neuer Sturm los, vor dem man hinter dem Damm von Cherbourg Schutz suchen mußte, und erst am 8. December traf der Phare in Havre ein. In Paris

1837. verursachte die Nachricht von der Ankunft des Prinzen große Freude, denn sein langes Ausbleiben hatte bereits ängstliche Besorgniß erregt in der königlichen Familie. Die Königin ging in Begleitung des Herzogs von Aumale und der Prinzessin Clementine dem Herzog von Nemours entgegen. Sie trafen ihn in Vernon, wo er am Bord des Sainedampfbootes Union eben eintraf; er hatte diese Beförderungsweise wählen müssen, da er Schmerzen im Arm hatte, und die Bewegung eines Wagens noch nicht vertragen konnte. Der Herzog von Orleans war seinem rückkehrenden Bruder bis Rouen entgegengeeilt, wo er eintraf, nachdem dieser schon mit dem Dampfboote abgegangen war. Von Rouen zurückkehrend, traf der Herzog von Orleans noch in Vernon ein, während die Königin bei ihrem Sohne verweilte. Die Königin begab sich wieder zu Lande nach Paris, der Herzog von Orleans blieb aber am Bord des Dampfschiffes bei seinem Bruder. Vom Herzog von Nemours selbst erfuhr erst die königliche Familie die Abenteuer der Seereise; er hatte während seiner dreimonatlichen Abwesenheit viel erlebt und erfahren, und konnte reichhaltige Mittheilungen aus eigener Anschauung geben.

Am 8. November kannte man in Paris die hauptsächlichsten Wahlen. Im Ganzen hatte die Sache der Ordnung und der constitutionellen Freiheit gesiegt über die vereinigte Anstrengung der Opposition, obwohl letzte nicht ganz ohne Einfluß geblieben war; dies äußerte sich später bei den Kammerverhandlungen; vorzüglich aber dadurch, daß andere Elemente sich mit den Ansichten, die in der oppositionellen Wahlbestrebung wurzelten, vereinigt hatten. Die Opposition hatte viele Täuschungen bei den Wahlen erleben müssen. Allerdings waren im fünften Arrondissement in Paris, wo die Republikaner sich dicht zusammendrängten, Arago und Salverte, auch in Straßburg Michel (de Bourges) und Martin gewählt worden. Dagegen war es ein auffallendes Zeichen, daß Laffitte in Rouen, Bayonne, Arras und St. Germain, wo man eben so viele Doppelwahlen erwartet hatte, durchgefallen war. Die Opposition empfand schwer diesen Unfall des Mannes, von dem sie gerade in seinem neuen Wirkungskreise einen neuen und schwunghaften Einfluß

erwartet hatte. Wie sehr die Oppositionsblätter es auch den Intriguen 1837.
der Regierung zuschrieben — und zuverläßig hatte man Alles aufbieten müssen, um den Versuchungen der Opposition Widerpart zu halten — immerhin war es bemerkenswerth, daß die Abweisung Laffittes in so vielen, von einander weitentfernten Wahlcollegien zugleich erfolgt war. Arago machte den Vorschlag, daß Niemand den Sitz einnehmen sollte, den Laffitte in der Deputirtenkammer gehabt, und er blieb auch leer, bis Laffitte im Februar des folgenden Jahres bei einer Nachwahl in die Kammer kam.

Die Kammern wurden wie gewöhnlich in den letzten Tagen des Jahres eröffnet vom König; er war begleitet von den Herzogen von Orleans, Nemours, der den Arm in einer Binde trug, und Aumale; der Prinz von Joinville war abwesend im Dienste des Königs. Dupin wurde Präsident der Kammer, und zu Vicepräsidenten wurden gewählt: Calmon, Cunin-Gridaine, Jacqueminot und Passy.

1838.

1838. Der Herzog von Nemours war nicht lange von der Reise zurückgekehrt, auf welcher so manche Lebensgefahr ihm entgegengetreten war, als der König Nachricht bekam, daß ein anderes seiner Kinder kaum noch dem Tode entronnen war. Die Prinzessin Marie, Herzogin von Württemberg, hatte mit ihrem Gemahl, dem Herzog Alexander, eine Reise nach Deutschland angetreten. Sie hatten sich zuerst nach Stuttgart begeben um dem Familienhaupte, dem König von Württemberg, einen Besuch abzustatten. Bei ihren erlauchten Verwandten sowohl, wie am Münchener Hofe, wohin sie sich von Stuttgart begab, hatte die Herzogin nicht nur die Aufnahme gefunden, welche ihrer Geburt und dem Range ihres Gemahls zukam, sondern sie hatte durch ihren Geist, ihr seltenes Kunstvermögen sowohl, als durch die liebenswertheste Weiblichkeit in den geläutersten und anmuthigsten Formen den günstigsten Eindruck gemacht, Alle für sich gewonnen, mit denen sie in Berührung kam. Der Herzog war mit seiner Gemahlin nach Sachsen-Coburg gegangen, und bewohnte in Gotha das Prinzenpalais. Die Herzogin hatte sich eines Morgens Chocolade an das Bett bringen lassen, welche durch eine Spirituslampe warm gehalten wurde. Sie befand sich allein und las. Als sie nach einiger Zeit die Chocolade näher rücken wollte, warf sie unversehens die brennende Spirituslampe um, die Bettvorhänge wurden vom Feuer ergriffen, und in einem Augenblick stand das Zimmer in hellen Flammen. Einer der ersten Hülfebringenden war der Herzog, der nur noch mit

Mühe seine Gemahlin unversehrt aus den Flammen tragen konnte. 1838.
Das Feuer griff schnell um sich und der größte Theil des Palastes brannte ab, wobei die Prinzessin Juwelen und Kostbarkeiten im Betrage von 800,000 Franken verlor. Der Schreck hatte ihr Nervensystem heftig erschüttert; daß durch sie selbst in wenigen Minuten das verheerende Element wie durch geheime Zauberkraft übermächtig geworden, und sie ohne alle Vorbereitung plötzlich sich von einer gräßlichen Todesgefahr umringt sah, hatte auf ihren zarten Organismus einen Eindruck gemacht, der nicht ohne Folgen blieb.

War es den Legitimisten nicht gelungen, durch Umtriebe im Auslande der Vermählung des Herzogs von Orleans vorzubeugen, so unterließen sie nicht in ihren Blättern auf jede Art, die sich ihnen darbot, in Gleichnissen, Anspielungen gegen die Dynastie aufzutreten. Sie hatten nur ein politisches Feld übrig in Frankreich: durch Wahlbestrebungen ihre Meinungsgenossen in die Kammer zu bringen. Wo das ihnen gelang, geschah es mit geringen Ausnahmen fast immer durch Hülfe der übrigen Opposition, deren Maßregeln ihre Deputirte in der Kammer sich anschließen, oder vereinzelt bleiben mußten, wie Berryer und Fitz-James, um Talent und Beharrlichkeit zu zeigen, aber ohne politische Folgen für ihre Partei. Die Septembergesetze hatten der legitimistischen Presse ein Joch übergeworfen, unter dem sie ihre wesentlichsten Erörterungen aufgeben, oder in allgemeiner Opposition ihre besondere Farbe verwischen mußte. So ging es der Revue de la France et de l'Europe, von Nettement (Verfasser der Biographie der Herzogin von Berry) redigirt, und von Berryer unterstützt. L'Europe versuchte die Dynastie vor der Diplomatie lächerlich zu machen, was ihr nur in ihrer eigenen Einbildung gelang, denn gerade die Diplomatie wußte am besten die Gewandtheit des wahren Leiters der auswärtigen Angelegenheiten zu beurtheilen. Die France suchte mit besserem Erfolg die Geistlichkeit aufzuregen, obwohl die Mehrheit derselben der Regierung immer geneigter wurde. Nur das legitimistische Kleinblatt La Mode wagte sich dann und wann weiter hervor, und hatte schon große Strafsummen über ihre Partei verhängt, wie denn die legitimistische Presse nicht ohne große Geldopfer bestand. Von allen

1838. legitimistischen Blättern deckten nur Gazette und Quotidienne ihre Kosten. Der Gérant der Mode wurde in Anklagestand versetzt wegen eines Artikels, der die Ueberschrift führte: „Die Krönung von Joas. An Seine Königliche Hoheit den Herzog von Orleans.“ Unter dem Herzog von Orleans war aber nicht der Kronprinz, sondern der König gemeint, den die Legitimisten noch immer nur als Herzog von Orleans zu kennen sich bemühten. Der Inhalt des Artikels bezog sich auf ein Gemälde im Louvre von Coypel. Auf diesem nämlich erblickt man die aus dem Tempel in Jerusalem vertriebene Thronräuberin Athalie, die auf den aus der Verbannung wiedergekehrten rechtmäßigen Thronerben Joas deutet. Der Artikel legte nun Athalie die Worte aus Racine's Tragödie in den Mund: „Befreit, Krieger, mich von dem Gespenst!“ Worauf der Hohepriester Joab, der auch auf dem Gemälde ist, einem Bischof der Neuzeit sehr ähnlich, wiederum mit den Worten Racine's antwortet: „Krieger des lebendigen Gottes, vertheidigt Euern König!“ Die Nutzanwendung dieser Allegorie war natürlich so nahe als möglich herbeigerückt und Ausblicke in andere Gebiete der Geschichte der Thronänderungen angefügt. Der Staatsanwalt führte in seiner Anklage vor den Geschwornen aus, daß der König mit Athalie und mit dem Usurpator Richard III. von England verglichen sey. Durch die Widmung des Artikels in der Ueberschrift bekam diese Anklage ein besonderes Gewicht. Der Gérant wurde schuldig erklärt, und zu drei Jahren Gefängniß und 10,000 Franken Buße verurtheilt. Die Legitimisten sollten bald ein noch größeres Leidwesen erfahren, denn die schon seit einiger Zeit verbreiteten Gerüchte bestätigten sich offiziel, indem der Moniteur vom 29. März ankündigte, daß die Herzogin von Orleans in den fünften Monat ihrer Schwangerschaft eingetreten sey.

Waren die Wahlen auch im Ganzen im Sinne der Regierung ausgefallen, so herrschte doch Anfangs noch viel Ungewißheit über die Grenzen der Majorität, auf welche die Minister rechnen könnten, so wie über die Nüancen der Meinungen bei mehreren der wichtigsten Fragen. Die Majorität bot sich nur mit einer gewissen Zurückhaltung an, mehr um die Sache zu stützen, als um das Ministerium zu

halten; dieses mußte die Majorität suchen bald im linken, bald im 1838.
rechten Centrum, und anfangs schien in der Kammer überhaupt die Linke vorzuwalten. Bei den Verhandlungen über die Antwortsadresse auf die Thronrede drehte sich der Kampf vorzüglich um die Frage einer Intervention in Spanien. Die Thronrede hatte diese so bestimmt abgelehnt, der König hatte sich Glück gewünscht, Frankreich davor bewahrt zu haben, sie hatte ein Ministerium (Thiers) gestürzt, welches sie um jeden Preis herbeiführen wollte; die Intervention war also ihrer Bedeutung nach für das gegenwärtige Ministerium eine Kabinetsfrage geworden, wenn auch nicht ausdrücklich dafür erklärt. Thiers trat auf für die Intervention; er hatte sich schon als Minister an die Spitze dieser Frage gestellt, und könnte er ihr in der Kammer Uebergewicht verschaffen — wofür er übrigens selbst wohl wenig Hoffnung hegte — so wäre ein Portefeuille der sehr mögliche Lohn des Siegs gewesen. Molé widersetzte sich auf das bestimmteste aller und jeder Intervention, die er unter allen Umständen für unrathsam und gefährlich erklärte. Auch Guizot sprach gegen die Intervention. Allein man wünschte, diese Frage zu einer solchen Entscheidung zu bringen, daß die Kammer nicht wieder darauf zurückkommen könnte, außer im Falle neuer Ereignisse. Hébert beantragte daher, daß in einem Amendement jeder solenne Wunsch nach Intervention abgelehnt werden solle. Dies wurde mit einer Mehrheit von 70 Stimmen angenommen. Später suchten die Interventionisten die Regierung zu vermögen, der spanischen Regierung Geldsubsidien zu geben. Da indessen das englische Cabinet erklärte, für eine Theilnahme daran auf keine Unterstützung im Parlament rechnen zu können, so wies der König den Antrag zurück. Die Regierung hatte angehalten um Ermächtigung des Finanzministers zu einer Pension von 10,000 Franken für die Wittwe des vor Constantine gefallenen Grafen Damrémont. Nicht ohne Erstaunen vernahm man, daß die Commission nur 6000 Franken vorschlug. Die Regierung suchte ihren Antrag zu behaupten, und hatte in der That triftige Gründe anzuführen, da der im Dienste des Landes auf dem Felde der Ehre gefallene General stets ein geachteter und tadelloser Offizier gewesen war. Es wurde

1837. viel und lange darüber verhandelt, bei der Abstimmung bekam aber dennoch der Commissionsvorschlag auf 6000 Franken eine Mehrheit von 16 Stimmen. Es schien nicht, daß dieser Ausgang eine feindliche Maßnahme gegen das Ministerium hatte seyn sollen; der Temps erklärte sich diese Stimmenmehrheit daraus, daß Damrémont ein ralliirter Legitimist war und 1814 einen Hauptantheil gehabt hatte an dem Abschlusse der Capitulation von Paris.

Zwischen den ernsten Fragen, welche der Erledigung harrten, tauchte eine auf, die vielfach in der Kammer von der heiteren Seite behandelt wurde. Man schlug vor, über eine zu bestimmende Amtstracht für die Abgeordneten einen Beschluß zu fassen. Bekanntlich hatten während der Republik die Volksvertreter eine Amtstracht, ohne welche sie nie in Verrichtungen des öffentlichen Dienstes erschienen. Dieses Beispiels ohnerachtet erblickten Viele in diesem Vorschlage einen Köder für die Eitelkeit im Vortheil der Regierung. Allerdings haben die Pairs eine Uniform, wobei indessen nicht zu übersehen ist, daß diese lebenslänglich sind, während die Deputirten wechseln. Zuerst wurde in geheimer Sitzung der Vorschlag mit einer kleinen Mehrheit genehmigt, und es wäre dabei geblieben, wenn man nicht noch weiter hätte gehen wollen. Es wurde aber vorgeschlagen, daß die Amtstracht bindend seyn sollte für die Erscheinung in der Kammer. Das hieß die Sache auf die Spitze stellen. Viele, welche für eine Uniform gestimmt hatten, um bei feierlichen Gelegenheiten in ähnlicher Weise wie der Staatsrath, wie die französischen Akademiker, erscheinen zu können, scheuten die Unbequemlichkeit eines täglichen Gebrauchs um so mehr, als die Abgeordneten nur bei bedeutenderen Verhandlungen andauernd in der Kammer gegenwärtig sind, sonst aber ab und zu gehen, und während der Sitzungen allerlei Geschäfte auch in der Stadt vornehmen. Dazu kam, daß die öffentlichen Blätter meistens an dieser Uniformfrage viel Aergerniß genommen, und eine Flut von guten und schlechten Witzworten darüber gegossen hatten. Wenn die Sache bei dem ersten Beschluß beruht hätte, wonach eine Uniform im Allgemeinen angenommen war, so hätte man sich daran gewöhnt, und die Witzfunken wären verprasselt, wie jedes andere Feuerwerk,

das nie lange dauern und nicht oft wiederholt werden kann. Nun 1838. hatten aber auch die Schneider sich der Frage, die allerdings zu ihrem Bereiche gehörte, bemächtigt; die geschäftige Eile in welcher einige Uniformen verfertigt wurden, konnte der Lächerlichkeit nicht entgehen, die natürlich auf die Träger fiel, und bei der abermaligen Anregung in der Kammer schien es Vielen nothwendig, die erhobene Beschuldigung einer kleinlichen Eitelkeit im Ganzen abzuweisen, besonders aber darum, weil vorauszusehen war, daß einige Mitglieder sich nicht dazu verstehen würden, eine Uniform anzulegen, und unangenehme und für die Würde der Kammer ärgerliche Auftritte zu erwarten waren wenn eine Verpflichtung auferlegt werden sollte; wogegen allerdings ohne eine solche eine gleichmäßige Erscheinung der Abgeordneten selbst bei feierlichen Gelegenheiten nicht wahrscheinlich war, besonders da dadurch Einzelnen eine willkommene Gelegenheit dargeboten wurde, sich ohne Uniform bemerkbar zu machen. Zwang anzuwenden wegen einer Aeußerlichkeit war nicht rathsam, so lange noch so viele innere Angelegenheiten kraus durch einander liefen. Als daher über das Ganze des Vorschlags abgestimmt wurde, ward er verworfen mit einer Mehrheit von 38 Stimmen.

Es fehlte in dieser Kammer nicht an zündbarem Stoff, der nur eine Gelegenheit abwartete, um Feuer zu fangen; auch auf der entschieden dynastischen Seite der Kammer standen mehrere bedeutende Persönlichkeiten halb abgewendet vom Ministerium. Thiers hatte sich Kopf über in die Intervention gestürzt, und konnte nicht zurück; und Molé war und mußte hiebei sein unbedingter Gegner seyn. Thiers Freunde hielten indessen die grämliche Mißstimmung des leicht erreglichen Mannes nicht für so ernst gemeint, betrachteten sie vielmehr als eine Verlegenheit für ihn selbst, aus der er, wenn es mit guter Art geschehen konnte, gerne heraus wollte. Man versuchte daher eine Versöhnung zwischen Molé und Thiers, die indessen hauptsächlich darum mislang, weil Molé nicht blos in Folge des Willens des Königs, sondern aus persönlicher Ueberzeugung eine Einmischung in die spanischen Angelegenheiten als unheilsam für Frankreich betrachtete, wenn nicht die äußerste Noth es dazu zwänge, und Thiers vielleicht

1838. auch in der Stille vom Standpunkte einer besonnenen Politik aus diese Ansicht hatte, aber seine ausgesprochene Meinung nicht ändern konnte, ohne daß man eine halbe Wendung gegen ihn machte und ihm etwas gewährte, das wie eine Art Zugeständniß geltend gemacht werden konnte; es war indessen unthunlich von dem Grundsatze etwas abzulassen ohne ihn ganz hinzugeben. Guizot war aus Grundsatz gegen die Intervention unter den obwaltenden Verhältnissen, und darum unterstützte er das Ministerium in dieser Frage; aber mehr wie seine eigene Meinung und ohne eine Verpflichtung gegen das Ministerium, mit dem er nicht brach, aber ihm gegenüber freie Hand behalten wollte, was sich auch bald in den Verhandlungen über die geheimen Fonds herausstellte. Dazu kam, daß im Cabinet selbst eine Spannung zwischen Montalivet und Molé statt fand. Molé wollte Lacave-Laplagne als Finanzminister nicht aufgeben. Lacave war Anhänger der Rentenumwandlung und nicht immer einverstanden mit der Civilliste; Montalivet dagegen wünschte dem Grafen Duchâtel das Finanzministerium zuzuwenden. Das Ministerium wünschte, daß Colman zum Präsident der Budgetcommission gewählt werde, die Kammer aber wählte dazu Passy, der sowohl die Rentenumwandlung als die Intervention wollte. Die beiden Centren hatten bisher nur darum das Ministerium unterstützt, weil sie hofften, einige Mitglieder ins Cabinet zu bringen und dann leicht den Rest des Ministeriums zu verdrängen; und so gewann man nach und nach einige neue Deputirte. So wie aber die Centren alle Aussicht schwinden sahen, einige der Ihrigen ins Ministerium zu bringen, vereinigten sich Alle um das Ministerium zu stürzen und wählten die Erörterung der geheimen Fonds zum Kampfplatz. Hiebei waren jedoch alle Führer gebunden, die, wenn sie Minister würden, selbst Bewilligung von geheimen Fonds brauchten, und daher nicht gegen diese, wenn auch gegen das Ministerium auftreten konnten. Ein Vorspiel dazu waren die Enthüllungen, welche der vormalige Polizeipräfekt Gisquet über die Verwendung der geheimen Fonds in den Kammerbureaux gab. Diejenigen Mitglieder, welche Minister gewesen waren, erfuhren zwar dadurch nichts Neues; Gisquets nicht hervorgerufene Angaben er-

regten auch sehr den Verdacht einer Rache für seine Entlassung von 1838 der Polizeipräfektur, so wie er dann auf gröbliche Weise das Amtsgeheimniß verletzte, welches das Ehrgefühl, selbst wenn man vom Amte abgetreten ist, zu verwahren gebietet; es war mit einem Worte ein Skandal, das man aber doch nicht verschmähte, wie ein General im Kriege die Aussage eines Ueberläufers nicht zurückweist. Gisquets Angaben sollten nun vorzüglich den Ungrund der Behauptung darthun, daß die geforderte Summa (1,500,000 Fr.) nothwendig sey zur polizeilichen Ueberwachung der Unruhstifter. Er versicherte die jedesmal votirte Summa käme zum geringsten Theil der Polizei zu Gute; er selbst habe in den schwierigsten Zeiten nicht über 270,000 Fr. erhalten, auch damals nicht als die Verhaftung der Herzogin von Berry bewerkstelligt wurde, welche ganz von der Pariser Polizei herbeigeführt wurde. Die Polizeibeamte von Paris bekämen nichts von den geheimen Fonds, sondern würden ganz den Friedensrichtern für die allgemeine judicielle Ordnung beigezählt. Dagegen würden die geheimen Fonds, außer in einzelnen Fällen für höhere politische Zwecke, fortwährend verwendet zur Vervollständigung von Gehalten, die nicht voll genehmigt worden, oder deren vollen Betrag man nicht habe angeben wollen; so habe er selbst von den geheimen Fonds 18,500 Fr. bezogen um seinen Gehalt dem des Seinepräfekten gleich zu machen. Die Hauptverwendung der geheimen Fonds sey aber für die Presse, welche immer bedeutende Summen davon bekommen habe. Die Erörterung in der Kammer zeigte eine gereizte Stimmung gegen das Ministerium. Joubert trat mit großer Bitterkeit auf, schnitt dem Ministerium alle Zukunft ab, behauptete es habe keine Grundlage weder in der Kammer noch im Lande, wollte aber doch die Fonds votirt wissen. Montalivet erwiederte ihm in einem ausführlicheren Vortrage, der aber von seinem plötzlichen Unwohlseyn unterbrochen wurde, so daß er von der Tribüne getragen werden mußte und die Sitzung geschlossen wurde. Am folgenden Tage trat Molé für das Ministerium ein, gerade wo Montalivet die Frage gelassen hatte. Am Schlusse seiner Rede erklärte er die Abstimmung, welche man von der Kammer begehre für ein Vertrauensvotum und die Entscheidung für

1838. eine Kabinetsfrage. Guizot hielt die Gewährung der geheimen Fonds für unerläßlich, warf aber dem Ministerium Unschlüssigkeit vor indem es schwankend umhertaste und keine bestimmte Majorität, keine Farbe habe. Die geheimen Fonds wurden indessen genehmigt mit einer Mehrheit von 116 Stimmen.

Nun vereinigten sich Thiers, Guizot, Barrot, die Doctrinaire und Thierspartie gegen das Ministerium Molé. Dies war aber eigentlich eine Vereinigung gegen den Einfluß des Königs und konnte keinen anderen Zweck haben, als es dahin zu bringen, daß der König es aufgeben müsse, seinen Willen durch ein Ministerium auszuführen und sich damit begnüge, sein Ministerium von der Majorität der Kammer zu empfangen. So oft dieser Versuch gemacht wurde, war er mislungen, denn der König hatte sich durch seine Entschlossenheit wie durch seine Klugheit eine Art von moralischer Diktatur geschaffen und weder ein politischer Körper noch die verschiedenen Oppositionen hatten Festigkeit genug, um ihm mit Erfolg die Spitze zu bieten. Diesen Zweck sollte auch diese Vereinigung nicht erreichen. In der Pairskammer standen die Doctrinairs unter der Hauptleitung des Herzogs von Broglie, so wie Thiers und die Thierspartie dort besonders vertreten waren, ersterer vom Herzog von Bassano, letzterer von Villemain und Cousin. In der Deputirtenkammer war Guizot selbst an der Spitze der Doctrinaires. Thiers hatte keine eigentliche für ihn bestehende Partei, sondern sein biegsames, für das parlamentarische Ringen besonders geschärftes Talent machte ihn immer schlagfertig; er fand seine besten Eingebungen im Stegreife und erwarb sich je nach der obschwebenden Frage zufällige Anhänger, die ihn den Tag darauf bekämpften, und dann wieder mit ihm gingen um ihn bald nachher zu verlassen. Verläßige Verbündete von Thiers waren hauptsächlich die Gebrüder Passy, welche ihm die Thierspartie zugeführt hatten, die sie lenkten. Dupin und Royer-Collard haßten Guizot. Ersterer weil er ihm die Schwelle des Ministeriums vertreten hatte; der Vater der Doctrin vielleicht darum weil Guizot sich von ihm emancipirt und der Doctrin eine zu conservative Richtung gegeben hatte, die nicht hinreichend zu Royer-Collards Definition eines

mouvement organisé paßte, und weil er der praktische Führer der Doctrinairs in der Deputirtenkammer geworden war, während Royer-Collard nunmehr der meist schweigende Repräsentant der ursprünglichen Lehre blieb, an deren reine Grundsätze er gewöhnlich nur erinnerte wenn es zu spät war, wie bei den Septembergesetzen. Gerade dieselbe Stellung wie Guizot hatte der Herzog von Broglie in der Pairskammer genommen. Dupin wollte sich bei dieser Gelegenheit nicht der Coalition anschließen, obwohl er sich darin von der Thierspartie trennte und früher ähnliche Bestrebungen verfolgt hatte wie sie jetzt erreicht werden sollten. Royer-Collard aber schätzte Herrn Thiers nicht hoch, der einen andern politischen Vater hatte zu dessen Wort er schwur, Talleyrand nämlich, der Doctrinen nicht sowohl haßte als sie auslachte, weil er sich sein ganzes langes Leben hindurch sehr wohl dabei befunden hatte, seine Stellung außerhalb aller und jeder Doctrin zu nehmen und sich nur die Lehre der Erfahrung zu merken, die er aber auch mit voller Unabhängigkeit anzuwenden verstand. Dupin und Royer-Collard wurden daher Schirmhalter des Ministeriums Molé. Die nicht unmittelbar in diese Partei- und Personenverhältnisse verstrickte Opposition, die Legitimisten und die äußerste Linke, wollte die Reibungen vermehren, eine recht gründliche Verwirrung anrichten; hätte sie das Vertrauen gehabt, daß durch ein Ministerium Guizot eine heftige Krise herbeigeführt werden könne, so hätte sie Alles aufgeboten ihm zur Macht zu verhelfen, versteht sich mit dem Vorbehalte, ihm die grüne Schnur zum Selbsterdrosseln hinzuhalten wenn er etwa gute Ordnung einführen wolle; denn sie wollten nur eine Restauration oder eine Republik. Einem so bedeutenden Kopfe, wie Guizot, die Hand bieten zu einer weit aussehenden Geschäftsehe mit dem Königthum, lag aber nicht in ihren Planen, denn sie kannten wohl seine ehrenwerthen Grundsätze und seinen beharrlichen Eifer für die Erhaltung einer gediegenen Staatsordnung. Die Opposition wollte daher mehr dem Kampfe zusehen, den Keil der Zwietracht hineintreiben wo sich eine Spaltung aufthat, als eine Entscheidung herbeiführen, von der sie wohl wußte, daß sie nur dem König zu Gute kommen könne. Niemand kannte besser, als eben der König,

1837.

1838. diese Lage der Dinge; Niemand ließ sich weniger von den symptomatischen Erscheinungen täuschen und hatte eine richtigere Diagnose für die inneren Zustände, die zum Durchbruch kommen wollten. Um nicht genöthigt zu werden, seinen Plan zu ändern, durfte Ludwig Philipp nur Jeden den seinen verfolgen lassen, jedoch so, daß er nur dahin gelangte, die Eifersucht des Andern rege zu machen, so daß sie sich gegenseitig aus dem Wege räumten und dieser offen blieb für den stets fertigen Entschluß des Königs, dessen Stärke war, daß er die Schwächen Aller genau kannte; jeder Feldherr, der lange Krieg führte, mußte die Fehler des Gegners für seinen Sieg ausbeuten, aber auch verstehen, sie mit Energie zu benutzen. Aber Frankreich, seine Wohlfahrt, das Glück des Volks, seine Entwickelung, seine Zukunft? Wer möchte behaupten wollen oder dürfen, daß unter denen, die dem König widerstrebten, nicht auch Manche in der redlichen Ueberzeugung handelten, das wahre Wohl ihrer Nation zu fördern? Glücklicherweise ist Niemand von ihnen in den Fall gekommen, auf die thatsächlichen Ergebnisse seines Systems hinweisen zu können, und das des Königs hat nun schon in das zweite Jahrzehnt hinein Frankreich geordnet, mächtig, geachtet erhalten ohne das irgend ein Weg versandet wurde, den es für eine heilsame Entwickelung der Zukunft wählen möchte, wenn diese nicht mit der usurpatorischen Forderung der Alleinherrschaft auftritt. Die große gesellschaftliche Frage, die, von den Ueberforderungen eines mißleiteten Proletariats entkleidet, noch immer einen heiligen Anspruch auf die höchste Beachtung in der Brust eines jeden recht denkenden Mannes hat, ist nicht blos die Frankreichs, sondern die der ganzen Welt, und Ludwig Philipp kennt ihre volle Bedeutung; er hat sie verfolgt von dem blutigen Richtplatze Baboeufs im vorigen Jahrhundert bis zu der Mißgestalt, in welcher sie jetzt wieder sich heraufwühlen will; er hat Blut und Gut gegen ihre Zerstörungswuth eingesetzt; er hat sie gesehen und erkannt als man seine Warnung für ein Hirngespenst erklärte, sie verdächtigte als eine List, um der kleinbürgerlichen Beschränktheit Angst einzujagen. Hat etwa Jemand eine fertige Vorschrift, wie eine unzweifelhafte Erledigung herbeigeführt werden könne ohne die Nerven unseres gesell-

schaftlichen Verbandes zu zerreißen? Und haben die Parteien, die sich 1838.
dem König entgegenstellen, dafür etwas Anderes als Zugeständnisse, die den lästigen Mahner nur kühner machen ohne ihn zufrieden zu stellen, wie erweiterte oder gar unbedingte Wahlberechtigung, Zerbrechung der Einheit Frankreichs durch einen Foederalismus der Provinzen, Beschränkung der Gewerbefreiheit durch eine Begrenzung, gegenüber welcher der Zunftzwang goldene Freiheit ist, eine Organisation der Arbeit, die, wie sie bis jetzt vorgebracht wurde, immer noch nicht mehr ist als ein sozialistischer, wenn auch wohlgemeinter Traum — oder — und das ist die geheime Hoffnung bei allen diesen Vorschlägen — Ableitung nach Außen durch Ueberflutung Europa's in einem Kriege, der für Grenzen begänne um grenzenlos zu werden? Und ist in allen diesen Anschlägen etwas Anderes gewiß als der Ruin des Bestehenden? In Auffassung der wahren Factoren der europäischen Gesellschaft, in Voraussicht dessen, was das geistige Auge aus künftigen Gestaltungen zu erkennen vermag, steht der König Keinem nach. Oder wo ist der Staatsmann, dessen durch Thaten erprobter Einsicht er sich nicht ebenbürtig erwiesen hätte? Aber er ahmt nicht denen nach, die sich Propheten einer neuen Zeit nennen, die sie bereiten wollen indem sie das leichte Werk des Zerstörers übernehmen und den Nachkommen überweisen, den Schutt ihrer hinterlassenen Ruinen hinwegzuräumen um nach Belieben zu bauen. Ludwig Philipp ist ein zu erfahrener Schiffer auf dem politischen Ocean um auf ruhige See zu rechnen, er hat schlimme Stürme bestanden und kennt die Tücke der Elemente; aber wenn der Seemann dem Unwetter nicht vorbeugen kann, so thut er was er vermag, er rüstet sein Schiff mit Umsicht, macht es stark und biegsam, daß es widerstehen und nachgeben kann, waffnet sein Auge und schärft seinen Sinn, um die Richtung einhalten zu können wenn auch die Wogen schäumend im wilden Gewirre sich erheben. Der König weiß, daß, was auch kommen mag, ein wohl gefügter Staatsbau und eine starke Regierung die einzige Gewährleistung darbieten, um der Zukunft entgegengehen zu können, und daß eine Regierung nicht stark ist wenn sie nur als die gekrönte Spitze einer Partei dasteht; und da er nicht nach starren

1838. Grundsätzen verfährt und nicht sein Glück auf eine Karte setzt, so vermag er jeder Combination eine Lösung abzugewinnen ohne in ihr aufzugehen; und man sieht ihn nie ermüdet noch entmuthigt. Herr von Lamartine äußerte in einer Rede gegen die Rentenumwandlung, welche bald darauf zur Erörterung kam, Folgendes: „Wenn es einen „Staatsmann gibt, der kühn genug wäre bei der provisorischen Lage „der Dinge die Ruhe von Europa auf sechs Monate zu verbürgen, „so möge er aufstehen: die Regierung gebührt ihm durch das Recht „des Muthes, er ist weiser als das Geschick und kühner als die Vor„sehung." Ohne von dem dichterischen Schwung der letzten Worte des ehrenwerthen Abgeordneten von Mâcon eine wörtliche Anwendung machen zu wollen, bemerken wir doch, daß wenn der Staatsmann, dem er so Großes einräumen wollte, damals in der Kammer nicht gefunden wurde, so hat Ludwig Philipp seit der Zeit nicht sechs Monate, sondern sechs Jahre die Ruhe Frankreichs, und man kann wohl sagen, größtentheils durch seinen Einfluß die Europa's erhalten. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß wenn der König das Programm angenommen hätte, welches das compte rendu angeboten, das Herr von Lamartine voriges Jahr wieder herausgegeben, und der Verfasser von Lucretia in Verse gebracht hat, die Ruhe in Frankreich und in Europa nicht viel über sechs Monate gedauert haben würde. Die Coalition vermochte damals auch nicht, sich dem König aufzunöthigen, obwohl sie ihr Möglichstes that. Später sehen wir mehrere von den Männern, die damals eifrig gegen die königliche Prärogative auftraten, mit dem König eng verbunden. Der König mußte Minister suchen wo sie zu finden waren, und sie hatten an Talent und Tüchtigkeit nicht verloren weil sie von ihm eine gute Lehre bekommen.

Die geheimen Fonds hatte man dem Ministerium, so viel als möglich war, vergällt, aber doch votiren müssen. Einen Gesetzvorschlag, der 4,500,000 Fr. verlangte für die nöthigen Anschaffungen um bei einem plötzlich eintretenden Falle die Artillerie eines Armeecorps von 30,000 Mann sogleich mobilisiren zu können, bestritt man zwar lebhaft, allein es wurde genügend nachgewiesen, daß diese

Ausgabe unerläßlich sey. Als kurz vorher Holland eine drohende 1838.
Stellung genommen hatte, wegen Erfüllung der letzten Punkte im Betreff Belgiens, ward ein Armeecorps an die Nordgrenze beordert, dessen Vorhut sich in Bewegung gesetzt hatte als in Folge diplomatischer Zufriedenstellung Gegenbefehl ertheilt wurde. Bei dieser Gelegenheit hatte sich der Mangel an stets bereiten Mobilisirungsmitteln kund gegeben, und der beantragte Credit wurde auch mit einer Mehrheit von 30 bis 40 Stimmen gewährt. Der hauptsächlichste Kampfplatz mußte daher bei der Rentenumwandlung sich aufthun, deren Erörterung vor der Thüre war. Unmittelbar vorher fielen ein paar Ereignisse vor, die bei der ohnehin gereizten Stimmung keinen guten Eindruck machten.

Der Herzog von Orleans war mit Enthusiasmus seinen militärischen Obliegenheiten ergeben. Dabei beschränkte er sich nicht auf das ihm besonders Zugewiesene, sondern wünschte genaue Kenntniß zu haben von den Einzelnheiten aller für die Armee zu treffenden Verfügungen. Hatte er bei Marschall Soult wenig Gehör gefunden, so ward seine Theilnahme an den Besprechungen über die Armeeverhältnisse vom Kriegsminister Bernard günstiger aufgenommen, und es war natürlich, daß diese beim Prinzen statt fanden, zu dem der Kriegsminister sich häufig verfügte. Es war klar, daß der Prinz hiedurch Einfluß bekommen mußte auf die Beschlüsse des Ministers, denn es war viel leichter, ein für allemal dem Prinzen allen Antheil an den Berathungen zu versagen — wie es in der Befugniß des Ministers lag, da er allein die Verantwortlichkeit hatte — als nachdem er darauf eingegangen war, jede einzelne Zumuthung zurückzuweisen. Es lag in der Natur der Sache, daß ein junger Mann, von leidenschaftlicher Liebe für Ruhm beseelt, und für den Krieg, der ihn ihm bereits gewährt, mancherlei Pläne für das Kriegswesen durchzuführen wünschte; um so mehr, da der Prinz, der überhaupt nie müßig war, mit großem Fleiß die kriegswissenschaftliche Literatur fast aller Sprachen, von denen er die meisten gründlich verstand, durchforschte, und sein lebhafter Geist voller Ideen war. Die dem Prinzen beigegebenen Offiziere, die er als Freunde und Genossen behandelte,

1838. ließ er unter seiner Aufsicht an der Ausarbeitung seiner Vorschläge Theil nehmen. Dies Verhältniß konnte nicht unbekannt bleiben, wurde auch nicht mit absichtlicher Verheimlichung betrieben, und so verbreitete sich die allgemeine Annahme, daß die Hauptanordnungen des Kriegsministeriums vorbereitet waren in dem Militärcabinet des Pavillons Marsan, des Flügels des Tuilerieschlosses den der Herzog bewohnte. Hieran war so viel wahr, als der Kriegsminister dem Herzog einräumen wollte, und wenn der Minister dabei noch immer die formelle Verantwortlichkeit hatte vor den Kammern, so mußte vor der öffentlichen Meinung und vor der Armee nothwendig ein Theil davon dem Herzog zufallen. Jedermann weiß, welcher empfindlichen Kritik jedes Offiziercorps die Vorrückungen unterwirft, welche nicht streng nach dem Dienstalter bestimmt werden. Das Anciennetätssystem ist allerdings gerecht gegen das Dienstalter aber ungerecht gegen das Talent, und man kann es nicht nach seiner ganzen Strenge beibehalten, ohne durch einen lähmenden Schlendrian den Geist einer Armee zu ersticken. Die Mehrzahl der Beförderungen nach Wahl werden aber fast immer und überall als Gunstbezeugungen betrachtet. Der National hatte die Armeeopposition an sich gezogen, und diese ließ es an Beiträgen nicht fehlen. Eine Beförderungsliste der Armee wurde erwartet. Man behauptete, daß die vom Kriegsministerium ausgearbeitete Liste große Veränderungen im Pavillon Marsan erfahren mußte und erst in so ungestalteter Form bekannt wurde mit einer Verordnung über die künftige Stellung der Ordonnanzoffiziere. Der National trat nun mit einem sehr heftigen Artikel gegen diese Verfahrungsweise auf, worin er so weit ging, die Armee zum Bruch der Mannszucht aufzufordern, denn er sagte: „In den Reihen des „Heeres muß ein beherzter Mann gefunden werden können, der diesen „gebornen Generälen geradezu den Gehorsam verweigert. Wenn der „Herzog von Orleans den Einfall bekäme, in einer Sitzung des „königlichen Gerichtshofs den Vorsitz anzusprechen, so würde der ge„sammte Richterstand sich gegen diese Anmaßung erheben. Nun wohl! „der Herzog von Orleans ist eben so wenig Generallieutenant als „er Gerichtspräsident ist. Wenn daher die Armee es nur frisch darauf

„wagt, so wird sie bald befreit seyn von der demüthigenden Bevor- 1838.
„mündung, die man ihr auferlegt hat.“ Der National wurde in Anklagestand versetzt. Abgesehen von der persönlichen Beleidigung, war es ganz klar, daß hier unzweideutige Aufforderung zum Ungehorsam vorlag; und daß hiemit nur der Ingrimm einzelner Unzufriedenen ausgesprochen war, ging daraus hervor, daß niemals der Versuch gemacht wurde, den gegebenen Rath zu befolgen. Und dennoch war es nicht klug, diese unverholene Aufforderung zur Empörung gegen die Anordnungen des Königs vor Gericht zu verfolgen; denn in allen Fällen, welche eine Richtung zeigten zur Nachahmung des Verfahrens unter dem alten Regime konnte man darauf rechnen, daß die Geschwornen eine Neigung hatten, mehr dieses als die offenbare Schuld zurückzuweisen. Die Sache kam am 27. April zur Verhandlung vor dem Geschwornengericht der Seine. Michel von Bourges war der Vertheidiger des Nationals. Er hielt den Grundsatz fest, daß Prinzen des königlichen Hauses durch ihre Geburt nur Anspruch hätten auf die Pairschaft aber auf kein Amt, und daß, wenn sie ein solches bekleideten, sie derselben Besprechung ihrer Amtshandlung unterworfen seyen wie alle andere Beamte; Alles, was daher dem Generallieutenant gesagt worden sey, dürfe durchaus nicht betrachtet werden als die Würde der königlichen Familie verletzend. Dabei sprach der Anwald fortwährend in ironischem Tone von der Generallieutnantschaft des Prinzen, seiner Jugend und Unerfahrenheit, deren Irrthümer man der unpassenden Stellung, in die er gebracht worden, zu Gute halten könnte, wenn nicht schreiende Ungerechtigkeiten in den Armeebeförderungen daraus hervorgegangen wären. Aber selbst wenn man diese unhaltbare Unterscheidung zugeben wollte, blieb noch immer mehr als hinreichender Grund zur Verurtheilung. Gerade aber wie die Geschwornen von Straßburg in dem Prozesse Ludwigs Napoleon nur die persönliche Stellung der Angeklagten im Auge behielten, um einen politischen Spruch zu thun, so sprachen die Geschworenen der Seine bei der offenbarsten Schuld den National von aller Schuld frei, um eine politische Demonstration gegen Hofbegünstigungen anzubringen. Von wesentlichem Einflusse auf den Entschluß der Ge-

1838. schwornen war eine Anordnung des Kriegsministers, die mit der Beförderungsliste zur Kenntniß der Armee kam. Diese gab nämlich dem König und den Prinzen die Befugniß, Lieutenants zu Ordonnanzoffizieren zu wählen, ohne daß diese aus ihrem Regimente traten oder versetzt wurden. Die so Gewählten konnten demnach alle Grade durchlaufen, ohne bei ihren Regimentern zu erscheinen, und möglicherweise ohne das Schloß der Tuilerien zu verlassen. Diese Freisprechung und die Verhandlungen dabei machten großes Aufsehen, und um so mehr, da alle andere Blätter den Artikel des National wiedergeben konnten, denn er war vom Staatsanwalt vorgelesen worden, und nicht für straffällig erklärt.

Gerade zu derselben Stunde, als diese anomale Freifindung die Geschwornen beschäftigte, fand eine heftige Aufregung in der Deputirtenkammer statt. Der Präsident derselben hatte nämlich beim König vorgefragt nach der Stunde, zu welcher Seine Majestät den Glückwunsch der Kammer zu seinem Namenstage (1. Mai) annehmen wolle. Im gewöhnlichen Dienste werden Gesuche um Audienz nach Entscheidung des Königs durch den diensthuenden Adjutant beantwortet. In diesem Falle nun erschien ein Adjutant des Königs in der Kammer und meldete dem Präsidenten die Zeit, um welche der König die Kammer empfangen wolle. Ueber die Mittheilungsart dieser Botschaft brach in der Kammer eine große Entrüstung, und nicht nur der Opposition, aus. Man erklärte, auf das Entschiedenste jeden andern Verkehr des Hofes mit der Kammer, als durch die Minister, zurückweisen zu wollen; es fielen harte Worte über die Unschicklichkeit und Mißachtung, die man in diesem Verfahren erblicken wollte.

Die Glückwunschreden am königlichen Namensfeste bewegen sich natürlich meist in den Formen allgemeiner Ergebenheitsversicherungen. Bisweilen legt der König in seine Antworten besondere Aeußerungen, die auf diese Weise zur allgemeinen Kunde kommen. Als dießmal am 1. Mai der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr von Salvandy, als Vorstand des königlichen Studienraths, ihm die Glückwünsche desselben überbrachte, antwortete der König unter Anderem Folgendes: „Die Ereignisse unserer Zeit haben uns nur

„zu klar gezeigt, wie gefährlich es ist, sich zu sehr eitlen Theorien 1838.
„hinzugeben, welche oft gerade zum Gegentheile führen von dem,
„was man zu erreichen sich schmeichelte. Es ist von hoher Wichtigkeit
„für den Staat und von großem Vortheile für die Jugend selbst,
„daß sie durch die Richtung ihrer Studien abgelenkt werde von
„thörichten Täuschungen, welche die Gemüther verwirren. Prägen
„Sie Ihren Zöglingen den Grundsatz ein, daß man in Allem sich
„an das Praktische halten muß, und daß, wenn man der Freiheit
„oder der Regierungsgewalt die ganze Ausdehnung geben will, welche
„die Theorien aufstellen, beide geschwächt, unbefestigt bleiben, und
„ihr Sturz unvermeidlich wird. Das absolute Königthum ist so
„unmöglich wie die absolute Republik." Der König wußte, daß
diese einfache, aber gewichtige Wahrheit nicht immer beobachtet worden
war, und daß in einzelnen Vorträgen Professoren sich mit ihren
Schülern in Theorien berauscht hatten, deren Folgerungen Mancher
der Letztern im Gefängnisse hatte bereuen müssen.

Der Widerstand, den der König fortwährend der Rentenumwandlung entgegenzusetzen entschlossen war, beruhte nicht allein und nicht hauptsächlich auf dem Umstande, daß viele Staatsanstalten und Staatsgläubiger dadurch einen Abbruch an gesicherten Einkünften erlitten, ohne daß daraus dem Schatze ein entsprechender Vortheil erwachse, sondern vornehmlich darauf, daß die Kammer die Initiative ergriffen hatte in einem feindlichen Sinne, und daß auch ihr mehr, als an der Sache, daran gelegen war, ihren Willen gegen den des Königs durchzusetzen. Es war offenbar ein Vorspiel, das weitere Plane einleiten sollte, und gelänge es, die Regierung zu nöthigen, die Rentenumwandlung zur vollen Ausführung zu bringen, so konnte es schwer werden, den Meinungen und Forderungen der Kammer, die durch diesen Vorgang ermuthigt wurden, Einhalt zu thun. In der Erörterung des von der Commission in nicht wesentlichen Punkten abgeänderten Gesetzvorschlags von Gouin, die nun begann, zeigte sich die Kammer entschieden für den Grundsatz selbst. Die Gegner der Umwandlung suchten bei den einzelnen Artikeln durch Vorbringung von Amendements und Unteramendements die Conversionisten

1838. in Widerspruch mit den Amendements ihrer eigenen Meinungsgenossen zu bringen, aber dies gelang darum nicht, weil hier alle Nüancen der Opposition aufrichtig und für den Zweck selbst sich vereinigt hatten, und jeder Proponent bereit war, von den eigenen Behauptungen abzustehen, wenn dadurch die Durchbringung des Gesetzes gefördert würde. Die Regierung hatte vom ersten Augenblick an, wo die Rentenumwandlung von der Kammer auf Humanns Vorschlag aufgenommen war, Schritt vor Schritt nachgeben müssen, vertheidigte aber bis dahin einen ehrenvollen Rückzug. Nicht wenig erstaunt war man daher, den Grafen Molé in offener Erklärung dem Grundsatze der Umwandlung beipflichten zu hören, obwohl er die Opportunität der Regierung vorbehielt. Man konnte sich nicht erklären, wie es gekommen, daß der Ministerpräsident, bisher gegen die Umwandlung, plötzlich zur entgegengesetzten Meinung überging. Man sah darin eine ähnliche Anerkennung der Nothwendigkeit, wie Casimir Périer die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde zu seiner Sache machte, als er sich überzeugt hatte, daß er sie nicht verhindern könne. Allerdings waren die Verhältnisse hier ganz anderer Art, und die Frage war durch den Uebertritt des Ministers in ihrem letzten Ergebnisse für die Regierung nicht verloren; aber in den Tuilerien sah man diesen Ausweg des Ministers nicht mit Gunst an, weil er zu sehr darauf hinwies, daß die Regierung an ihren letzten Vertheidigungsmitteln war. Es zeigte sich bald, daß die Opposition diese Vortheile zu benutzen nicht unterließ, und den Minister auch aus dem Opportunitätsvorbehalt hinaustrieb, gerade weil sie erkannt hatte, daß er die letzte Vertheidigungsposition bildete. Die Artikel des Gesetzes wurden nach und nach angenommen, und man kam an den letzten, den siebenten. Dieser lautete: „Der Finanzminister wird „in den zwei Monaten, welche auf die Eröffnung der nächsten Kammer„session folgen, eine umständliche Rechenschaft geben von der Voll„ziehung des gegenwärtigen Gesetzes." Der wahre Sinn dieses Vorbehalts war nicht zu mißverstehen, er wandte sich gerade gegen den unabänderlichen Gedanken, dem man zutraute, daß er Mittel und Wege finden werde, um auch das angenommene Gesetz zu

bekämpfen, weßhalb man im Voraus die Minister knebeln wollte mit 1838.
einer speziellen Controlle und einer Zeitfrist. Das Schicksal dieses Artikels mußte jedenfalls von politischer Bedeutung werden; kaum war eine so ernste Frage seit dem Julius so sehr auf die Spitze gestellt worden, denn es mußte darauf geradezu ein Ja oder ein Nein folgen. Mathieu de la Redorte begann die Erörterung mit der Frage, ob das Ministerium endlich entschlossen sey, genau in der von der Kammer vorgeschriebenen Weise zu handeln, und ob es auf die Ideen der Nichtopportunität verzichtet habe. Der Finanzminister erklärte, daß er seine Ansichten nicht geändert habe. Molé bestritt den Artikel der Commission, so wie jede Verfügung, durch welche die Minister zur Rechenschaft über ihre Operationen im Betreff der Rente gehalten seyn sollten; er verlangte, daß der Artikel als unnütz gestrichen werde. Barthe sprach es aus, daß die Bedingung, welche man dem Ministerium aufdringen wolle, darauf ausliefe, die königliche Prärogative und jede monarchische Idee umzustoßen, und die Regiernng in die Kammer zu versetzen. Nun trat eine Reihe von Gegnern auf: Berryer, Duchâtel, Odilon-Barrot, Piscatory, Dufaure, Schauenburg, Gouin. Sie wiesen alle darauf hin, daß die große Abneigung der Minister gegen den siebenten Artikel ihren schlimmen Willen für die Rentenumwandlung beweise und ihr Festhalten der Idee der Nichtopportunität. Man rief den Ministern zu, daß da sie nicht die öffentliche Meinung zur Richtschnur genommen, überhaupt eine um die Maßregel herumschwebende Unentschlossenheit gezeigt, und weder die Frage entschieden angenommen, noch ihr das königliche Veto entgegengehalten hätten, so bliebe ihnen nichts Anderes übrig, als der von der Kammer angegebenen Richtung zu folgen, oder abzutreten. Molé bemühte sich vergebens, Widerstand zu leisten gegen diesen wohl combinirten Sturm, der ihn aus seiner letzten Verschanzung vertreiben sollte; so sehr er die Redlichkeit seiner Absichten betheuerte, er vermochte nicht die Gründe der ihm von allen Seiten widersprechenden Gegner zu besiegen. Cunin-Gridaine machte noch einen letzten Versuch für das an die Mauer gestellte Ministerium. Er brachte nämlich als ein Unteramendement den ursprünglichen Artikel

1838. konnte in ein neues Gebiet verschoben werden, wo die Meisten von denen, die nach Geltung rangen, keine finden würden, und Jeder von Vorne anfangen mußte. Doctrinaire, Thierspartei, rechtes und linkes Centrum hätten, der Eine so wenig als der Andere, eine solche Probe bestehen können, und sie scheuten sie mehr als der König, der, wenn es seyn müßte, besser dafür gerüstet und auch außerhalb der Kammer politischen Lebensodem hatte, während die Cotterien Kammergeschöpfe waren, die nur Stubenluft vertragen konnten und unter freiem Himmel umkommen mußten. Sie konnten Alle ohne den König nicht bestehen, und das wußte der König sehr wohl; er hatte ihre Lebensfähigkeit richtig bemessen, und wußte, daß sie an der Schwelle des Ministeriums stehen bleiben würden; diese jedoch wollte er nur diejenigen überschreiten lassen, die auf sein Geheiß eingetreten waren. Man hoffte, das Ministerium würde sich auf die geräuschvolle Mahnung der ungeduldigen Nachfolge zurückziehen und der König genöthigt werden, nach der Beendigung der Session die sehnlichst harrenden herbeizurufen. Das aber wollte der König nicht; zwar nicht aus übergroßer Zärtlichkeit für das bestehende Ministerium, denn er war eben deßhalb frei geblieben, weil er kein Ministerium weiter kommen ließ, als daß er es immer entbehren konnte, aber er wollte nicht einen Portefeuillewechsel unter dem unmittelbaren Eindrucke der zwei letzten Abstimmungen; die neu Eintretenden hätten, aufgeregt von ihrer eigenen Agitation, sich verpflichtet geglaubt, dem Werke, zu dem Alle mitgeholfen hatten, einige Ehre geben zu müssen und eine Richtung einzuhalten, welche nicht die des Königs seyn konnte. Er wußte, daß das angeschürte Feuer nicht lange brennen werde, wie viel Knallpulver man auch hineinwarf, und erst, wenn Jeder sich abgekühlt hatte, wollte er sehen, was zu thun, und ob es nöthig sey, eine neue Wahl zu treffen. In dem nach der Verwerfung des Eisenbahngesetzes gehaltenen Ministerrathe gelang es der besonnenen Ueberlegenheit, womit der König den Blick über die Verlegenheiten des Augenblicks hinweglenkte, und das bedrohliche Fantom der Kammeropposition seiner Schrecknisse entkleidete, die Besorgniß zu beschwichtigen, und Jeder behielt das Portefeuille, das er schon halb herausgezogen

hatte um es zurückzugeben, da man sah, daß der König meinte, es 1838.
sey in guten Händen. So behielt auch dießmal der König in guter Hand seinen Einfluß und das Ministerium, und das Ergebniß der parlamentarischen Schlacht war, daß die Opposition ein Gesetz erzwungen hatte, das nicht zur Ausführung kam, und ein anderes verworfen, wodurch dem Lande die Wohlthat der Eisenbahnen verzögert wurde.

Ludwig Philipp verlor einen Rathgeber, dessen Einsicht er ganz zu nützen wußte. Fürst Talleyrand starb am 17. Mai, 84 Jahre alt. Wenige Tage vorher war der Fürst ausgefahren, aber Paris war weniger erstaunt, den Tod des hochbetagten Mannes zu erfahren, als die Nachricht, daß der ehemalige Bischof von Autun, der eine constitutionelle Messe auf dem Marsfelde gelesen, Minister der Republik, des Kaiserthums, und Oberstkammerherr der Restauration gewesen war, mit der Kirche versöhnt und mit ihren Gnadenmitteln in der letzten Oelung versehen starb. Die Kirche ist nicht unversöhnlich und gewährt der vollen Reue volle Vergebung, auch mußte ihr an der Bekehrung eines so weltberühmten Abtrünnigen besonders gelegen seyn; allerdings wußte man, daß der Fürst in der letzten Zeit sich seinem Seelenheile zugewendet hatte, aber man wunderte sich, daß er durchgedrungen war bis zur vollen Hingebung in das, was die Kirche nothwendig von ihm hatte fordern müssen. Er hatte sich übrigens auch nicht mit dem entscheidenden Schritte übereilt, sondern erst am Morgen seines Todestages die Schriften unterzeichnet, welche die Kirche vollständig befriedigten. Als man am Tage vorher in ihn drang, es zu thun, verschob er es bis den folgenden Tag mit den Worten: „Ich habe mich mein Leben lang nicht übereilt, und bin „doch immer zur rechten Zeit gekommen.“ Der alte Diplomat war auch in diesem letzten Schritte geleitet worden von dem feinen Takt, mit dem er sich durch alle Windungen eines langen und oft tückisch genug gewürfelten Lebens herausgefühlt hatte. Er wollte mit der Kirche versöhnt sterben, weil das die Welt nichts anging, aber er wollte nicht unschicklicherweise als ein durch den Widerruf seines ganzen Lebens Begnadigter lebendig in der Welt auftreten. Darum fragte

1838. er seine Aerzte: „kann ich davon kommen?“ und vernahm mit vollkommener Gelassenheit ihre Aufforderung, alle seine Geschäfte zu beenden, um sich fortan nur zu beschäftigen mit seiner Gesundheit — das heißt mit dem Tode, wie Talleyrand sehr gut wußte, der sich auch von der Diplomatie der Aerzte nicht täuschen ließ. Auch dann behielt er Geistesgegenwart und Willenskraft genug, um sich nicht voreilig seinem Beichtvater zu übergeben, dem Generalvikar Abbé Dupanloup, der nach dem Urtheilspruch der Aerzte vollen Anspruch an ihn zu haben glaubte. Erst am folgenden Morgen unterschrieb er die Urkunden, in denen er sich selbst der Kirche unterwarf, und damit seinen eigenen Todesschein mit deutlichen Schriftzügen und voller Fassung, wie er denn bis zum letzten Augenblicke das Bewußtseyn behielt. Er spielte Schach mit dem Tode, und ließ die Kirche warten, bis er sich überzeugt hatte, daß ihm kein Zug mehr übrig blieb. Er schloß das letzte Geschäft vorsichtig ab; man muß gestehen, daß in diesem Benehmen Muth und Würde war. Talleyrands angeborner Scharfblick, der ihn den Leitfaden finden ließ in den Kern der verschlossensten Charaktere wie der verwickelsten Zustände, war von der reichhaltigsten Erfahrung ausgebildet und geübt worden, denn er war als Staatsmann thätig gewesen unter fast allen Regierungsformen. So hatte sich dieses merkwürdige Situirungstalent entwickelt, das haarscharf unterschied zwischen Schein und Seyn, jedes Verhältniß, wie sehr auch seine Elemente sich vermengt hatten, chemisch zersetzte, und in dem Calcul ihres ferneren Zusammenstehens, so wie einer bevorstehenden Ausscheidung, fast einer Sehergabe gleich kam. Er hatte sich nur selten geirrt, weil er nie darauf ausging, sich selbst zu täuschen, und er täuschte auch nur in so fern Andere, daß er, mehr aus Indolenz, als in trügerischer Absicht, ihnen den Schlüssel seines Verständnisses nicht gab, sondern ihnen überließ, ihn selbst zu finden. Er hatte, zählte man, dreizehn große feierliche Eide gebrochen, aber er hatte sich nicht verpflichtet halten können, still zu stehen, wenn Alles um ihn her sich bewegte, und er konnte die Treue nicht begreifen, die aus dem Beharren bei einer Unmöglichkeit eine Tugend machte. Er brachte dem Wiener Congreß das Princip der Legitimität, weil

ihm nichts anderes geblieben war, denn das Frankreich, das er ver- 1838.
treten sollte, hatte damals keine Soldaten und keine politische Macht, und da er nicht mit leeren Händen kommen konnte, so rief er den Diplomaten zu: je vous apporte un principe und warf das in die Wagschaale, wie Alexander sein Schwert. Er hatte allerdings das göttliche Recht angerufen, aber in der Zuversicht, daß man es menschlich möglich machen würde, und als man das nicht mehr wollte, und er nicht auswandern wollte mit denen, die sein Prinzip verkehrt angewendet hatten, so mußte er darin eine Inconsequenz erblicken, der verkehrten Anwendung treu bleiben zu sollen. Talleyrand hat im Grunde Niemand verrathen, der sich nicht schon selbst verrathen hatte, und er hat immer richtigen Rath ertheilt, wenn man ihn verstehen und nützen wollte, ja er hat sogar stillschweigend gewarnt, indem er sich zurückzog und auf die kommende Katastrophe hinwies. Aber das ist nicht zu läugnen, so klar, deütlich und bestimmt er jedes besondere Geschäft behandelte, das unter seiner Leitung stand, so war es eben nicht leicht, seine Rathschläge im Ganzen aufzufassen und richtig anzuwenden. Er war ein abgesagter Feind der unnöthigen Rede, belehrte nicht in weitläufiger Auseinandersetzung und hielt nicht Einwendungen Stand; er sprach in Epigrammen und überließ dem Zuhörer die Deutung und Anwendung ohne besonderen Eifer dafür, ob seine Rathschläge befolgt würden oder nicht; aus Indolenz, und wenn man will, aus Egoismus, denn er behielt sich immer vor, wenn er Andere nicht retten konnte, nicht mit ihnen zu Grunde zu gehen, sondern sich selbst zu retten. Ludwig Philipp verstand vollkommen Talleyrands scharfsinnige Phenomenologie, wußte was von seinen Wahrnehmungen zu brauchen war, was nicht. Der König hatte 1830 sogleich erkannt, daß Talleyrand der wahre Dollmetscher seiner eigentlichen Absichten bei der europäischen Diplomatie seyn werde, daß er sich ganz auf seine Vorsicht und Feinheit verlassen könne. Des Fürsten Sendung nach London galt nicht blos dem Cabinet von St. James, sondern der ganzen europäischen Diplomatie, die auch zum öfteren in London das rechte Verständniß bekam von dem, was die Depeschen des Ministeriums in

1838. Paris anders ausdrücken mußten. Hier leistete er die wichtigsten Dienste, und er blieb auch bis zuletzt der wichtigste Mann in dem vertrauten politischen Rathe des Königs, zu dem Sebastiani, Pasquier, Molé, Decazes gehörten. Daher auch verdienterweise das große Ansehen Talleyrands in der königlichen Familie. Sein Besuch war in den Tuilerien stets willkommen, und er kam auch dann, als sein hohes Alter ihm nicht gestattete, die Treppe hinaufzugehen, und er in einem Sessel hinaufgetragen werden mußte. Der König hatte sich ihm dankbar erwiesen; man versicherte, daß er seinen Gehalt als Oberstkammerherr unter der Restauration von 100,000 Franken von der Civilliste fortbezog; an Ehren und Würden hattte er schon längst Alles erreicht, was einem Privatmann ertheilt werden konnte. Ludwig Philipp fügte noch die Ehre seines persönlichen Besuches bei dem sterbenden Diplomaten hinzu. Als der König an Talleyrands Sterbebett trat, hatte der Fürst schon die Sprache verloren, die er so sehr in seiner Macht gehabt, und nie mißbraucht hatte. Bei dem feierlichen Leichenbegängnisse erschien die Livree des Königs und eine Reihe von königlichen Hofwagen. Viele glaubten, daß die Idee, seiner Bestattung könnten die üblichen kirchlichen Ehren vorenthalten werden, einen Einfluß geübt hätte auf den Entschluß Talleyrands, sich mit der Kirche zu versöhnen. Gewiß ist nur, daß er früher, ehe Schritte zu dem Ende eingeleitet wurden, angeordnet hatte, daß im Falle er in Paris stürbe, seine Leiche nach seiner Herrschaft Valençay gebracht werden solle, wo er mit dem Kaplan seines Schlosses in geistlichem Zuspruch war, und von dem er keine Weigerung des kirchlichen Beistandes erwartete. Die Gazette sagte, Talleyrand sey der Mechaniker des Systems der Julireigerung gewesen, und nach seinem Tode werde das Werk stocken; ihre Hoffnungen und manche andere wurden sehr getäuscht. Wie verdienstlich und denkenswerth der Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, die Bekehrung des Fürsten erachtete, kann man daraus ermessen, daß er, einem Gelübde zufolge, einen Denkstein dafür errichtete. Zu La Délivrante im Calvados sieht man das Standbild der Mutter Gottes auf einer Weltkugel. Auf der Kugel steht: inveni ovem meam quae perierat. Auf dem Fußgestell liest

man folgende Inschrift: Pro salute aeterna principis de Talleyrand, ad reconciliationem rite admissi ac perseverantibus poenitentiae signis defuncti. So starb der Fürst im Schoße der Kirche, wie er im Schoße des Glücks gelebt hatte; er war in der That auch im Tode nicht zu spät gekommen. 1838.

Am Abend des 6. December 1837 kam ein Mann mit dem Londoner Paketboot in Boulogne an, der, als er den Zollhof verließ, eine Brieftasche verlor, welche die Zollbeamten fanden und den andern Morgen dem Polizei-Commissair übergaben. Der Inhalt der in dieser Briftasche befindlichen Papiere lud auf den Eigenthümer den dringendsten Verdacht höchst gefährlicher Anschläge, denn es ging daraus hervor, daß er sich Stiegler nennen ließ, daß aber sein wahrer Name Hubert, daß er wegen Theilnahme an dem Attentat von Neuilly verurtheilt und durch die Amnestie entlassen worden sey. Abschrift des Urtheils, Entlassungsschein und Paß des Centralgefängnisses in Clairvaux bewiesen diese Umstände, und außerdem zeigten Briefschaften, daß ein neuer Anschlag im Werke, und die Reise nach England zu dem Behufe unternommen sey. Hubert hatte gleich nach seiner Ankunft in einem Wirthshause in Boulogne um Geld nach Paris geschrieben, und auch von dort eine Anweisung auf 40 Franken, unterschrieben Grouvelle, empfangen, die er, zugleich mit dem Paß auf den Namen Stiegler, seiner Wirthin in Versatz gegeben hatte. Als Hubert aufgefunden und verhaftet wurde, fand man mehrere Briefe bei ihm, und in seinem Hutfutter den colorirten Plan einer Maschine, die gerade ein solches Zerstörungs-Werkzeug werden sollte, als die von Fieschi. Als die Gendarmen diesen Plan aus dem Hute zogen, stürzte sich der Gefangene darauf um ihn ihnen zu entreißen, konnte aber nur ein unbedeutendes Stück des Papiers fassen, so daß die Zeichnung unversehrt blieb. Hubert wurde zur Untersuchung nach Paris abgeführt. Es stellte sich heraus, daß ein Mechanikus Steuble aus der Schweiz eine Kriegsmaschine erfunden hatte, die er dem französischen Kriegsministerium angetragen, die aber dieses als nicht praktisch anwendbar zurückgewiesen hatte, worauf er nach England ging, um dort seine

1838. Erfindung anzubringen. Hubert hatte von der Erfindung Kunde bekommen, und faßte den Plan, diese Maschine in der Art wie Fieschi gegen das Leben des Königs anzuwenden. Die erste Verabredung scheint zwischen ihm, Laura Grouvelle und dem Sohne des Steuble getroffen worden zu seyn. Letzterer hatte sich mit seinem Vater überworfen und von ihm getrennt. Als zum Complott gehörend nannte die Anklage auch den Suppleantrichter Leprour, Vincenz Giraud, Vauquelin, Annat und Valentin. Es kam nun vor Allem darauf an, sich den Plan der Maschine zu verschaffen, um darnach eine verfertigen zu können. Hubert und Steuble Sohn gingen deßhalb nach London. Hubert bekam auch den Plan, aber nur dadurch, daß er ihn heimlich entwendete. In London wollte Steuble, nach Huberts Verdacht, das Ganze der französischen Gesandtschaft verrathen. Nach dem was von einem Briefe in Zeichenschrift von Hubert an seine Genossen in Frankreich entziffert werden konnte, meldete er Steuble's Absicht, und auch, daß er diesen aus dem Wege räumen wolle. Er hatte auch Steuble nach einem entlegenen Orte beschieden, dieser aber, der Argwohn schöpfte, kam in Begleitung von Mehreren, und Hubert zeigte sich dann gar nicht. Steuble hatte nicht mehr Geld von Hubert bekommen können, der selbst schlecht damit versehen war, und drohte, wenn Hubert nicht Geld schaffe, Alles anzugeben. Steubles Bekenntnisse vor dem Untersuchungsrichter waren es auch, welche vorzüglich Auskunft und Bestätigung geben von dem was die verlorne Brieftasche an den Tag gebracht hatte. In einer bei Annat gefundenen Note, ohne Zweifel von Hubert geschrieben, war der Plan der Ausführung genau angegeben. Man wollte eine Wohnung miethen in der Nähe der Deputirtenkammer, von hier aus die Maschine wirken lassen wenn der König in die Kammer führe, und zugleich sollten zwei Männer von dem Dache eines benachbarten Hauses Congreve'sche Raketen auf den Pallast der Deputirtenkammer werfen, um ihn in Brand zu stecken. Es wurde dabei bemerkt, daß die Raketen verfertigt waren von dem Erfinder der Maschine, und daß ihre Wirkung unfehlbar sey. Vor dem Assissenhofe der Seine erschienen darauf am 7. Mai Hubert, Steuble, Laura Grouvelle als

angeklagt eines Planes zu einem Attentat gegen das Leben des 1838.
Königs, und zu einem Complott gegen die Sicherheit des Staates, das sich durch vorbereitende Handlungen offenbart hatte. Leproux, Vauxquelin, Vincenz Giraud, Annat und Valentin waren der Theilnahme angeklagt. Während der Verhandlungen widerrief Steuble seine frühern Geständnisse; behauptete, sie seyen ihm im Gefängnisse entlockt durch harte Behandlung; er sey schwach und krank gewesen, als der Gefängnißdirektor Simonet ihn besuchte, ihm selbst die Feder eintauchte und ihm sagte, wenn er schreibe was man ihm sage, so werde er bald frei seyn. In dem schriftlichen Geständnisse Steuble's waren folgende Worte über den Zweck der Maschine: „um den König Ludwig Philipp zu tödten“ mit anderer Dinte und einer feineren Feder später hinzugefügt. Steuble sagte vor dem Gerichte, man habe auf alle Art ihn gedrängt, und ihm sogar 1000 Fr. versprochen wenn er jene Worte beifüge. Simonet erklärte, nachdem Steuble mündlich ausgesagt, daß die Maschine diese Bestimmung hätte, so habe er sich ermächtigen lassen, die Ausfüllung dieser Lücke in der Schrift zu besorgen. Die Grouvelle behauptete, Hubert nur gekannt zu haben als einen von der Regierung Verfolgten, der also Anspruch an ihre Hülfeleistung habe, da sie alle Verfolgte unterstütze und besonders die Republikaner als Meinungsgenossen; mit Steuble habe sie keine andern Besprechungen wegen der Maschine gehabt, als um ihm durch ihren Bruder, der als Ingenieur viele Mechaniker in England kenne, zu seinem Plane zu verhelfen, von dem sie nur wisse, daß es der einer Kriegsmaschine im Allgemeinen sey, ohne daß von einer besonderen Absicht die Rede gewesen; dabei sprach sie ihre Bewunderung aus für den Charakter von Pepin und Morey, die ihrer Ueberzeugung nach unschuldig gewesen, so wie für die Seelenstärke Alibauds, den sie als einen Held verehrte. Vincenz Giraud und Vauquelin wollten mit der Grouvelle und den Andern nur in Verbindung gewesen seyn als mit republikanisch Gesinnten. Valentin war kurz vorher von dem Assissenhofe von Poitiers wegen Fälschung zu 5jähriger Haft verurtheilt worden. Seine Aussagen gegen die Angeklagten beruhten so sehr auf dem Beweggrunde, seine

1838. persönliche Lage zu bessern und erwiesen sich oft als unzuverlässig, so daß kein Werth auf seine Enthüllungen gelegt werden konnte. Das war auch der Fall mit den Angaben eines Hanoveraners Schiller, der in seinem Vaterlande wegen Fälschung verurtheilt worden war und Mittheilungen über das Complott von Hubert und Steuble in London bekommen haben wollte. Diese beiden Menschen wurden so oft der Lüge und unredlicher Handlungen überführt, daß ihre Angaben die Anklage compromittirten, was von den Vertheidigern der Angeklagten mit Geschick und nicht ohne Erfolg benutzt wurde. Der Generalprocurator Franck Carré hielt in seinem Requisitorium die Anklage aufrecht, aber die Thatsachen stellten nach den Verhandlungen nicht ein Attentat fest, sondern ein Complott mit Anfang des Vollzugs, wovon die Grouvelle, Hubert und Steuble die Urheber, die anderen die Mitschuldigen seyen. Die Grouvelle sey der Mittelpunkt der Unternehmung gewesen, habe sie geleitet und bezahlt, Hubert sey der Agent und Steuble das Werkzeug gewesen; der Beweggrund der beiden Ersteren sey politischer Fanatismus, der des Letzteren Eigennutz. Schließlich bemerkte er den Geschwornen, wie betrübend die Wahrnehmung sey, daß die Amnestie die Wirkung nicht äußere, verdorbene Gemüther zur Ordnung zurückzubringen. Nachdem die Vertheidiger am 25. Mai nochmals das Wort genommen erfolgte das Urtheil. Viele hatten bei der Verdächtigkeit der Hauptzeugen und den Bestrebungen, das Mitleid für die Grouvelle rege zu machen, eine Freisprechung erwartet; aber die Vertheidiger hatten dabei so viel Bitterkeit gegen die bestehende Ordnung gezeigt, die Angeklagten so gefährliche Grundsätze entwickelt, daß die Rede der Grouvelle, worin sie ihrem Advokaten über seinen Sieg im Voraus Complimente machte und denen verzieh, die gegen sie gezeugt, dabei aber mit Enthusiasmus von dem Heldenthum der Königsmörder sprach, den Geschwornen deutlich zeigte, daß eine Freisprechung hier der traurigsten und gefährlichsten Verkehrtheit einen Triumph bereiten würde; sie sahen, wie die ganze Umwälzungspartei darauf rechnete, und vor ihren Augen kaum die Ungeduld bemeistern konnte, ihn, und gewiß in dem gehässigsten Sinne, auszubeuten. Diese Betrach-

tung mußte sich ihnen aufdringen während der Präsident den Thatbestand, wie er aus den Verhandlungen hervorgegangen war, entwickelte. Nach dreistündiger Berathung brachten die Geschwornen folgenden Spruch. Die Frage über ein Attentat gegen das Leben des Königs wurde verneint. Dagegen wurde Hubert eines Complotts gegen die Regierung mit Vollzug von vorbereitenden Handlungen schuldig befunden. Laura Grouvelle, Steuble, Vincenz Giraud und Annat wurden des Complotts ohne vorbereitende Handlungen und mit mildernden Umständen schuldig erklärt. Der Gerichtshof ließ zuerst Leproux, Vauquelien und Valentin hereintreten und verkündigte ihre Freisprechung. Darauf erschienen die andern Angeklagten. So wie der Gerichtsschreiber, der den Spruch der Geschwornen vorlas, das Schuldig ausgesprochen hatte, entstand eine plötzliche Bewegung auf dem Platze der Angeklagten, alle Gendarmen stürzten sich auf Hubert, und bald sah man ein Messer in der Hand eines Gendarmen blinken, womit Hubert sich hatte tödten wollen. Hubert rief mit rauher und starker Stimme den Geschwornen zu: „Schlechte, verdorbene „Geschöpfe, in der Grouvelle habt Ihr die Tugend selbst verurtheilt — „Elende!“ Die Gendarmen suchten Hubert im Zaum zu halten, der aber wüthende Schimpfreden gegen die Geschwornen fortsetzte. Während des Tumults berathschlagte der Gerichtshof und befahl in Folge der ihm durch die Septembergesetze verliehenen discretionairen Gewalt die Austreibung Huberts. Die Gendarmen wollten Hubert aus dem Saal bringen, aber die Grouvelle warf sich in seine Arme und wollte ihn nicht loslassen, und Hubert vertheidigte sich mit unerhörter Stärke. Während dieses Ringens sank Steuble ohnmächtig nieder und wurde von Gendarmen fortgetragen. Nun löste alle Ordnung sich auf, die Advokaten und die Zuschauer machten Miene gegen die Bank der Angeklagten vorzudringen, viele thaten es; lange gelang es nicht, die Ordnung wiederherzustellen, bis endlich mit vieler Mühe die Austreibung Huberts vollzogen ward. Der Präsident fragte nochmals die Vertheidiger, ob sie etwas zu erinnern hatten, mußte aber dem Advokaten der Grouvelle (Billiard) Stillschweigen auferlegen da er fortfuhr, die Unschuld seiner Clientin zu betheuern.

1838. fortgesetzte Verhandlung. Der Berichterstatter Graf Roy hatte auf Verwerfung angetragen. Man bestritt von vielen Seiten das Recht zur Umwandlung in Betreff der fünfprozentigen Renten; die Artikel wurden einzeln zurückgewiesen und bei der Abstimmung über den ganzen Entwurf wurde er mit 124 gegen 34 Stimmen verworfen.

Prinz Ludwig Napoleon war nach Europa zurückgekommen. Weit entfernt, sich durch das Mißlingen des Straßburger Attentats für abgewiesen zu erachten, baute er vielmehr neue Hoffnungen auf den Ausgang dieser Angelegenheit. In der ihm erwiesenen Gnade sah er eine Anerkennung seiner Rechte als Prinz und Prätendent, und in der Freisprechung seiner Mitschuldigen vermeinte er den Beweis zu finden, daß er auf zahlreiche Anhänger im Bürgerstande rechnen könne. Der Prinz war nach Thurgau gegangen, wo er sich auf Arenenberg aufhielt; bald begann er eine politische Thätigkeit. Man verlangte seine Ausweisung aus der Schweiz. Canton Thurgau verweigerte indessen die Zumuthung, einen Mitbürger zu verbannen, und noch dazu einen, der so freigebig und lebenslustig war. Man beeiferte sich vielmehr, ihn noch fester an das Land zu binden indem er zum Mitglied des großen Raths ernannt wurde. Der Prinz schlug indessen diese Würde aus; er mochte es als ein Epigramm betrachten, daß ein in seiner Vermeinung französischer Kronprätendent, auf dessen Ankunft in Paris man sehnlichst warte, mittlerweile Thurgauischer Cantonsrath seyn solle. Dagegen nahm er die Wahl als Schützenmeister an und hielt in dieser Eigenschaft eine deutsche Rede, die natürlich von seinen Wählern mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Eine andere, die er auf dem großen Schützenfeste in St. Gallen hielt, wo er bald darauf an der Spitze der thurgauischen Schützen eingezogen war, wurde nicht mit solcher Vorliebe angehört. Die Schweizer sträubten sich zwar gegen die Zumuthung, einen aufgenommenen Bürger des Landes verweisen zu sollen, aber sie betrachteten den Prinzen mit Unmuth als eine ihnen aufgebürdete Verlegenheit, und die politisch Einsichtsvollen um so mehr, als sie einsahen, daß man am Ende doch nachgeben müsse, und daß höchstens nur zu erreichen sey, auf eigene Kosten eine ehrenvolle Demonstration

zu machen für einen Zweck, den Niemand im Grunde solcher An- 1838.
strengung werth achtete. Unterdessen hatte der Prinz in Arenenberg seine Getreuen um sich versammelt, und unter diesen wurde der ehemalige Lieutenant Laity, der beim Straßburger Zuge mitgefangen worden war, ausersehen, die öffentliche Meinung in Frankreich wieder mit dem Namen Napoleon aufzuwühlen. War es schon sehr schmeichelhaft, daß die Ausweisung des Prinzen zum Gegenstande diplomatischer Unterhandlungen gemacht war, so wollten die Diplomaten in Arenenberg, da man ihnen nicht die Ehre einer directen Unterhandlung angethan, ihrerseits auf eigene Faust versuchen einiges Aufsehen zu machen. Laity schrieb eine Flugschrift über das Strasburger Attentat, worin natürlich dieses als sehr wohl angelegt illustrirt werden, jeder Verdacht eines kopflosen Streichs von ihm abgewendet, und zugleich der Versuch gemacht werden sollte, Samen zu neuen Unternehmungen auszustreuen. Diese Schrift wurde in Arenenberg verfaßt. Einige meinten, sie könne darum nicht wohl von Ludwig Napoleon geschrieben seyn, weil der Prinz darin als eine Heldengestalt herausgestrichen war. Dies bleibt am Ende ziemlich gleichgültig, nur ist gewiß, daß der Prinz jedenfalls nicht erröthet hat, sein eigenes Lob zu lesen, denn bei Laity wurde in Paris das Manuscript gefunden, welches Verbesserungen und Bemerkungen von der Hand des Prinzen enthielt. Laity ging mit der fertigen Schrift, die jedenfalls unter den Augen des Prinzen ausgearbeitet war, nach Paris, wo sie von dem Buchdrucker Thomassin gedruckt wurde. Eine Abschrift blieb indessen jedenfalls in Arenenberg, denn fast zu gleicher Zeit erschien in Stuttgart eine deusche Uebersetzung davon, wie ausdrücklich bemerkt wurde, nach der französischen Handschrift. In dieser Schrift erzählte Laity, daß Prinz Ludwig Napoleon schon im Jahre 1832 gerüstet gewesen sey, das Strasburger Attentat, oder ein ähnliches, zu begehen; damals aber habe er es nur in Auftrag für seinen Vetter, den Herzog von Reichsstadt, beginnen wollen. Laity's Versicherung nach — und er hat es natürlich aus der besten Quelle, vom Prinzen Ludwig selbst erfahren — sey damals ein großer Theil der französischen Armee bereit gewesen, Napoleon II. anzuerkennen, wenn er sich an der fran-

1838. zösischen Grenze gezeigt hätte. „Ein ganzes Armeecorps, Obristen „und Generale mitbegriffen, erwartete ihn" — versichern in der Flugschrift Laity und Prinz Ludwig. Da nun aber der Herzog von Reichsstadt sich in der Unmöglichkeit befand, selbst zu erscheinen, so waren die Befehlshaber erbötig, seinen Vetter, den Prinzen Ludwig, als seinen Connetable anzuerkennen wenn er nur ein einfaches Handschreiben Napoleons II. hätte vorweisen können. Dieser große Plan sey indessen durch den Tod des Herzogs vereitelt worden. Prinz Ludwig — der, wie der König von Rom, der einzige Prinz der napoleonischen Familie war, der unter dem Kaiserreiche geboren und bei seiner Geburt militärische Ehrenzeichen empfangen hatte — wurde nun der väterliche Erbe der Prätendenten-Hoffnungen des Sohnes des Kaisers, und die Wünsche und Stimmen der meisten Anhänger desselben wandten sich auf ihn. Der Prinz läßt nun die Flugschrift versichern, daß er mit großen und bedeutenden Männern aller Parteien in Frankreich Verbindungen angeknüpft habe. So sah er 1832 in der Schweiz Chateaubriand, mit dem er lange und ernste Unterredungen hatte. Der Verfasser des „Genius des Christenthums" schrieb auch dem Prinzen folgenden Brief: „Sie wissen, Prinz, daß „mein junger König in Schottland ist, und daß, so lange er lebt, „es für mich keinen andern König von Frankreich geben kann, als „ihn. Sollte jedoch Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen den „Stamm des heiligen Ludwig verworfen haben, sollte unser Vater„land auf eine Wahl zurückkommen, welche dieser nicht sanktionirt „hat, und sollte sein sittlicher Zustand die Republik unmöglich machen; „alsdann, Prinz, gibt es keinen Namen, der Frankreichs Ruhm an„gemessener wäre, als der Ihrige." Die Wahrheit dieser Anführung kann nicht bezweifelt werden, denn Chateaubriand hat vor der Untersuchungscommission der Pairskammer die Richtigkeit des abgedruckten Briefes anerkannt, und hinzugefügt, daß er den Prinzen ermächtigt habe, von diesem Briefe jeden beliebigen Gebrauch zu machen. Dies konnte denn er auch ganz wohl, denn die Aeußerung ist des diplomatischen Vorbehalts so voll, daß sie zu gar keiner Verantwortlichkeit verpflichtet. Sagt dieser Brief im Grunde etwas

anderes, als: wenn Alles das was da ist, und Alle, die da sind, 1838.
nicht wären, dann könnten möglicherweise Sie der erste seyn? Chateaubriand war noch vorsichtiger, denn er sagt: „dann gibt es keinen Namen, der Frankreichs Ruhm angemessener wäre.“ Wenn solche vorbehaltige Zeugnisse und Zustimmungen Werth hatten in den Augen des Prinzen, so war es nicht schwer, ihn zufrieden zu stellen; ich sehe nicht ein, was irgend Jemand dabei wagte. Die Flugschrift versicherte, daß nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt, viele Personen den Prinzen Ludwig aufgefordert hätten, irgend eine Verschwörung anzuspinnen. Dies ist möglich, wir finden es sogar wahrscheinlich; den Namen Napoleon, von dem Chateaubriand gesagt hatte, daß er möglicherweise dereinst möglich werden könnte, wollten die Aufrührer brauchen, da ein Prinz da war, der ihn trug, der auch Aufruhr machen wollte, und zu dem die, welche sich seiner bedienen wollten, das Vertrauen hegten, daß er ihren ferneren Planen nicht sehr gefährlich werden könne. Aber die Flugschrift versicherte, daß der Prinz keine Verschwörung anzetteln wollte, daß er indessen dem Verfasser erlaubt habe, seinen Plan, den er bis dahin allein gewußt habe, zu enthüllen. Dieser bestand darin, in allen Parteien Personen zu halten, in jedem Regiment mehrere Offiziere, auf die er für seine Absichten zählen könne. Das hielt der Prinz nicht für Verschwörung, denn die Flugschrift sagte wörtlich: „Diese einer gemeinen Verschwörung völlig fremde Organisation war seit dem „Jahre 1835 vollendet. Der Prinz besaß nun Alles, was er an „Kraftelementen wünschen konnte; er brauchte jetzt nur noch eine „Gelegenheit zu wählen, und sich des Zusammenwirkens der verschiedenen Parteien zu versichern.“ Nach dieser neuen Theorie von Nicht-Verschwörung können wir das Wort „Verschwörung“ aus unsern Wörterbüchern streichen und dafür „Organisation“ setzen. Auch von Lafayette wollte der Prinz große Aufmunterung erhalten haben, und das wollen wir gerne glauben, denn ich wüßte gar keine Sorte von Aufstand, die nicht von Lafayette begünstigt worden wäre; Lafayette conspirirte gegen seine eigenen Verschwörungen, er conspirirte sogar mit der Polizei, freilich ohne es zu wissen. Aus einer Flugschrift des früheren und

1838. späteren Genossen des Prinzen, Persigny, welche dieser bald nach dem Freispruch des Straßburger Assisenhofes erscheinen ließ, wissen wir, daß auch Carrel angegangen ward im Interesse des Prinzen. Carrel hatte es abgelehnt, als Haupt der republikanischen Partei aufzutreten, und gemeint, wenn der Prinz seine Rechte kaiserlicher Legitimität zu vergessen wisse, und sich nur der Volkssouveränetät erinnere, so könne ein junger Mann mit seinem Namen berufen seyn, eine große Rolle zu spielen. Es bleibt ungewiß, ob der Prinz diesen Ausspruch auch für eine Einladung genommen hatte, aber gewiß genug war es, daß er die kaiserliche Legitimität nicht vergessen wollte. Ohne Zweifel meinte der Prinz, wenn er erst als Kaiser in Paris eingerückt sey, würde es ihm nicht schwer fallen, die Bedenklichkeiten solcher Männer wie Chateaubriand und Carrel zu überwinden; sie hätten sich ja wohl dem überwältigenden Erfolg angeschlossen, wenn sie auch anfangs grollend abseits blieben. Laity versichert, der Prinz hätte um so mehr Grund gehabt, sich den freudigsten Hoffnungen hinzugeben, da er heimlich in Straßburg erschienen sey in einer Versammlung von 25 Offizieren aller Waffengattungen, und von ihnen die rührendsten Zusagen über Theilnahme und Hingebung empfangen habe, so wie er auch in Baden-Baden die Besuche einer Menge Offiziere aus dem Elsaß wie aus Lothringen bekam. Dies Alles bestätigte ihn um so mehr in der Annahme, daß sein Plan gelingen müsse; denn er hatte einen Plan gemacht, der nicht fehlschlagen konnte, wenn er nur nicht gestört worden wäre. Hätte man ihn ruhig Straßburg nehmen lassen, dann wäre er sofort mit allen verfügbaren Streitkräften in Eilmärschen nach Paris aufgebrochen, und hätte auf seinem Wege Truppen und Nationalgarden, Stadt- und Landvolk mit sich fortgerissen, kurz Alles, was sich durch den Zauber eines großen Schauspiels und den Triumpf einer großen Sache electrisiren lassen wollte. Die Flugschrift schien anzunehmen, daß dieser gewaltige Zug eine Einöde hinter sich gelassen hätte, denn Alles war, wenigstens in der Flugschrift, so organisirt, daß man am Tage nach der Einnahme von Straßburg mit mehr als 12,000 Mann, ungefähr 100 Kanonen, 10 bis 12 Millionen gemünztem Geld und einem bedeutenden Waffen-

vorrathe aufbrechen konnte, um die Bevölkerung, deren Gebiet man 1838.
durchzog, sofort zu bewaffnen. Metz wäre dem Aufschwunge Straßburgs gefolgt, wenn einer dort statt gefunden, und Herr Laity erhitzt nun immer mehr und mehr seine Phantasie und die des Lesers in Ausmalung des Erfolgs, der, wenn Alles das eingetroffen wäre, was nicht eintraf, seiner Ansicht nach unfehlbar war. Nancy und die umliegenden Besatzungen hätten schon am vierten Tage den Adler des 30. October — wie Prinz Ludwig später in einem Briefe an Laity sein Feldzeichen nannte — aufstecken müssen, und während die Regierung kaum Zeit gehabt hätte, einen Beschluß zu fassen, wäre der Prinz am sechsten oder siebenten Tage an der Spitze von 50,000 Mann in die Champagne eingerückt; mittlerweile wäre die nationale Krisis immer höher gestiegen, die Proklamationen zur Erweckung aller Volkssympathien hätten nach Süd, Nord, Ost und West Frankreich überschwemmt, und ....! Natürlich endete das in Laity's Schrift mit einem kaiserlichen Einzug in das jubelnde Paris. Das Alles endete nun in der Wirklichkeit ganz anders, wie wir wissen, nämlich in der Caserne von Finkmatt. Warum? enthüllt uns die Flugschrift. Obwohl nämlich der Prinz zu den Soldaten des vierten Artillerieregiments unmittelbar vorher gesagt hatte, er sey von einer Deputation der Städte und Besatzungen des Osten nach Frankreich berufen, um für den Ruhm und die Freiheit des französischen Volks zu siegen oder zu sterben, so weigert sich der Prinz dem 46. Infanterieregiment gegenüber für sich allein französisches Blut zu vergießen. Er wollte also an die Spitze eines Heeres von 50,000 Mann treten, ein ganzes großes Land revolutioniren, eine Dynastie verjagen, eine Regierung stürzen, aber um keinen Preis Blut vergießen; kein Wunder, daß ein solches Wagstück nicht gelang! Diese Flugschrift wäre nach dieser Darstellung in ihrer Naivetät sehr unschuldig gewesen, wenn sie nicht die Behauptung aufgestellt, daß eine weithin verbreitete Conspiration in der Armee zu Gunsten Napoleons stattgefunden, und z. B. angegeben hätte, aus welchen Regimentern die 25 Offiziere seyn mußten, mit welchen der Prinz in Straßburg eine Zusammenkunft gehabt haben

1838. wollte, indem sie angibt, „unglücklicherweise wurde die Garnison vor dem 30. Oktober gewechselt.“ Daß die ganze Phrase von den Deputationen der Städte des Ostens rein aus der Luft gegriffen war, wußte man. Aber mehrere von Friedensekel ergriffene Offiziere hatten sich allerdings verlocken lassen, und zwar mehrere, die nicht mitgefangen und auch nicht geflüchtet waren, und die man nachher in aller Stille entließ, was ja allein übrig blieb, nachdem die anderen freigesprochen wurden. Hierüber machte die Flugschrift der Regierung Vorwürfe, und erklärte, daß der Zauber, den der Name Napoleon in Frankreich übe, nicht nur ungebrochen fortbestehe, sondern daß der König nicht aus Milde den Prinzen freigelassen, sondern aus Furcht indem er gar nicht gewagt habe ihn zu bestrafen. Zum Beweis für diese Behauptung führt sie an, daß achtzig Oberoffiziere sich vereinigt hätten, um wider eine Anklageakte gegen den Prinzen zu protestiren; daß mehrere Pairs, welche befürchteten, zu einem Gericht über die Straßburger Angeklagten berufen zu werden, an den König geschrieben, daß sie sich einer solchen Aufgabe nicht unterziehen würden; und behauptet dann, daß in Straßburg ein Complott sich gebildet hatte, woran auch die Garnison Theil nahm, in der Absicht, im Falle einer Verurtheilung die Angeklagten der Strenge der Gesetze zu entziehen. Obwohl nun Laity's Schrift am Schlusse sagte, daß sie nicht die Absicht habe, das Ereigniß vom 30. Oktober in seinen Beziehungen zu der Zukunft zu erörtern, so erklärte sie doch, daß dadurch, daß der Prinz wie die Herzogin von Berry behandelt worden sey, seine Rechte als Prätendent anerkannt worden wären, und daß er der Vereinigungspunkt aller Oppositionen fortan sey. Diese Flugschrift nun wurde in Paris gedruckt, 10,000 Exemplare abgezogen, und statt auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels angekündigt zu werden, wurden Sendungen in die Provinzen, an die Garnisonen, an die Redactionen der öffentlichen Blätter u. s. w. gemacht. Die Meisten von diesen Sendungen gingen ab, nur 700 Exemplare wurden vor ihrem Abgange mit Beschlag belegt und Laity verhaftet. Die Regierung beschloß, diese Schrift als einen Angriff gegen die Staatssicherheit anzuklagen, und zwar vor dem Pair-

gerichtshofe. Sie wurde bei diesem Beschluß ohne Zweifel hauptsächlich 1838.
von der Ansicht geleitet, daß da die Schrift zum allergrößten Theil in's Publikum geworfen worden sey, so könne es kein besseres Mittel geben, um Leichtgläubige von dem Ungrunde der darin gemachten Behauptung, daß die Mehrzahl der militärischen Notabilitäten in der Pairskammer Anhänger von Ludwig Napoleon sey, zu überführen, als wenn derjenige, der diese Behauptung aufgestellt, eben von dieser Pairskammer verurtheilt würde. Manche Anhänger der Regierung tadelten diesen Entschluß, indem durch eine feierliche Verhandlung vor den Pairs einer Flugschrift, die nach Inhalt und Form unter der Mittelmäßigkeit war, eine unverdiente Oeffentlichkeit gegeben wurde. Es ist ganz wahr, daß die Brochure ohne Gehalt, voll eitler Prahlereien und hohler Redensarten war, aber sie hatte, wiewohl ohne allen Beweis, einige Behauptungen aufgestellt, die, bei der Leichtgläubigkeit der Massen und der unabläßigen Bemühung der feindlichen Parteien, Alles der Regierung Nachtheilige Glauben zu verschaffen, geeignet waren, die Annahme zu verbreiten, daß die Regierung sich nicht auf die Armee verlassen könne, woraus in weiten Kreisen ein nachtheiliges Gefühl der Unsicherheit entstanden wäre. Die Nichtbestrafung der Schuldigen in Straßburg, der Umstand, daß außer den in Anklage Versetzten Mehrere im Einverständniß mit dem Attentat waren, ohne daß man die nöthigen Beweise gegen sie aufbringen konnte, machten es nothwendig, daß das Land auf solenne Weise erfahre, wie der oberste politische Gerichtshof und die in der Flugschrift Verdächtigten darüber dachten. Diesen Zweck betrachtete die Regierung als den Nachtheil bei weitem überwiegend, daß einer sonst an sich unbedeutenden Schrift und einer nur in der Verehrung eines Namens bestehenden Partei eine vorübergehende Wichtigkeit beigelegt werde. Viele waren geneigt zu glauben, daß Laity's Sendung eben darin bestehe, ein solches Aufsehen zuwege zu bringen, um die Sache des Prinzen wieder ins Gedächtniß zu rufen; aber man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß das Hohle und Nichtige derselben eben bei einer gerichtlichen Verhandlung sich am deutlichsten herausstellen, und dadurch für die Folge es ihr unmöglich machen werde, sich in

1838. einer geheimnißvollen Dunkelheit eine ungebührliche Bedeutung beizulegen. Am 28. Juni erstattete Lacave-Barris dem Pairgerichtshofe den Bericht der Untersuchungscommission über die Sache. Die Anklage des Generalanwalts beschuldigte Laity des Verbrechens der Aufforderung zu einem ohne Folgen gebliebenen Attentat gegen die Sicherheit des Staats; ein Verbrechen, welches in dem Gesetz vom 9. September 1835 mit Gefängniß und einer Geldbuße von 10,000 bis 50,000 Franken bestraft wird. Dann begann die Berathung über die Competenz. Diese wurde von mehreren nahmhaften Pairs bestritten, wie von Schonen, Pelet (de la Lozère), Villemain, Cousin, Bignon, Cambacérès, Daru, Richelieu, Crillon, Praslin, Noailles, Dreux-Brézé, Dubouchage, la Villegentier, den Generälen Pellet, Perregeaux, Excelmans. Für die Competenz sprachen Pasquier, Séguier, Portalis, Merilhou, St. Aulaire, der unter anderm äußerte, die Straßburger Sache habe im Auslande einen schlimmeren Eindruck gemacht, als eine verlorene Schlacht. Die Berathung dauerte fünf Stunden. Bei der Abstimmung wurde die Competenz ausgesprochen von 133 Stimmen gegen 19, und die Anklage von 148 gegen 5. Decazes und Pasquier hatten gleich nach Erscheinen der Flugschrift die Gründe, welche es unerläßlich machten, diesen Versuch gegen den Staat und die Pairskammer mit Strenge zu ahnden, bei allen einflußreichen Pairs mit Eifer geltend gemacht, und sie hatten auch viele Gleichgültige und Schwankende davon überzeugt, daß man einen so frechen Trotz nicht auf sich beruhen lassen konnte. Das Bonapartistische Attentat hatte, das läßt sich nicht läugnen, in den Köpfen der Offiziere, welche aus den Trümmern der Loire-Armee hervorgegangen und nun meistens Obristen oder Generäle waren, Erinnerungen erweckt, und unter den Freiwilligen, die 1830 in die Armee traten und nun meist Unteroffiziere und Lieutenants waren, die Thatenlust belebt. Nach dem Straßburger Attentat hatte man zwei Obersten der Reiterei, die im Elsaß in Besatzung waren, absetzen müssen, ohne sie jedoch vor Gericht stellen zu können, und beide waren anerkannt tüchtige Offiziere in ihrer Waffe, die man ungerne verlor. Die in Straßburg freigesprochenen Artillerieoffiziere waren

in Elsaß und Lothringen, wo die Erinnerungen an die Kaiserzeit am 1838.
lebhaftesten waren und sind, überall mit Beifallsrufen aufgenommen worden, und, wie in Straßburg, gab man ihnen in Metz, Nancy, Verdun Bankette, bei denen unerfreuliche Toasts ausgebracht worden waren. Der Marsch des vierten Artillerieregiments, welches Ludwig Napoleon proclamirt hatte, nach Douai war ein öffentliches Skandal gewesen; überall zogen aus den Etappestädten Bürger und Soldaten ihnen entgegen und empfingen sie mit Lebehochrufen. In Douai wurden 14 Offiziere und fast alle Unteroffiziere theils entlassen, theils unter andere Regimenter gesteckt, und wo sie hinkamen, erneuerten sich dergleichen Auftritte. Die Offiziere, welche zur Unterdrückung des Aufstandes die größte Entschlossenheit bewiesen hatten, mußten bei ihren Corps mit fortwährenden Unannehmlichkeiten kämpfen und wurden von den Meisten ihrer Kameraden ungünstig angesehen. Der schon früher besprochene Hauptmann Raindre, der das Wesentlichste vor und beim Processe angegeben hatte, mußte, obwohl er nur gethan hatte was Pflicht und Eid von ihm forderten, in mehrere Regimenter versetzt werden, und nahm zuletzt Dienst bei den unregelmäßigen Truppen in Afrika. Da die Unruhstifter nicht mehr ihre Rechnung fanden bei den Meutereien in den Straßen, die so standhaft zurückgewiesen wurden, so war ihnen die Bonapartistische Wühlerei und die aus Friedensüberdruß hervorgegangene Mißstimmung in einigen Theilen der Armee willkommen; sie hatten mit Ludwig Napoleon Verständnisse angeknüpft, dessen Leichtgläubigkeit und Eitelkeit ihn übersehen ließen, daß im Grunde Niemand das wollte, was er wollte, daß die politischen Parteien ihn nur stachelten, um der Regierung Verlegenheit zu bereiten, und durch Kriegsgeläst Unzufriedenheit im Heere zu erregen. Die Militäre, die nach Ludwig Napoleon ausblickten, wollten eigentlich nur Krieg, es kam ihnen dabei nicht so genau auf die Personen an; jede von den Parteien, welche sich schmeichelten, an's Ruder zu kommen, wenn die gegenwärtige gestürzt würde, durch wen und was es immer sey, zweifelte nicht daran, daß es ihr gelingen werde, das Heer zu gewinnen, denn jede von ihnen hatte zu Oberst in ihrem Programm die Rhein- und andere Grenzen,

1838. und also Krieg. Das von Laity plötzlich mit solcher Profusion ausgeworfene Pamphlet war offenbar eine Frucht dieser Abmachung, und daher nannte sich der Prinz darin auch den Vereinigungspunkt aller Parteien in Frankreich. Unter solchen Umständen mußte ein Beispiel statuirt werden, wobei es nicht auf den Grad der Strafe ankam, der dabei erreicht werden könnte, sondern darauf, daß die offenbaren Lügen und Prahlereien des Pamphlets in ihrer Nichtigkeit öffentlich an's Licht gezogen würden. Die Verhandlungen des Processes vor dem Gerichtshofe boten indessen sehr wenig Interesse dar. Laity hatte vor der Untersuchungscommission verweigert, die Personen zu nennen, welche, der Behauptung der Flugschrift nach, im Jahre 1832 dem Herzog von Reichstadt sollten ein ganzes Armeecorps haben zuführen wollen, so wie die 80 Oberoffiziere, welche gegen eine gerichtliche Bestrafung des Prinzen protestirt haben sollten. Keine neue Thatsache kam zum Vorschein. Die Rede des Vertheidigers Michel (de Bourges) war im Ganzen sehr gemäßigt; er bemühte sich besonders die Competenz zu bestreiten. Eine Sitzung war hinreichend, um die Verhandlung bis zur Berathung des Gerichtshofes zu bringen. Diese zog sich aber etwas mehr in die Länge, so daß der Hof sich bis auf den folgenden Tag vertagte, an welchem erst das Urtheil gesprochen wurde. Der Temps enthüllte, daß bei der Berathung über die Strafbestimmung die Minorität 20 Stimmen gezählt habe, welche Laity's Schuld als Vergehen und nicht als Verbrechen charakterisirt wissen wollten. Der Generalanwalt, Franck-Carré, nämlich hatte die Flugschrift eine Apologie des Verbrechens genannt. Dies stellte Niemand in Abrede, allein die Septembergesetze hatten gerade dafür eine Strafe bestimmt, dabei aber eine solche Apologie ausdrücklich ein Vergehen und nicht ein Verbrechen genannt; war es aber nur ein Vergehen, so war die Pairskammer nicht competent. Diese letztere Meinung vertheidigten Villemain, Cousin, Pelet (de la Lozère), Bignon, und selbst Broglie hielt die Schuld nicht für hinreichend charakterisirt. Der Pairshof konnte indessen in diesem juridischen Dilemma nicht bleiben ohne der Regierung einen großen Schaden zuzufügen, denn gab er der Ansicht, daß die Schuld nur ein Vergehen sey, Folge, so mußte

er nach den Debatten seine Incompetenz erkären nachdem er sich 1838.
vorher competent erkannt hatte; und die Sache vor ein gewöhnliches Gericht verweisen, hieß der Revolution eine Aufmunterung geben, auch wenn Laity später von einer correctionellen Strafe getroffen worden wäre. Pasquier suchte mit großer Beredtsamkeit darzulegen, daß der Pairshof, auch wenn er Preßvergehen richte, kein Ausnahmsgericht sey. Der Präsident der Pairskammer empfahl schließlich den Mitgliedern die strengste Verschwiegenheit über die Vorgänge dieser Berathschlagung. Wie gut diese bewahrt wurde, zeigte sich bald, denn einige Stunden nachher konnte man Alles im Journal Le Temps lesen. Laity wurde wegen eines Attentats gegen die Sicherheit des Staats durch den Druck und die Vertheilung der Schrift über die Ereignisse vom 30. October verurtheilt zu fünf Jahren Haft, 10,000 Franken Buße, und für sein ganzes Leben unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt. Es war das Minimum der Strafe, aber doch immer empfindlich genug, denn Haft (détention) ist eine infamirende Strafe, welche den Verlust der Bürgerrechte und lebenslängliche Polizeiaufsicht nach sich zieht. Man setzte auch das Journal „Temps“ in Anklage vor dem Zuchtpolizeigericht wegen Bekanntmachung der geheimen Berathschlagung des Pairsgerichthofes; sein Redacteur, Coste, wurde nach den Septembergesetzen zu einem Monat Gefängniß und 500 Franken Buße verurtheilt.

Der Herzog von Montebello, französischer Botschafter in der Schweiz, verlangte in einer eindringlichen Note die Ausweisung des Prinzen Ludwig Napoleon aus dem eidgenössischen Gebiet. Diese Forderung wurde sogleich am Vororte verhandelt. Die Gesandtschaft Thurgau's sprach ohne Instruktion dagegen, weil ein solches Ansinnen die Souverainetät des Cantons Thurgau verletze. Das sahen die anderen Gesandtschaften auch ein, sprachen aber wenig einläßlich darüber, theils weil sie über diesen Punkt ohne Instruktionen waren, theils weil sie einsahen, daß früher oder später der schweizerische Cantonalgesichtspunkt einer höheren politischen Ansicht sich werde fügen müssen, sie auch noch nicht hinreichend die Gesinnungen der anderen Mächte darüber kannten. Etwas später bekamen sie darüber genü=

1838. genden Aufschluß. Die Eidgenossenschaft hatte nämlich den Oberst von Planta-Reichenau und den Staatsrath Molo als außerordentliche Gesandte abgeordnet zur Krönung des Kaisers von Oestreich in Mailand. In einer Besprechung mit dem Fürsten Staatskanzler erklärte dieser unumwunden: „Es ist der feste und einmüthige Wille „der Mächte, daß die Umtriebe in Arenenberg aufhören, seien nun „diese gegen die Orleans oder gegen andere Mächte gerichtet. Frank„reich verlangt mit Recht die Entfernung des Prinzen Ludwig Na„poleon." Als die Gesandten im Berichte über ihre Sendung diese unzweideutige Aeußerung mittheilten, hatte man in mehreren Cantonen Einleitung zu einem möglichen Widerstande getroffen. Diese bestand indessen nur darin, daß man mehrere Bataillone Milizen auf Piquet stellte, das heißt, aufforderte zum Abmarsch sich bereit zu machen; nur in Genf ging man weiter. Als man dort nämlich erfuhr, daß ein französisches Corps Befehl bekam, sich an der Grenze aufzustellen, fing man an, Genf zu befestigen. Mit großem Eifer arbeiteten Bürger aller Stände daran, Schanzen aufzuwerfen. Es hatte indessen keine andere Folgen, als daß, vorzüglich in Genf und im Waadtlande, aber auch allgemein in der Schweiz ein Enthusiasmus für Behauptung der Unabhängigkeit sich kund gab, und daß in Genf manche schöne Baumreihe umgehauen wurde, um Schanzen Platz zu machen. Bei alle dem war die Zahl der Verständigen in der Schweiz sehr groß, die offen zugaben, daß es sich hier nicht darum handle, einem harmlosen politischen Flüchtling das Asylrecht zu entziehen, und daß die Neutralität der Schweiz nicht so verstanden werden könne, daß es einem Schweizer Bürger frei stehe, unter dem Schutze der Eidgenossenschaft feindliche Angriffe auf befreundete Mächte vorzubereiten, sondern daß ein solcher Mißbrauch des Asyl- und Bürgerrechts eine Verletzung der Neutralität sey. Die ganze Verlegenheit beendete der Prinz selbst, indem er, nachdem man ihn davon überzeugt hatte, daß alle Mächte in der Forderung seiner Entfernung einmüthig seyen, sich selbst zurückzog und über Holland nach England ging. Er erklärte dabei, sein Bürgerrecht in der Schweiz keinesweges aufgeben zu wollen, und Frankreich begnügte sich mit der thatsächlichen Entfernung.

Am 24. August wurde die Herzogin von Orleans von einem 1838. Prinzen entbunden, dem der König den Titel eines Grafen von Paris beilegte. Bei diesem für die königliche Familie so erfreulichen Ereignisse zeigte der Erzbischof von Paris ein ganz verändertes Benehmen; er war willfährig, und fast gefällig, so daß man nicht daran zweifeln konnte, daß er von Rom aus Zuspruch und Weisung empfangen habe. In der That hat der heilige Stuhl das Streben des Königs, der katholischen Kirche in Frankreich Achtung zu verschaffen, nicht verkannt, und er gab bald darauf einen solennen Beweis dieser Anerkennung, der einigermaßen erklärt, warum der Erzbischof sich zu einem andern Verfahren entschließen mußte. Der Erzbischof salbte und taufte selbst den Grafen von Paris, in dem doch ein neues Hinderniß seiner heimlichen legitimistischen Hoffnungen geboren war. Freilich enthielt seine Anrede an den König keine bestimmte Verpflichtung, und war nicht ohne eine rückhaltige Verwahrung. Der Erzbischof gab immer durch eine spröde Wortstellung zu verstehen, daß Ludwig Philipp nur ein Stellvertreter des wirklichen Monarchen, der politische, und nicht der König der Vorsehung sey, der König des Staates, und nicht der König des Landes. Der König aber schien dies nicht zu bemerken, dankte für alle frommen Wünsche, die ihm dargebracht wurden, und gab dabei zu verstehen, daß der Schutz der Kirche noch in seiner Hand liege, daß der Clerus seinen Einfluß verloren habe, und nur durch Mitwirkung des Königs ihn wieder bekommen könne — freilich, das wußten wohl beide, um, wenn er ihn habe, ihn nach seiner Art zu gebrauchen.

Der König hatte beschlossen, ein Bisthum in Afrika zu errichten. Die deßhalb nach Rom gemachten Mittheilungen wurden vom heiligen Stuhl mit ächt apostolischer Freude und Erkenntlichkeit aufgenommen. Da beide Theile sich in der Erfüllung eines gemeinsamen Wunsches begegneten, so führten die Unterhandlungen zu einem gegenseitig zufriedenstellenden Ergebnisse. Der Abbé Dupuch wurde als Bischof vorgeschlagen und unbedenklich bestätigt. In der Bulle über die Errichtung eines Bisthums in Algier äußerte der heilige Vater seine besondere Freude über die Wiederherstellung des katholischen Ritus

1838. an den Gestaden, wo der heilige Cyprianus den Märtyrertod erlitten und der heilige Augustinus gewandelt habe. Er ging noch weiter, denn er redete den König an mit der alten apostolischen Benennung der französischen Könige vom Hause Bourbon; die Bulle sagt ausdrücklich: „Unser geliebter Sohn in Jesu Christo, Ludwig Philipp, der allerchristlichste König der Franzosen."

Hatte auf diese Weise ein hochwichtiges Verhältniß für das Ansehen der Regierung sich wesentlich besser gestaltet, so fehlte es nicht an Merkmalen und Vorgängen, welche deutlich darauf hinweisen, daß in sittlicher Beziehung noch große Uebel zu heben waren.

In dem Prozeß des General Brossard über seine Dienstführung in Afrika kamen manche Sachen zum Vorschein, welche zeigten, daß in der dortigen Verwaltung große Unregelmäßigkeiten statt fanden und daß viele von Afrika nicht blos Beförderung zurückbrachten, die sie durch kühne Waffenthaten errungen, sondern daß Manche auch auf eine weniger ehrenvolle Weise Vermögen erworben hatten. General Brossard wurde zwar vom Kriegsgerichte von der gegen ihn erhobenen Anklage frei gesprochen. Man brachte gegen den in diesem Prozesse auch vernommenen General Bugeaud an, daß er in Unterhandlungen mit den Eingebornen einen sogenannten Budschu (Geldgabe) angenommen; er läugnete diesen Umstand nicht, bewies aber, daß er darüber vorgefragt habe, und diese Summe bestimmt, und dazu verwendet war, im Canton Excideuil, dem Geburtslande des Generals, Heerstraßen anzulegen. Dagegen zeigten sich in diesem Prozesse, kaum mit einem leichten Schleier verhüllt, manche mißliche Vorkommnisse, bei denen Beweggründe und Verwendung nicht so ehrenvoll nachgewiesen werden konnten. In einem Prozesse gegen Cleman und Blum wegen einer auf Actien gegründeten Ausbeutung der Minen von St. Berin, wegen der Unternehmung des Musée des Familles, zeigte sich wie sehr man die öffentliche Glaubwürdigkeit misbrauchte und durch falsche Vorspiegelungen die Gewinnsucht reizte. Allerdings wurden die schuldig Befundenen bestraft und Schwindeleien kommen in allen Ländern vor, aber bei der eigenthümlichen Stellung des Bürgerstandes in Frankreich, welche durch die revolutionaire Presse

eine dem besitzlosen Volke, den Proletaren, gegenüber feindliche ge- 1838.
worden ist, hatte jedes öffentliche Beispiel von Eigensucht und Entsittlichung in der herrschenden Klasse eine politische Tragweite. Die einzelnen Fälle gingen nicht verloren, sie gestalteten sich zu einer großen Anklage gegen den ganzen Stand, gerade wie es der Fall gewesen war mit dem bourbonschen Hofadel vor der ersten Revolution, für den der Tag gekommen war, wo man für längst vergessene Fälle bereites Gedächtniß hatte, und wo der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen mußte. Hieher gehörte auch der Prozeß in den der ehemalige Polizeipräfect Gisquet sich verwickelte. Er verklagte die Zeitung Messager wegen beleidigter Amtsehre und Verläumdung, deren einige Artikel dieses Blattes schuldig seyn sollten. Der Prozeß wandte sich aber ganz gegen den Kläger; Gisquet wurde so in die Enge getrieben, daß er bekennen mußte, er habe mit Concessionen von Omnibuslinien in Paris Günstlinge und Maitressen bezahlt. Gisquet wurde aus dem Staatsrathe entlassen, wie sein Schwiegersohn von seiner Stelle als Generaleinnehmer, weil Gisquet ihm diesen Posten verschafft hatte unter der geheimen Bedingung, daß er ihm für seine Lebenszeit einen Theil der Einkünfte zahle. Letzteres kommt in einer anderen Weise öfter vor; bei mehreren Gelegenheiten haben Beamte sich dazu verstanden, sich versetzen zu lassen, oder von einem Amte abzutreten, unter dem Vorbehalte, daß der Nachfolger ihnen den Fortgenuß eines Theils der Einkünfte zusichern. Hierunter leidet aber in der öffentlichen Meinung die Würde der Amtsehre, denn solche Abkommen zeigen zu deutlich, daß man bei einem öffentlichen Amte das Einkommen als die Hauptsache in Anschlag bringt, und geben Raum für den Verdacht der Käuflichkeit. Die unwürdigen Beweggründe, welche Gisquet zu den von ihm gemachten Enthüllungen über die Verwendung der Gelder des geheimen Fonds veranlaßt hatten, waren allerdings an's Tageslicht gekommen; aber der Mann war mehrere Jahre hindurch in einem Amte gewesen, das ihn in tägliche Berührung mit dem Volke brachte, das, gerade weil es oft harte Pflichten zu erfüllen hat, vorzugsweise mit Redlichkeit verwaltet werden muß, und er hatte das volle Zutrauen der Regierung genossen.

1838. Die Regierung suchte auf jede Weise den Betrieb des Ackerbaues zu verbessern. Man thut Alles was nur möglich ist zur Hebung der technischen Verbesserungen; spart keine Kosten um die Anwendung zu erleichtern und zu verbreiten; sucht die Viehzucht zu heben durch Einführung der künstlichen Bewässerung der Wiesen, eine höchst heilsame Maßregel, die, wenn sie, ohne Verletzung anderer Interessen, mit zweckmäßiger Anwendung zur Ausführung kommen kann, zuverläßig die wichtigsten Folgen haben muß. Aber alle diese Maßregeln für den technischen Fortschritt, so wohlthätig und dankenswerth sie auch sind, wollen wenig verschlagen bei den Hemmnissen in dem wichtigsten Zweige der öffentlichen Arbeiten, welche zu heben zum Theil nicht in der Macht der Regierung steht; wenigstens kann sie das nur allmälig, und nicht ohne wesentliche Aenderung der bisher verfolgten Weise. Der französische Ackerbau leidet unter einer bedeutenden Abgabenlast, durch Zerstückelung des Grundeigenthums und Zinserhöhung des im Ackerbau verwendeten Capitals. Die beiden letzten Umstände hemmen wesentlich die Fortschritte eines verbesserten Betriebs, denn sie schmälern bei den Wohlhabenderen und vernichten bei den Aermeren die Mittel, durch welche allein das technisch Bewährte zur praktischen Anwendung kommen kann. In einem um diese Zeit an das Ministerium erstatteten Berichte vom Statistiker Blanqui (Bruder des bekannten Republikaners) finden sich in dieser Beziehung bemerkenswerthe Angaben. Er berechnet 10,896,683 Grundbesitzer. Die Aermsten waren mit den schwersten Abgaben belastet, denn 9 Millionen Individuen zahlen weniger als 20 Fr. — 500,000 Individuen von 50 bis 100 Fr. — 50,000 von 300 bis 500 Fr. — und 45,000 Individuen zahlen 500 Fr. und darüber. Die Grundsteuer belief sich im Jahre 1836 auf 250 Millionen Franken. Um sich aber einen Begriff zu machen von den Lasten des Ackerbaues muß man noch hinzufügen: 99 Millionen Registrirungsgebühren bei Uebertragungen, Schenkungen und Erbschaften — 44 Millionen Stempelgebühren bei Pachtungen und Hypotheken, 26 Millionen Thür- und Fenstersteuer, so wie Zusatzcentimen. Ein Bericht des General-Directors der Domainen berechnet die Zahl der Personen, welche auf

Hypotheken geliehenes Geld haben, auf 4,987,862, und das so 1838 angelegte Capital zu 11,233,265,778 Franken; Zinsen zu 5 pCt. (mancherwärts 8 pCt.) ergeben für die Grundbesitzer eine jährliche Zinsabgabe von 561,663,288 Franken. Wenn man nun die Zinsen und die Steuern zusammenlegt, so erhält man als jährliche Leistung von dem französischen Ackerbau die bedeutende Summe von: 980,663,288 Franken. Hiebei sind nicht einmal die wechselnden Gemeinde-Umlagen und Zusatzcentimen in Anschlag gebracht, mit welchen die Gesammtsumme zuverläßig eine Milliarde erreicht, so daß der französische Ackerbau, wenn auch nur mit etwas über vier Zehntheile in Regierungsabgaben, mit einer Summe belastet ist, die nicht sehr unter dem Betrage der ganzen Staatseinahme steht. Humann berechnete die Jahreseinkünfte des französischen Ackerbaues auf 1,648,000,000 Franken. „Wenn nun davon“ — ruft Blanqui aus — „an Abgaben und Zinsen eine Milliarde erlegt „werden muß, was bleibt dann den französischen Bauern? Bloß „ihre Augen um zu weinen!“ Zuverläßig ist dies ein trübes Bild, und um so mehr, da zwei wesentlich schädliche Einflüsse außerordentlich schwer, und jedenfalls nicht eigenmächtig von der Regierung abgewendet werden können. Die Zerstückelung des Grundeigenthums entsteht unvermeidlich aus der Gleichheit der Erbberechtigung und muß mit jeder Generation in immer verderblicherem Grade zunehmen. Aber wie sehr müßte sich die Stimmung ändern, bis die Regierung es wagen könnte, eine Umgestaltung des Erbgesetzes im Betreff des dem Ackerbau gewidmeten Grundeigenthums vorzuschlagen? Nur wenn die Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit einer organischen Abhülfe allgemein durchgedrungen ist, kann ein solcher Vorschlag angebracht werden. Die Communisten haben diese Ueberzeugung schon gewonnen, aber ihr Mittel, das Eigenthum zu erhalten, ist dessen Vernichtung. War Blanqui's Berechnung damals richtig — und ich habe nicht gefunden, daß sie wesentlich beanstandet wurde — so ist sie es in den Hauptpunkten noch. Der Zinsfuß hat sich, mit vorübergehenden Schwankungen, nicht geändert, und die Regierung kann darauf wenig wirken, weil er allein von der freien Bewegung des Geldes abhängt.

1838. Uebrigens ist es sehr lobenswerth von der Regierung, auch das Mangelhafte und Unerfreuliche im öffentlichen Zustande offen darzulegen ohne Hehl.

Dasselbe war der Fall mit dem Volksunterricht; hierin waren große Verbesserungen eingetreten, aber die Bestrebungen der Regierung fanden noch immer großen Widerstand. Unter der Restauration wurde wenig mehr als 100,000 Fr. vom Staate dem Volksunterrichte zugewendet, unter der Juliregierung aber 10 Millionen, und in den Primairschulen zählte man 600,000 Schüler mehr als vor 1830. Diese Entwickelung ist im beständigen Fortschreiten; es wird aber nützlich seyn, kurz die Schwierigkeiten zu berühren, denen die Regierung jeden Fortschritt abringen muß. Von den 38,000 Gemeinden Frankreichs hatten 1836 kaum die Hälfte Schulen, und nur mit äußerster Mühe konnte die Regierung es bei den Gemeindeverwaltungen dahin bringen, daß sie dem Gesetze gemäß alljährig eine Summe für den Unterricht bestimmten. Der Schulinspektor Lorain gab im Jahr 1837 einen Bericht heraus, der von allen seinen Collegen untersucht und geprüft worden war; er enthält merkwürdige Aufschlüsse. Er beklagt, daß die vorhandenen Schulen nicht einmal gleichmäßig vertheilt sind, denn oft könne man weite Strecken Landes antreffen, ja ganze Cantone von 15 bis 20 Gemeinden, in denen auch nicht eine einzige Schule sey. Im Departement des Landes waren Gemeinden von 1500 Seelen, unter welchen kaum 50 ihre Namen unterzeichnen konnten. Im Departement Saone und Loire war ein Canton, in dem der Notar nie ausgeht ohne seine Unterschriftzeugen mit sich zu nehmen; ohne diese Vorsicht fände er sie nicht. In mehreren Gemeinden der Departements Lot und Garonne und de l'Orne konnte ein großer Theil der Gemeinderäthe gar nicht lesen. Im Departement der niederen Pyreneen war es nicht selten, daß die Maires, und sogar manche Schullehrer nur das Patois, aber nicht Französisch verstanden, so daß die Schulinspektoren auf ihrer Rundreise Dolmetscher mit sich führen mußten. Diese Erscheinungen waren auffallender im Süden und im Westen als im Norden, doch kam es auch dort vor. Sowohl der gänzliche Mangel an Schulen, wie der unbefriedigende

Zustand der vorhandenen war in die Augen springend. Lorain 1838.
sagt: „Von den Pyrenäen bis zu den Ardennen, vom Calvados bis „zu den Bergen des Isère, selbst die Bannmeile von Paris nicht „ausgenommen, haben die Inspectoren fortwährend einen Schrei des „Jammers ausgestoßen!“ Und wie stand es oft um die Schulen dort, wo welche waren? In Ortschaften, wo an 300 unterrichtfähige Kinder waren, besuchten kaum 20 bis 30 die Schule, die bald ganz leer stand. Die Schullehrer, schlecht bezahlt, arbeiteten auch im Felde, und gaben nur Unterricht, wenn die Jahreszeit nicht mehr gestattete, im Freien zu arbeiten. Die Schulstuben waren häufig zugleich Gemeindestuben, Tanzsaal, oft sogar Werkstätte, wenn der Schulmeister ein Handwerk trieb, was häufig vorkam. Man fand Orte mit Schulmeistern, wo aber kein Local dazu vorhanden war; sie hielten Schule in der Vorhalle der Kirche, oder unter freiem Himmel. Und was bekamen die Inspectoren oft zur Antwort, wenn sie solche Zustände rügten? „Unsere Väter wußten nicht mehr, als „wir, unsere Kinder brauchen auch nicht mehr zu wissen, wir werden „sie nicht in die Schule schicken, selbst wenn man uns dafür bezahlte.“ Gemeindevorstände im Departement der oberen Vienne erklärten, der Unterricht sey dem gemeinen Manne mehr schädlich als nutzbringend. Reiche Eigenthümer in Gironde und Charente meinten, man solle sich wohl hüten, den Dorfkindern eine bessere Erziehung zu geben, sonst fände sich Niemand, der das Feld bauen wolle. Gemeindevorstände in St. Métard (Gers) verweigerten die Anschaffung eines Schulwerks, weil keiner von ihnen Kinder habe, in die Schule zu schicken. Man hat in Frankreich keinen gesetzlichen Schulzwang, aber selbst wenn man dazu die Befugniß hätte, wie könnte man durch ein Strafverfahren ganze Kreise zu geistiger Thätigkeit anspornen? Die Regierung läßt aber nicht nach, gegen diesen Widerwillen beharrlich anzukämpfen; allmälig gewinnt die Volksschule mehr Boden, und große Verbesserungen treten alljährig ein. Dessen ohnerachtet wird ein besseres Ergebniß sich erst bei der aufwachsenden Generation zeigen; die jährlichen Zusammenstellungen des Justizministeriums über die Verurtheilungen weisen noch immer eine überwiegende Menge

1838. Solcher aus, die weder lesen noch schreiben können. Indessen muß man dabei im Auge behalten, daß die Franzosen im Allgemeinen gewandt sind und, wie sie sich nur aus dem Rohesten herausgearbeitet haben, Alles was ihren Vortheil fördert leicht auffassen und zu verwenden wissen, so daß sie oft, ohne nur die gewöhnlichsten Schulkenntnisse, practisch sehr brauchbar werden. So findet man Ortsvorsteher, die ganz gut für ihre Gemeinden sorgen, welche Briefe schreiben, die man oft nicht zu entziffern im Stande ist, manchmal gar nicht schreiben können und sich des Schulmeisters zum Schreiben bedienen.

Im September dieses Jahres hatte man die Winkelpressen entdeckt, auf denen die communistischen Blätter des Moniteur républicain und des Homme libre gedruckt wurden. Bei dem später eingeleiteten Processe gegen die Schuldigen kamen die wichtigsten Enthüllungen über diese gefährliche Tendenz zum Vorschein. Sie fielen zusammen mit dem Processe über den Aufstand im Mai 1839; wir werden sie daher bei diesem mittheilen.

1839.

Im Anfange dieses Jahres befand sich die königliche Familie 1839.
in ängstlicher Spannung. Man hegte ernstliche Besorgniß wegen zwei Kinder des Königs. Die Herzogin Marie von Württemberg befand sich ihrer schwankenden Gesundheit wegen in Italien, wo sie Genesung hoffte; sie fand sie nicht, und die letzten Nachrichten hatten so bedenklich gelautet, daß der Herzog von Nemours zu seiner Schwester geeilt war.

Die Regierung von Mexiko hatte die Rechte der sich dort aufhaltenden Franzosen so mißkannt und verletzt, daß Frankreich beschlossen hatte, die zu dem Ende angeknüpften Unterhandlungen mit einer Kriegsmacht zu unterstützen. Bereits im September vorigen Jahres war der Admiral Baudin mit einer Flotte von 27 Kriegsschiffen ausgelaufen, und unter ihm befehligte Prinz Joinville die Corvette Créole. Man wußte über England, daß die Mexikaner nicht nachgeben wollten und sich zum ernstlichen Widerstande vorbereitet hatten; man erwartete täglich Nachricht von einem Angriff.

Die Entscheidung traf von beiden Seiten zugleich ein und bestätigte zugleich die trübste Besorgniß und die schönste Hoffnung in der königlichen Familie. Am 7. Februar war der König mit der Königin und mit ihren in Paris anwesenden Kindern beim Frühstück, als man den Marineminister meldete. Der König begab sich sogleich in's Empfangzimmer, und kehrte bald wieder zurück mit einer eben geöffneten Depesche: das starke Fort San Juan Ulloa bei Vera Cruz

1839. war von der französischen Flotte nach einer heftigen Beschießung zur Uebergabe genöthigt worden, Prinz Joinville hatte sich dabei ausgezeichnet und befand sich wohl. Unmittelbar darauf kam ein Brief aus Italien: die Herzogin von Württemberg war am 2. Februar in Pisa gestorben. Es ist unnöthig, die Gefühle der königlichen Familie zu schildern bei diesen, auf eine erschütternde Weise sich das Gleichgewicht haltenden Nachrichten. Die Königin war auf's heftigste ergriffen; sie hatte auf einer Seite für immer verloren, was auf der anderen Seite ihr diesmal erhalten war. Man fürchtete sehr für die Gesundheit der erlauchten Frau; aber ihr innig religiöses Bewußtseyn gewährte ihr die Kraft, den harten Schlag zu ertragen; noch schwerere Prüfungen waren ihr bestimmt.

Die Herzogin Marie hinterließ einen Sohn, den Prinzen Philipp Alexander, der am 30. Juli 1838 geboren ist, und mit dem Grafen von Paris erzogen wird. Die Geburt dieses Sohnes hatte die Herzogin sehr angegriffen und ihre Gesundheit nahm immer mehr ab, bis ihre letzte Kraft erlosch. Sie hatte, außer der Statue von Johanne d'Arc, die im Museum von Versailles aufgestellt ist, denselben Gegenstand in einer Gruppe modellirt: die Jeanne d'Arc zu Pferde, die einen Engländer bekämpft hat, der, von ihrer Streitaxt getroffen, vor ihr im Staube liegt. Ebenso hatte sie einen sterbenden Bayard modellirt. Nach ihrer Zeichnung waren Glasgemälde vollendet worden für die Saturninskapelle in Fontainebleau; sie behandelten das Leben der heiligen Amalie, der Patronin der Königin.

So wie die Nachricht von dem Tode der Herzogin bekannt geworden war, begaben sich die Kammern zum König, um ihm ihren Beileid zu bezeigen.

In der Kammer der Abgeordneten, die in den letzten Tagen des verflossenen Jahres eröffnet war, trat die Coalition mit nicht unbedeutender Macht auf; sie sollte sich allmälig noch vermehren, bis der Durchgangspunkt erreicht war, von welchem an diese aus widerstrebenden Bestandtheilen gebildete Verbindung, die nicht vermöge ihrer Grundsätze, sondern zur Erreichung eines äußeren Zwecks, was augenblicklich ihre Absichten förderte, sich zusammengefunden hatte, zertrümmert

wurde, ohne ihren eigentlichen Zweck erfüllt zu haben. Die Coalition 1839.
konnte nicht Passy auf den Präsidentenstuhl der Kammer bringen; Dupin wurde erwählt. Eben so wenig gelang es ihr, Odilon Barrot als Vicepräsident durchzusetzen. Zwanzig Stimmen im Centrum konnten nicht vermocht werden, zum Emporkommen der Linken beizutragen, und so bekam Cunin-Gridaine 36 Stimmen mehr als Barrot. Dagegen wurden in die Adressecommission 6 Mitglieder der Opposition und nur 3 Ministerielle gewählt. Auch wurde einem Manne der der Coalition, Etienne, die Abfassung des Entwurfs der Adresse aufgetragen. Zum allgemeinen Erstaunen erklärte Dupin in der Adressecommission, daß das Ministerium weder den König decken, noch eine Mehrheit zu gewinnen im Stande sey. Der Adressentwurf selbst wurde von den Blättern der gemäßigten Opposition gelobt, aber die ministeriellen Blätter sowohl, als die Opposition mit einer bestimmteren Haltung rügten ihn weil er nur scharfen Tadel enthielt über Vergangenes so wie über die Handlungen des gegenwärtigen Ministeriums, dagegen keine Verpflichtung für die Zukunft aufstellte, demnach zu plump den Vorbehalt zeigte, daß die Coalition ihrem Ministerium nicht im voraus die Hände binden wollte, um nach Umständen handeln zu können; sie strebte also nicht nach dem Sieg eines Grundsatzes, sondern nach der Macht. Die Adresse hatte herben Tadel wegen der Räumung von Ancona ohne empfangene Garantie für die Annahme freisinniger Verwaltungsmaßregeln der päbstlichen Regierung; eben so tadelte sie das Benehmen der Regierung in den Verwickelungen mit der Schweiz; sie enthielt auch die alte Verwahrung wegen Polen, aber in schärferer Weise, und zum erstenmal nicht in Form eines Amendements, sondern in dem ursprünglichen Entwurf; dagegen brachte sie über Belgien und Spanien nur gemessene Worte.

Unmittelbar nachdem die Kammer von dem Beileidsbesuche beim König zurückgekommen war, begann eine heftige Verhandlung über die Adresse. Thiers, Guizot, Duvergier de Hauranne traten mit bitteren Aeußerungen gegen den Grafen Molé auf. Amilhau brachte ein Amendement, welches die Bemerkungen im ersten Paragraph des Adressentwurfs über die innere Politik fast entwaffnete; es wurde

1839. mit einer Mehrheit zu Gunsten der Minister von 7 Stimmen angenommen. Lanyer's Amendement, wonach die Kammer erklären sollte, daß sie die Unterhandlung wegen endlicher Feststellung der belgischen Territorialfrage mit Vertrauen erwarte — wurde angenommen mit einer Mehrheit von 4 Stimmen. Ein ministerielles Amendement, welches eine Veränderung des Paragraphs vorschlug, der einen Tadel über das Verlassen von Ancona enthielt, wurde sogar mit einer Mehrheit von 29 Stimmen angenommen; bei dieser Gelegenheit jedoch stimmten einige Legitimisten aus Rücksicht für den Pabst gegen den Adressenentwurf. Der Paragraph über die Schweizer Angelegenheit — deren die Thronrede keine Erwähnung gethan — wurde auf Antrag der Minister verworfen mit einer Mehrheit von 13 Stimmen. Nun brachte Amilhau ein Amendement ein, das eine Billigung der gesammten auswärtigen Politik der Minister aussprach; man hoffte um so mehr es durchzusetzen, da die einzelnen Paragraphen zu Gunsten der Minister abgeändert worden waren, wenn auch im Ganzen mit geringer Mehrheit bei den einzelnen Fällen. Bei dieser Gelegenheit jedoch nahm die Opposition alle ihre Kraft zusammen, denn eine so allgemeine Billigung des Gesammtverfahrens derer, die gestürzt werden sollten, hätte ihr ein zu wichtiges Feld entzogen, auf dem jede Polemik nachher von vorne herein gelähmt worden wäre. Berryer, Thiers und Guizot traten wiederholt gegen Molé auf, der ihnen unermüdet Widerstand leistete. Guizot beklagte, daß die Minister durch ihre Politik bewirkt hätten, daß ein Gegner (Berryer) mit scheinbarem Rechte die Regierung anklagen konnte, sie hätte seit der Julirevolution alle Interessen Frankreichs verrathen. Odilon Barrot brachte den etwas abgedroschenen Satz in der Form an, die Julíregierung habe vor den fremden Mächten ihre Demission gegeben. Amilhau's ministerielles Amendement würde bei der Abstimmung verworfen mit 219 Stimmen gegen 210, also eine Mehrheit von 9 Stimmen gegen das Ministerium. Am Tage darauf 17. Januar kam es zur Abstimmung über den ursprünglichen Paragraph des Entwurfs; dieser wurde auch verworfen mit einer Mehrheit von 7 Stimmen, die also für das Ministerium waren.

Graf Molé war es vorzüglich, der fast allein der Coalition hatte 1839. entgegentreten müssen; er hatte dabei viel Muth, Entschlossenheit und Talent gezeigt. Obwohl bis zuletzt das Ministerium der Form nach Sieger geblieben war, so waren doch die Mehrheiten in den einzelnen Fragen gering gewesen, hatten mit harter Mühe errungen werden müssen, und bei dem Ausspruch über die auswärtige Politik im Allgemeinen war das Ministerium erlegen, so daß die Verwerfung des ursprünglichen Paragraphs im Entwurf kaum als ein Sieg betrachtet werden konnte.

Unter diesen Umständen beschloß das Ministerium zurückzutreten. Graf Molé und seine Collegen reichten am 22. Januar ihre Entlassung ein. Der König nahm sie nicht sogleich an, sondern verschob alle Verhandlungen bis nach der Beisetzung der Herzogin Marie in der Orleanischen Gruft in Dreux, welche am 26. stattfand. Am 31. wurden die Kammern vertagt auf den 15. Februar. Diese Vertagung wurde indessen nur als ein Vorbote der Auflösung betrachtet; und in der That erschien auch am 2. Februar die königliche Verordnung, welche die Kammer auflöste, die Wahlkollegien auf den 2. März berief, und die Eröffnung der neugewählten Kammer für den 26. März bestimmte.

Nach der Abstimmung über die Adresse hatte Graf Molé dem König vorgeschlagen, eine theilweise Aenderung des Ministeriums vorzunehmen. Er wieß darauf hin, daß einige Mitglieder desselben von der öffentlichen Meinung als solche bezeichnet wurden, die dem Hofe blindlings ergeben seyen, und daß dadurch selbst bei gemäßigten Männern und aufgeklärten Patrioten ein Mißtrauen gegen den Hof rege geworden sey, welches so bedenklich erschiene, daß man sich die Gefahr nicht verbergen dürfe, die daraus entstehen könne, wenn man durch eine Kammerauflösung die Meinung des Landes anrufe; er glaubte, daß das Ergebniß der bei einer so gereizten Stimmung vorgenommenen Wahlen schwerlich ein günstiges seyn werde. Montalivet erklärte sich zwar bereit, dem Interesse der Krone jedes Opfer bringen zu wollen, bemerkte aber, daß die Berichte der Präfekte aus fast allen Theilen des Landes eine Mehrheit für die königlichen An-

1839. 1. April war nur ein einstweiliges zur Verhütung einer Stockung der laufenden Geschäfte. Das war die Prüfungszeit für die Coalition, die sie nicht bestand; denn statt zusammenzuhalten und offen mit der Krone, die sie bevormunden wollte, zu verhandeln, knüpfte sich eine Menge von verdeckten Unterhandlungen an und in jedem abgesonderten Lager der zerklüfteten Coalition hörte man ein anderes Losungswort und konnte andere Bedingungen finden. Die Coalition sagte anfangs, sie sey zu dem Zweck gebildet, die Parteien zu versöhnen und Frankreich den ruhigen Genuß einer parlamentarischen Regierung zu sichern. Welches aber war das Ergebniß? Haß und blutige Spaltung, eine Verwirrung, daß Niemand mehr weder Freund noch Feind erkannte, eine in zahllosen Trümmern zerfallene Mehrheit, während 2 Monate Ministerlosigkeit, sechs Monate hindurch Unsicherheit und Besorgnisse, Lähmung der Geschäfte mit dem gewöhnlichen Gefolge von Vergantungen und Verlusten; und als die Krise zu Ende war und man den herben Preis berechnen konnte, den sie gekostet, so fand sich, daß man gerade auf dem Punkte stand, von dem man ausgegangen war. Derjenige, den man hatte demüthigen wollen, war der einzige, der mit ungeschmälertem Ansehen hervortrat aus diesem parlamentarischen Handgemenge, das rings um ihn gewüthet hatte. Alle hatten sich getäuscht, nur er nicht; er war sich treu geblieben, während alle Andere über Verrath schrien. Nachher, als ein Ministerium gebildet war, kamen die üblichen Interpellationen in der Kammer, um zu erfahren, wie es denn eigentlich zugegangen, daß ein so vortrefflicher Plan, der mit vollen Segeln daherbrauste, im Hafen gescheitert sey; dabei wurde denn auch die schmutzige Wäsche der Coalition ausgelegt, und Jeder meinte sich weiß zu waschen, indem er versicherte, daran sey Niemand Schuld, als ein höherer, unabweisbarer, nicht zu bewältigender Einfluß, dem Niemand sich hätte entziehen können, der wie ein Fatum über den parlamentarischen Göttern geschwebt und all ihre harte Mühe zu Nichte gemacht habe, ohne daß man eigentlich sagen könne noch dürfe, wie ihm das so wunderbar gelungen sey. So leicht es nun war, zu verstehen, wen man damit bezeichnen wollte, so unschwer war es, den Grund anzugeben, wie er das erreicht,

woran Alle so unschuldig waren. Die Coalition hatte die Mittel dazu 1837.
geliefert, unter denen man nur zu wählen brauchte; als sie glaubte, den Sieg errungen zu haben, konnten die Parteien, die ein so unnatürliches Bündniß eingegangen, sich darüber nicht vereinigen, wem die Beute zufallen sollte, die keine der anderen gönnte, weßhalb sie Alle mit leeren Händen stehen blieben, und nur noch darin Einmüthigkeit bewiesen, daß Alle die Verschuldung dieses kläglichen Ausgangs von sich wiesen. Hatten sie etwa erwartet, daß der König sich einem Bündnisse ergeben sollte, von dem jede Cotterie versprach, um diesen Preis ihm die anderen gefesselt auszuliefern? War es nicht natürlich, daß er die Wohlfahrt Frankreichs in solchen Händen schlecht aufgehoben glaubte, und sich bewußt werden mußte, sie besser gewahrt zu haben? Der König war der festen Ueberzeugung, daß er gerade nur so viel unerläßliche Gewalt besitze, um die Regierung in ihrem Fortgange zu erhalten; er wollte sie daher nicht denen überliefern, die unter sich nicht einig werden konnten, sondern widerstand und vertheidigte seine Befugnisse Schritt vor Schritt; dabei aber zeigte er sich, wie immer, klug, versöhnlich, und voll Eifer für des Landes Wohl, aber allerdings nicht geneigt, den königlichen Einfluß schmälern zu lassen zu Gunsten einer ministeriellen Macht, die nicht einmal einer parlamentarischen Stütze gewiß war. In dieser langen Zeit wurden viele Zusammenstellungen von Ministern vorgeschlagen, aber sie scheiterten immer, wenn man aus den Allgemeinheiten heraustrat, um die Anwendung der Grundsätze auf die besonderen Fragen festzustellen; oder man konnte den Knäuel von Zugeständnissen und Bedingungen nicht entwirren, denn Jeder war mit Verpflichtungen belastet; oder wenn in der ersten Unterredung die Schwierigkeiten überwunden schienen, so stieß man in der zweiten auf ein unerwartetes Hinderniß.

Längere Zeit hindurch war Thiers als der unvermeidliche Mann vorangestellt, und mehrere Combinationen waren nach einander im Gang, die sich um ihn gruppiren sollten. Ein Ministerium schien alle Anwartschaft auf Erfolg zu haben, und man erwartete allgemein dessen Ernennung. Es sollte bestehen aus: Soult (Präsident) —

1839. Thiers (Auswärtiges) — Humann (Finanzen) — Passy (Inneres mit Vivien als Unterstaatssecretär) — Sauzet (Unterricht) — Cunin-Gridaine (Handel) — Dupin (Siegelbewahrer) — Duperré (Seewesen — Dufaure (öffentliche Arbeiten). Das von Thiers verfaßte Programm enthielt: die Ausführung der Rentenumwandlung; Aenderung einiger außerordentlicher Gewaltbefugnisse der Septembergesetze; Aenderung der Politik in Beziehung auf Spanien. Thiers erklärte nachher vor der Kammer, daß er auf das Portefeuille des Auswärtigen und kein anderes bestanden habe, weil es schien, daß man von Außen die Forderung gestellt, daß es ihm verweigert werde, während Frankreich gerade im Betreff dieses Portefeuilles nur seine eigene Wünsche und Bedürfnisse hören dürfe. Hierin irrte sich nun Thiers zum Theil; denn wiewohl es richtig ist, daß er persönlich einigen fremden Diplomaten nicht angenehm war, so hatte man doch keineswegs sich erlaubt, irgend eine Person herauszuheben, oder als unverträglich mit den diplomatischen Ansichten anzudeuten, sondern man hatte nur Vorstellungen gemacht über die Folgen einer Propaganda, wie sie eine Zeit lang von der Coalition zu befürchten stand; es hatte sich in diesen Mittheilungen rein um Doctrinen und nicht um Personen gehandelt. Thiers hatte in seinem Programm in Beziehung auf Spanien allerdings die volle Intervention, die ihn schon einmal aus dem Ministerium gebracht, nicht vorgeschlagen; allein er behielt sie sich doch vor, denn wenn er verlangte, daß vorläufig Frankreich die Christino's mit einer Flotte unterstütze, um, wo es nothwendig sey, französische Artillerie und Seetruppen an's Land zu setzen, wie die Engländer es namentlich bei Bilbao gethan, so wollte er doch auch, daß es zugestanden werde, in einem dringenden Falle eine Armee nach Spanien zu schicken, und daß eine solche dafür bereit sey. Die Freiheit, das im vorkommenden Falle thun zu können, wollte der König auch Frankreich vorbehalten wissen, allein er wolle nicht von von vorne herein einem Ministerium die Befugniß einräumen, den Zeitpunkt zu bestimmen und sich dabei auf ein zugestandenes Versprechen berufen zu können. Diese Verhältnisse, so wie eine Andeutung über eine vom König unabhängigere Abhaltung

des Ministerraths waren im Programme nur in allgemeinen Umrissen 1839. aufgeführt, und der letzte Punkt kaum berührt. Er kam auch nicht zu weiterer Entwicklung, denn Thiers, der wohl wußte, wie man in den Tuilerien über Spanien und die Rentenumwandlung dachte, bestand auf eine Unterredung, in der die Folgen des Programms offen dargelegt werden sollten. Bei dieser Gelegenheit aber zeigte sich, daß die Mitglieder des neuen Kabinets über ihr Programm keinesweges einig waren, denn mehrere von ihnen wollten nicht mit Thiers die Verpflichtung eines ausgedehnteren Vollzugs des Viermächtevertrags durch Frankreich dem Kabinet aufbürden, weil es dadurch in diplomatische Mißhelligkeiten gerathen mußte, und andererseits sich beständig der Mahnung der Opposition ausgesetzt sah. Human erklärte ferner, daß er und seine Freunde die Antwartschaft Odilon Barrots auf den Vorsitz der Abgeordnetenkammer nicht begünstigen würden; er bewies Thiers, daß nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung, worin Parteien und Personen scharf in's Auge gefaßt waren, das zu bildende Kabinet nur auf eine so geringe Mehrheit rechnen dürfe, die der erste beste, zufällige Personenwechsel tilgen könne. Auf diese Weise zerschlugen sich die Unterhandlungen; um indessen noch Zeit zu gewinnen, wurden die Kammern vertagt bis zum 7. April. Nun übernahm der Herzog von Broglie die Vermittelung zwischen dem König und einer Combination von Thiers, Guizot, Duchâtel, Passy, Dufaure und Sauzet, allein auch diese kam nach langen Verhandlungen nicht zu Stande, weil Thiers nicht mehr den Doctrinairs einräumen wollte, was er früher zugestanden, aus der Kammerpräsidentschaft nämlich keine Kabinetsfrage zu machen. Guizot erklärte sich dagegen, daß die Linke dem Kabinet zu nahe gestellt werde, weil sie zu sehr unter dem Einflusse der Presse sey, und alle in dieser vorwaltende Unruhe und Uebereilungen in das Ministerium übertragen werde; er sprach sich dahin aus, daß nur ein Kabinet aus den beiden Centren Frankreich befriedigen und die Herrschaft der Mittelklassen immer mehr befestigen könne.

Da nun aber der Zeitpunkt vor der Thüre war, wo die Kammer nach der Vertagung die Geschäfte wieder aufnehmen sollte, die Re-

1839. gierung darin vertreten seyn mußte, dieses füglich nicht mehr durch die entlassenen Minister geschehen konnte, und auch einer Stockung der laufenden Geschäfte vorgebeugt werden mußte, so wählte man den Ausweg, ein Ministerium zu ernennen, das einstweilen die unerläßlichen Geschäftesfortführen sollte, damit man unterdessen Raum gewinne für eine Fortsetzung der Unterhandlungen über ein Kabinet das mit voller Verantwortlichkeit eintreten könne.

Am 1. April wurde daher folgendes Ministerium ernannt: Graf Gasparin für das Innere (provisorisch bekam er auch Handel und öffentliche Arbeiten) — Herzog von Montebello für das Auswärtige — Generallieutenant Despans-Cubières für den Krieg — Baron Tupinier für das Seewesen — Parant für den Unterricht — Girod (de l'Ain) Siegelbewahrer — Gautier für die Finanzen.

Barthe wurde Präsident des Rechnungshofes, von dem der bisherige Präsident Graf Siméon Ehrenpräsident wurde. Graf Montalivet wurde Generalintendant der Civilliste, deren bisheriger Verwalter, Graf Bondy, Ehrengeneralintendant wurde. Laplagne wurde Rath beim Rechnungshofe.

Nachdem auf solche Weise die persönliche Hingebung einiger der abgegangenen Minister belohnt worden war, trat man mit dem einstweiligen Ministerium vor die Kammer, in welcher man allerdings nicht mehr die Coalition vorfand, sondern nur die Parteien aus denen sie zusammengesetzt gewesen, aber auch keine Mehrheit. Die erste Vornahme brachte indessen eine solche zuwege. Passy wurde zum Präsidenten ernannt mit einer Mehrheit von 30 Stimmen. Dies war bewerkstelligt worden durch eine Vereinigung der vormaligen 221 mit den Doctrinairen und dem gemäßigten linken Centrum. Man glaubte, Dupin habe darum Passy unterstützt, weil man dessen Eintritt in's Ministerium erwartete, und Dupin dann der Präsidentschaft gewiß wäre.

Unterdessen hatte die Ungewißheit in der verfassungsmäßigen Vertretung der Krone einen verderblichen Einfluß auf den allgemeinen Zustand geäußert. Eine große Anzahl von Unternehmungen, die auf eine Fortdauer des vorhandenen Zustandes beruhen, stockten; die Capi-

talisten hielten mit dem Gelde zurück, und eine große Anzahl begon- 1839.
nener Arbeiten wurden vorläufig eingestellt; viele Kleingeschäfte, deren Erhaltung von einem ununterbrochenen Zufluße abhängen, mußten ihre Zahlungen einstellen, und die Vergantungen häuften sich in einem Maße, wie man nur in dem ersten Jahre nach der Revolution ein Beispiel davon gehabt. Wie die politischen Parteien in beständiger Bewegung waren, so zeigten sich auch Spuren von Umtrieben der geheimen Gesellschaften. Ein Theil der Presse benutzte den Umstand, daß die abtretenden Minister nicht mit Anklagen Abschied nehmen und die mittlerweiligen Verwalter des Ministeriums sich auch nicht persönliche Feinde in der Presse machen wollten. Constitutionel, Siécle, Courrier Français enthielten wüthende Sätze gegen Hof, Priester und fremde Regierungen; der National ging so weit, den König einen détenteur du trône zu nennen. Dazu kam, daß ein Theil der Opposition sich bemühte, den König als den Urheber aller Schwierigkeiten bei Bildung eines Ministeriums darzustellen, indem er sich weigere, dem Wunsche des Landes Gehör zu geben und ein parlamentarisches Kabinet anzunehmen. Manguin veranlaßte am 22. April Interpellationen in der Kammer über die Hindernisse, welche bisher der Bildung eines Ministeriums sich entgegengestellt hatten. Er meinte, man müßte die fähigsten Männer wählen, dann aber auch nichts von ihnen verlangen, was ihre Ehre bloßstellen könnte, denn sonst erhöbe man sie nur zur Gewalt, um sie durch deren Ausübung herabzuwürdigen. Es sey schwer, fügte er hinzu, sich darüber klar auszudrücken, aber die Kammer werde ihn doch verstehen. Während man sich bemühte, dem König die Veranlaßung all des Uebels zuzuschieben, das aus dem allgemeinen Mißbehagen, das die Krise hervorbrachte, hervorging, wußte der König wohl, daß man nachher zur Besinnung kommen und erkennen werde, daß die verbündeten Parteien das Land aufgeregt hätten, und nun nicht darüber einig werden konnten, mit welcher von ihnen der König es regieren sollte.

Ludwig Philipp hatte indessen, um der Krise ein Ende zu machen, sich bereit erklärt, ein Ministerium anzunehmen, welches eine Mehrheit aufzubringen im Stande sey. Passy bekam den Auftrag, ein solches

1839. zu bilden. Er brachte eines in Vorschlag aus dem linken Centrum ohne Mischung. Alles schien in Ordnung, die Verordnungen, welche die neuen Minister ernennen sollten, lagen bereit, und man wartete nur auf Passy, der die endliche Zusage bringen sollte, um die Ausfertigung zu besorgen. Die Bemühungen der Opposition sollten nun den Erfolg haben, den sie seit drei Monaten mit unerhörten Anstrengungen erstrebten. Passy blieb lange über die festgesetzte Zeit aus, und als er endlich kam, war es nur um zu erklären, daß er die ihm anvertraute Sendung nicht ausführen könne. Dupin hatte seine Zusage zurückgezogen, weigerte sich, die Präsidentschaft zu übernehmen, und wollte nicht, wie er sich ausdrückte, der Waibel (huissier) des neuen Kabinets seyn. Es schien demnach, daß er darauf verzichtete, dem Einflusse sich entziehen zu können, gegen den er so oft mit Worten aufgetreten war, dem er eine parlamentarische Regierung auferlegt wissen wollte, und vor dem er nun zurücktrat, weil er sich ihm nicht gewachsen glaubte, und fürchtete, andere Plane als die seinigen ausführen zu müssen.

Am 4. Mai beantragte Mauguin in der Kammer die Abfassung einer Adresse. Girod (de l'Ain) widersetzte sich diesem Vorschlag, dessen Ausführung unter den obwaltenden Umständen anregend und für die Combination, über welche man oben unterhandelte, störend seyn könnte. Auf seine Vorstellungen wurde die Berathung einer Adresse vertagt. Ein neues Ministerium war eben gebildet, aber noch nicht verkündigt, als ein Ereigniß eintrat, das in vielen Beziehungen merkwürdig war.

Der 13. Mai war ein Sonntag. Vormittags ist in Paris noch immer theilweise ein Geschäftsverkehr rege, wenn auch nicht mit dem Geräusch eines Werktages; aber am Nachmittage eines Frühlingssonntags sucht der Pariser Bürger Erholung von der emsigen Arbeit, welcher er die ganze Woche hindurch obgelegen. Während nun Ströme von Menschen in der sorglosesten Sicherheit allen Vergnügungsplätzen in und außerhalb der Stadt zueilten, bereitete sich ein tollkühnes Vorhaben, das eben gegen diese Sorglosigkeit gerichtet war und auf sie rechnete, als auf einen mächtigen Bundesgenossen.

Um halb drei Uhr Nachmittags versammelte sich eine Zahl von 1839.
Männern in der Straße St. Martin bei einem Weinwirth. Fast Alle waren in Blusen gekleidet, die Meisten von ihnen kannten sich gar nicht, aber Alle wußten, daß sie zu einem gemeinschaftlichen, ernsten und gefährlichen Werke vereinigt waren, und, das vorwaltende Stillschweigen nur mit kurzen und gepreßten Anreden unterbrechend, schienen alle ein Zeichen zum Aufbruch abzuwarten. Jeder war zu sehr mit einer geheimnißvollen Absicht beschäftigt, um viel auf den Nachbar zu achten. Fast Alle gehörten offenbar der niederen Volksklassen an, und erst als einige Führer erschienen und zum Aufbruch mahnten, erkannte man in ihnen Leute, denen das Kittelhemd keine tagtägliche Tracht war. Die Anwesenden wurden geräuschlos gemustert. Es waren ihrer wenigstens 200. Von diesen war der geringste Theil bewaffnet, die Uebrigen erwarteten Waffen. Sie wurden unter verschiedenen Führern in Haufen getheilt, die unterwegs sich etwas vermehrten, so daß ihre Gesammtzahl wenig über 300 betrug. Unter dem Hauptbefehl von Blanqui und Barbès begannen nun diese Leute einen Aufstand, um die Regierung zu stürzen in Paris, das eine Besatzung von 40,000 Mann hatte und in wenigen Stunden 60,000 Mann Nationalgarde stellen konnte. Die nicht Bewaffneten begaben sich sogleich zu den Niederlagen von fertigen Waffen; so drangen sie ein bei den Waffenschmieden Lepage, bei Armand und bei Lepbe, auch in Privathäuser, und wenn sie sich damit versehen hatten, schrieben sie an die Hausthüre mit Kreide: désarmé als Nachricht, um die etwa Nachfolgenden nicht unnöthig aufzuhalten. Mit Pulver waren sie alle hinreichend versehen. Fast zu gleicher Zeit wurden die Polizeipräfectur, der Justizpalast, die Seinepräfectur und das Stadthaus angegriffen. Diese Punkte waren ihnen alle wichtig, besonders die Polizeipräfectur, von dem aus alle Befehle zu repressiven Maßregeln ihrer Gegner ergehen sollten, und durch dessen Bewältigung es allerdings gelungen wäre, eine Stockung in der Ausübung der vollziehenden Gewalt zu bewirken, — und das Stadthaus, durch dessen Besitz ein Aufstand Aehnlichkeit bekam mit der Julirevolution und auf die Massen wirken konnte. Der Angriff auf die Polizeipräfectur

1839. gelang nicht, hier wurden die Aufrührer kräftig zurückgewiesen und verfolgt. Dagegen gelang es ihnen, die Wachposten auf den anderen genannten Punkten zu überrumpeln und eine Zeit lang das Stadthaus und den Justizpalast besetzt zu halten. Sie wurden bald daraus vertrieben, und zogen sich in das Quartier St. Martin, wo Barrikaden errichtet wurden, die sie hartnäckig und mit großer Tapferkeit vertheidigten. Beim Angriff auf die Wachposten hatten sie eine neue Methode angewendet, um ihr Heranrücken zu verbergen. Jeder Haufe kam nämlich in einer Reihe von Fiakern angefahren; so wie diese auf dem bezeichneten Punkte still hielten, stürzten sie aus den Wagen und auf die gänzlich unvorbereiteten Wachposten. Alles wurde nach einem wohl berechneten Plane und nach einer militärischen Ordnund ohne das gewöhnliche Geschrei der Emeute ausgeführt. Es offenbarte sich überhaupt ein militärischer Geist in der Anordnung des Ganzen; die Barricadenlinie war mit strategischen Scharfblick gezogen; man hatte Sorge getragen für die Fortsetzung des Kampfes, denn es waren Spitäler mit Chirurgen und Gehülfen bereit gehalten in der Straße St. Denis bei einem Apotheker und in der Straße Grénetat bei einem Weinwirth. Am Abend des 12. Mai war noch nicht Alles beendet. Der Kampf wurde noch einmal Vormittags am 13. begonnen, endigte aber bald. Wer waren diese Menschen, die einen so tollkühnen Angriff auf die öffentliche Sicherheit gewagt hatten? Sie hatten zwar nur an der bestehenden Ordnung gerüttelt, aber doch hinreichend, um einen heftigen Kampf zu veranlassen, der nicht beendigt werden konnte, ohne daß an 170 Todte auf dem Platze geblieben waren. Der ganze Aufstand hatte keine Theilnahme unter dem Volke geweckt, aber die Empörer hatten mit ungewöhnlicher Regelmäßigkeit sowohl als mit seltener Todesverachtung gekämpft. Von den Bewohnern der Straßen, in denen sie Barrikaden anlegten, befragt, was sie vor hätten? antworteten sie: „wir thun was uns geboten — laßt uns!“ Man begriff zwar, daß diese Leute einem geheimen Verein angehören mußten, aber viele Zeichen ihres Auftretens und Benehmens deuteten darauf hin, daß diese Meuterei auf eine ungewöhnliche Weise organisirt war, und daß sie, bei etwas

mehr Unterstützung, sehr gefahrbringend hätte werden können; denn 1839.
man war nicht wenig erstaunt, nach eingetretener Ordnung zu erfahren, daß die Zahl derer, welche sich mit den Waffen in der Hand aufgelehnt, höchstens zwischen 3 bis 400 betragen hatten. Nicht weniger auffallend war es, daß die Behörde so unvorbereitet war, daß nirgends eine Vermehrung der Wachposten statt gefunden, und diese, mit Ausnahme derer der Polizeipräfectur, im ersten Augenblicke überall hätten bewältigt werden können. Nicht blos in den öffentlichen Blättern, sondern auch in der Kammer wurden diese Fragen aufgeworfen. Man erfuhr nun, daß die Polizei zwar mehrere Wochen vorher gewußt habe, daß eine geheime Gesellschaft, die sich organisirt hatte, ohne daß man ihre Versammlungsorte entdecken konnte, einen Aufstand beabsichtigte, aber man wußte nicht wann und wo. Man hatte auch in Erfahrung gebracht, daß die Organisation dieser Gesellschaft eine von allen bisherigen ganz verschiedene sey, indem jedes Mitglied nur fünf andere von der Genossenschaft kenne, von denen zwei seine Bürgen wären. Nun waren der Polizeibehörde schon seit mehreren Wochen alle Augenblicke die Nachricht zugekommen, daß man an dem und dem Tage losbrechen wolle. Anfangs hatte man für die bezeichneten Tagen Alles in Bereitschaft gesetzt, um einen Ausbruch in der Geburt zu ersticken, aber es erfolgte immer keiner. Man überzeugte sich dann, daß diese Angaben nur von einer Kriegslist der Empörer herrührten, welche die Behörde durch viele vergebliche Vorbereitungen ermüden wollten, um sie um so sicherer unvorbereitet zu finden an dem Tage, an welchem der Ausbruch wirklich statt finden sollte. Diese schlaue Berechnung der Empörer hatte darum einen anfänglichen Erfolg veranlaßt, weil man, besonders während einer Handelskrise, durch eine beständige Anhäufung von bewaffneter Mannschaft an einzelnen Punkten, die Gemüther nicht in Unruhe versetzen konnte, welche die Empörer trefflich auszubeuten gewußt haben würden. Am 12. Mai morgens hatte die Polizei erfahren, daß an diesem Tage ein Angriff auf die Polizeipräfectur und den Justizpalast geschehen sollte, und hier hatte man Vorkehrungen getroffen. An der Polizeipräfectur wurde der Angriff energisch zurückgewiesen, die

1839. Empörer mußten entfliehen; sie wurden verfolgt, und von dort an begann ihre Niederlage. Man hatte auch den Lieutenant Drouineau, der den Posten am Justizpalaste vertheidigte, in Kenntniß gesetzt, daß er angegriffen werde und sich in Vertheidigungsstand setzen solle. Man hielt diese Warnung für hinreichend, da der Posten hinlänglich versehen sey, um einen Angriff zurückzuweisen. Unglücklicherweise aber hatte Drouineau sich in den Kopf gesetzt, daß es ihm gelingen werde, ohne Blutvergießen die Empörer, wenn sie erscheinen sollten, zum Abzug zu bewegen, und darum hatte er seine Mannschaft nicht scharf laden lassen, ohnerachtet er von dieser öfter angegangen wurde, es zu gestatten. Als der Haufe erschien, der den Angriff vollzog, ging Drouineau ihnen abwehrend entgegen, allein ohne ihm Gehör zu geben, wurde auf ihn geschossen, und als der Schuß aus einer Doppelflinte ihn gefehlt, streckte ihn der zweite todt zu Boden, und mehrere der Mannschaft wurden getödtet, da sie nicht geladen hatten und nur wenige sich retten konnten. Bei dem nachher stattfindenden Processe konnte nicht genügend hergestellt werden, ob Barbès den Lieutenant erschossen hatte; er läugnete es immer, aber er befehligte den Haufen, der den Angriff ausführte, und es geschah jedenfalls unter seinen Augen, ohne daß er es verhinderte. In der Kammer verlangte Mauguin die Absetzung des Polizeipräfecten Gabriel Delessert, weil er seine Amtspflicht vernachläßigt, und den Angriff der Meuterer nicht abgewendet habe. Der Justizminister erwiderte, daß Delesserts Benehmen genau untersucht und untadelhaft befunden worden sey, denn nachdem man bei den Gefangenen den ganzen Organisationsplan gefunden, zeigte sich, daß Alles so geordnet sey, daß zu jeder Stunde ohne Vorbereitung und ohne daß irgend ein Zeichen gegeben werde, ein Ausbruch statt finden könne. Diese Angaben vermehrten noch das allgemeine Erstaunen und erregte um so mehr die Neugierde in Beziehung auf die eigenthümliche und geheimnißvolle Verbindung, die auf eine so kräftige Weise ihr Vorhandenseyn an den Tag gelegt, hatte. Um aber den Sachverhalt sowohl als den Charakter dieses Aufstandes, der communistischer Natur war, schildern zu können, müssen wir die Ergebnisse zusammenstellen, welche sich ergaben bei

den beiden Untersuchungen über den Moniteur républicain und den Homme libre, zwei Blätter, welche, auf Winkelpressen gedruckt, dieselben Grundsätze zu verbreiten suchten, zu welchen die Empörer sich bekannten — und über den Mai-Aufstand selbst. 1839.

Die ersten Warnungen vor dem Vorhandenseyn geheimer Vereine, welche an die Stelle der Gesellschaften der Menschenrechte und der Volksfreunde getreten waren, kamen der Behörde im Jahre 1835 zu, und zwar auf folgende Art. Man fing nämlich einen Brief auf, der an einen Gefangenen in St. Pélagie gerichtet war. Er war zwar mit Vorsicht geschrieben, und das eigentlich Beziehungsvolle darin stand in abgerissenen und von einander getrennten Sätzen, aber er enthüllte doch das Vorhandenseyn einer neuen Gesellschaft, deren Zweck sey, den im Jahre 1834 mißlungenen Plan der Gesellschaft der Menschenrechte wieder aufzunehmen. Im Jahre 1836 kamen dann die Enthüllungen Pepin's, des Mitschuldigen von Fieschi, an den Kanzler Pasquier, und einige damit in Verbindung stehenden Aussagen von Anderen, welche einer Theilnahme am Complott verdächtig waren. Pepin wußte nicht viel, aber er hatte doch den Eid gekannt, so wie einige Mitglieder, unter denen er Blanqui und Lapommeraye namentlich bezeichnete. Die auf diese Angaben hin eingeleiteten Untersuchungen führten indessen zu keinem Ergebniß. Im März 1836 jedoch gab die entdeckte Pulververschwörung vielfachen Aufschluß. Blanqui und Barbès wurden als Mitschuldige verhaftet. In Barbès Wohnung fand man eine Namensliste, die, obwohl in kleine Stücke zerrissen, doch zusammengefügt werden konnte. Man fand auch eine Anzahl Exemplare von einem republikanischen Katechismus in Fragen und Antworten, bald gedruckt, bald von Barbès Hand geschrieben. Dieser war ganz nach Art solcher Katechismen abgefaßt, wie sie in der ersten Revolution oft vorgekommen, nur war Alles den gegenwärtigen Verhältnissen einigermaßen angepaßt.

In diesem Katechismus kam nun unter Anderem Folgendes vor.

Was denkst Du von der Regierung?

Antwort. Sie begeht Verrath an Land und Volk.

1839. Wer sind die heutigen Aristokraten?

Antwort. Die Geldmänner, die Bankiers, Lieferanten, Monopolisten, die großen Eigenthümer, die Börsenspieler, mit einem Worte, die Ausbeuter, welche sich auf Kosten des Volks mästen.

Was denkst Du vom Stadtzoll, von der Auflage auf Salz und Getränke?

Antwort. Daß sie gehässige Steuern sind, die auf dem Volke lasten und den Reichen verschonen.

Welches Prinzip ist das einzige, das bei einer regelmäßigen Gesellschaft als Grundlage dienen kann?

Antwort. Die vollkommen durchgeführte Einheit.

So lauteten einige Merkmale der Fibel des Familienbundes (société des familles), aus dem nachher der Bund der Jahreszeiten (société des saisons) entstand, und zwar mit genauer Fortsetzung des darin Gewollten, nur mit einigen Abänderungen und Verbesserungen in Beziehung auf Geheimhaltung und Bereitseyn zum Losschlagen in jedem gegebenen Augenblicke. Jeder, der zur Aufnahme in den Verein vorgeschlagen war, wurde mit verbundenen Augen eingeführt, über das politische Glaubensbekenntniß der Gesellschaft abgehört, und mußte dann einen Eid schwören, worin er blinden Gehorsam, Haß und Rache gegen alle Verräther feierlichst gelobte. Beim Eintritt in den Familienbund mußte jedes Mitglied eine seinen Vermögensumständen angemessene Quantität Pulver, wenigstens ein Viertel Centner darbringen, und außerdem mußte er in seiner Wohnung wenigstens zwei Pfund stets vorräthig halten. Jedes Mitglied war nur bekannt unter dem Namen, den es selbst wählen konnte; das leitende Comite blieb unbekannt, nur im Augenblicke eines Kampfes mußte es sich an die Spitze stellen und zu erkennen geben. Jede Fraction der Gesellschaft führte den Namen „Familie“ und bestand aus fünf Eingeweihten, die sich wöchentlich zweimal an immer wechselnden Orten versammelten, und unter Anderem die Namen der zur Aufnahme Vorgeschlagenen an das Centralcomite einsendeten, welches auch sie nicht kannten, und mit dem sie nur in Verbindung standen durch einen Vermittler, von dem sie nur wußten, daß er

diesen Auftrag habe, aber nicht welche Stellung er sonst in der Gesellschaft einnehme. Das Centralcomite stellte Erkundigungen an über den zur Aufnahme Vorgeschlagenen, billigte oder verwarf sie nach dem Ergebnisse, welches sich herausgestellt. Dem Aufgenommenen wurde auferlegt, vor keinem Gerichte ein Geständniß zu machen, und wenn er sich je als schwach genug erwiese, um es zu thun, so würde ihm die Strafe eines Verräthers, der Tod, angedroht. Als wesentlich wichtig wurde auch jedem Mitgliede die Verpflichtung auferlegt, in die Nationalgarde einzutreten. Der Familienbund löste sich im Jahre 1837 auf nach Entdeckung der Pulververschwörung, verwandelte sich aber bald darauf in den Bund der Jahreszeiten. Barbès war auch als verdächtig verhaftet worden nach dem Fieschi'schen Attentat. In seiner Wohnung, fand man ein von seiner Hand geschriebenes Blatt, worauf stand: „Der Tyrann ist nicht mehr, der Blitz des Volks hat ihn getroffen, vernichten wir die Tyrannei!“ Barbès erklärte das für eine ohne Bedeutung und Beziehung hingeworfene Phantasie. Wenn man sich aber erinnert, daß Pepin vor dem Attentat mehreren Gefangenen in St. Pelagie mitgetheilt hatte, daß ein Anschlag im Werke sey, so konnte man sich vielmehr fragen, ob es nicht wahrscheinlich war, daß bei dem Fieschi'schen Attentate nicht Alle vor das Gericht gezogen worden waren. Eine andere Schrift von Barbès Hand endigte mit den Worten: „Volk! kein Erbarmen, entblöße Deine Arme und wühle damit in den Eingeweiden Deiner Henker!“ Dieser Barbès war beim Ausbruche des Maiaufstandes im Jahre 1839 neunundzwanzig Jahre alt, geboren auf der Insel Guadeloupe von Creolischer Abstammung, jung aber nach Frankreich gekommen, wo er Carcassonne bewohnte, hatte Vermögen geerbt und war sehr wohlhabend. Er war ein Mann von Muth und Entschlossenheit, hatte die Sache des Volks in communistischem Sinne aufgefaßt, obwohl er nicht allen Ansichten dieser Meinung zu huldigen schien, und erwies sich in Verfolgung dieser Zwecke als ein unermüdlicher und höchst gefährlicher Verschwörer, der vor keinem Schreckniß zurücktrat, das er auf seinem Wege fand, und vor keiner That, wenn sie nothwendig war, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Er war bei der Pulververschwörung 1839.

1839. zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, kam aber bei der Amnestie wieder frei.

Ueber die Organisation der Gesellschaft der Jahreszeiten bekam man ziemlich vollständige Auskunft von einem gewissen Rougues, der sich unter den Angeklagten beim Maiaufstande befand. Ihre Eintheilung war folgendermaßen eingerichtet. Sechs Mitglieder bilden eine Woche, deren Vormann Sonntag genannt wird. Vier Wochen bilden einen Monat, der also aus 28 Mann besteht, und dessen Vormann Julius genannt wird. Drei Monate bilden eine Jahreszeit, deren Vormann Frühling heißt. Vier Jahreszeiten bilden ein Jahr, das demnach aus 352 Mann besteht, und von einem Gehülfen des Comités geleitet wird. Rougues glaubte, daß nach der Zahl von Vormännern, die er gesehen, es nicht über drei solcher Jahrvereine gebe, die also aus 1056 Mitglieder bestehen würden. Diese verschiedene Abtheilungen kennen sich nicht gegenseitig und versammeln sich nie vereint, sondern nur die Familien für sich; der Vormann allein weiß zu welchem Monat die Woche gehört, deren Vorsitz er führt, aber zu welchem Jahre der Monat, dem er untergeordnet ist, gehört, weiß er nicht. In den wöchentlichen Versammlungen finden auch keine andere Berathungen statt, als im Betreff neu aufzunehmender Mitglieder, denn sonst hat man keine Meinung zu äußern, sondern empfängt nur die Befehle der unbekannten Obern, denen blinder Gehorsam geleistet wird, ohne daß irgend Jemand darüber einen Zweifel oder eine Bemerkung laut werden lassen darf; er würde als Verräther behandelt. Alles geschieht mündlich und Schriftliches darf durchaus nicht geduldet werden — und dennoch waren es einige Zettel, freilich nur mit den Adressen der Waffenschmiede und des Versammlungsortes, die man bei den Gefallenen und Gefangenen fand, welche mit Zeugniß ablegten, denn sie waren alle von Barbès Hand geschrieben. In der Gesellschaft der Jahreszeiten werden die Grundsätze der Aufzunehmenden auch in katechetischer Weise mitgetheilt, aber nur mündlich; die Abänderungen sind nicht bedeutend, nur ist Alles viel greller ausgesprochen. Die letzte Antwort lautete folgendermaßen: „Das Königthum muß ausgerottet werden; an seine Stelle soll die Regierung der Gleich-

heit kommen. Der Uebergang vom Königthum zur Republik ist durch 1839.
Anwendung revolutionairer Mittel zu erreichen.“ Nachdem nun der Aufzunehmende von Allem unterrichtet worden ist, wird ihm noch einmal eine feierliche Warnung gegeben. Man sagt ihm: „Noch ist „es Zeit! bedenke, welchen Gefahren Du Dich weihst, indem Du in „unsere Reihen trittst. Du wagst Dein Vermögen, Deine Freiheit, „ja Dein Leben, denn Du mußt bereit seyn, jeden Augenblick das „Alles einzusetzen um unsre Zwecke zu erreichen. Bist Du entschlossen, „jeder Gefahr zu trotzen?“ Es ist klar, daß man verhältnißmäßig wenig wagt, wenn auf diese Zumuthung hin, der Aufzunehmende zurücktreten sollte, denn er weiß nur, was man in Beziehung auf den allgemeinen Zweck von ihm fordert; er weiß nicht so viel als diejenigen, welche ihn aufnehmen, und diese wissen wenig mehr, und verbergen ihre Nichtkenntniß unter einem mystischen Gewebe von einschüchternden Vorstellungen. Sollte er anzeigen, was bis zu seinem Rücktritt geschehen, so würde er doch schwerlich den Ort wiederfinden, und dann würde unbedenklich die Versammlung dort nie mehr wieder gehalten werden. Hat nun aber der Aufzunehmende sich bereit erklärt, nach der Warnung in die Gesellschaft einzutreten, so muß er folgenden Eid ablegen: „Ich schwöre im Namen der Republik ewigen Haß allen „Königen, allen Aristokraten, den Unterdrückern der Menschheit — ich „schwöre Bruderschaft allen Menschen, die Aristokraten ausgenommen — „ich schwöre, die Verräther zu strafen, und mein Leben hinzugeben, „wenn es seyn muß, auf dem Blutgerüste, um die Herrschaft der „Gleichheit herbeizuführen!“ Er bekräftigte jedoch diesen Eid nicht mit dem gewöhnlichen: „So wahr mir Gott helfe!“ sondern rief das Verderben an; denn es wurde ihm ein Dolch übergeben, diesen hob er auf mit den Worten: „breche ich meinen Eid, so mag mich dieser „Dolch treffen, so möge ich sterben den Tod der Verräther.“

Diese letztern Umstände waren durch den Ausbruch des Maiaufstandes an den Tag gekommen; eine andere Erscheinung aber, welche den Geist dieser verderblichen Umtriebe verkündigte, war schon früher enthüllt, und ihre Urheber zur Rechenschaft gezogen worden. Vorläufer des communistischen Complotts war der Moniteur répu-

1839. blicain und der nach seinem Aufhören erschienene Homme libre, wenn auch Barbès und seine Genossen beide Blätter als ihre bestellte Organe verläugneten.

Im Anfang des Jahres 1837 fand man in mehreren Theilen von Paris Maueranschläge, worin das Volk aufgefordert wurde, auch den letzten Zweig der bourbon'schen Familie zu verjagen, und einen Schlag zu führen, zur Herstellung der Verbrüderung der Völker. Bei einem Buchdruckergehülfen Argout, der aus anderen Gründen verhaftet wurde, fand man Exemplare dieses Aufrufs. Man durchsuchte seine Wohnung und fand dort einen Tagsbefehl an die demokratischen Phalangen. Hiedurch wurde das Daseyn einer revolutionairen Gesellschaft enthüllt, deren Losung Umsturz der Regierung und Königsmord waren, und die Allem nach einen Uebergang gebildet hatte vom Bunde der Familien zu dem der Jahreszeiten. Statt in Familien waren die Genossen der Gesellschaft in „Pelotone" getheilt. Man las in diesem Tagsbefehl, daß die revolutionairen Versuche bis jetzt nur fehlgeschlagen hätten wegen Mangel einer Organisirung der republikanischen Partei und weil die Führer keine Hingebung gezeigt hätten. Ganz mit denselben Lettern war auch eine Ode an den König gedruckt, die unter andern Personen auch dem königlichen Procurator übersandt worden war. Es war darin den Königsmördern das Pantheon versprochen worden.

Die Fortsetzung jener Pamphlete der aufrührerischen Presse war der Moniteur républicain. Er trug als Emblem eine Freiheitsgöttin, auf Barrikaden sitzend, eine Flinte im Arm. Um den Holzschnitt herum war die Aufschrift: „Einheit, Gleichheit, Freiheit." In der ersten Nummer war die Tendenz deutlich genug gesagt. Es hieß darin: „Unser Blatt erscheint zu unbestimmter Zeit, ohne Stempel, „ohne Bürgschaft, ohne alle die Hemmniße der Preßfreiheit, welche das „Volk den Renegaten von 1789 und 1830 verdankt. Wir greifen „die Regierungsform an, welche 1830 von 219 Usurpatoren der „Volkssouveränetät eingeführt worden ist. Wir werden allen Handlungen „Lob spenden, die von den Justizleuten als politische Verbrechen ge„stempelt werden. Wir werden auffordern zum Haß und zur Verachtung

„des Königthums, und Alles das thun, worauf nach den Gesetzen 1839.
„von September 1835 der Tod steht. Ludwig Philipp ist Schuld an „den Hindernissen, auf welche die glorreiche Erschütterung der drei „Tage gestoßen ist. Mit ihm würde das ganze antisociale Gebäude „Europa's zusammenstürzen, also müssen unsre Waffen gegen ihn „und sein Geschlecht gerichtet seyn."

In der fünften Nummer des republikanischen Moniteurs findet man folgende Aeußerung: „Haltet fest an dem Gedanken, außerhalb „des Kreises demokratischer Grundsätze gibt es nur Spott, Betrug und „Dieberei — il n'y a que moquerie, piperie, volerie — und nir„gends ist das mehr der Fall als in dem erbärmlichen gouvernement „à charte baclée comme octroyée, wenn es durch einen Ludwig „Philipp, einen Talleyrand, oder einen Thiers verwaltet wird. „Darum ist es Zeit, das Schwert zu ziehen und die Scheide weit „weg zu werfen." In einem anderen Artikel, der die Ueberschrift führte Louis Philippe et la royauté s'en vont ensemble werden die Republikaner aufgefordert, die Zeit ja nicht zu versäumen, wenn der König sterbe, denn, heißt es, ses fils sont incapables de conserver l'héritage volé. Wie diese Blätter des wüthendsten Republikanismus genöthigt waren, mittelbar anzuerkennen, daß sie während des Lebens des Königs nur sein Leben gefährden können, so ist guter Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Hoffnungen, die sie auf seinen Tod setzen, getäuscht werden, und daß der Sohn schon gefunden ist, der die Fähigkeit besitzt, das Werk des Vaters fortzusetzen. Doch kommt die Gelegenheit später, dies genauer zu besprechen. Im republikanischen Moniteur wurden ferner die Justizbeamte genannt canaille du palais, vetue de simarre et recouverte d'infamie. Die sechste Nummer dieses Blattes hatte folgende Motto's: On ne juge pas un roi, on le tue (Billaud-Varennes). — On ne peut pas régner innocent (St. Just). — Le régicide est le droit de l'homme qui ne peut obtenir justice que par ses mains (Alibaud in seiner Rede vor der Pairskammer). Der republikanische Moniteur wurde in großer Masse vertheilt auf der Straße, in Wirthshäusern, wurde in Umschlag in die Häuser geschickt, und mit der Post auf

1839. dieselbe Art versendet. Es gelang aller Aufmerksamkeit ohnerachtet nicht, die geheime Winkelpresse zu entdecken, auf welcher er gedruckt wurde. Mit der achten Nummer hörte er auf, und an seine Stelle trat der Homme libre, der denselben Geist fortsetzte. Was indessen alle Nachforschungen nicht erreicht hatten, gewährte ein Zufall.

Die Bewohner eines Hauses in der Straße de la Tonnellerie Nro. 53 zeigten der Polizei an, daß sie allen Grund hatten zu dem Verdacht, daß zwei Leute, welche unter dem Namen Gérard und Garnier sich dort eingemiethet hatten, Diebe und Hehler seyen, indem sie geheimnißvolle Besuche empfingen, ebenso mit wohlverhüllten Packeten aus und ein schlichen, auch in ihren Zimmern bei sorgfältig verschlossenen Thüren und oft die ganze Nacht hindurch arbeiteten. Ein Policeicommissär bekam den Auftrag, bei diesen Leuten eine Haussuchung anzustellen. So wie der Commissär die Thüre geöffnet hatte, erkannte er gleich beim ersten Anblick, daß hier keine Diebshöhle, sondern eine geheime Druckerei sey. Drei Männer wurden ergriffen, die eben im Begriff waren, eine Nummer vom Homme libre zu drucken. Diese waren Guillemain und Fomberteaut. Der dritte flüchtete in Hemdärmeln zum Fenster hinaus auf's Dach, von dem er aber hereingeholt wurde; es war Minor Lecomte, der die Wittwe des Königsmörders Pepin geheirathet hatte, und auch der Nachfolger seines Geschäfts geworden war. Dies geschah am 29. September 1838.

Im Juni 1839 kam diese Sache vor das Gericht. Es wurden 9 Personen in Anklagestand versetzt. Von diesen waren 2, der Buchdrucker Gambin und der Mützenmacher Seigneurgens flüchtig geworden. Sieben Angeklagte erschienen in Person vor Gericht. Beim Verhör stellten sich folgende Verhältnisse heraus.

Boudin, ein Schuhmachermeister, läugnete so viel er konnte. In seinem Keller hatte man einen Theil der Buchstabenformen gefunden, mit dem offenbar der republikanische Moniteur gedruckt worden war.

Corbière war schon zweimal wegen politischer Vergehen in Untersuchung gewesen. Er war dießmal in Anklagestand versetzt worden, weil er in Perpignan eine Nummer vom Moniteur républicain vorgezeigt hatte. Dies läugnete er nicht, versicherte aber, daß sie ihm

von einem Unbekannten zugesendet worden sey. Er gestand übrigens auch, daß Alibaud ihn von seinem Vorhaben schriftlich in Kenntniß setzte, ohne daß er davon Anzeige gemacht habe. 1839.

Aubertin, ein Tischlergeselle von 18 Jahren, hatte dem Polizeipräfecten wüthende republikanische Briefe geschrieben, und dem letzten sogar seine Adresse beigefügt. Man hielt das natürlich für Hohn, und erwartete keineswegs den Briefsteller in der Wohnung zu finden, die sein Brief bezeichnete. Auffallenderweise war das dennoch der Fall, und er wurde verhaftet. Er versicherte es aus Uebermuth gethan zu haben, durch die Gefangenschaft aber von dieser Ueberspannung geheilt zu seyn.

Fomberteaut, ein Zeichner von kaum 20 Jahren, gestand, daß er Agent der Republikaner sey, daß er eben mit Guillemain den Homme libre gedruckt habe, als der Policeicommissär ihn fest nahm, und daß der Schießbedarf, den man in seinem Hause gefunden, ihm gehöre; dagegen wollte er nicht sagen, von wem er die Druckpresse bekommen.

Guillemain, Buchdrucker, gestand, daß er mit Fomberteaut den Homme libre gedruckt habe, und daß im Ganzen von drei Nummern 2900 Exemplare abgezogen wurden. Er bekannte auch den Satz besorgt zu haben von einem Theil der Laity'schen Flugschrift über das Straßburger Attentat.

Minor Lecomte, obwohl auf der That ergriffen, läugnete dennoch alle Theilnahme.

Joigneau, ein Litterat, der eine Geschichte der Bastille geschrieben, war der Verfasser mehrerer Aufsätze, welche im Homme libre abgedruckt wurden. Er erkannte das halbverbrannte Manuscript eines Artikels an, behauptete aber, das sey von einem Freunde bei ihm bestellt worden, ohne daß er den Zweck gekannt habe. Er bekannte sich auch als Verfasser eines andern Artikels, der Communauté überschrieben sey, von dem er aber behauptete, daß alle die Stellen, welche zum Bürgerkrieg aufforderten, ohne sein Wissen angefügt worden seyen. Er wurde auch überführt, die Presse eine Zeit lang in seinem Hause gehabt zu haben. Er erklärte, daß er sich der Annahme der Presse

1839. widersetzt hatte, daß sie aber von ihm unbekannten Personen in einer Verpackung in sein Haus gebracht worden sey, ohne daß er den Inhalt des zurückgelassenen Ballens gekannt habe.

Bemerkenswerth war im Verhör die Aussage der Frau, welche das Zimmer vermiethet hatte, worin die Presse gefunden wurde. „Wir glaubten, sagte sie, es seyen Diebe; erst nachher erfuhren „wir zu unserem Leidwesen, daß die Herren Politiker wären.“ Hätte sie das nämlich von vorne herein gewußt, so hätte sie wahrscheinlich sie nicht angezeigt, denn beim Volke herrscht im Allgemeinen eine Abneignng, politische Verbrechen anzugeben; man betrachtet ihre Entdeckung und Bestrafung als ein Unglück für die Schuldigen, und das Volk haßt und verachtet einen Angeber fast so sehr wie einen Polizeispion (mouchard). Das ist eine ganz natürliche Folge von den vielen Revolutionen. Manche, die früher an Aufständen und geheimen politischen Verbindungen Antheil genommen und vor den Verfolgungen der Behörde sich hatten verbergen müssen, waren nachher, weil ihr Vorhaben gelang, geehrt, mächtig, reich geworden, und bestraften nun, als Erhalter der Ordnung, diejenigen, welche sich gegen ihre Macht auflehnten; konnte man sich wundern, wenn das Volk in ihren Nachfolgern im Revolutionswerke Aspiranten einer ähnlichen Carriere sahen, die ja nichts Verächtliches an sich haben konnte, da andere darin zu hohen Ehren gekommen waren? In dem Rathe des Königs, in vielen hohen Aemtern waren Männer, von denen Jedermann wußte, daß sie früher Carbonari und Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte gewesen waren; das schienen sie vergessen zu haben, aber das Volk hatte es nicht vergessen. Daß das, was jene Männer damals gewollt hatten, höchst verschieden war von dem, was jetzt einen Durchbruch versuchte; daß der Geist der politischen Vereine damals, als jene Männer daran Theil nahmen, nichts gemein hatte mit der Entartung der königsmörderischen Genossenschaften, das wußte das Volk nicht; denn wenn es auch den Mord nicht billigte, so hielt es ihn für ein individuelles Verbrechen, das nicht in der Absicht der Vereine lag, die noch immer in manchen Kreisen des gemeinen Mannes, die nicht daran Theil nahmen, als eine Art von Pflanzschulen betrachtet

wurden für Solche, die auf dem politischen Wege ihr Glück versuchen 1839. wollten.

Der Generalanwalt ließ die Klage fallen gegen Corbière, weil es in der That sehr oft vorgekommen war, daß der Moniteur républicain und der Homme libre in Umschlag an viele Leute in der Provinz gesendet worden waren, und das Vorzeigen an eine Person nicht als Verbreitung und Mitschuld betrachtet werden konnte — und gegen Aubertin, dessen Benehmen ganz das Gepräge jugendlicher Leichtfertigkeit an sich trug. Diese beide wurden auch frei gesprochen. Dagegen hielt er die Anklage aufrecht gegen Boudin, Fomberteaut, Guillemain, Minor Lecomte und Joigneau. Sie wurden verurtheilt zu 5 Jahren Gefängniß, und für 5 weitere Jahre unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Man wird aus dem Vorhergehenden erkannt haben, wie sehr der Proceß gegen den Moniteur républicain mit dem Aufstande am 12. und 13. Mai verwandt war. In der Zwischenzeit von der Bewältigung des Aufstandes bis zur Verhandlung des Protesses der dabei Betheiligten vor dem Pairgerichtshofe erschien eine Nummer vom Moniteur républicain und wurde mehreren Ministern und Präfecten zugesendet, ohne daß man im Stande war, die Presse zu entdecken auf der sie gedruckt worden war. In diesem Blatte wurde das Mißlingen des Maiaufstandes auf Rechnung der republikanischen Führer gesetzt und ihnen Verrath vorgeworfen. Das war ein Kunstgriff aus der Zeit der neunziger Jahre, in denen jedes Mißlingen als Verrath ausgeschrieen wurde. Es ist zu jeder Zeit fast unmöglich zu verhindern, daß fliegende Blätter in Paris auf irgend einer geheimen Handpresse gedruckt werden. Später wurde die letzte Presse auch entdeckt in einem Keller in der Straße Faubourg den Temple; das Geräusch des Klopfholzes hatte sie verrathen. In dem eben dargestellten Preßprocesse war die gefährliche Tendenz, die damit gefördert werden sollte, deutlich genug an's Licht gestellt worden; dies sollte in einem noch höheren Grade mit dem Processe des Maiaufstandes der Fall werden.

Die Hauptanführer, welche bei dem Maiaufstande die verschiedenen Züge geführt hatten, um sich der Hauptpunkte zu bemächtigen, von welchen aus die Aufrührer hofften, die Volksmassen für sich zu

1839. gewinnen, waren Blanqui, Barbès, Martin Bernard, Guignot, Meillard, Netré.

Bei Barbès hatte man, wie schon früher mitgetheilt, wesentliche Aufschlüsse über die Organisation des Vereins gefunden. Später wurde bei Martin Bernard das Glaubensbekenntniß gefunden, welches jeder Aufzunehmende ablegen mußte; es enthielt mit anderen Worten ganz dasselbe, was die früheren Aufnahmsvorschriften, welche bekannt geworden, geboten hatten. Wenn auch diese oder jene geheime Bestimmung unbekannt geblieben seyn mochte, so wußte man doch im Ganzen vollkommen genug, um klar zu erkennen, mit welcher Art von Empörern man hier zu thun hatte, nämlich nicht nur mit politischen, sondern mit solchen, die vom Grund aus die gesellschaftliche Ordnung umstürzen wollten, so daß die Vertreibung der gegenwärtigen Staatsbehörden nur das Vorspiel war zu einer Revolution, deren Endabsicht sich noch über die Republik von 1793 hinaus erstreckte. Ob man zuverläßige oder nicht ganz richtige Kunde hatte von ihren Gebräuchen, die übrigens in den verschiedenen Sectionen nicht ganz übereinstimmend gewesen zu seyn scheinen, war ziemlich gleichgültig, da man den Zweck kannte, auf welchen die Führer und die Wissenden hinarbeiteten. In Blanqui's Wohnung fand man besonders Alles, was Bezug hatte auf die militärischen Verfügungen beim Ausbruch des Aufstandes. Man fand dort eine mit Zeichnungen verdeutlichte Ortsbeschreibung aller öffentlichen Gebäude, in welchen die verschiedenen Staatsbehörden ihren Sitz hatten, und zwar mit großer Genauigkeit (so war von den sieben Ausgängen des Finanzministeriums auch nicht einer vergessen), besonders war das Polizeicommissariat bis in's Einzelne behandelt, und nicht weniger die Militärgefängnisse und die Detentionshäuser. Man fand auch einen genauen Plan der Place Royale, wo der Aufstand sein Hauptquartier aufschlagen wollte. Blanqui selbst aber fand man nicht; er war an der Spitze der Aufrührer gesehen worden am 12. Mai bis Abends. Darauf war er verschwunden, als er die Erfolglosigkeit des Unternehmens erkannte aus der ganz theilnahmlosen Haltung des Volkes, die voraussichtlich eine feindselige werden mußte, wenn die Nationalgarde, die ganz

natürlich am Sonntag nicht vollständig zusammenzubringen gewesen, 1839.
sich zahlreich versammelte; denn der ganze Handstreich beruhte auf der Voraussetzung, daß das Volk sich ihm sogleich anschließen würde. Blanqui entkam nach England; so glaubte man allgemein, er wurde aber vier Monate nach dem Proceß in Paris verhaftet, gerade als er es verlassen wollte. Maillard entfloh ohne aufgefunden zu werden. Blanqui war der Justiz wohl bekannt. Er war 1832 zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden wegen Beleidigung der Geschwornen in einer Gerichtssitzung. Im Jahre 1836 war er wegen Theilnahme an der Pulververschwörung zu zwei Jahren Gefängniß und einer Geldbuße von 3000 Franken verurtheilt worden, aber bei der Amnestie freigelassen worden. Er, wie fast Alle andere, erkannte in der Amnestie keine andere Verpflichtung, als noch eifriger zu wüthen gegen denjenigen, der die Amnestie erlassen, und der nicht erstaunt war, auch diese Erfahrung machen zu müssen. Noch eine geraume Zeit nach Unterdrückung des Aufstandes und während der Untersuchung gegen die gefangenen Aufrührer ward Martin Bernard vermißt. Er war einer der Führer, und man versäumte nichts, um seiner habhaft zu werden. Seinem Stande nach ein Buchdrucker, war er als ein sehr entschlossener, schlauer und gefährlicher Feind der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung bekannt. Er war fast in alle politische Processe verwickelt gewesen, hatte sich aber so mit Vorsichtsmaßregeln zu umstellen gewußt, daß man nie einen hinreichenden juridischen Beweis gegen ihn hatte aufbringen können, so daß er bis dahin immer frei durchgekommen war. Man bekam bald Spuren von seinem Aufenthalte in Paris, und zwar dadurch, daß er den geheimen Verein wiederherstellen und seine, durch Tod oder Verhaftung der Mitglieder, die am Aufstande Theil genommen, gelichteten Reihen durch neue Aufnahmen auszufüllen bemüht war. Die einzelnen Spuren führten zu dem Mittelpunkte, von dem sie ausgegangen waren, und bald überzeugte man sich, daß Martin Bernard in der Straße Mouffetard in dem Hause eines Bäckers Briot verborgen seyn mußte. Man mußte bei seiner Verhaftung mit großer Vorsicht zu Werke gehen, denn das Haus hatte

1839. neun Ausgänge, die alle bewacht waren von Männern vom Bunde der Jahreszeiten, die auch die Straßen, welche dahin führten, besetzt hielten, um Warnungszeichen zu geben und seine Flucht zu unterstützen. Am 20. Juni Abends wurden alle Ausgänge des Hauses von verkleideten Polizeigehülfen besetzt und die Streifwachen in der Gegend verdoppelt. Wie der Erfolg zeigte, gelang es vollkommen alle Warnungszeichen zu verhindern, denn als in der Nacht um zwei Uhr 30 Polizeigehülfen, an deren Spitze zwei Friedensrichter waren, in's Haus drangen, fanden sie Martin Bernard ruhig in seinem Bette schlafend. Auf dem Wege zum Gefängnisse sagte Bernard: „Gleichviel ob etwas früher oder später — unsre Sache „ist ihrer Hauptabsicht nach doch gesichert. Euch sind Opfer nöthig, „ich weiß es!" Durch die Gefangennehmung Bernards wurde der Beginn des Processes vor dem Pairgerichtshofe um einige Tage verzögert wegen seines vorläufigen Verhörs. Bernard beobachtete indessen dieselbe Haltung, wie alle die anderen Angeklagten, nämlich auf keine Frage Antwort zu geben.

In der That erhielt man bei den vorläufigen Verhören wie bei denen vor der Pairskammer im Laufe des Processes keine weiteren Aufklärungen zu denen, die man schon bekommen hatte; ja diese, die hauptsächlich durch die Aussagen Nouguès gewonnen waren, wurden juridisch in Frage gestellt, obwohl sie durch das, was unter den Papieren der Angeklagten vorgefunden wurde, als unzweifelhaft sich erwiesen. Als Nouguès nämlich in Gegenwart seiner Genossen die vor dem Untersuchungsrichter gethane Aussage bestätigen sollte, nahm er Alles zurück, offenbar unter dem Einflusse der Furcht vor dem von ihm dem Bunde geleisteten Eide. Es hatte sich nachher herausgestellt, daß man in mehreren Provinzen Frankreichs schon einige Wochen voraus gewußt hatte, daß ein Ausbruch in Paris statt finden solle. Es scheint, daß der Bund der Jahreszeiten seine Mitglieder, wenigstens die Führer, nach Paris beschied. So war auch Barbès von Blanqui nach Paris berufen worden. Er war der Polizei aus früheren Ereignissen gut bekannt, und wie man seine Ankunft in Paris erfuhr, wurde er genau beobachtet; er wußte aber

mit großer Schlauheit sich oft der Beobachtung zu entziehen und seine 1839.
revolutionäre Thätigkeit litt keinen Abbruch. Barbès war nicht der Ansicht, daß der Augenblick günstig sey für das Unternehmen, aber da Blanqui darauf bestand, so ging Barbès ans Werk und betrieb die Vorbereitungen mit Klugheit und Eifer. Die verschiedenen Abtheilungen des Bundes waren offenbar nicht einig; die communistisch gesinnten Republikaner betrachteten die politischen Republikaner, welche nicht alles Vorhandene mit der Wurzel ausgerottet wissen wollten, mit dem größten Mißtrauen und rechneten gar nicht auf sie; aber sie rechneten auf das Volk. Diesmal hatte sich aber in diese äußersten Reihen der Feinde des Bestehenden Zwiespalt eingeschlichen, nicht über den endlichen Zweck, sondern darüber, ob der Augenblick günstig sey für einen Ausbruch. Blanqui hielt die Regierung des Bürgerthums für schwach, weil eine ministerielle Combination nach der anderen sich zerschlug — und sie zeigte sich gerade stark, indem sie die Coalition zerbröckelte, und fast jede Meinungsnüance, aus der sie bestanden, in die Unmöglichkeit versetzte, aus sich allein ein Ministerium zu bestellen; Blanqui glaubte, daß der Unmuth der Bürgerschaft über die lange Ministerkrise gegen die Regierung gerichtet war, während er bei der Mehrzahl sich vielmehr gegen die Coalition gewendet hatte, die so kläglich gescheitert war, als sie eine Regierung bilden sollte; Blanqui rechnete darauf, daß man die unglückliche Handelskrise der Regierung zuschreiben werde, während in der Bürgerklasse die Ansicht viel mehr verbreitet war, daß die Coalition sie hervorgerufen habe, und daß sie nur durch die Regierung wieder gehoben werden könne. Er glaubte nun — und besonders mochte er dabei die theilweise eingetretene Arbeitslosigkeit im Auge gehabt haben — daß wenn unter solchen Umständen ein Aufstand so kühn und entschlossen durchbreche, daß sie einige Stellungen der Regierung bewältige, so werde das Volk sich ihnen anschließen, und die noch zögernden Feinde der Regierung aufstehen. Der Schlag wurde in der That mit so viel Schlauheit und Entschiedenheit geführt, daß er diesen Beginn eines Erfolgs erreichte; aber das Volk blieb theilnahmlos, die anderen politisch Mißvergnügten hielten sich abseits, und der kleine Haufe mußte vereinzelt unterliegen.

1839. Vor Gericht erschienen am 27. Juni 19 Angeklagte. Es waren nicht alle, welche der Regierung in die Hände gefallen, sondern man hatte aus denen, welche jetzt vor Gericht standen, eine besondere Kategorie gemacht. Dagegen erhoben einige der Vertheidiger einen präjudiciellen Einspruch, aber der Gerichtshof entschied, daß die Disjunction bestehen solle. Barbès hatte erklärt, daß er auf keine Frage Antwort geben werde, und geäußert: „Zwischen uns Republikanern „und Euch kann nicht die Rede seyn von Recht; es handelt sich nur „darum, wer die Macht hat. Die Rolle, die Ihr mich spielen lassen „wollt, steht mir nicht an. Ich werde eine Rolle darin spielen „müssen gegen meinen Willen, aber nicht so wie Ihr sie zugestutzt „habt." Diese Ausflucht, einem detaillirten Geständnisse zu entgehen, war zugleich darauf berechnet, die Parteisache zu heben in den Augen der Menge, denn wie Barbès sich selbst darstellte als einen im ungleichen Kampfe Ueberwundenen, der von seinen Feinden gerichtet werde, so suchte er für sich selbst das Märtyrthum und wälzte auf seine Richter die Gehässigkeit der Rache. Er sagte zu den Pairs: „Ich erkenne Euch nicht als Richter an. Ich läugne nicht meine „That, ich habe gekämpft um die bestehende ungerechte Staatsordnung „umzustürzen. Dafür bin ich bereit, mein Leben hinzugeben. Ich „thue wie der Indianer, der, wenn er gefangen ist, statt aller „Worte seinen Kopf dem Messer hinhält. Nur über einen Punkt „will ich eine Erklärung machen, aber nicht Euch, sondern Frank„reich, der Welt. Ich habe nicht den Lieutenant Drouineau getödtet. „Ich hätte mich vielleicht mit ihm geschlagen, in der ganzen Straßen„weite, mit gleichen Waffen, aber eines Meuchelmords bin ich „nicht fähig. Was meine Genossen betrifft, so sind sie meiner „That nicht schuldig, sie sind großentheils mit hineingezogen wor„den, und hatten keine Einsicht von dem, was beabsichtigt wurde." Dieser freche Trotz sollte ihn zugleich im voraus erheben über den Ausspruch des Gerichts und seine Hingebung als ein Opfer für seine Werkzeuge erscheinen lassen, mit denen er jedoch nicht auf gleiche Linie gestellt seyn wollte. Auf die Pairs so wenig wie auf das Publikum, welches mit der wahren Sachlage vertraut war, konnte dieses usurpirte

Heldenthum einen Eindruck hervorbringen, denn die Lehre, welcher 1839.
Barbès durch seinen Aufstand den Weg zur Herrschaft bahnen wollte, höhnt Alles was Menschen, die in einem civilisirten Zustande leben wollen, heilig erscheinen muß, und wenn er seinen Kopf darbot, so wußte er wohl, daß seit 1830 ein Todesurtheil über einen bloß politischen Verbrecher nicht Vollzug bekommen werde. Aber es gibt einen Kreis, in dem dieses aufgeblasene Wesen für baare Münze genommen wird, und wir werden zuverläßig in der republikanischen Geschichtdarstellung lesen, daß die Pairs von Barbès großartiger Kühnheit niedergeschmettert waren, daß die Würde der großen Sache aufrecht blieb, und, wenn auch in einem Versuche besiegt, die Feinde des Volks mit Furcht erfüllte. Der Mord des Lieutenant Drouineau war von dem Rebellenhaufen geschehen, den Barbès befehligte, aber es konnte nicht durch Zeugenaussagen vollkommen hergestellt werden, daß er von Barbès vollführt ward. Einige Augenzeugen, die verhört wurden, glaubten, daß der, welcher Drouineau erschoß, einen dunkleren Bart hatte als Barbès, andere, daß der Schuß von einem jungen Menschen kam, welcher seitwärts von Barbès gestanden. Uebrigens war der Angriff auf den Wachposten mit empörender Grausamkeit ausgeführt worden, man hatte Einem der Gefallenen mit einer Axt den Kopf gespalten, den entwaffneten Sergeant wollte man tödten, und er verdankte sein Leben nur den Vorstellungen eines Mannes, der nicht zu den Rebellen gehörte. Dagegen wurde ein anderer Rebell, Mialon, überführt, den Unteroffizier Jonas von der Municipalgarde getödtet zu haben. Die Vertheidigung versuchte die Behauptung aufzustellen, daß bei einem Kampfe überall nicht von Mord die Rede seyn könne. Dieses monströse Vertheidigungsmittel, dem Aufruhr, der den Frieden bricht und vereinzelte Posten mörderisch überfällt, die Rechte des ehrlichen Kampfes zuwenden zu wollen, wurde natürlich gehörig zurückgewiesen und Barbès verantwortlich gemacht für den Mord, der unter seinem Befehl geschehen war. Martin Bernard verweigerte auf alle an ihn gerichtete Fragen die Antwort. Die meisten der Uebrigen wollten ohne alle Absicht unter die Rebellen gerathen seyn, man hätte ihnen Waffen aufgenöthigt, und sie hätten nachher gefürchtet,

1839. wenn sie die Reihen der Rebellen verließen, zwischen zwei Feuer zu kommen. In politischer Beziehung brachten die Proceßverhandlungen keine weitere Enthüllung.

Nachdem der Generalanwalt Frank Carré in eindringlicher Rede die Anklage aufrecht gehalten in allen Punkten und auf die gesetzliche Strafe angetragen, begann die Berathung des Gerichtshofes, welche vier Tage dauerte, weil der persönliche Antheil jedes Einzelnen der Angeklagten erwogen und berathen werden mußte. Endlich am 12. Juli Abends 9 Uhr wurde das Urtheil in voller Sitzung, aber ohne die Anwesenheit der Angeklagten verkündigt. Vier von den Angeklagten wurden wegen unzureichender Beweise freigesprochen. Die Uebrigen alle wurden schuldig befunden eines in Thätlichkeiten kund gegebenen Versuchs, die Regierung zu stürzen und zum Bürgerkrieg aufzureizen. Barbès wurde überdieß als einer der Urheber des an der Person des Lieutenants Drouineau mit Vorbedacht verübten Todtschlags schuldig befunden, und Mialon als überführt erklärt des mit Vorbedacht ausgeführten Todtschlags an dem Unteroffizier der Municipalgarde, Jonas. Demzufolge wurde verurtheilt: Barbès zum Tode, Mialon zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, Martin Bernard zur Deportation, Delsade und Austen zu 15jähriger, Rougnès und Philippet zu 6jähriger, Rondil, Guilbert und Lemière zu 5jähriger Haft und zu lebenslänglicher Polizei-Aufsicht, Martin und Longuet zu 5jährigem, Marescal zu 3jährigem, Walch und Pierné zu 2jährigem Gefängniße. Martin bleibt nach Beendigung 10 Jahre, die vier Letztgenannten 5 Jahre unter polizeilicher Aufsicht. Barbès vernahm die Verkündigung des Urtheils mit stoischem Gleichmuth, und allerdings mußte ein Mann mit seiner Gemüthsstärke, der das Aeußerste wollte, auch auf das Aeußerste gefaßt seyn. Er versicherte wiederholt, daß er Drouineau nicht getödtet habe, aber auf dem Umwege, daß er das Haupt der Verschwörung gewesen, habe er allerdings mittelbar Antheil an seinem Tod. Er war nicht zur Einreichung eines Gnadengesuchs zu bewegen. Barbès Schwester, eine Frau Carlès, erhielt durch ein Schreiben des Herrn von Montalivet Zutritt in Neuilly. Der König empfing sie mit Güte und sagte ihr: „Ich bin persönlich sehr zur Milde

„geneigt; aber die Lösung der Frage hängt nicht allein von mir ab. 1839.
„Staatsgründe müssen hier in Erwägung gezogen werden. Wenn „es von mir allein abhinge, so würden Sie gleich jetzt nach Paris „mit der Begnadigung von Barbès zurückkehren. Fassen Sie Muth, „hoffen Sie!“ Auf mehreren Punkten von Paris hatten sich am Tage vorher Zusammenrottungen gebildet. Eine Rotte, meist aus Leuten mit Kittelhemden bestehend, ließ sich ein Banner vorauskragen, worauf die Inschrift stand: „Gesuch gegen die Todesstrafen; sie bewegte sich zur Deputirtenkammer“, vor welcher sie auseinander gesprengt wurde. Dagegen begab sich ein Zug von mehreren Hunderten Studirenden des Rechts und der Medicin nach dem Justizministerium. Einige Abgeordnete gingen hinauf, um dem Siegelbewahrer persönlich ein Gesuch um Abschaffung der Todesstrafe bei politischen Vergehen zu übergeben und um Strafmilderung für Barbès zu bitten. Statt des Ministers empfing sie der Generalsecretair freundlich und versprach, ihr Gesuch dem Minister vorzutragen, worauf er sich mit den Abgeordneten unter die auf dem Platze harrenden Bittsteller begab und sie ermahnte, im Interesse ihres Gesuchs friedlich und in Ordnung nach Hause zu gehen, wie es sich gezieme für Bürger, welche das Petitionsrecht verfaßungsmäßig ausüben wollen. Dieser Aufforderung wurde auch Genüge geleistet. Dieses Gesuch hatte durchaus keine revolutionaire Absicht und war aus keiner Sympathie für Barbès Zwecke hervorgegangen, sondern beruhte rein auf dem weit verbreiteten Abscheu vor Blutvergießen in Folge politischer Verurtheilung. Aufläufe in den Vorstädten, wobei von einigen Haufen das Marseillerlied gesungen und Lebehochs für Barbès ausgebracht wurden, waren bald zerstreut.

Unterdessen beriethen die Minister in mehreren Sitzungen ob das Todesurtheil über Barbès zu vollziehen oder der Gnade des Königs zur Strafmilderung zu empfehlen sey. Die wahrhaft gesellschaftsmörderische Tendenz des Unternehmens an dessen Spitze Barbès gestanden, so wie sein Antheil an persönlichem Todtschlag bewogen die Minister, dem König vorzuschlagen, der Justiz freien Lauf zu lassen. Ludwig Philipp widersetzte sich indessen diesen Forderungen

1839. sowohl aus persönlicher Abneigung gegen die Todesstrafe überhaupt, die er immer gehegt, und seit seiner Thronbesteigung stets an den Tag gelegt hat, als auch besonders in diesem Falle darum, weil er die Ueberzeugung habe, daß das vergossene Blut eines politischen Verbrechers nur Rache erzeugt und Gleichgesinnte nicht abschreckt; das einzige Mittel gegen politische Verbrechen sey eine starke und wachsame Regierung und die durch Mißlingen sich den Aufrührern aufdringende Ueberzeugung, daß sie vereinzelt bleiben und alle Bessere sich von ihnen abwenden; die blutige Hinrichtung erzeuge Mitleid, wogegen die Milderung, welche auf den leiblichen Tod verzichte, gerade der besonnenen Ueberlegung Raum gebe, daß das Verbrechen ein todeswürdiges sey. Der König ergriff hierauf die Feder, und schrieb unter den Bericht des Siegelbewahrers: „Ich übe mein verfassungs„mäßiges Recht und mildere die Strafe Barbès in Zwangsarbeit „auf Lebenszeit." Als man dennoch versuchte, den Entschluß des Königs zu ändern in Betracht der verabscheuungswürdigen Grundsätze, in deren Namen der Maiaufstand auf so mörderische Weise sich Bahn machen wollte, antwortete der König: „Es steht Ihnen „frei, einer Strafmilderung Ihre Gegenunterzeichnung zu verweigern; „ich dagegen werde meine Unterschrift nicht unter das Todesurtheil „setzen."

Barbès hatte indessen darauf verzichtet, daß die Schritte seiner Familie irgend einen Erfolg haben würden. Er war schwermüthig geworden, und las mehrere Stunden lang im „Handbuch des Christen," worin er allerdings Belehrung finden konnte über die Vermessenheit, hochmüthig vorgreifend die Wege der Vorsehung bereiten zu wollen durch Mord und Vernichtung. Er erwartete seine Hinrichtung für den folgenden Tag, als seine Schwester kam, um ihm seine Begnadigung anzukündigen, ohne ihm aber sagen zu können, in welche Strafe das Urtheil verwandelt sey. Der Trotz, der wilde Uebermuth seines Sinnes war durch diese Katastrophe gebrochen, denn er sagte zu den im Gefängniß Angestellten: „Das war eine harte Belehrung für mich; was „man auch mit mir machen mag, ich habe der Sache, der ich diene, „mein Opfer gebracht." Am 15. Juni Morgens um drei Uhr hielten

zwei Zellenwagen vor dem Luxemburg. Jeder der Verurtheilten wurde 1839.
einzeln in seine Zelle geführt, ohne zu wissen, mit wem er die Reise mache. Im ersten Wagen waren Barbès, Martin Bernard, Delsade, Austen und Mialon. In dem Augenblicke, als die Thüre der Wagenzelle geschlossen wurde, wußte Barbès noch immer nicht, in welche Strafe sein Urtheil umgewandelt worden. Der Wagen schlug die Richtung nach Mont-Saint-Michel ein, dieser Felsenfeste am Meeresufer, welche so viele Opfer der Willkühr wie der gesetzlichen Gerechtigkeit in seinen traurigen Bereich aufgenommen hat. Die Strafe der Zwangsarbeit wurde später in die der Deportation geändert.

Ein Vorfall in der polytechnischen Schule gehört noch zu der Geschichte des Maiaufstandes. Einige öffentliche Blätter hatten berichtet, daß einige Aufrührer sich am Gitter der polytechnischen Schule gezeigt hatten, aber mit Flintenschüssen empfangen worden seyen. Diesem widersprachen die Schüler in einem Brief, der in die Zeitungen eingerückt wurde. Dieser Brief war aber in einem sehr anmaßenden Tone abgefaßt, und äußerte, daß die polytechnischen Schüler nie auf Verfolgte schießen würden — also auch nicht, wenn diese Verfolgte in offenem Aufruhr gegen den Staat begriffen wären. Der Brief war vom Befehlshaber der Schule, General Tholozé, vor seiner Absendung gebilligt worden. In Folge der gepflogenen Untersuchung wurde der General von seinem Posten entfernt, und 31 Schüler auf einen Monat nach dem Gefängnisse der Abtei gebracht.

Der Maiaufstand war der verlorne Posten einer Entwickelung der gesellschaftlichen Bewegung, von deren Beginn wir bereits viele Spuren haben, deren Fortgang aber vielleicht noch einen weiten Weg zurückzulegen hat, bis sie den Punkt der friedlichen Verständigung erreicht. Der Versuch, der eben gemacht worden war, aller Entwickelung und Verständigung auf einmal mit Gewalt vorzugreifen, hing auf folgende Weise mit der Vergangenheit zusammen. Es hatte in der ersten französischen Revolution Männer gegeben, welche Robespierre anklagten, nicht genug gewagt zu haben. Babeuf sagte: „Die Demokraten sind „aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit so unverständig gewesen, dürftig „zu bleiben. Das Vermögen ist die gefährlichste Aristokratie. Ob

1839. „nun ein Villeroi und ein Laborde, oder ein Danton und ein Barras „die Geldaristokraten sind, immer wird das Volk dabei leiden und „zum Helotenthum verdammt seyn. Es gibt keine politische Gleichheit „ohne gleiche Vertheilung aller Güter.“ Babeuf wollte unter dem Direktorium die erste Revolution wieder aufnehmen, um sie dieser Art von Gleichheit zuzuführen. Es waren diese Leute, welche sagten, man solle den Garten der Tuilerien in ein nationales Kartoffelfeld verwandeln, und aus dem Palast einen Stall machen für die Kühe der Nation. Babeuf organisirte einen Aufstand, der jedoch vor seinem Ausbruche verrathen und entdeckt wurde. Babeuf und einige seiner Anhänger wurden enthauptet, die Uebrigen deportirt. Während des Consulats, des Kaiserreichs und der Restauration war Babeuf und seine Lehre der Vernichtung vollkommen vergessen worden und sein Name tauchte nur in historischen Berichten auf als ein blutiger Schatten der Schreckenszeit. Aber Babeuf hatte unter seinen Anhängern einen Mann gehabt, dem ein so langes Leben beschieden wurde, daß er nahezu vierzig Jahre nach dem blutigen Tode des Verkündigers der Alles umstürzenden Gleichheit, in dessen Augen Robespierre und die Männer der Schreckenszeit zaghaft waren, sein Gedächtniß und seine Lehre wieder an's Tageslicht bringen sollte zu einer Zeit, wo viele glühende Gemüther in convulsivischer Spannung unter dem Joche der Gewalt knirrschten, das ihre Unbotmäßigkeit über sie gebracht hatte. Dieser Mann war Buonarotti. Er war in Pisa geboren und soll von Michael Angelo abstammen. In seiner Jugend hatte er den Kaiser Franz von Oestreich gekannt, als dieser seinen Studien in Italien oblag; er war auch in Frankreich Stubengenosse von Bonaparte gewesen vor dem Ausbruche der Revolution. Buonarotti hatte sich mit idealer Ueberspannung der Sache des Volks geweiht, und in welcher Weise er diese aufgefaßt wissen wollte, kann man daraus ersehen, daß er sie verrathen glaubte unter der Republik und sich Babeuf anschloß, in dessen Grundsätzen er allein ihr Heil erblickte. Mit Mühe hatte er sich gerettet, als Babeuf und seine Genossen ergriffen wurden. Er lebte seitdem in den Niederlanden, wo er Unterricht ertheilte in Musik und in der italienischen

Sprache. Dabei war er ein äußerst thätiges Mitglied des Carbonaris- 1839.
mus, hatte als Rathgeber brieflichen Antheil an fast allen Verschwörungen, welche statt fanden in Frankreich und Italien, und da der Carbonarismus fast alle revolutionäre Vereine der Folgezeit gebar, so war er ein höchst kundiger Altmeister der Empörung geworden, der, Augenzeuge und Theilnehmer an der ersten französischen Revolution, einen Schatz von Ueberlieferungen aufbewahrte über persönliche Verbindungen, in denen der Schlüssel lag zu Aufklärungen über manche Zustände, die ohne ihn verloren gegangen wären. Buonarotti's Ansichten über Volkswohl und den gesellschaftlichen Zustand, durch den allein es herbeigeführt werden konnte, strömten aus einem tiefen religiösen Gemüth, hatten aber auch darum die Einseitigkeit, welche sich einem historisch Gegebenen nicht anfügen will, sondern unbedingt Alles fordert in dem Bewußtseyn, einem höchsten Gebote zu entstammen. Dabei war er jedoch höchst vorsichtig in seinen Rathschlägen, aber nicht aus Schonung für das Bestehende, sondern aus Furcht, den rechten Zeitpunkt zu verfehlen, in dem Alles erreicht werden konnte; so widerrieth er manchmal eine Bewegung, wenn er ihr nicht zutraute, durchgreifend genug werden zu können, oder den Leitern nicht traute, die schwer vor seiner mißtrauischen Prüfung bestanden. Buonarotti hatte einige Jahre vor dem Ende der Restauration eine kleine Flugschrift drucken lassen, worin Babeufs Lehre und die Geschichte der von ihm gebildeten Verschwörung enthalten war. Diese Schrift hatte bei ihrem Erscheinen keine Aufmerksamkeit erregt; als revolutionäre Monographie betraf sie eine Erscheinung, die Niemand anders bezeichnet hatte, als wie eine verabscheuungswürdige Verirrung, und es fiel Niemand ein, daß solche Grundsätze jemals wieder nach Geltung streben würden. Nach der Julirevolution ging Buonarotti wieder nach Paris, wo er sofort sich in die Versammlungen der geheimen Gesellschaften begab. Er wollte seine Theorie einer absoluten Gleichmachung aller Besitzesunterschiede unter den Mitgliedern der Gesellschaft der Menschenrechte geltend machen, allein er wurde theils nicht verstanden, theils von denen zurückgewiesen, welche die Gefahr erkannten in einer Auflehnung nicht bloß gegen die politische Regierung,

1839. sondern gegen die gesammte bestehende Gesellschaftsordnung. Buonarotti blieb daher zwar in Verbindung mit den politischen Vereinen, aber auch in diesen in Beziehung auf seine Theorie gänzlich vereinzelt. Er ermüdete indessen nicht, seine Ansichten gesprächsweise mitzutheilen und hatte auch einige Exemplare seiner Schrift aus Brüssel mitgebracht und an mehrere Republikaner vertheilt. Nachdem die Aufstände von 1834 bezwungen waren und der Riesenproceß die Pariser Gefängnisse mit Republikanern anfüllte, griffen einige zum Werke Buonarotti's, das man in gegenseitigen Gesprächen erläuterte und sich erklärte, und allmälig verbreitete sich die Ansicht, daß das, was man bis jetzt gewollt hatte, eine Täuschung, und nur die unbedingte Gleichheit eine Wahrheit sey. Babeuf's Lehre fand zuerst Anhänger unter den Trotzigsten und Kühnsten, die von Zorn und Rachegelüst erfüllt waren nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen die Republikaner, welche nicht mit ihnen losschlagen wollten, und die sie der Feigheit oder ehrgeiziger Absichten beschuldigten. Als die Gefängnisse sich wieder öffneten, hatte der gefährlichste und blindeste Bobouvismus in manchen Gemüthern tief gewurzelt, zunächst weil er ein willkommenes Mittel schien, um den glühenden Racheburst zu kühlen, und das Unternehmen, wofür sie im Gefängnisse hatten büßen müssen, noch weit zu überbieten. Diese Menschen wollten lieber untergehen als sich demüthigen; sie zögerten keinen Augenblick, ihr verderbliches Werk vorzubereiten. Was sie wollten ist das Monströseste was jemals in irgend einem Abschnitt der Geschichte vorgekommen, aber es ist eine Warnung für die Civilisation, nicht in partiellen Linien vorzuschreiten, unbekümmert um das Fortkommen derer, welche dazwischen liegen. Durch die Freiheit, oder eigentlich durch die Entbindung von jedem Gewerbszwang entstand die freie Mitbewerbung; diese setzt materielle und intellectuelle Kräfte voraus, ohne deren Vorhandenseyn diese Freiheit nicht benutzt werden kann; die Kräfte aber beruhen auf Besitz, denn auch die intellectuelle Kraft kann nur durch Hülfe materieller Mittel erworben werden; die Besitzenden allein können also diese Freiheit benutzen. Die Nichtbesitzenden haben allerdings dieselbe Freiheit, aber sie können sie nicht ausüben ohne die

Mittel, welche allein der Besitz gewährt. Richtung und Schicksale der Industrie führten es mit sich, und zwar in schneller Folge des beschleunigten Fortschritts durch Entwickelung und Anwendung mechanischer Hülfsmittel, daß aus vermehrter Mitbewerbung Preisherabsetzung hervorging, und damit die Nothwendigkeit der Concentrirung der Kräfte, wodurch die Kleingewerbe in die Unmöglichkeit versetzt wurden, die Mitbewerbung zu bestehen, da nur große Kräfte die Preisherabsetzung zu ertragen vermögen. Durch Verkümmerung der Kleingewerbe aber wurden viele Kleinbesitzer Proletarier, und diesen wurde wiederum der Hebel genommen, durch welchen sie zum Besitz und dadurch zum Genuß der Freiheit gelangen könnten. So entwickelte sich schnell das Bewußtseyn, daß Besitz Bedingung der Freiheit, daß Nichtbesitz Unfreiheit, und demnach Besitz ein Privilegium sey, indem er die Nichtbesitzenden des Genusses der Freiheit beraubt. Dieses Verhältniß fand im Grunde immer statt, aber der frühere Verband der Stände, in dem zwar Unterordnung, Hörigkeit, aber auch Vorsorge war, hatte das zu grelle Mißverhältniß beschwichtigt. Diese Beschwichtigung wurde unmöglich seitdem dieser Verband durch die Freiheit aufgelöst war, seitdem durch die Freiheit die reißenden Fortschritte des Industrialismus immer mehr Einzelnen vergrößerten Besitz, und immer Mehreren Armuth brachten, und zwar mit der Aussicht für Erstere, den Besitz immer vermehren, und damit eben für die Letzteren, nimmermehr ihn erreichen zu können. Die Beschwichtigung, welche geboten wurde in freiwilliger oder gezwungener Vorsorge der Besitzenden im Armenwesen mit Allem, was dazu gehört, mußte sich bald als Hinhaltungsmittel ungenügend erweisen, denn die Besitzenden konnten nicht in demselben Grade der Armuth steuern, als sie durch den Industrialismus sie vermehrten. Es mußte demnach organisch geholfen, es mußte der Armuth vorgebeugt werden, damit ihr Vorkommen, das wohl schwerlich ganz aus der Staatengesellschaft zu vertilgen ist, auf den Punkt zurückgeführt werde, wo allgemeine Wohlthätigkeit Hülfe bringen kann. Diese Erkenntniß mußte sich zuerst herausstellen unter denen, welchen die Vorsorge oblag für die, die ohne Mittel waren, für sich selbst zu sorgen, unter den Besitzenden also, die viel gaben, ohne genügend

1839. helfen zu können. Die Frage beschäftigte schon seit geraumer Zeit die Socialöconomisten diesseits und jenseits des Canals, die Owenisten in England, wie die Saintsimonianer, Fourieristen u. s. w. in Frankreich. Die Vorschläge der Socialisten beruhen alle auf der Grundlage der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, wenn auch mit mehr demokratischen Formen, so doch immer mit Erhaltung des Eigenthumsrechtes; die Frage ist noch nicht gelöst, und wird es wohl erst werden, wenn der Besitzstand selbst sich zu einer Umgestaltung versteht; noch immer schwankt man zwischen unausführbaren Vorschlägen, während das Uebel gewachsen ist. Die Babouvisten aber wollten nicht vermitteln noch lösen, sie wollten den Knoten zerhauen. In allen bisherigen Aufständen hatte man den Besitzstand auf der Seite der Regierung gesehen gegen die Republikaner, die beständig unterlegen waren. Die Babouvisten nun wollten nicht blos die Regierung stürzen, sondern auch den Besitz, sie wollten durch den politischen zu einem gesellschaftlichen Umsturz gelangen. Niemand sollte etwas besitzen, Alles sollte Allen gehören, aber keinem etwas besonders. Niemand sollte sich selber gehören, Alle sollten gleich zur Arbeit verpflichtet seyn, aber der Erwerb sollte unter Allen gleich vertheilt werden. Damit diese Gleichheit vollkommen durchgeführt werde, sollten alle die Einrichtungen verschwinden, durch welche Ungleichheit entstehen könnte; Staat, Regierung, Kirche, Ehe, Familie mußten vernichtet werden; das Talent durfte kein Vorrecht geben, der Dumme und Unwissende sollte so vollberechtigt seyn, wie der Geistreiche und Unterrichtete. Diese Menschen also, die als Republikaner hatten politische Freiheit für Alle erkämpfen wollen, wollten nun Alle zu besitzlosen Sklaven der Gemeinde machen. Diesen Zustand wollten sie herbeiführen durch Empörung, durch den Mord aller, welche durch die gegenwärtigen Verhältnisse der Staatsgesellschaft über den Besitzlosen stehen, wenn sie nicht mit Verzichtleistung aller Rechte sich blindlings unterwarfen. Der Homme libre, in welchem Journal der eigentliche Babouvismus gepredigt wurde, sagte in der vierten Nummer in dem Aufsatze de la communauté, dessen Verfasser, Joigneau, unter den Verurtheilten im Preßprocesse war: „Wir fordern die

„Gütergemeinschaft, so wie Babeuf sie verstanden hat, und wie er 1839.
„werden wir nicht aufhören, an der Verbreitung unserer Grundsätze „zu arbeiten, müßten wir selbst als Opfer dem ungerechten König„thum fallen. Wir erfüllen eine Pflicht, indem wir von Oben bis „Unten den gesellschaftlichen Zustand vernichten, um ihn nachher auf „neuen Grundlagen aufzubauen.“ Was aber Babeuf gewollt hat, das zeigt das Manifest, das er im April 1796 in Paris verbreiten ließ, und dessen wesentlichster Inhalt folgender ist.

Die Natur hat jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gegeben.

Der Zweck der Gesellschaft ist, diese im Naturzustande so oft durch die Starken und die Schlechten angegriffene Gleichheit zu vertheidigen, und alle gemeinschaftlichen Genüsse durch die gemeinsame Arbeit (le concours) zu vermehren.

Die Natur hat jedem die Verpflichtung auferlegt, zu arbeiten; niemand kann sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, der Arbeit entziehen.

Die Arbeiten und die Genüsse müssen gemeinsam seyn.

Die Unterdrückung ist da, wo der Eine sich durch Arbeit erschöpft, und alles entbehren muß, während der Andere im Ueberflusse schwimmt ohne etwas zu thun.

Niemand hat ohne Verbrechen sich ausschließlich die Güter des Bodens oder der Industrie aneignen können.

In einer wahren Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben.

Die Reichen, die dem Ueberfluß nicht zu Gunsten der Bedürftigen entsagen wollen, sind Feinde des Volks.

Niemand kann durch Anhäufung aller Mittel den Andern des für sein Glück nothwendigen Unterrichts berauben; der Unterricht muß gemeinsam seyn.

Der Zweck der Revolution ist der, die Ungleichheit zu vernichten, und das gemeinsame Glück herzustellen.

Die Revolution ist nicht geendet, weil die Reichen alle Güter verschlingen und ausschließlich herrschen, während die Armen wie

1839. wahre Sklaven arbeiten, im Elende schmachten, und im Staate nichts bedeuten.

Jeder Bürger ist gehalten, in der Constitution von 1793 den Willen und das Glück des Volkes wiederherzustellen und zu vertheidigen.

Diejenigen, die an die Constitution von 1793 Hand gelegt haben, sind des Verbrechens der beleidigten Volksmajestät schuldig.

Die Babouvisten von 1839 waren noch weiter gegangen, denn Babeuf richtete sein Augenmerk vorzüglich nur auf den Landbesitz, auf ein agrarisches Gesetz, während die neuren Resurrectionisten dieser Lehre gegen den Besitz überhaupt in Güter, Geld oder Gewerbe auftraten. Dazu kam, daß die Neuerer sich einem ganz anderen Gesellschaftsverhältnisse gegenüber befanden. Babeuf trat auf wenige Jahre, nachdem eine durchgreifende Revolution das ganze Staatsgebäude umgeworfen hatte und der Anfang einer neuen Gesellschaftsordnung kaum Wurzel geschlagen, aber noch nicht zur Entwickelung gekommen war; außerdem fand er in dem Directorium eine kaum befestigte, während ihres kurzen Daseyns stets schwankende Regierung vor. Die neueren Babouvisten hatten es aber mit einer kräftigen Regierung zu thun, die, von einer Mehrheit in der öffentlichen Meinung unterstützt, sogleich den Versuch bewältigte. Babeuf's Empörung kam gar nicht zum Ausbruch, sondern wurde von einem Genossen, Grisel, verrathen. Babeuf und Darthé wurden von dem außerordentlich abgeordneten Gerichte in Vendôme zum Tode, sieben andere, worunter Buonarotti sich befand, zur Deportation verurtheilt und die übrigen 56 entlassen. So wie Babeuf und Darthé das Urtheil vernommen hatten, stürzten sie auf einander, und durchbohrten sich gegenseitig mit ihren Dolchen, wurden aber doch abgehalten, sich ganz zu tödten. Am folgenden Morgen trug man sie blutend und im Todeskampfe zur Guillotine, aber ohne daß ihr Muth erschüttert, oder ihre Ueberzeugung nur einen Augenblick wankend gemacht worden sey. Diese, persönlich allerdings großartige Hingebung für die Volkssache wurde natürlich von denen, welche Babeuf's Plan wieder aufnahmen, geltend gemacht, als ein Zeugniß für die Reinheit seiner Absichten; man hütete sich natürlich

sehr, darauf hinzuweisen, daß fanatische Todesverachtung eines Partei- 1839.
hauptes nur seine individuelle Seelenstärke, aber weder die Richtigkeit seiner Ansichten noch seiner Sache beweist, so wenig als die Aufopferungsfreudigkeit eines Fakirs etwas anderes beweist, als die Ungeheuerlichkeit seiner Verirrung. Da indessen die Stellung des jetzigen Proletariers allerdings eine Berechtigung vorweisen kann, welcher in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nicht Genüge geleistet wird, so war es begreiflich, daß die Vorstellungen der Verkündiger des neuen Babouvismus, dem Volke werde nur zugestanden, was es selbst sich nehme, Eingang fanden, und da man sich zunächst an zornerfüllte politische Gefangene wandte, so fand man sie geneigt, nicht zurückzutreten vor der Gräßlichkeit der Mittel, die angewendet werden sollten; der ihnen vorgehaltene Heroismus des modernen Grachus der Revolution, die auch von denen, die sie bekämpfen wollten, eine glorreiche genannt wurde, spornte sie zu der blutigen That. Der Phantasie derjenigen im Volke, die aller religiösen und sittlichen Bildung baar sind — und ihre Zahl ist leider nicht gering — schmeichelte ohnedies die schadenfrohe Aussicht, daß die Höherstehenden zu ihnen herabgezogen werden, daß Talent und Bildung eben so wenig einen Vorzug geben als Geburt und Erbschaft, daß der Staat nur aus Arbeitern bestehen sollte, von denen der Eine nicht mehr gelten werde, als der Andere, also auch nicht mehr werth seyn durfte. Adolf Blanqui, Barbès und Martin Bernard waren die Verkündiger des neuen Babouvismus, die Häupter und Leiter der Gesellschaft der Jahreszeiten, durch welche er zum Ausbruch kommen sollte, und sie waren, wie wir gesehen haben, die Führer im Maiaufstande, welcher ein Versuch war, den Babouvismus zur Macht zu bringen. Der Babouvismus wurde nicht begünstigt von den Republikanern, welche die Verwirklichung ihrer Idee wollten mit Beibehaltung der gesellschaftlichen Grundlage des gegenwärtigen Staats, nur mit einer anderen politischen Form. Als das republikanische Blatt Le Peuple dem Moniteur républicain seine gräßliche Gemeinheit und seine Blutpläne vorwarf, antwortete letzterer: „Was sollen Eure „Vorwürfe denn eigentlich bedeuten? Glaubt Ihr etwa, wir wüßten

1839. „nicht, daß Ihr Beifall klatschen werdet, wenn es uns gelingt, das „in's Werk zu setzen, was Ihr selber hofft?“ Hierin war das wahre Verhältniß vollkommen richtig angegeben.

Der Maiaufstand hatte die Folge, daß alle Nüancen der Opposition in dem Bürgerthum erkannten, daß sie die Grundpfeiler des Königthums nicht schwächen durften, und sich ganz vom Proletariat abwandten, in dem sie Feinde des gesellschaftlichen Zustandes fanden. Später aber zeigte sich, daß das Proletariat, sich selbstüberlassen, nicht entmuthigt stehen geblieben war, daß über ganz Frankreich Vereine sich verbreiteten, daß der Communismus sogar eine Propaganda für das Ausland gebildet hatte und eine Erscheinung der Zeit geworden war, mit dem man sich nicht durch die Unterdrückung eines Aufstandes abgefunden hatte. Die Reste der Gesellschaft der Jahreszeiten traten wieder zusammen in Paris und Lyon, und wir finden sie anderthalb Jahre später als eine Société des Travailleurs égalitaires, aus deren Mitte der Mordversuch des Darmès am 15. October 1840 hervorging, wo wir ihr Verhältniß und das des Communismus, wie er bis dahin geworden, besprechen werden.

Mitten im Aufstande, am 12. Mai, war ein neues Ministerium verkündet worden, welches folgendermaßen zusammengesetzt war: Marschall Soult — Präsident des Ministerraths und Minister des Auswärtigen; General Schneider — Kriegsminister; Admiral Duperré — Marineminister; Graf Duchâtel — Minister des Innern; Passy — Finanzminister; Villemain — Minister des öffentlichen Unterrichts; Cunin-Gridaine — Minister des Handels; Dufaure — Minister der öffentlichen Arbeiten.

Die Ermüdung der Kammern und der öffentlichen Meinung hatte die Bildung dieses Ministeriums erleichtert, welches das Gepräge der völligen Niederlage der Coalition an sich trug. Der eben unterdrückte Aufstand mußte die Bürgerschaft überzeugen, wie wesentlich nothwendig es sey, daß sie zusammenhalte, um den Gefahren der Zukunft entgegen gehen zu können; doch sollte dies sich erst deutlich herausstellen bei den gerichtlichen Verhandlungen über den Maiaufstand.

Der erste Gesetzentwurf, welchen das neue Ministerium der Kammer vorlegte, war das über die geheimen Fonds. Es war vielleicht eine Folge von Gisquet's Enthüllungen über die frühere Verwendung der geheimen Fonds, daß Duchâtel in den Bureaux der Kammer bei der Prüfung dieses Gesetzes erklärte, daß es künftig keine besoldete Presse mehr geben solle. Man wolle außer dem Moniteur nur den Moniteur Parisien als amtliche Organe beibehalten, und sonst nur Geld verwenden, um von Zeit zu Zeit einzelne Artikel in die Zeitungen einrücken zu lassen. Auf diese Erklärung hin trug die Commission auf Annahme des Gesetzes an, das auch am 29. Mai mit 262 gegen 71 Stimmen angenommen wurde. Ebenfalls wurde die Forderung des Marineministers angenommen. Frankreichs Stellung an der Küste von Mexiko und im Mittelmeer machte außergewöhnliche Seerüstungen unerläßlich; außer der Bewachung der spanischen Küste war noch die Verwickelung in Syrien dazu gekommen, wo Ibrahim Pascha an den Euphrat gerückt war, und Frankreich bereit seyn mußte, seine diplomatische Unterhandlungen im Nothfall mit einer Flotte zu unterstützen. In der Deputirtenkammer machte Salvandy, im Betreff der Opposition gegen das Verfahren Mexiko gegenüber, die keinesweges ungegründete Bemerkung, daß die Geringschätzung gegen die Macht Frankreichs, welche mehrere Republiken in Amerika an den Tag gelegt, durch die französischen Parteiblätter selbst veranlaßt worden sey, welche durch unaufhörliches Schmähen und Herabsetzung der Regierung jene zu dem irrigen Glauben veranlaßt hätten, Frankreich sey nicht schnell bei der Hand, um Unbilden der Fremden zu rächen. Man kann überhaupt sagen, daß es damals, und auch jetzt, einer genauen Kenntniß der französischen Verhältnisse bedarf, um nicht eben durch die französischen Zeitungen zu dem ungünstigsten und irrthümlichsten Urtheil im Betreffe der wahren Bedeutung der französischen Regierung verleitet zu werden. Uebrigens hatte in dem betreffenden Falle das gegenwärtige Cabinet noch gar keine Anweisung gegeben. Alles was sich auf die Unterhandlungen mit Mexiko bezog, betraf nur das Cabinet vom 15. April. Bemerkenswerth waren die Verhandlungen im Betreff des Orients aus Veranlassung der Creditforderung zur Vermehrung der Seemacht.

1839. Im Allgemeinen wies man darauf hin, Frankreich müsse den Pascha von Egypten nicht sinken lassen, weil seine Bewältigung ganz im Interesse Englands wäre. Lamartine äußerte die etwas befremdende Ansicht, im Osten bliebe den westlichen Großmächten und vor Allem Frankreich nichts anderes übrig, als Rußland vorrücken und die Türkei verschlingen zu lassen, mit dem Vorbehalte jedoch für Frankreich, sich dafür anderwärts durch eine Landvergrößerung zu entschädigen. Wo Frankreich diese Vergrößerung suchen und finden solle, verstand man jenseits und diesseits des Rheins recht gut, obwohl es nicht namentlich ausgesprochen wurde. Diese Ansicht jedoch wurde vom Minister Villemain zurückgewiesen und fand keinen sonderlichen Beifall in der Kammer. Die beantragten 10 Millionen für die orientalischen Angelegenheiten wurden mit 287 gegen 26 Stimmen angenommen. Frankreich hatte Anfangs einige Einwendungen gemacht gegen das Programm Lord Palmerstons über die Haltung der Mächte im Orient, trat ihm aber doch bei; die Erhaltung des bisherigen Standes, des Zuwartens, ohne jedoch durch die Operationen Mehemed Ali's die Frage in andere Hände hinüber spielen zu lassen, bildete dessen Inhalt.

Der Maiaufstand und seine eigentliche Bedeutung, wie sie in den Gerichtsverhandlungen sich herausstellte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Deputirtenkammer. Am meisten trat dieses hervor in den Verhandlungen über das Budget, oder, richtiger gesagt, darin, daß so zu sagen keine Verhandlung darüber statt fand. In kaum der Hälfte einer Sitzung war die allgemeine Debatte beendigt. Herr von Portalis trat warnend auf gegen die bedenkliche Zunahme des Budgets, und behauptete, man könne wenigstens 100 Millionen daran ersparen, ohne dem öffentlichen Dienste irgend etwas von seiner Kraft und Wirksamkeit zu verkümmern. Nach einigen ziemlich unerheblichen Bemerkungen von Chapuys Montlaville ging man zu den einzelnen Paragraphen über. Das Budget belief sich auf fast 300 Millionen mehr als unter Carl X., auf fast 200 Millionen mehr als 1835; mit etwas über 1100 Millionen berechnete es sich auf beinahe 39 Franken für den Kopf. Die Zunahme ließ sich aus den Zeitverhältnissen

leicht erklären. Die Regierung hatte nicht nur große Anstalten zur Erhaltung der inneren Ordnung machen müssen, sondern eben diese machte es auch nothwendig, manche Rechnungsposten auf dem Budget fortzuführen, die wohl hätten erspart, oder doch sehr vermindert werden können, aber nicht ohne große Unzufriedenheit zu erregen in dem Bereiche, wo die Regierung ihren Stützpunkt gefunden hatte und ihn sich erhalten mußte. Allerdings war das eine trübe Nothwendigkeit, aber eine schwache Regierung wäre ein noch größeres Uebel gewesen. Es war nun einmal in Frankreich die Meinungsspaltung der Art, daß man die vorhandene Stütze erhalten mußte unter den Bedingungen unter welchen sie zu haben war, und auf dem Wege der Interessen zu der Ueberzeugung führen, daß auch die uneigennützige Unterstützung der Regierung im eigenen Interesse sey. Es war eine Nothwendigkeit, wenn wir auch dabei nicht verkennen können, daß eine solche nicht lange bestehen kann ohne einen verderblichen Einfluß auf die öffentliche Moral zu üben. Die Ruhmsucht unter dem Kaiserreiche war freilich ein viel edleres, wenn auch nicht weniger kostbares Motiv der Zustimmung gewesen. Unter der Restauration jedoch hatte die Loyalität so gut ihren Preis gemacht, als später die Bourgeoisie, hatte Entschädigung und einträgliche Ehrenstellen gefordert und erhalten. Die Loyalität hatte ihre Regierung gestürzt durch Ueberforderungen an Macht und Einfluß, und hierin lag unbedenklich eine Lehre für jede nachfolgende Regierung. Die Bourgeoisie ist freilich in einem anderen Falle als der Restaurationsadel, sie ist keine Kaste, die in sich selbst forterbt, sie besteht aus den beständig wechselnden Vertretern des Besitzes; jedoch begann es gerade damals sich recht klar und deutlich herauszustellen, daß der besitzlose Theil des Volkes sie mit nicht geringerer Ungunst betrachtet, als der Restaurationsadel ehedem, nicht sowohl vom Volk, als von der großen Bourgeoisie angesehen worden war. Aber eben diese Gefahr war es, welche der Deputirtenkammer die Lust benahm, mit der Regierung in wesentlichen Punkten über das Budget zu rechten; die Bourgeoisie wollte die Regierung, welche sie schützen sollte, mit hinlänglichen Mitteln ausgestattet wissen. Da man wußte, daß selbst bei den weitläufigsten Verhandlungen diese

1839. Ansicht die vorherrschende bleiben würde, daß das Budget so zu sagen mit dem Maiaufstande votirt war, so wollte man es der Regierung so schnell als möglich zuschlagen, und um so mehr, als in der weit vorgerückten Jahreszeit, wo das große Paris so unerquicklich und das Landleben so schön ist, die Deputirten eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer Heimath anwandelte. Der Kammerpräsident Sauzet mußte fast in jeder Sitzung sie ermahnen, sich ja in beschlußfähiger Zahl einzufinden. Bei den Verhandlungen des Budgets fanden sie sich allerdings in mehr als hinlänglicher Zahl ein, aber nur um desto schneller damit zu Stande zu kommen, denn die Annahme des Budgets war dann das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Es ging nun so rasch, daß das Charivari berechnete, daß die Deputirten in einer Sitzung 425,700,000 Franken hergaben, oder in der Minute 7,095,000 Franken, und nicht mit Unrecht ausrief: „Sucht uns einmal eine Maschine, die so schnell ausmünzt, als die untere Kammer (la chambre basse). Das Budget kam dabei heraus im Betrage von 1,999,913,487 Franken. Als am 6. August die Kammersession für geschlossen erklärt wurde, waren von 450 Abgeordneten nur 50 gegenwärtig.

Das Kabinet vom 12. Mai gerieth gleich nach der Schließung der Kammern in Zwiespalt wegen der orientalischen Angelegenheit. Sultan Mahmud war gestorben nachdem er noch kurz vorher seine Flotte unter dem Befehl des Capudan Pascha hatte auslaufen sehen, die ihm bald nicht mehr gehören sollte. Bei Nissibe wurde das türkische Heer von Ibrahim geschlagen und gänzlich aufgerieben; die großherrliche Flotte war zum egyptischen Statthalter übergetreten. Nur durch die Vorstellungen der fränkischen Diplomaten und namentlich durch einen Abgesandten Frankreichs ließ Ibrahim sich bewegen, keinen weiteren Vortheil von seinem Sieg zu ziehen und in seinem Marsch anzuhalten, den er nach dem Bosporus hätte fortsetzen können, ohne einen Widerstand zu erfahren. Die Bestrebung der Diplomatie ging natürlich dahin, zu verhindern, daß der Casus foederis für Rußlands Einschreiten eintrete; sie mußte es daher auf sich nehmen, Egypten abzuhalten weiter zu gehen. Noch ehe die Nachricht, daß dies ge-

langen sey, in Frankreich eintraf, erhoben sich im Kabinet lebhafte Verhandlungen über die Stellung, welche Frankreich in den orientalischen Angelegenheiten einnehmen solle. Einige Mitglieder des Kabinets wollten der öffentlichen Meinung entgegenkommen durch ein energisches Auftreten. Die Verhandlungen in der Kammer über den für die Seemacht verlangten Credit hatten Wiederhall gefunden in der Presse und im Publikum, und die Ansicht wurde laut ausgesprochen, Frankreich müsse im Orient einen Stützpunkt haben, wie ihm Ancona gewesen, um bei der Hand zu seyn und seinen Forderungen bei einer Katastrophe, die so nahe scheine, gebührende Achtung zu verschaffen. Passy, Dufaure, Teste, Villemain wünschten etwas Aehnliches, und Duperré war geneigt, sich mit einigem Vorbehalt ihnen anzuschließen. Es scheint, daß der schon oft mehreren früheren Ministern gemachte Vorschlag eines gewissen Flandin, der bei der französischen Hülfsarmee in Griechenland unter General Schneider Unterintendant gewesen war, Einfluß gehabt hatte auf diese Mitglieder des Kabinets. Flandin nämlich wollte, daß ein französisches Corps von 25,000 Mann eine Station an einem geeigneten Küstenpunkte im Orient nehmen sollte, um, von einer Flotte unterstützt, Frankreichs Interessen bei einer plötzlich einbrechenden Theilung der Türkei zu repräsentiren. Die genannten Minister wünschten eine ähnliche Demonstration und Flandins Project schien ihnen in einer amendirten Gestalt nicht unausführbar. Diesem widersetzten sich Soult, der Flandins Project schon zweimal früher verworfen hatte, und General Schneider aus militairischen Gründen, und Duchâtel und Cunin-Gridaine, die anfangs neutral schienen, schlossen sich den letzteren an. England hatte Frankreich den Vorschlag gemacht, daß ihre vereinigte Flotten von Mehemed Ali die Auslieferung der ottomanischen Flotte verlangen und im Weigerungsfalle erzwingen sollten. Dieses Ansinnen hatte man abgelehnt. Man mochte sich dabei der Aeußerung des Herzogs von Valmy erinnern, daß die englischen Seeleute beim Anblick einer fremden Flotte stets von dem Gelüste beschlichen werden, sie zu vernichten. Frankreichs Politik war vielmehr, daß Mehemed Ali's Macht nicht gebrochen werde, wenn es auch bereit war, mit seinen Verbündeten dahin zu 1839

1839. wirken, daß die orientalische Frage nicht vollständig in die Gewalt Egyptens überginge, weil sonst Rußland allein in der Lage war, seinen Plan auf Kosten der anderen Mächte in Vollzug zu bringen. Bei einer Berathung des Kabinets in Gegenwart des Königs, zeigte dieser das ganz Unzweckmäßige einer Landstation im Orient, welche selbst mit großen Opfern ein verlorner Posten werden könnte, und Frankreich nöthigen würde, sich ganz auf den Kriegsfuß zu setzen. Das Bedenkliche eines solchen Schritts, wodurch Frankreich in der orientalischen Frage eine Ausnahmsstellung nähme, ohne sich selbst eine genügende Garantie des Erfolgs geben zu können, wurde so klar dargethan, daß die Anhänger der abweichenden Ansicht nicht darauf bestanden, sie durchzuführen. Sie erkannten, daß der Fall nicht einmal benutzt werden konnte zu einem ehrenvollen Rücktritt, und daß das Kabinet sich noch vor der Hand innerhalb der königlichen Politik halten müsse, da bei jedem Versuche, etwas für sich zu thun, seine Dauer in Gefahr kam. Indessen war der Streit zwar vertagt, aber nicht geschlichtet.

Bei der Preisvertheilung unter den Schülern an der Sorbonne war der König zugegen mit der Königin und Madame Adelaide. Der Herzog von Aumale erhielt zwei Preise. Die herzliche Aufnahme des jungen Prinzen von seinen Mitschülern zeugte davon, wie sehr er von ihnen geliebt war. Niemand übrigens kann besser als der König unterrichtet seyn von dem wahren Standpunkte der Kenntnisse seiner Kinder, denn wie sehr er auch von Staatsgeschäften in Anspruch genommen ist, so findet er dennoch täglich Gelegenheit, sich mit seinen Kindern zu beschäftigen, sie im Gespräch zu belehren und durch Fragen sich zu überzeugen, ob sie Fortschritte machen oder nicht. Er will, daß seine Söhne dem Vaterlande dienen, daß sie ihm und sich Ehre machen, und es genügt ihm daher keineswegs an einer Schaustellung, die nachher von der Wirklichkeit compromittirt würde. Bei dieser Gelegenheit bekam ein junger Mulatte von Guadeloupe die drei ersten Preise und war der erste unter seinen Mitschülern. Der König gab nachher den Collegienschülern, welche durch Preise ausgezeichnet worden waren, ein Mahl, woran 80 Personen

Theil nahmen. Der Mulatte, der auf seiner Heimathinsel nie an 1839.
einem Tische mit Weißen hätte speisen dürfen, wurde in Paris an die Tafel des Königs gezogen und bekam den Ehrenplatz neben seinem fürstlichen Kameraden, dem Herzog von Aumale.

Die spanischen Wirren waren indessen zu einer Krise gelangt. Das spanische Volk ist eines von denen in Europa, welches am entschiedensten ein sicheres Bewußtseyn seiner Nationalität hat. Seitdem jedoch die große, schaffende und suchende Kraft nach Außen hin, ein leuchtendes Muster für unsern Welttheil, nach der Blüthe des Mittelalters verkümmert, bald nach Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einer engbrüstigen Vorzimmerpolitik der bourbon'schen Familienränke ein Ziel und ein Grab gefunden, war die nationale Kraft, ohne in ihrem Kern gebrochen zu seyn, in Beziehung auf diese Familienpolitik in Theilnahmlosigkeit und Trägheit ausgeartet in so weit die inneren Verhältnisse betrifft. Dort sah man so wenige Aussicht zu einer durchgreifenden Abhülfe voraus, daß eine gehorchende Gesinnungslosigkeit das Merkmal des Volkscharakters geworden zu seyn schien. Der Kampf gegen das französische Joch weckte aber die ganze großartige Nationalkraft wieder, freilich nur um sich unter Ferdinand des Siebenten Günstlingsherrschaft zu beugen; seit seinem Tode aber hatte das Ringen zwischen verfassungsmäßigem und unbedingtem Königthum nie das ganze Volk unbedingt auf einer Seite, und jedes Anhänger gefunden. Don Carlos war an die Grenze gedrängt worden und hatte sich um alles Ansehen gebracht durch die persönliche Unfähigkeit, welche er an den Tag gelegt, und das despotische Gelüste, welches auftauchte, so oft einiger Erfolg seine Waffen krönte; er hatte gegen seine treuesten Heerführer gewüthet wie gegen seine Feinde, und irrte zuletzt wie ein Flüchtling von einer Gebirgsschlucht zur anderen, nur um den spanischen Boden nicht verlassen zu müssen. Endlich aber war er so vollkommen eingeschlossen worden, daß nur die Flucht nach Frankreich offen blieb, er fühlte den Boden unter sich wanken, und mußte mit der Königin, dem Prinzen von Asturien und Don Sebastian die französische Grenze überschreiten. Die Regierung wieß ihm einen Aufenthalt in Bourges an. Die ziemlich zahlreichen legitimistischen

1839. Familien dieser Stadt beeiferten sich nicht, ihm ein Unterkommen anzubieten, als um ihre Häuser für die übertriebensten Miethpreise anzubringen. Nur mit Mühe fand man um die Jahresmiethe von 30,000 Franken ein finsteres Haus zwischen Hof und Garten, das keine 50,000 Franken werth war. Die Legitimisten konnten allerdings sagen, daß Don Carlos ihrer Sache großen Abbruch gethan hatte, aber die Verpflegung seines kleinen Hofhaltes in Bourges zum Gegenstand einer Geldspekulation zu machen, hieß denn doch die Würde ihrer Partei sehr bloßstellen; denn wenn es allerdings die französische Regierung war, die zahlen sollte, so war es Don Carlos, der darunter litt, daß es der Regierung so schwer gemacht wurde, ihm ein seinem Range entsprechendes Unterkommen zu verschaffen. Nur der Marquis von Dreux-Brézé blieb nicht bei der bloßen Huldigung in Worten stehen, sondern bot den Infanten sein Schloß Brézé bei Saumur zur Wohnung an. Sie wurden indessen verhindert, davon Gebrauch zu machen, denn die Regierung gestattete ihnen nicht, Bourges zu verlassen; nur Don Sebastian bekam Pässe nach Neapel, und reiste dahin ab. Don Carlos war als Flüchtling nach Frankreich gekommen, aber nicht als ein politischer Mann, der, in einer Frankreich fremden Sache auf fremdem Boden unterlegen, nun in Frankreich das Asyl suchte, das in der That dort edelmüthig jedem politisch Verfolgten gewährt wird. Er wollte vielmehr kein Asyl, sondern in Frankreich nur die Mittel, um es zu verlassen, und von einem anderen Lande aus die Sache auf der pyrenäischen Halbinsel wieder aufzurichten, welche in dem ausgesprochensten Gegensatze mit dem in Frankreich bestehenden Regierungssystem stand. Eine dem Julithron feindliche Partei in Frankreich hatte nicht nur die Sache des Prätendenten in Spanien unterstützt, sondern es mit der ausgesprochenen Absicht gethan, daraus einen Hebel für ihre Absichten in Frankreich zu machen. Wir haben schon früher dargethan, wie sehr Frankreich, und zwar unter jeder Regierung und Dynastie, welche immer, in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel betheiligt ist. In der That, nichts ist ihm dort fremd, und wenn es auch die mittelbare Leitung der Verwaltung in Spanien weder verlangen noch wünschen

kann, so muß es nothwendig einen Einfluß auf die politische Richtung 1839.
der Regierung in Madrid wenigstens in so fern anstreben, daß es offenbar feindliche Tendenzen abwendet. Frankreich kann sich unmöglich dabei beruhigen, daß ein Regierungssystem in Madrid es nicht thatsächlich befeindet, es muß auch, seiner Natur nach, nicht zu der Consequenz genöthigt werden, dies früher oder später thun zu müssen. Wenn Ludwig Philipp sich die geschichtlichen Lehren zu gut gemerkt hatte, um den Fehler Napoleons nachzumachen und ein französisches Heer nach Spanien zu senden, so war es nicht, um dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel fremd zu bleiben. Don Carlos hatte in Spanien alles das bekämpft, was Frankreichs Interesse erwünscht und förderlich seyn konnte; er unterlag, nicht den Waffen eines französischen Hülfsheeres, sondern der siegenden spanischen Constitutionssache. Er hatte sich Frankreich ausgeliefert, nicht weil er es wollte, sondern weil er es mußte, weil seine Grausamkeit so herbes und gerechtes Rachegefühl erzeugt hatte, daß wenn er in die Macht seiner Gegner fiel, Gerechtigkeit ihm ein schreckliches Loos hätte bereiten müssen. Gegen diese Vergeltung wollte Frankreich ihn schützen, aber die gewöhnliche Klugheit gebot, die nicht herbeigeführte, sondern aus der Natur der Dinge hervorgegangene Gelegenheit zu benutzen, um ihm für die Zukunft die Gelegenheit abzuschneiden, fernerhin gegen Frankreich zu wirken, wie er es notorisch gethan hatte, denn das Lager der Carlisten in Spanien war auch ein Heerd der legitimistischen Umtriebe in Frankreich selbst, und wenn das carlistische System in Spanien zur Herrschaft käme, so wäre das gleichbedeutend mit einem Aufstand in Frankreich, es wäre vielmehr ein permanenter Aufstand an der Grenze Frankreichs, der, einmal festgestellt, nicht in Frankreich, sondern nur durch einen Krieg gegen Spanien bewältigt werden könnte. Diesem Allen konnte nur vorgebeugt werden durch das Festhalten des Infanten Don Carlos und des Prinzen von Asturien in Frankreich. Die Befugniß dazu lag also in dem natürlichen Rechte der Selbsterhaltung, und außerdem in der Stellung Frankreichs in dem Viermächtevertrag. Dieser war geschlossen zur Aufrechthaltung der Erbrechte der Königin Donna Isabelle; Don Carlos freigeben,

1839. hieß diesem Vertrage den Krieg erklären. Die englische Regierung konnte den besonderen Gesetzen des Landes nach — deren Wohlthat im Allgemeinen wir zu mißkennen weit entfernt sind — Don Carlos, wenn er nach England käme, weder abweisen noch mit präventiven Maßregeln umgeben, sondern höchstens, wenn er schon thatsächlich gegen eine verbündete Macht gerüstet, von England ausweisen; die Erfahrung war schon einmal gemacht, und konnte sich buchstäblich wiederholen, ohne daß die englische Regierung, wenn sie in ihrer gesetzlichen Befugniß bleiben wollte, im Stande gewesen wäre, dem vorzubeugen. Frankreich allein konnte Don Carlos unschädlich machen, und die Regierung that es, ohne die Verantwortung dafür zu scheuen. Allerdings sind Reclamationen dagegen auf dem diplomatischen Wege erfolgt, aber ohne Nachdruck, mehr in der Weise, eine formelle Pflicht erfüllt zu haben, und offenbar mit der Vorausnahme, daß die französische Regierung selbst es einsehen werde, daß man auf keinen Erfolg rechnete. Don Carlos wird mit aller Milde und persönlicher Rücksicht an seinem Aufenthaltsort behandelt, aber alle Wege zu entkommen, oder thatsächliche Schritte zu thun, sind ihm abgeschnitten.

Die orientalische Frage war und ist in so fern eine ganz europäische, daß alle europäische Großmächte gleichmäßig fast dabei interessirt sind, weil so viele Fragen im Westen nur auf eine Bewegung warten, gleich viel woher sie komme, um in Fluß zu gerathen, und weil eine Bewegung im Osten nur eine folgenreiche Entwickelung bekommen kann, insofern europäische Mächte darin eingreifen und sich der Frage bemächtigen, um sie zu einem welthistorischen Schlusse zu bringen; denn ohne dieses Einschreiten würde in Asien geschehen, was schon hundertmal in dem Laufe der Geschichte geschehen ist, daß dort nämlich eine individuelle oder nationale Kraft sich genugsam steigerte, um ein neues Reich oder eine Dynastie zu gründen, ohne andere Folge, als daß ein Höhepunkt der Herrschaft erreicht wurde, damit diese, sobald sie die Waffen niederlegte, nur noch eine Zeit lang sich durch die Macht der Gewohnheit erhaltend, allmälig abstürbe, um einer andern Platz zu machen, die kein anderes Schicksal vor sich hätte. Das kommt

daher, daß in allen diesen Umgestaltungen keine Frage bis in das 1839.
Volksleben taucht, daß dieses dort nur vorhanden ist als ein Gewicht der Herrschaftsfrage, auf welche es nur Einfluß übt durch die brutale Masse seiner materiellen Schwere. So hat im Orient nichts Bestand, Alles wechselt, ohne daß es darum anders wird, und in diesem fehlerhaften Kreisel würde, ohne die Dazwischenkunft Europa's, Alles sich noch Jahrhunderte umdrehen können. Es ist eine providentielle Fügung, daß die Ausläufer der europäischen Politik in Asien Wurzel gefaßt haben, um aus der Fäulniß eines stagnirenden Geschichtlaufes und der Zersplitterung einer vor ihren Consequenzen zaghaften Civilisation, die nicht weiter kann, ohne auf dem alten Wege von ihren eigenen Werken aus der Bahn geschleudert zu werden, ein drittes zu schaffen, in dem Beide eine Wiedergeburt erfahren sollen, ohne welche sie für die höheren Zwecke der Menschheit verloren wären. Der materielle Despotismus wiederholt sich immer und verbraucht seinen Stoff, ohne dessen Zeugungskraft zu ersticken, wie denn Unkraut stets überwuchert was mit gleicher Berechtigung neben ihm gepflanzt wird, und nur in einem regenerirten Boden zum Schweigen gebracht wird. Die Civilisation aber, wenn sie den Boden nicht verbessert, verbrennt ihn und kommt um mit dem Unkraut, das sie vertreibt; die Civilisation kann in einer Richtung nicht alt werden, sie muß durch beständige Verjüngungen zur Naturkraft gelangen, die sie nur überwindet, wenn sie sie veredelt in sich aufnimmt. In Amerika hat die europäische Civilisation nur sich selbst hervorbringen können in Ab- und meistens in Zerrbildern; in Asien aber sind noch die Ahnen europäischer Gesittung lebendig an dem Urquell des inneren Lichtes, und wenn dieses, von kalmückischer Thiermenschlichkeit verdrängt, wieder dahin zurückkehrt, so wird Europa dort eine Wiedertaufe erfahren, wo schon einmal und für immer das Heil ihm leuchtete. Wir stehen noch vor der Schwelle, aber wenn die ehernen Thore dieses unermeßlichen Verhängnisses laut krachend aufspringen, so wird der Wiederhall zwei Welttheile erschüttern, und eine geschichtliche Epoche beginnt, deren Einflusse kein Punkt der bewohnten Erde sich wird entziehen können. Die Entwickelungsstufen, welche diese Bewegung wird durchlaufen

1839. müssen, um zur Abklärung zu kommen, kann jetzt kein staubgeborner Geist vorher bestimmen; aber die Ueberzeugung, daß es sich in diesem Kampfe um das Geschick der Menschheit handelt, hat instinctmäßig alle morgenländische und abendländische Völker durchzuckt, und Jedermann, wie sehr er auch Anfangs abseits bleiben möge, wird in dem Ergebnisse für lange aus Bestimmung erhalten. Die Türkei als Reich, die Türken als Nation, stehen zwar vorne an, aber nur, weil noch der Halbmond auf beiden Seiten des Bosporus aufgepflanzt ist. In Asien wie in Europa ist das türkische Volk nur vorhanden in vereinzelten Abkömmlingen der einst so tapferen Schaaren des Propheten. Eine türkische Politik gibt es nicht mehr; die sieben Thürme in Stambul bedrohen so wenig die europäischen Diplomaten, als die Dardanellenschlösser die europäischen Flotten, wenn sie die Fahrt durch den Bosporus erzwingen wollen. Aber alle Wege, auf denen man zur Herrschaft in Asien gelangt, waren oder sind unter türkischer Botmäßigkeit: von den Küsten des schwarzen Meeres, durch den Kaukasus, durch das Flußgebiet des Euphrat nach Persien und Indien; durch Egypten und Bab el Mandeb nach den indischen und ostafrikanischen Meeren. Die Herren dieser Straßen werden zwar darum nicht die Herren der Entwickelung, welche durch die Flutung europäischer Civilisation in Asien beginnen wird, aber sie werden die Vermittler davon in ihrem Ausgange von Europa und ihrer Rückwirkung darauf. Aus diesen Gründen war das Auftreten Mehemeds Ali — des augenblicklichen Herrn der wichtigsten dieser Straßen durch das rothe Meer — in Syrien, sein Rütteln an der Macht der Pforte, von so großer Bedeutung. Der erste Schritt der europäischen Diplomatie war eine Gesammtnote von den Botschaftern der fünf Mächte in Constantinopel, worin die Pforte durch die Erklärung beruhigt wurde, daß die Mächte die Integrität der Türkei unter allen Umständen gegen Mehemed's Ali Uebergriffe aufrecht erhalten wollten; das hieß nun eigentlich: die Integrität der orientalischen Frage in der Stellung der europäischen Mächte zu derselben. Da man in der Pforte nur die europäische Politik in Beziehung auf Asien schützte, so versteht es sich von selbst, daß man vor Allem nicht dulden konnte,

daß der egyptische Vasall nach Constantinopel kam, um dort den 1839.
muhamedanischen Geist mit einem kriegerischen Aufschwung zu heben. Hierin waren Alle einig, und auch Frankreich, dessen Botschafter, Admiral Baron Roussin, zwar dieß Verhältniß richtig erkannte, dagegen zu unbedingt sich nicht nur der Erhaltung der Pforte anschloß, sondern sich auch geneigt zeigte, feindlichen Maßregeln gegen Mehemed Ali beizutreten. Frankreichs Politik aber erheischte nicht nur keineswegs die Vernichtung der Macht Mehemed's, sondern sie hatte ein Interesse daran, daß sie, von Bewältigung der Pforte abgehalten, in Egypten fortbestehe; wogegen England sie nur als eine ottomannische Statthalterschaft wollte, um seiner indischen Verkehrstraße über Suez gewiß zu seyn. Rußland sah dem zu, vor der Hand noch ziemlich unbetheiligt bei Mehemed's Bestehen in Egypten, nachdem er von Constantinopel abgewiesen war. Frankreich hatte es abgelehnt, Englands Vorschlag beizutreten zum feindlichen Einschreiten gegen Mehemed. England nahm diese Beitrittsverweigerung mit einem Verdruß auf, den es zwar in den diplomatischen Noten wenig durchblicken ließ, der sich aber in den englischen Zeitungen auf jede Weise Luft machte. Das englische Kabinet jedoch betrachtete Rußlands besondere Stellung zur Pforte, wie sie durch die Stipulationen im Vertrag von Hunkiar-Skelessi geworden, mit nicht weniger mißtrauischen Blicken als Frankreich, und beide Mächte fanden sich auf natürliche Weise vereinigt in dem Bestreben, mit gemeinschaftlichen Mitteln zu verhindern, daß irgend eine Wendung in den Ereignissen den Vorwand biete, Rußland als Schutzmacht nach Constantinopel zu bringen. Frankreich hatte seinen Botschafter an der Pforte abberufen, und den Grafen Pontbois als Minister gesendet, der fast zu gleicher Zeit in Constantinopel eintraf, als der von Mexiko zurückgekehrte Prinz Joinville am Bord seiner Fregatte Belle Poule vor Therapia Anker warf. Unterdessen hatte Rußland mit gespannter Aufmerksamkeit die Stellungen beobachtet; es erkannte, daß jeder entscheidende Schritt von seiner Seite die übrigen Mächte verbündet, sich gegenüber finden werde, und da es noch nicht in dem Falle war, die Frage auf sich allein nehmen und gegen Alle durchführen zu können, so beschloß es, die

1839. Vertagung zu seinem Vortheil zu benutzen, um nicht sich, sondern eine andere Macht zu isoliren. Es war ganz klar, daß es mit der unbedingten Behauptung des Vertrags von Hunkiar-Skelessi keine Sympathie für sich erwecken könne; es wollte daher von der Verzichtleistung den Nutzen ziehen, den die Behauptung ihm nicht bringen konnte, und dennoch dabei sich für gelegenere Zeit den Vertrag sichern. Der russische Geschäftsträger in Paris, Graf Medem, führte nicht die Sprache, welche man in den Zeitungen ihm in den Mund legte, aber er trat mit trockenen und kategorischen Erklärungen auf, während der nach London gesendete Baron Brunow das Kabinet von St. James mit auffallender Rücksicht behandelte und in wichtige Unterhandlungen mit ihm eintrat. Rußland ließ in London erklären, daß es in so weit von den Stipulationen des Vertrags von Hunkiar-Skelessi abgehen wolle, daß wenn der Fall eintrete, daß, um die Integrität der Türkei zu schützen, eine russische Flotte den Bosporus passiren müsse, die Kriegsflaggen anderer Mächte in das Meer von Marmora zugelassen werden sollen, wogegen in gewöhnlichen Zeiten die Sperre des Bosporus und der Dardanellen als völkerrechtlicher Grundsatz aufgestellt werden müsse. Dieses Anerbieten gelangte über London an das Kaibnet vom 12. Mai. Frankreich glaubte, dieser Uebereinkunft seine Zustimmung nicht versagen zu dürfen, fühlte aber gleichwohl, daß Rußland nichts vergab, was mit Nutzen verwendet werden konnte, und dabei, indem es Englands Mißtrauen beschwichtigte, es von Frankreich abzog. Auf diesem Punkte standen die orientalischen Angelegenheiten bei Eröffnung der Kammern, welche am 23. December statt fand.

Aber auch im Innern hatte es nicht an unruhiger Bewegung gefehlt, die indessen nur Zuckungen verursachte von Parteiverhältnissen, die im Abnehmen begriffen waren. Nach den Erfahrungen, die man beim Maiaufstande gemacht, konnte man in den Kammern unmöglich rechnen auf eine Mehrheit für Vorschläge zur Wahlreform; es hatte sich zu klar herausgestellt, daß eine erweiterte Wahlfreiheit allmälig zur brutalen Herrschaft der Zahl führen müsse. Die Opposition indessen hing die Wahlreform als Schild aus, um vor den Kammern ein Programm zu haben und im öffentlichen Leben einen

Anhaltspunkt für Aufregung und Zustimmung mit den beabsichtigten 1839.
Bittschriften. Odilon Barrot hatte sich an die Spitze des Comite's für Wahlreform im Sinne der gemäßigten Linken gestellt. Man berechnete, daß die Kategorien, welchen sie die Wähler- und Wahlfähigkeit verschaffen wollte, die Zahl der Wahlberechtigten auf 400 bis 600,000 bringen würden. Hiemit würde aber Niemand befriedigt werden, denn die Republikaner sahen darin eine trügerische Beschwichtigung, und die Bourgeoisie einen Angriff auf ihre Macht. Die äußerste Linke mit Dupont und Laffitte an ihrer Spitze wollte, daß jeder Nationalgardist das Wahlrecht bekommen sollte, und man hätte so ein bewaffnetes Wählercorps von über 2 Millionen erhalten. Der Dienst in der Nationalgarde zur Bedingung des Wahlrechts machen, hieß auf eine auffallende Weise seine Natur verkennen und war offenbar ein Zurückgehen auf den Lafayettismus, der schon längst um seinen Credit gekommen war; sein Erfolg war undenkbar ohne eine Revolution, und hatte nicht die mindeste Aussicht auf Beachtung als von denen, welche eine Revolution wollten. Die Gazette gar verlangte das Wahlrecht für jeden Bürger, der irgend eine Steuer zahle; sie hätte kein besseres Mittel finden können, um jeder Wahlreform den Weg zu versperren. Die Regierung hegte daher auch keine Besorgniß, daß irgend einer von diesen Planen Eingang finden könne. Der Bonapartismus hatte indessen sich ziemlich öffentlich etablirt mit dem Capitole als zugegebenes Organ, welches Blatt von Durand redigirt wurde. Auch in Lyon hatte der Bonapartismus sich Anhänger verschafft und ein Organ gegründet. Man entdeckte einen Briefwechsel zwischen Ludwig Napoleon in England und einem Marquis von Crouy-Chanel, der schon vorher bekannt war als ein politischer Intrigant. Der mit Beschlag genommene Briefwechsel enthielt indessen keine Enthüllung, die von Bedeutung war, sondern sentenzenreiche und hochtrabende Redensarten des Prinzen über das Glück, welches Frankreich unter seiner Herrschaft zu erwarten habe. Es war ein eigenes Schauspiel für denjenigen, der die Ereignisse mit unbefangenem Blicke und mit einiger Kenntniß ihres inneren Zusammenhangs beobachtete, die offen durchschimmernde Ironie zu sehen, mit der die

1839. Feinde der Regierung einen Prätendenten herbeiriefen, dessen Name die öffentliche Phantasie erhitzte; wie er die Blindschleichen nicht bemerkte, die überall gelegt waren, und wie er die Huldigung für Ernst nahm, die nur der Fahne des Aufruhrs galten, welche man mit seinen Farben schmückte, weil fast alle andere erblaßt waren. Vergebens hatte um diese Zeit der amerikanische Anwalt und Miliz-Obrist, Achille Mürat, auf seinem Wege nach Frankreich, wohin die Erbschaft der Gräfin Lipona ihn berief, in London sich bemüht, seinem Vetter die Augen zu öffnen, der mit kaiserlicher Selbstgenügsamkeit die kleinbürgerliche Beschränktheit des Republikaners bemitleidete. In der That, wer nur nach oberflächlichen Zeichen urtheilte, der konnte staunen über den Zeitungsbonapartismus, der auf einmal laut ward in Paris und Lyon. Herr Durand, ehemaliger Redacteur des Journal de Francfort, der nicht lange vorher in St. Petersburg Vorlesungen über französische Literatur gehalten, schien in den Redactionsbureaux des Capitole, ein neuer Maret, sich ganz darauf vorzubereiten, ein Kanzler und Würdenträger des neuen Kaiserthums zu werden. Er spielte eine Rolle, saß mitten in einer Intrigue, die beträchtlich Lärm machte, wurde verhaftet und wieder frei gegeben, konnte in einer Art von Bülletins melden, daß er sich wohl befinde, daß seine zahlreichen Freunde keinerlei Besorgnisse um ihn hegen möchten, daß die Haussuchungen kein Ergebniß gehabt, und die Sache des Capitole mehr als je die Sache des Volks werde. Prinz Ludwig suchte seinerseits von England aus möglichst oft von sich hören zu lassen, focht tapfer mit bei dem großen Turnierspiel in Schottland und man konnte dabei in allen Zeitungen viel und breit lesen von der Kaiserähnlichkeit und der ritterlichen Haltung des jungen Napoleoniden. Der Prinz und sein Genosse, Herr Persigny, correspondirten auch öffentlich mit der französischen Presse; so im Betreff der bei Herrn von Crouy-Chanel in Beschlag genommenen Briefe, aus welchen, nach Persigny's Behauptung, hervorgehen müsse, daß alle Vorschläge, auf dem Wege geheimer Umtriebe seiner Sache Eingang zu verschaffen, vom Prinzen entschieden zurückgewiesen worden seyen; wir wissen ja schon, was er unter Organisation verstand, er revolutionirte nicht,

sondern organisirte nur, und schien ganz glücklich, diese sinnreiche Benennung seines Verfahrens erfunden zu haben. Auf einmal trat der Prinz mit einem Werke auf, das ein Handbuch für seine Agenten, der Leitfaden einer kaiserlichen Propaganda werden sollte. Les idées Napoleoniennes erschienen. Der große Kaiser hatte allerdings große Ideen gehabt, und selbst die Irrthümer eines gigantischen Egoismus haben immer eine Berechtigung im despotischen Instincte des Genies, das großartig genug war, um Mittel zu schaffen, in denen die Größe der Idee sich ausprägte. Des Kaisers Neffe erklärte sich als Universalerbe der Ideengröße seines Ahn's, und hatte allerdings eine große Idee von sich, aber nicht die geringste von dem, was er unternehmen wollte. Die Schrift blieb nicht ohne Einfluß. Wohl möglich, daß einige Parteien, die sich vergebens nach einer großartigen Persönlichkeit umsahen, noch immer in einer geheimen Täuschung befangen gewesen waren über das, was sie vielleicht noch aus dem Verfasser der Napoleonischen Ideen machen könnten; diese mußte nach Lesung der Schrift verschwinden. 1839.

Das Jahr schloß nicht ohne eine bittere Erfahrung in Algier, die, wiewohl sie an und für sich weder von Bedeutung war noch Folgen hatte, dennoch im Programm des Jahres sich schlecht ausnahm, da sie kaum erregte Hoffnungen auf verdrießliche Art störte.

Der Herzog von Orleans hatte mit seiner Gemahlin eine Reise durch das südliche Frankreich gemacht, wo seine Erscheinung überall einen guten Eindruck hinterließ, auch da, wo, wie in Bordeaux, leidende Ortsinteressen eine Stimmung erzeugt hatten, welche mit der Regierung haderte aus nicht viel besserem Grunde, als wenn man sie für das Wetter hätte verantwortlich machen wollen. Die Herzogin begab sich nach Paris zurück, der Prinz aber schiffte sich nach Algier ein. Bald nach seiner Ankunft unternahm Marschall Valée einen Streifzug nach Setif unter die Kabylenstämme. Der Prinz befehligte eine Division, und zog durch den Gebirgspaß der sogenannten eisernen Pforte. Dieser Zug, der nicht auf großen Widerstand traf, hatte weniger eine militärische als eine moralische Bedeutung; er schien die Hoffnung zu bestätigen, daß was mit den Waffen errungen war,

1839. nunmehr unter ihrem Schutze sich einer friedlichen Entwickelung erfreuen werde. Nur kurze Zeit jedoch war der Prinz von Afrika nach Paris zurückgekehrt, als die Nachricht Frankreich überraschte, daß Abd-el-Kader plötzlich wieder erstanden, daß er einen heiligen Krieg gegen die Franzosen verkündigt und ihn mit einem Ueberfall der Ansiedelungen in der Ebene Metidscha begonnen habe, ja daß seine Schaaren bis vor die Thore von Algier streiften. Der Marabut hatte einen Paragraph der französischen Thronrede verdorben, die, statt Algeriens Befriedigung zu verkünden, Verstärkung des dortigen Heeres verlangen mußte.

1840.

Ein Geist ängstlicher Unruhe ging diesem Jahre voraus, und zeigte sich in seinem Beginn. Man hatte alte Prophezeihungen hervorgesucht, welche für dies Jahr das Ende der Welt verkündeten. War die Zeit vorbei, wo eine solche Prophezeihung das Ende der Ordnung herbeiführen konnte, so wäre es dennoch ein großer Irrthum, zu glauben, daß sie ohne alle Wirkung geblieben wäre. Wir haben Beispiele genug gehabt, daß in unserer Zeit, in mehr als einem der, sich einer hohen Civilisation rühmenden Länder, noch immer in einigen Schichten der Gesellschaft, und zwar nicht ausschließlich in der untersten, der Aberglaube so wenig vertilgt ist, als der Aberwitz; und gerade wenn der Glaube nicht gebunden ist, kann das Unglaublichste glaublich werden. Allerdings werden Prophezeihungen vom Ende der Welt nur dann das Ende der Ordnung herbeiführen, wenn diese nicht gehandhabt würde von denen, welche in zeitlichen und ewigen Dingen über den Nebel rathloser Beschränktheit hinwegsehen; aber auch diese haben einen Aberglauben, der ihnen gefährlich werden kann, wenn sie in diesem Helldunkel stehen bleiben. Die Mehrzahl des Mittelstandes glaubt noch immer, die Macht müsse unter allen Umständen der Aufklärung bleiben, und sie beruhigen sich bei diesem, in einem bloß negirenden Sinne nichtigen Begriffe, ohne zu bedenken, daß sie damit auf einem höchst beschränkten Standpunkte Halt machen. Eben dieses Jahr brachte mehr als eine Warnung über die Gefahr einer 1840.

1840. solchen Täuschung, und zeigte, daß die Menge über Rechte und Befugnisse leicht aufgeklärt werde, und dann nur denen folgen wird, welche ein Licht aufstecken, das Allen leuchtet, das man nicht bloß an seinem Glanze erkennt, sondern an seiner Wärme empfindet. Diese Wahrheit ist von manchen Hellsehenden im Mittelstande wahrgenommen, die um so besorgter ihre Stimme erheben, je hörbarer die Nothrufe werden, welche mit sybillinischer Mahnung eine immer kürzere Frist verkünden. Diejenigen, welche durch Vereinigung sich und Allen Hülfe bringen sollen, trennen sich immer mehr, entfremden, fürchten sich immer mehr, und erschweren das Verständniß, ohne welches Jeder, auf seinem Wege allein, nur Unheil finden kann. Niemand soll kleinmüthig an Rettung verzweifeln, Jeder aber wohl bedenken, daß wir bereits die Zeit erreicht haben, wo bloße äußerliche Beschwichtigung in immer kürzeren Zwischenräumen sich unzulänglich erweißt.

In den Erörterungen der Kammern zeigte sich das Ministerium schwach, es vermochte nur eine unzuverläßige Mehrheit zu gewinnen; die Zersplitterung, welche die zertrümmerte Coalition hinterlassen, konnte noch immer nicht zu einer festen Gruppirung gelangen. Die Adreßverhandlungen zeigten diesen Zustand, ohne an sich etwas hervorragendes herauszustellen. Die orientalische Frage, welche darin eine Hauptrolle spielte, konnte in keiner Weise etwas Entscheidendes darbieten, sondern mußte sich in Allgemeinheiten hinschleppen, in welche Wünsche, Ansichten und Anweisungen sich kleideten. Kaum vernahm man je eine unfruchtbarere Verhandlung aus der nur die Furcht, sich dem Auslande gegenüber verkürzt zu sehen, deutlich hervorblickte, so wie der Zweifel, ob Frankreichs Interessen mit hinlänglicher Energie von dem gegenwärtigen Cabinette vertreten werden dürften. Da indessen Niemand ein System aufstellen konnte, welches eine bessere und unzweifelhafte Garantie darbot, so wurde es den Ministern nicht schwer, die unmittelbaren Folgen einer so unbestimmten Opposition zu beschwichtigen, und die Adresse wurde angenommen mit 212 gegen 43 Stimmen. Konnte man aber auf diesem Felde vor der Hand nicht dem Ministerium beikommen, so unterließ man nicht, die Frage der Wahlreform mit Eifer zu betreiben. Das Programm des Reform-

comité's, an dessen Spitze Laffitte stand, hatte in der Nationalgarde 1840. Wiederhall gefunden, und allerdings war sein Vorschlag geeignet, diesem Corps die Bedeutung zu geben, welche Lafayette ihm gewünscht, ihm mehr als einmal verheißen, und ihm nie hatte verschaffen können. Die unterdessen verflossene Zeit war diesem Plane keinesweges günstiger geworden, aber die Reformfrage konnte zu einer Demonstration benützt werden, die immerhin in einem anderen Bereiche zu brauchen wäre. Das geschah denn auch. Am 12. Januar versammelten sich auf dem Börsenplatze mehrere Hunderte Nationalgardisten in Uniform, mit etwas über vierzig Offizieren. Diese begaben sich in voller Ordnung, drei Mann hoch, die Offiziere an der Spitze, nach einander zu den Herren Laffitte, Arago, Dupont (de l'Eure) und Martin (von Straßburg), um diesen Führern des Comités zum Vorschlag einer Wahlreform, die Zustimmung zu ihrem Plane und den Dank dafür zu erkennen zu geben. Ein Hauptmann Vallé von der vierten Legion führte das Wort. Die Antwort, welche Laffitte ihm ertheilte, zeigt am besten die Hoffnungen, denen man sich hingab. Der so oft getäuschte Laffitte, der indessen in Hoffnungen nicht ermüdete, antwortete folgendermaßen: „Es ist für mich eine wohlthuende Erinnerung, Sie „in diesem Hause zu sehen, welches das Standquartier der Juli„revolution war, dieser unsterblichen Revolution, die, indem sie bei „allen Völkern hochsinnige Theilnahme erweckte, das Schicksal der Welt „in Frankreichs Hände legte. Diese Revolution, gemacht vom Volke „für das Volk, hat ihre Früchte nicht getragen. Sie legte Pflichten „auf, und verkündigte Rechte. Die Pflichten habt Ihr redlich erfüllt, „aber die Rechte wurden mißkannt. Sie, meine Herren, bewähren „durch das Verlangen einer Wahlreform eine treue Gesinnung für „die Julirevolution, welche gefährdet wird durch diejenigen, denen die „Sendung zu Theil wurde, sie zu entwickeln. Reformen, die als „nothwendig erkannt werden, bieten übrigens das beste Abwehrmittel „einer Wiederholung revolutionairer Bewegungen, denn meiner festen „Ueberzeugung nach müssen wir auf dem gesetzlichen Wege zum Fort„schritt gelangen können." Arago drang in seiner Antwort auf Institutionen, durch welche Frankreich seine Macht und seinen Einfluß

1840. wieder erlangen könne. Um diese vier Besuche abzustatten, hatte die zahlreiche Abordnung einen großen Theil der Hauptstadt durchziehen müssen, wobei ihr nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Die vollkommenste Ordnung hatte statt gefunden, und man trennte sich ebenso, nachdem eine Sammlung für verdienstlose Arbeiter statt gefunden hatte; an und für sich ohne Zweifel sehr verdienstvoll, aber unter diesen Umständen und in dieser Weise ein deutliches Zeichen, auf wen man dabei rechnete. Marschall Gérard als Oberbefehlshaber der Pariser Bürgergarde erließ einen Tagsbefehl, worin er, unter Anführung der gesetzlichen Verbote, den ganzen Vorgang rügte, und auf die Gefahr für die öffentliche Ordnung, wenn man diesem Geiste Raum geben wolle, aufmerksam machte; auch wurden die Offiziere, welche an der Abordnung Theil genommen vor den Präfecturrath gerufen und meistens mit mehrmonatlicher Enthebung von der Ausübung ihres Grades belegt.

Als eine bloße Episode erschien das am 31. Januar erfolgte Urtheil über die zweite Kategorie der ergriffenen Theilnehmer am Maiaufstande im Jahr 1839. Unter diesen war Louis Blanqui der Einzige von Bedeutung und höherer Stellung in den geheimen Gesellschaften. Man glaubte zuerst, er sey nach England entkommen, und es scheint, daß man mehrere Monate hindurch das für so gewiß nahm, daß keine besondern Nachforschungen mehr statt fanden. Blanqui aber war so unvorsichtig, in Paris an öffentlichen Orten zu erscheinen in so leichter Verkleidung, daß er bald von Freunden und somit auch von Feinden erkannt wurde. Die Behörde erhielt Nachricht, daß er, darüber gewarnt, Paris verlassen wolle, und gerade als der Eilwagen, in dem er Platz genommen, fortfahren wollte, wurden die Thore des Posthofes geschlossen und Blanqui verhaftet. Er befolgte vor dem Pairgerichtshofe dasselbe System des Läugnens, wie seine Vorgänger, ja sogar sein Anwalt, Dupont, verzichtete auf seine Vertheidigung. Blanqui wurde zum Tode verurtheilt, und seine Strafe, als unumgängliche Folge von Barbès Begnadigung, in lebenslängliche Deportation verwandelt. Seine Mitschuldigen wurden zur Deportation, Detention oder Gefängnißstrafe mit polizeilicher

Aufsicht nach erstandener Strafzeit verurtheilt. Blanqui hatte allerdings nicht so unmittelbar an einem individuellen Todtschlage, wie Barbès, Antheil genommen, aber er war ein eben so gefährliches Haupt der Verschwörung und aus seiner Vergangenheit lastete auf ihm, daß er mit Pepin in Verbindung gestanden und von dem Fieschi'schen Attentat gewußt. 1840.

Den größten Enthusiasmus erregte in Frankreich die Nachricht von der heldenmüthigen Vertheidigung von Mazagran in Afrika. Mehr als hundert Stunden hindurch hielten sich 123 Mann der zehnten Compagnie vom afrikanischen leichten Fußvolk, unter Anführung des Hauptmannes Lelièvre, hinter einer schwachen, zum Theil ganz zerschossenen Mauer, gegen mehrere tausend Feinde. Es war eine Waffenthat, die in der That eine Erwähnung in der Geschichte verdient. Außer den persönlichen Beförderungen und Ehrenbezeigungen wurde sie auch damit belohnt, daß jedesmal am Jahrestage dieses Ereignisses der Tagsbefehl feierlich verlesen, so wie auch die von Kugeln durchlöcherte Fahne der Compagnie als besonderes Ehrenzeichen verliehen werden solle.

Unterdessen bereitete sich die Begebenheit vor, welche die Veranlassung werden sollte, das Kabinet aus dem Sattel zu heben. Am 25. Januar machte der Ministerpräsident in Gegenwart aller übrigen Minister der Kammer amtlich Anzeige von der Verbindung des Herzogs von Nemours mit der Prinzessin Victorie, Auguste, Antoinette von Sachsen-Coburg-Gotha, Tochter des Herzogs Ferdinand von Coburg, Feldmarschallieutenants in östreichischen Diensten. Zugleich brachte das Ministerium einen Gesetzvorschlag ein, über eine Dotation für den Herzog von Nemours im Betrag von 500,000 Franken Apanage, und, im Falle seines Hinscheidens, 300,000 Franken Wittwengehalt für die Prinzessin, so wie 500,000 Franken Heirathskosten. Diese Mittheilung erregte sogleich eine sehr lebhafte Bewegung in der Kammer, in welcher die Theilnahme an einem erfreulichen Ereignisse in der königlichen Familie fast aufging in dem Erstaunen über das Verlangen einer Dotation von dem es begleitet war. Man kannte zwar die Ansicht des Königs, nach welcher die Dotirung des

1840. Prinzen eine natürliche Folge der Anerkennung der königlichen Familie als Nationaldynastie sey, allein man hatte offenbar nicht erwartet, die Dotationsfrage wieder angeregt zu sehen. Noch in derselben Sitzung beschwerte sich Lherbette darüber, daß der Minister bei Darlegung des Gesetzesentwurfs über die Dotation des Herzogs von Nemours nicht die Unzulänglichkeit der Civilliste aufgeführt habe, worauf vom Präsidenten bemerkt wurde, daß bei der Dotation des Herzogs von Orleans keine solche Rechtfertigung verlangt worden sey. Ein Antrag von Lherbette, die Kammer darüber votiren zu lassen, wurde indessen mit großer Mehrheit verworfen. Der Präsident zeigte an, daß das Bureau der Kammer sich ins Schloß begeben werde, um dem Könige den Glückwunsch der Kammer darzubringen. Daß die Dotation nicht ohne Kampf in der Kammer durchgehen werde, wußte man und war darauf vorbereitet. Das Ministerium vom 12. Mai schwankte schon lange, und es war schon vorher der Plan erörtert worden, es theilweise zu ersetzen; man hatte Guizot, Thiers, Molé abwechselnd im Auge gehabt. Guizot kam vor der Hand aus dieser Combination durch seine Ernennung zum Botschafter in London an die Stelle des Grafen Sebastiani, der später dafür den Marschallsstab bekam, und den das Ministerium beschuldigte, in den orientalischen Angelegenheiten das Interesse Frankreichs bei dem englischen Kabinet ohne Energie vertreten zu haben. Bei jeder Ergänzung des Ministeriums mußte indessen der Dotationsvorschlag Bedingung werden, denn sonst hätte man darauf verzichten müssen, und da man das nicht wollte, so mußte ein eintretender Minister sich dieser Absicht anschließen wollen. Es waren Einleitungen mit Molé und Thiers gemeinschaftlich versucht worden; Thiers aber hielt die Stimmung im Lande für ungünstig im Betreff einer Dotationsfrage. Das bewährte sich denn auch, denn von vielen Provinzen aus wurden die Abgeordneten aufgefordert, dagegen zu stimmen. Die zur Voruntersuchung des Dotationsvorschlags ernannte Commission erkannte den Nachweis über die Unzulänglichkeit der Civilliste für genügend an, obwohl nicht einstimmig, denn eine Minderheit gab wohl zu, daß die Civilliste eine bedeutende Schuldenlast habe, daß aber die Einkünfte aus der Nutz-

nießung des Privatvermögens der königlichen Familie, welche lebens- 1840.
länglich dem König vorbehalten ist, so bedeutend seyen, daß eine Aufforderung zur Beisteuer des Landes nicht in der Nothwendigkeit begründet erscheine. Diesem hielt die Mehrheit der Commission entgegen, daß das Land die Verpflichtung habe, für die Ausstattung der Prinzen einer Dynastie zu sorgen, welche von der Nation auf den Thron erhoben sey; daß dies um so mehr der Fall sey bei einem Prinzen, der eventuel den Thron besteigen könne; daß das Privatvermögen hier nicht in Betracht käme, sondern die Civilliste, und diese sey mit solchen Verpflichtungen belastet, daß sie der Aufgabe nicht genügen könne. Demzufolge beantragte die Commission die jährliche Apanage von 500,000 Franken. Die Minderheit wollte diese wenigstens dahin ermäßigt wissen, daß sie nur bis zum Tode des Königs gewährt werde, weil dann die Prinzen in den Genuß des Privatvermögens eintreten; dies Amendement wurde von der Mehrheit beseitigt. Die Mehrheit der Commission beantragte darauf den ganzen Gesetzvorschlag und änderte nur die Summe des Wittwengehalts, welches zu 200,000 Franken angesetzt wurde. In dieser Gestalt brachte Amilhau als Berichterstatter den Commissionsantrag vor die Kammer. Noch ehe die Erörterung darüber in der Kammer statt fand, hatte das englische Parlament sich mit der, für den Prinzen Albert von England verlangten Apanage beschäftigt, und nach einer lebhaften Erörterung war die Summe von 50,000 auf 30,000 Pfund Sterling herabgesetzt worden. Auf diesen Vorgang hatte das Publikum in Frankreich sehr geachtet, und besonders darum, weil das Motiv, welches die Herabsetzung des Leibgedings des englischen Prinzen bestimmte, das war, daß das Gesammteinkommen der Königin und des Prinzen, mit einer Apanage des Letztern von 30,000 Pfund, so groß sey, als das des Königs Wilhelm IV., der eine große Familie gehabt; dies ward besonders von Sir Robert Peel hervorgehoben; man hatte also in England auf die Privateinkünfte der königlichen Familie Rücksicht genommen, und diese hatte eine Herabsetzung der Apanage um fast die Hälfte der beantragten Summe bewirkt. Als nun die Erörterung über die Dotation Nemours in der französischen

1840. Kammer beginnen sollte, war die Stellung des Kabinets vom 12. Mai nach allen Seiten hin mißlicher geworden. Im Innern befand es sich den Anregungen zur Wahlreform gegenüber, die zwar in der Kammer nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hatte, aber wohl unter einem nicht energischen Ministerium zur Störung der öffentlichen Ruhe benutzt werden konnte. Frankreich hatte seine besondere Ansicht über die Beilegung der Wirren zwischen dem Pascha von Egypten und seinem Lehnsherren, unter den mitverbündeten Mächten nicht geltend machen können, Brunow's Vorschläge fanden Palmerston geneigter, als man es in Paris erwartete, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß Guizots Sendung eine Aenderung bewerkstelligen werde. Alle der Regierung feindliche Parteien hatten die Dotationsfrage als Veranlassung benutzt zu Aufregung und Anreizung, und es war eine so widerliche Stimmung erzeugt worden, daß man eine nicht unbedeutende Anzahl von den aufrichtigen Anhängern der Verfassung und der Dynastie betreten und verlegen sah. Ihre Haltung mußte natürlich um so mehr die Parteien ermuntern zu jedem Mißbrauch der Gelegenheit; so ließ man in den Fabriken Erklärungen herumgehen, worin die Arbeiter darauf aufmerksam gemacht wurden, daß die Bewilligung der Apanage das Brod vertheuern werde; Cormenin war wieder auf dem Platze, und es erneuerte sich mit gesteigerter Gehässigkeit Alles, was vier Jahre vorher bei derselben Frage zum Vorschein gekommen war; von Cormenins Flugschrift waren 50,000 Exemplare verkauft worden, und fast alle Wahlcollegien hatten sich gegen die Dotation erklärt.

Am 20. Februar war die Erörterung des Dotationsentwurfs auf der Tagesordnung und Alle sahen dem Ergebnisse der Sitzung mit gespannter Erwartung entgegen, denn der Betrag der verlangten Summen war in diesem Falle von höchst untergeordneter Bedeutung; es sollte vielmehr entschieden werden, ob und in welcher Art die Kammer sich einer Kundgebung der öffentlichen Meinung anschließen werde, oder nicht, denn das ließ sich nicht läugnen, diese hatte sich entschieden gegen die Dotation ausgesprochen. Schon früh füllten sich die Galerien der Kammer, und lange vor ein Uhr, wo die Sitzung

begann, waren alle vorbehaltene Plätze gedrängt voll. Die Opposition hatte eine Taktik verabredet, um schnell über die allgemeine Erörterung hinwegzukommen, und dann eine geheime Abstimmung zu verlangen; sie gelang in der That so vollständig, daß gar keine Erörterung statt fand, so daß diese Sitzung, wenn man den Grund der Frage in's Auge faßt, zu den merkwürdigsten seit 1830 gehörte. So wie die gegen den Gesetzentwurf eingeschriebenen Redner aufgerufen wurden, das Wort zu nehmen, verzichtete Einer nach dem Andern darauf; so sechszehn hinter einander. Conturier sprach gegen den Entwurf, aber seine Rede wurde von Gesprächen, welchen die Glocke des Präsidenten vergebens Stillschweigen auflegen wollte, so gedeckt, daß man kein Wort davon verstehen konnte. Laffitte nahm das Wort in einer persönlichen Angelegenheit indem er sich gegen die Behauptung vertheidigte, den Ertrag der Waldungen von Breteuil, die er seiner Zeit an den König verkauft, höher angesetzt zu haben, als er sich herausgestellt, und nach einigen Bemerkungen von Amilhau, dem Berichterstatter der Commission, die mit großer Ungeduld angehört wurden, ward dieser Gegenstand verlassen. Niemand hatte gegen den Gesetzentwurf gesprochen, denn von dem, was Conturier vorbrachte, war nichts verstanden worden. Hiemit war den, für den Entwurf eingeschriebenen Rednern so zu sagen auch das Wort genommen, denn sie konnten nur einseitige Behauptungen aufstellen, deren Unerheblichkeit schon im Voraus durch das Schweigen der Opposition bezeichnet war, mußten sich wiederholen, und konnten darauf rechnen, mit lebhafter Ungeduld angehört zu werden. Niemand verlangte das Wort, der Präsident ließ über den Schluß der allgemeinen Erörterung, die gar nicht stattgefunden, abstimmen, und befragte die Kammer, ob sie zur Erörterung der einzelnen Artikel übergehen wolle. Nun wurde, der Abrede gemäß, von 20 Mitgliedern geheime Abstimmung verlangt, die also gewährt werden mußte. Die Zahl der Abstimmenden betrug 426 und die absolute Mehrheit also 214. Das Ergebniß war, daß mit 226 schwarzen Kugeln gegen 200 weiße Kugeln beschlossen wurde, daß die Kammer nicht die einzelnen Artikel erörtern wolle. Das Gesetz war also verworfen. Diese ganze Verhandlung hatte kaum

1840.

1840. zwei Stunden gedauert. Alles war in feierlicher Stille und unter gespannter Erwartung der Abgeordneten wie der Zuhörer vor sich gegangen. Das Ergebniß erregte die größte Sensation, welche indessen auf keinerlei stürmische Weise sich kund gab. Unmittelbar nach der Sitzung verfügten sich alle Minister zum König und übergaben ihm ihre Entlassungsgesuche.

Das Ministerium vom 12. Mai hatte auf eine auffallende und unverantwortliche Weise in dieser Frage die Pflichten vernachlässigt, welche den Vertretern der Krone vor den Abgeordneten des Landes obliegen. Die Dotation eines Prinzen des königlichen Hauses, des muthmaßlichen Hauptes der Secundogenitur der Orleanischen Dynastie, war in dem monarchischen Frankreich dem Grundsatze nach gerecht und billig. Diesen Grundsatz vor den Abgeordneten des Landes aufrecht zu erhalten, war eine vollkommen ehrenvolle Aufgabe, wie es in dem Rechte der Standschaft lag, die Größe des Leibgedings zu bestimmen. Es ist unläugbar, daß die Dotation nicht populair war, und das hätte die Minister veranlassen können, den Vorschlag abzulehnen; aber hatten sie einmal übernommen, ihn einzubringen, so konnten sie einer Mehrheit unterliegen, aber durften nicht Wort- und Rathlos ihn im Stich lassen. Die Minister hatten vor der Commission Nachweise gegeben, aber damit keinesweges sich mit ihrer Pflicht abgefunden. Als sie sahen, wie die Opposition zu Werke ging, daß sie in einem stillen Votum siegen wollte, so hätten sie sich erinnern sollen, daß jeder Minister zu jeder Zeit das Wort verlangen kann. Die Abstimmung über die Vornahme der einzelnen Artikel mußte entscheidend werden. Die Minister glaubten, welche Angriffe die einzelnen Artikel auch erfahren mochten, über diese Vorfrage einer Mehrheit von wenigstens 30 Stimmen sicher zu seyn. Als sie aber das energische Verfahren der Opposition, die verdutzte Haltung der Conservativen bemerkten, hätten sie begreifen müssen, wie sehr die ihnen gewordene Zusage in einer geheimen Abstimmung gefährdet sey. Das wäre der Augenblick gewesen für einen Mann von Kraft und Talent, unerschrocken vorzutreten und den Schwankenden zuzurufen, daß aus der Urne, die man bereitete für die Stimmkugeln, ein

Ergebniß hervorgehen solle, in dem die Dotation, ihre Größe, ihre Bedingungen, ganz und gar zurücktrete vor einer größeren Frage; daß man nicht abstimme über das Leibgeding eines Prinzen und das Witthum einer Prinzessin, nicht über den Bestand eines Kabinets, sondern daß die Opposition durch eine kluge, aber vermessene Taktik die Frage zur Kugelung bringen wolle, ob Frankreich mit der Dynastie seiner Wahl eine morganatische oder eine offene, vollgültige Ehe eingegangen habe. Es war klar, daß die Opposition das nach dem Siege sagen werde, und wurde dieser auch bedeutungsvoller wenn das Ministerium es vorher sagte, so war hier überall nichts ohne Wagniß zu erreichen, und die Wahrscheinlichkeit größer, daß eine offene und eindringliche Darlegung der wahren Bedeutung des Augenblicks, die doch Alle kannten, die Unschlüssigen im conservativen Lager aufrütteln konnte, als die Gefahr, ohne Schwerdtstreich sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Unter den Kabinetsmitgliedern waren aber Mehrere, die, nachdem sie von der Krone die Verpflichtung angenommen, den Entwurf vorzulegen, die Verantwortlichkeit dafür vor den Kammern fast ablehnten. In Zeitungen, die dafür galten, ihr Losungswort von Teste, Dufaure und Passy zu empfangen, hatte man spöttische Aeußerungen über den zu erwartenden Erfolg der Dotationsfrage lesen können. Diese Minister, welche als Mitglieder der Coalition eine parlamentarische Regierung verlangten, verläugneten also die parlamentarische Verantwortlichkeit; hatten sie nicht den Muth gehabt, der Krone etwas abzuschlagen, so hätten sie wenigstens vor der Kammer sich nicht feig benehmen müssen. Duchâtel und Villemain allerdings kannten die volle Bedeutung der Lage, ihr Betragen hatte weder Doppelsinnigkeit noch Gleichgültigkeit gezeigt, aber sie ließen sich zu sehr von der sicheren Vorausnahme einwiegen, daß unter allen Umständen eine dynastische Mehrheit die Vorfrage decken werde, und sparten ihr Eintreten auf für die Erörterung. So war der kurze Augenblick, der, richtig ergriffen, den Entwurf, wenn auch nicht mit seinen Ziffern, gerade darum gerettet hätte, weil man die dynastische Frage vorgeschoben, ungenützt verstrichen, und das Ministerium, das sich gouvernemental wie parlamentarisch gleich unfähig erwiesen hatte. 1840.

1840. konnte nicht stürzen, ohne der Krone einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Der König ist in dieser Frage gerade von den Anhängern seiner Dynastie, von den aufrichtigen Freunden der monarchisch-constitutionellen Ordnung vielfach getadelt worden, daß er einen Antrag, der vier Jahre vorher so viel Aufregung verursacht, der einer allgemeinen Mißbilligung weichen mußte, der eine persönliche Versorgung betraf, und daher den Freunden der königlichen Familie eine peinliche Verlegenheit bereitet hatte, daß er diesen Antrag wieder aufnahm, und sich dem Verdachte aussetzte, daß diese Beharrlichkeit Gewinnsucht genannt werde. Der König hat stets verstanden, sein Leben nach den Verhältnissen einzurichten, und wie er in den Jahren der Verbannung sich jede Beschränkung auferlegte, so sind in den Jahren des Glücks seine persönlichen Ansprüche eben so bescheiden geblieben; der König braucht für sich nicht mehr als der flüchtige Prinz, denn man kann nicht mäßiger seyn in allem äußeren Lebensgenuß, als Ludwig Philipp es ist. Seitdem er wieder in die Rechte und in den Genuß der Vortheile seiner Geburt trat, hat er sein Vermögen erhalten und vermehrt mit dem Eifer eines klugen Verwalters, hat aber auch seine Einkünfte verwendet mit der Hoheit eines fürstlichen Sinnes; vor und nach seiner Thronbesteigung hat er den vollen Aufwand seiner Stellung gemacht im besten Sinne des Worts. Sein Hausstand ist großartig, reich und geschmackvoll, wie es dem Haupte einer großen Nation geziemt, seine Unterstützungen der Wissenschaften und Kunst, seine Armenspenden reichlich und richtig bemessen; aber es wird grundsätzlich nichts verschwendet, der König will Nutzen stiften, er will nicht den undankbaren Müßigang nähren, will nicht Einzelnen vollauf, sondern möglichst Vielen Hülfe, Erhaltung, Anregung gewähren. Dabei herrscht in der Verwaltung der königlichen Ausgaben die musterhafteste Ordnung, die größte Rechtlichkeit und Billigkeit. Wenn aller Reichthum in Frankreich so klug erhalten und so menschenfreundlich verwendet würde, so wäre ein großer Segen weit verbreitet; das wird Jeder zugeben, der die Verhältnisse einigermaßen kennt. Die Civilliste ist verhältnißmäßig gering, ist ohnedies in Folge der großen Bau- und Kunstunternehmungen verschuldet, und der König muß

nothwendig den größten Theil seiner Privateinkünfte ausgeben, um 1840.
seinen gesammten Aufwand zu bestreiten. Man sagt, der König capitalisire große Summen; ich wüßte nicht, wie man sich darüber sichere Belege sollte verschaffen können, da nicht einmal die Civilliste zur Rechnungsablage verpflichtet ist, als an den König selbst; aber wenn dem so ist, kann man es tadeln, wenn er dafür sorgt, daß seine Familie nach ihm eine so großmüthige Verwendung des Reichthums fortsetzen kann? Man hat bemerkt, daß die Söhne des Königs nach ihrer Verheirathung in den Tuilerien in einer Art von Zusammenleben mit der königlichen Familie bleiben, woraus vielerlei Ersparnisse für die einzelnen Hofhaltungen sich ergeben müssen. Diese Anordnung ist aber nicht getroffen worden, um Ersparnisse zu machen, sondern weil der König so viel als möglich von seinen Kindern umgeben zu seyn wünscht, und von seiner rastlosen Arbeit nur in dem Schooße seiner Familie Erholung findet. Die Königin gibt immer mehr, als sie hat, sie kennt das Geld nur als ein Mittel, um die Noth der Armen zu lindern, und der Herzog von Orleans hatte bei seinem Tode keine Ersparnisse hinterlassen, im Gegentheil, wenn wir gut berichtet sind, hatte er eigentlich über sein Vermögen ausgegeben. Daß nun die Verheirathung des Herzogs von Nemours, auch ohne eine Apanage vom Staate, sicher gestellt werden konnte, ist zuverläßig. Wenn nach Allen dem der König dessen ohnerachtet auf eine Dotation für seinen zweiten Sohn beharrte, so kann man unmöglich annehmen, daß die Geldfrage für ihn einen Werth hatte, der ihn bestimmen konnte, einer Aufregung, die zwar nur künstlich angeschürt, aber doch tief und weit verbreitet war, entgegenzutreten. Die Herzöge von Orleans und von Nemours waren zur Zeit der Abstimmung auf einer Reise nach Brüssel abwesend von Paris; vor ihrer Abreise äußerten sie den Wunsch, daß die Regierung von der Apanagefrage abstehen möchte. Ludwig Philipp sah was vorging, aber er zweifelte nicht daran, daß diese Aufregung, die, so allgemein sie war, doch nur von den Factionen herrührte, vor einer gründlichen und klaren Erörterung weichen müsse, und daß man erkennen werde, daß er in der Dotation nur die Anerkennung dynastischer Familien-

1840. rechte erforderte; die Dotationsfrage zurückzunehmen, ohne sie vor die Kammer gebracht zu haben, kam fast einer Verzichtleistung auf das Recht dazu gleich. Wenn wir die Abstimmung, womit die Kammer, oder eigentlich die conservative Partei darin überrascht wurde, ansehen, so finden wir eine Mehrheit von 26 Stimmen gegen die Erörterung, und 200 Stimmen dafür. Es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß, wenn das Ministerium in der von uns angedeuteten Weise aufgetreten wäre, man die Erörterung der einzelnen Artikel, wenn auch mit geringer Mehrheit, gewonnen hätte, und auf diese rechneten der König und die beiden Minister Duchâtel und Villemain; zuverläßig hätte nach der Erörterung eine Abstimmung über den ganzen Vorschlag ein sehr verschiedenes Ergebniß gebracht. Es lag außer aller Berechnung, daß das Ministerium sich lautlos die Erörterung und damit den ganzen Vorschlag entreißen lassen werde. Hiemit wurde aber auch die Gelegenheit vereitelt, die dynastischen Rechte vor der Kammer in ihr volles Licht zu setzen und ihnen dem Grundsatze nach Anerkennung zu verschaffen, und der Eindruck, den diese Niederlage hinterließ, war für die Freunde der Ordnung ein höchst peinlicher; die Opposition triumphirte nicht sowohl, als die Demokratie, man sah am Abende des 20. Februar einige Häuser beleuchtet, und eine Unterzeichnung wurde eröffnet, um von dem eingehenden Betrage eine Medaille prägen zu lassen zur Verherrlichung der Verdienste des Herrn von Cormenin in seinem beharrlichen Widerstande gegen die Dynastie Orleans.

In der That konnten die Freunde der Ordnung, auch die, welche gegen die Dotation gestimmt hatten, nach dem 20. Februar nicht ohne ernsthafte Besorgniß um sich blicken. Die Nahrungslosigkeit nahm Ueberhand, die Unzufriedenheit in den unteren und mittleren Ständen wuchs mit jedem Tage, ohne ein kräftiges Ministerium war nicht zu denken an eine Durchführung wichtiger Maßregeln, welche vor der Kammer ihrer Erledigung harrten, und die Sprache der Widerstandspresse in der Hauptstadt wie in der Provinz wurde immer drohender. Bei diesem Stande der Dinge war es von großer Wichtigkeit, daß ein Ministerium mit einer zuverläßigen Mehrheit bald

ernannt werde, denn im Verzuge lag Gefahr, das konnte man sich 1840. nicht verbergen. Was so eben geschehen, war vorzugsweise das Werk der Linken gewesen, und bald wurde Thiers der Name, um den sich die Vorschläge drehten. Zuerst wandte man sich an den eben von Neapel zurückgekehrten Herzog von Broglie, und wünschte durch ihn ein Coalitionsministerium zu bilden. Thiers machte hier kein Hinderniß, denn er erklärte, unter der Präsidentschaft des Herzogs nicht auf das Auswärtige bestehen, sondern mit dem Inneren sich begnügen zu wollen; dagegen wollte er sich nicht dazu verstehen, in ein ähnliches Verhältniß mit dem Grafen Molé einzutreten. Letzteres war begreiflich, da Thiers die Ansichten Molé's über die meisten der noch obschwebenden Fragen so offen bekämpft hatte, und auch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden war, einem Ministerium Molé eine Kammermehrheit zu verschaffen. Sehr wahrscheinlich aber war es, daß Thiers davon unterrichtet war, daß der Herzog den Beschluß gefaßt hatte, unter keinen Umständen ein Amt anzunehmen. Dagegen stellte der Herzog sich bereitwillig dem König zur Verfügung, um die Bildung eines Ministeriums zu befördern, und empfing dazu Vollmacht. Er konnte indessen die Bedingungen nicht erfüllen, durch welche eine Majorität erlangt werden sollte, und mußte die Vollmacht zurückgeben. So blieb nur Thiers, der, vom König befragt, sogleich ein Ministerium bereit hatte. Es war ein Ministerium der Linken und stützte sich vorzüglich darauf, aber die Umstände waren dringend und der König wußte aus Erfahrung, daß selbst ein solches Ministerium sich nicht lange von der Linie eines vorsichtigen Benehmens entfernen könne, ohne wesentliche Interessen zu gefährden, deren Vertreter in der Kammer ihm gefährliche Hindernisse schaffen würden; zudem würde fast jede andere Combination keinen Bestand finden ohne eine Kammerauflösung; und eine Wahlaufregung mußte unter den obwaltenden Verhältnissen bedenklich werden, denn die demokratische Ansicht eines Königthums in Frankreich hatte offenbar in der Art, wie die Dotation verworfen worden war, sich geltend gemacht. Der König besann sich daher nicht lange, und am 1. März wurden die Verordnungen unterzeichnet.

Das Ministerium vom 1. März war folgendermaßen zusammen-

1840. gesetzt: Thiers, Präsident des Ministerraths und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Herr von Rémusat, Minister des Innern; Vivien, Siegelbewahrer, Minister der Justiz und der Culten; Generallieutenant Despans-Cubières, Pair von Frankreich, Kriegsminister; Vice-Admiral Baron Roussin, Pair von Frankreich, Minister des Seewesens und der Colonien; Baron Pelet (de la Lozère) Pair von Frankreich, Minister der Finanzen; Gouin, Minister des Handels; Graf Jaubert, Minister der Staatsbauten; Cousin Pair von Frankreich, Minister des öffentlichen Unterrichts.

Dieses Ministerium bestand der Mehrzahl nach aus Männern, welche an der Kammercoalition thätigen Antheil genommen und eine parlamentarische Regierung verlangt hatten. Rémusat und Jaubert, beide Männer von Geist und Kenntnissen, gehörten zu den Doctrinären.

Welcher war nun der Charakter des Ministeriums vom 1. März? War es seinem Ursprung, seinem Geiste und seiner Schöpfung nach das Haupt einer parlamentarischen Gewalt, welche, zur Macht geworden durch die Natur ihrer Grundsätze, anerkannt von der überwiegenden Meinung des Landes, berufen war, der Regierung die Richtung vorzuzeichnen, wofür sie die Mittel und die Stütze mitbrachte? Nein, es fehlte dem Ministerium vom 1. März der Ursprungsschein für eine solche Berechtigung. Es war zwar entstanden durch einen Widerstand gegen die Krone, es war zusammengesetzt von Männern, welche an diesem Widerstande Theil genommen, aber es war nicht hervorgegangen aus einer Opposition, welche einen Glaubensbrief vorweisen, und auf dessen Bekenner im Parlament und im Lande hinweisen konnte. Diese Opposition bestand vielmehr aus politisch dissentirenden Fähnlein, die in den wesentlichsten Fragen keine andere Uebereinstimmung darboten, als daß sie sammt und sonders bisher mit der Krone nicht übereinstimmten. Der Admiral dieses Geschwaders wußte kaum, auf welchem Schiffe er seine Flagge aufpflanzen sollte mit der Aussicht, daß man sie anerkennen und ihren Signalen folgen wollte. Es sollte vielmehr erst der Versuch gemacht werden, ob diese freibeuterische Abtheilungen, mit sehr abspringenden Gelüsten, sich zu einem Ganzen discipliniren lassen wollten. Mit Talent und Fähigkeit

war dieses Ministerium in mehreren seiner Mitglieder wohl ausgestattet; 1840.
aber diese Eigenschaften waren nicht allein hinreichend, um ihm Gewicht und Sicherheit zu geben, und seiner Führung Vertrauen zu erwerben auf das Wort hin. Dieses Wort war glänzend, gewandt, leuchtend, und versprach viel, mehr als nöthig gewesen wäre, wenn es aus der Vergangenheit die Ahnenprobe der That hätte vorhalten können, und darum eben auf die Gefahr hin, zu viel voranzustellen. Der Staatsmann muß ein Mann von Wort seyn, aber mit möglichst wenigen Worten, bis die That für ihn spricht. Da nun aber schon längst ein Ministerium Thiers verkündigt war als der Opposition angehörig, da mit ihm der Krone gedroht worden war als mit einer parlamentarischen Buße, und nun, wo die Krone in diese Buße verfallen war, Niemand zu sagen wußte, von wem das Ministerium eigentlich Auftrag und Bestallung hatte, so mußte es sich selbst redend einführen, und konnte kaum der Versuchung wie der Gefahr entgehen, mehr zu sagen, als gerathen war. Thiers, Meister der gewandtesten Darstellung, der Feder wie des gesprochenen Worts, Improvisator auf dem Präsidentenstuhl nach Außen und nach Innen, unübertrefflich in der Kunst, nie verlegen zu seyn wenn er Andern und auch sich Ungelegenheiten bereitet, jeder Stellung eine Seite abgewinnend ohne je über sie hinauszusehen, rauh und galant, verletzend und schmeichelnd, witzig und sentimental, vorgreifend und rückhaltig, muthig, kühn, keck, und immer bereit, in den Stegreif zu steigen, um auf der Straße, auf dem Papier wie auf der Rednerbühne jedem urplötzlich aufsteigenden Zustande unvorbereitet die Stirne zu bieten — mit allen diesen Fertigkeiten ist Thiers das Ideal eines Journalisten, mit aller Bedeutung, welche in einer beweglichen Zeit diese Virtuosität gibt, und mit der Beschränkung, die ihre rastlose Allgegenwärtigkeit im Tagsleben fast bedingt. Konnte Thiers, der gekrönte Publicist, mit nüchternem Lakonismus den Vorsitz im geheimen Rath nehmen? Er war mit seiner ganzen Vergangenheit der Erwartung verfallen, glänzend deputiren zu müssen. Das that er denn auch mit aller Klugheit, die ihm eigen ist. Das eigentliche Programm stellte keine scharf vorgezeichnete Linie auf, war aber nur der Text, zu dessen Ausführung

1840. in genauerer Entwickelung sehr bald die Gelegenheit gefunden und benützt wurde. Thiers charakterisirte die Sendung seines Ministeriums mit einem neuen Worte, indem er es als ein Ministerium der Transaction bezeichnete. Sonderbarerweise wurde dieses Wort angenommen, fand Wiederhall, als wenn nicht jedes Ministerium eine Transaction bietet. Thiers hätte über seine persönliche Stellung nichts verhehlen können, er hatte öffentlich gelebt, gedacht, empfunden, gehandelt; es war ohne Zweifel sehr klug von ihm, daß er offenkundige Verhältnisse nicht mit einem Schleier zudecken wollte. Er verstand es aber doch, mit großer Gewandtheit dem Publikum anzuvertrauen, was Jeder bereits wußte, hier aber annahm, als hörte er es zum ersten mal, und es gefiel, daß Thiers sich ein Kind der Revolution nannte, ohne welche er nie sich aus der Reihe erhoben hätte, der er daher vollkommen ergeben sey und es bleiben werde. Thiers hatte ganz wohl berechnet, daß diese Persönlichkeiten, diese mit gutmüthiger Laune vorgetragenen Bekenntnisse eines Ministerpräsidenten, der, auf dem Höhepunkte der politischen Laufbahn angekommen, Allen vorgreifend, selbst sagt: „ich bin nur ein Bürgersohn, ein Kind der Revolution“ — einen Eindruck machen auf das Publikum der Kammergallerien und der Zeitungen, daß solche Worte gleichsam ankündigten, daß von nun an ein ganz anderer Wind die Staatssegel anhauchen und ein ganz anderer Strich eingehalten werden sollte. Thiers wußte ganz gut, daß seine ehemaligen Redactionsgenossen vom National nicht ermangeln würden, diese Rede mit ihren Randglossen zu umgeben, aber er hatte ihnen das Wort vor weg genommen und den ersten Eindruck der in Frankreich so populairen Gleichheit gewonnen. Er wußte ferner, daß er das, was er hier andeutete, schwerlich würde ausführen können, und größtentheils auch nicht wollen, aber wenn er sein Ministerium als eines der Linken und der Opposition verkündigte, so meinte er, damit so viel Popularität zu erndten, daß man ihm nachsehen werde, wenn er etwa später etwas von seinem Programme abwich, das, ohnedies in ziemlich allgemeinen Ausdrücken gehalten, nicht viel Erfaßbares darbot, woran man sich halten konnte. Dazu kam seine besondere Stellung, als Minister des Auswärtigen, zur Diplomatie.

So klug und gewandt als irgend Jemand, in manchem Betracht gut 1840. vorbereitet in einem ziemlich genauen Umgang mit Talleyrand, den er studirt, und der an diesem plebejischen de Retz Gefallen gefunden, hatte Thiers unbestreitbar viele Elemente vom Talent eines Diplomaten; er wußte durch allzeit fertigen Geist und Witz zu ersetzen, was ihm an aristokratischem Gewicht abging. Dagegen fehlte ihm die Resignation, er konnte nicht in der Stille ein Verhältniß reif werden lassen, zupfte und rupfte ungeduldig daran, bald mit einem Witzworte, das durch die Salons und die Zeitungen lief, bald mit einer vorfragenden Note, worin sich die Ungeduld verrieth, es nicht abwarten zu können, bis die Anderen fragen mußten, bald mit einer Instruction an die Gesandtschaften, die in manchen Fällen ohne Instruction besser daran sind; auf solche Art hatte er sich öfter Blößen gegeben, Verlegenheiten bereitet, die er zwar nicht achtete, weil er dann erst in seinem eigentlichen Elemente war, wenn etwas zur Sprache kam, erörtert, verhandelt, erläutert werden konnte. Mit dieser unruhigen Beweglichkeit, welche in der Natur seines in so manchen Beziehungen meisterhaften Talents liegt, hatte Thiers sich schon früher in einer, seiner Eigenthümlichkeit durchaus nicht zusagenden Lage befunden zwischen zwei festen Stellungen, zwischen dem König und der großen Diplomatie, die beide mit ruhigem und kaltem Blick, wenn auch mit nicht wenig eifriger Aufmerksamkeit die Verhältnisse beobachteten. Thiers glaubte ohne Zweifel, durch ein kühnes Manoeuvre von vorne hinein diesmal den Einen zu nöthigen, sich von der anderen zu trennen; allerdings hätte er dann einen trefflichen Bundesgenossen gefunden. Sein Selbstvertrauen aber übersah, daß für ihn die Gefahr daraus hervorgehen konnte, wenn man ihn allein handeln ließ, ohne seine Verantwortlichkeit zu theilen, und doch zugleich seinem Schwung Gewichte auflegte, die ihn nöthigten, dann still zu stehen wenn man von ihm ein Vorschreiten erwartete. Diese Gewichte aber bereitete Thiers, ohne es zu merken, durch sein unruhiges Vorgreifen selbst, und da er sie zuletzt allein nicht heben konnte, und derjenige, der es gekonnt, sie mit ihm nicht heben wollte, so war es gerade auf dem Felde der Diplomatik, daß er unterliegen mußte.

1840. Das Ministerium vom 1. März bestimmte selbst als erste Probe der Unterstützung, auf welche es in der Kammer rechnen könne, das Verlangen der geheimen Fonds. Es verlangte zwar 200,000 Franken weniger als seine Vorgänger, aber immer noch eine Million. Es war eine Frage, bei der man stets auf Zustimmung rechnen kann von den Personen, die, wenn auch augenblicklich im feindlichen Lager, für sich und ihre Partei hoffen, an die Regierung kommen zu können, weil jede Regierung mehr oder weniger solcher Fonds bedarf, über deren Verwendung keine Rechenschaft gefordert werden kann; aber es war eine Probe damit zu machen, und eine Gelegenheit mußte ergriffen werden, um sich über manche Punkte auszusprechen.

Am 24. März wurde die Erörterung über den Gesetzvorschlag, dem Ministerium eine Million für geheime Fonds zu gewähren, mit einer Rede des Ministerpräsidenten eröffnet. Thiers mußte begreiflicherweise eine Mehrheit für diese Kabinetsprobe wollen. Diese konnte er nicht ausschließlich in einem Lager finden, und er war einer hinreichenden Zustimmung in beiden nichts weniger als gewiß; die Conservativen erschracken über sein Bündniß mit der Linken, welche wiederum fürchtete, daß er ihr nicht genug gewähren werde; es sollten daher Letztere zum Vertrauen ermuthigt, und die Ersteren beschwichtigt werden. Thiers hatte für die Charakteristik seines Ministeriums dem Worte „Transaction" Cours verschafft; in der gegenwärtigen Klemme war er auch nicht verlegen um Schlagworte, und es kam nur darauf an, ihnen Annahme zu verschaffen, da er in der That die baare Münze nicht geben konnte. Hiebei entwickelte er die ganze unerschöpfliche Spielfertigkeit dieser gewandten Dialektik, deren Kunst darauf beruht, mit schnell wechselnden Figuren zu blenden, und den Zuhörer, den man nicht überzeugen kann, doch so weit zu verführen, daß er sich dem ergötzlichen Spiele hingibt. Dieses Genre der parlamentarischen Redeweise hat seine Berechtigung in der Eigenthümlichkeit derer, an die es sich wendet, und in diesem Falle bewährte es sich mit gutem Erfolg. Thiers räumte z. B. ein, daß die Frage der Wahlreform in der Folge große Schwierigkeiten herbeiführen werde. „Aber für „den Augenblick" fuhr er fort, „bietet sie keine Schwierigkeit. Warum?

„Gibt es etwa unter den Gegnern der Wahlreform Jemand, der 1840.
„vor den Wählern, vor der Kammer, oder, möchte ich hinzufügen,
„in Gegenwart der Verfassung das Wort „nie“ ausgesprochen
„hätte? Keiner hat nie gesagt. Die Charte hat unter ihren Ar=
„tikeln den Wahlcensus in blanco gelassen. Warum? Ohne Zweifel
„darum, weil der Wahlcensus das Ergebniß der Zeit und des Fort=
„schritts seyn muß, weil die Zeit abgewartet werden muß wo der
„Fortschritt eine größere Anzahl Wähler zur mittelbaren Theilnahme
„am Staatswerke beruft. Darum hat man nicht sagen können: nie!
„Auf der anderen Seite aber, hat etwa Jemand unter den Anhängern
„der Wahlreform gesagt: heute? Niemand. Jedermann hat erkannt,
„daß diese Frage der Zukunft angehöre: so lautet auch über die Wahl=
„reform das Programm des Ministeriums.“ Mit diesem Hebel des
Gegensatzes von jamais und aujourd'hui hob Thiers federleicht die
centnerschwere Frage der Wahlreform aus seinem Programm heraus.
Und noch am folgenden Tage, indem er einigen Beschuldigungen
Berryers entgegentrat, diente ihm dieses jamais, das er fast ausbeutete
wie das gemeine Volk in Paris sein au grand jamais. Er sagte
nämlich: „Es war im Staate ein Mann — und dieser Mann war
„ich — von dem man behauptete, daß er Plane hege gegen das
„Königthum, weil er sich mit ihm überworfen hätte, wegen verschieden=
„artiger Regierungsansichten und mehrerer kitzlicher Fragen; so sagte
„man. Als noch keine Mehrheit gebildet war, rief mich das König=
„thum mitten aus der Opposition heraus, um mit meinen Freunden
„ein Kabinet zu Stande zu bringen. An dem Tage, wo das ge=
„schah — ich sage das zur Ehre der Kammer wie zur Ehre der
„Julirevolution — an dem Tage, wo der König mich berief, war
„die Principfrage gelöst; denn das unglückschwangere Wort, welches
„die Restauration gestürzt hat, das Wort „nie“, hatte keine Gel=
„tung mehr. Ich bin, ich bekenne es, ein Minister der Opposition,
„und, ich wiederhole es, ein Princip ist gerettet an dem Tage, wo
„der König einen Minister der Opposition in seinen Rath beruft.“
Das Alles war der Linken zu Gehör gesagt, deren Sieg gepriesen
wurde, indem Thiers selbst als das Person gewordene Nationalprincip

1840. auftrat, welches der König auf den Präsidentenstuhl zu berufen nicht umhin gekonnt hatte. Diese unerwartete Rolle, in welcher Thiers erschien mitten zwischen seinem „nie" und „heute" überraschte die ganze Versammlung und wurde dargestellt mit der ganzen Virtuosität dieses glänzenden Talents, dem es schon oft gelungen ist, den einfachsten Gründen den Zaubermantel einer kühnen Einkleidung zu überwerfen. Die Linke fand sich ungemein geschmeichelt als sie erfuhr, wie sie gesiegt, oder vielmehr den Wagen des Siegers geschoben habe. Der Weihrauch aber, der am Altar der Linken gebrannt wurde, empörte die Conservativen, und was man auf der einen Seite gewonnen, verlor man auf der andern. Noch am Abende des 25. März zweifelte das Ministerium an einer Maiorität. Es wurde daher unerläßlich, auf der conservativen Seite sowohl diejenigen zu beruhigen, welche wirklich alarmirt waren, als auch die, welche nur wünschten, beruhigt erscheinen zu können. Dieser Auftrag fiel dem Grafen Jaubert zu, der auch ganz dazu geeignet war, sowohl wegen seiner doctrinairen Vergangenheit, als auch durch den Charakter seines parlamentarischen Talents, das mit jeweiliger Neigung zur Satyre, Ernst und Gediegenheit verbindet. Jaubert erklärte sich einen unwandelbaren Freund der Erhaltung und der Ordnung; er sagte sogar freimüthig, daß er sich den Absichten des Ministerpräsidenten nicht beigesellt habe, ohne sie mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu prüfen, und erst nachdem er nichts darin entdeckt habe was die Freunde der Ordnung beunruhigen könne. Jaubert beglaubigte demnach das Ministerium vom 1. März bei den Conservativen in ähnlicher Weise, wie Odilon Barrot es bei der Linken gethan. Dessen ohnerachtet wäre das Vertrauensvotum, welches das Ministerium bei der Kammer lösen wollte, noch immer sehr gefährdet gewesen, wenn nicht ein eigenthümliches Verhältniß obgewaltet hätte, dessen Wendung wohl dazu berechtigte, Herrn Thiers nicht nur ein Kind der Revolution, sondern auch des Glücks zu nennen. Die Conservativen nämlich wollten zuverläßig nicht dazu beitragen, ein Ministerium zu befestigen, von dem sie fürchteten, daß es sich der Gefahr nicht werde entziehen können, von der Linken auch gegen seinen Willen fortgerissen zu werden. Auf der andern Seite

aber erkannten die Conservativen, daß es ihnen nicht gezieme, einer 1840. Opposition gegen den Grundsatz der geheimen Gelder beizutreten. Demzufolge beauftragten sie Herrn d'Angeville mit einem Amendement aufzutreten, welches statt einer Million 900,000 Franken beantragte. Würde dieses angenommen, so war ohne Mißkennung des Grundsatzes dennoch ein Votum der Verweigerung und des Mißtrauens gegen das Ministerium erreicht, welches sein Daseyn davon abhängig gemacht hatte. Als nun d'Angeville's Amendement zur Abstimmung kam, so stimmten das linke Centrum und die Linke dagegen, weil es eine feindliche Richtung hatte gegen das Ministerium, welches sich als der Opposition und der Linken angehörig verkündigt hatte. Die äußerste Linke war nicht für das Ministerium Thiers, aber sie sowohl, wie die äußerste Rechte waren grundsätzlich Widersacher aller geheimer Gelder, von wem sie immer vorgeschlagen werden mochten. Auf diese Weise erlag d'Angeville's Amendement der Vereinigung aller Fractionen der Opposition, und wurde mit einer Mehrheit von 103 Stimmen verworfen. Bei der Hauptabstimmung über den Gesetzvorschlag blieben die beiden Aeußersten ihrem Grundsatz treu und stimmten dagegen, aber Linke, linkes Centrum dafür, und zu diesen gesellten sich noch Doctrinaire und Ueberläufer von den nicht mehr vollständigen Jacqueminot'schen 221, so daß das Ministerium vom 1. März das Vertrauensvotum gewann, mit einer Mehrheit von 86 Stimmen.

Der in der Abgeordnetenkammer angenommene Gesetzvorschlag, womit das Ministerium vom 1. März zugelassen ward, seine Kräfte zu versuchen, hatte noch eine Erörterung zu bestehen in der Pairskammer, wo eine ungewöhnliche Beweglichkeit sich kund that, wiewohl vorauszusehen war, daß man dem Grundsatze huldigen und nur die Verhandlung benutzen werde zu einer Kritik. Der Herzog von Broglie war zum Berichterstatter ernannt. Der edle Herzog, unter dessen Patronat das Ministerium geboren war — wie das Journal des Débats etwas verfänglich bemerkte — war ohne Zweifel geneigt, ihm das Wort zu reden; Thiers hatte ihm indessen im Voraus die Aufgabe etwas versalzen, wenn man so sagen darf, durch sein Manoeuvre

1840. vor der Linken, welches Herr von Broglie in der Pairskammer weder nachmachen wollte, noch unbedingt unter seinen Schutz nehmen konnte. Die Schlußfolgerung des Berichts waren allerdings dem Kabinet günstig, aber der Herzog sagte kein Wort von einer parlamentarischen Regierung im Style des Ministerpräsidenten; er trat vielmehr als Conservativer auf und mahnte an die Grundsätze und Bedingungen einer Repräsentativregierung. Es war klar, daß diese Belehrung nicht der conservativen Partei galt, sondern denen, welche sich versucht fühlen konnten, eine Bahn einzuhalten, welche von der erhaltenden Richtung abführen werde, und der Herzog schien hiemit einen Vorbehalt anzudeuten, mit welchem er auf sich nehmen zu können glaubte, die guten Absichten und die ehrenwerthe Handlungsweise der Mitglieder des Kabinets zu empfehlen. Das konnte nun wiederum Thiers nicht ganz so annehmen, ohne sich vor der Linken der Deputirtenkammer einer zu großen Inconsequenz auszusetzen, und im Grunde durfte er nach der in der Deputirtenkammer gewonnenen Mehrheit sich vor der Pairskammer ruhiger aussprechen, denn er konnte dort mehr oder weniger Widerspruch, aber kein abschlägiges Votum finden. Thiers erklärte sich daher auch vor den Pairs staatsmännischer, vorsichtiger und doch zugleich bestimmter. Er bestätigte nur sehr bedingungsweise Broglie's Andeutung, daß das Kabinet vom 1. März das bisher befolgte System mit einigen Modificationen fortsetzen werde; er sagte den Angestellten Vergessenheit zu für die Vergangenheit, aber auch Absetzung im Falle eines Widerstandes gegen die Absichten des Kabinets; er versprach mit Unabhängigkeit der Gesinnung alle Ehrfurcht für die Krone — Aufrechthaltung der englischen Allianz, aber nur so lange, als sie mit der Ehre Frankreichs vereinbarlich bleibe — Anhänglichkeit an die politischen Freunde, die mit ihm unter einer Fahne gekämpft — Verträglichkeit mit der großen europäischen Politik, wiewohl nicht unter der Bedingung, ihr das französische Nationalinterresse zum Opfer zu bringen. So wie Noailles und Boissy d'Anglas Klage führten, daß das neue Kabinet durch die Vergangenheit seines Führers zu ausschließlich der englischen Allianz verfallen seyn möchte, so äußerten Tascher, Bourdeau, Daunant, Villemain und Mérilhou

die Befürchtung, daß es, ohne die Stütze der Conservativen, von 1840. seinen neuen Patronen beherrscht, aus der Bahn geschoben werde, auf welcher Frankreich seit zehn Jahren ein gesichertes politisches Daseyn gefunden habe. Nur Wenige traten als offene Anhänger des Ministerpräsidenten und seines Systems auf; es waren meist jüngere Pairs von alten Geschlechtern mit modernen Gesinnungen, unabhängige Männer, unter denen mehrere waren, deren Grundansichten übrigens nichts weniger als mit dem Ursprunge der Julirevolution übereinstimmten. Graf d'Alton Shee sprach sogar von der Nothwendigkeit einer Reform der Pairskammer. Es ist allerdings begreiflich, daß ein junger Mann, der politische Geltung sucht, die gebundene Lage der Pairskammer mit Ungeduld empfinden und wünschen muß, daß sie entweder durch die alte Unabhängigkeit der Erblichkeit oder die Neutaufe der Wahl, Leben und Bedeutung bekomme; aber es war kein Mittel, das neue Kabinet seinen Collegen zu empfehlen, wenn er von ihm die Förderung so kühner Reformen erwartete. Graf Montalembert, der bekannte Verfechter der unbedingten Freiheit des Katholizismus vor Staat und Schule, verhehlte nicht, warum er dem Ministerium vom 1. März zustimme. „Ich höre oft sagen" äußerte er, „daß diese oder jene Partei schwächer werde. Kürzlich „sagten die Einen, die conservative Partei sey verschwunden; Andere „erörterten Ursprung und Genealogie des linken Centrums; noch „Andere fragten, was denn aus den Doctrinairen geworden sey. „Ich weiß es nicht, und kümmere mich nicht darum; ich glaube auch „nicht, daß das Land sich viel um das Schicksal dieser Parteien „kümmert, denen es nur von ferne zusieht. Was aber bei allen „diesen Erörterungen leidet, das ist die Größe und der legitime Einfluß Frankreichs. Ja, bei diesen großen Fragen der allgemeinen „Politik, die auftauchen und sich lösen inmitten der Gleichgültigkeit „und des Hin- und Herredens einer Versammlung, die man ihrer „Sendung ungetreu glauben könnte, greift in der Welt ein Gedanke „mehr und mehr um sich: der Gedanke, daß Frankreich im Sinken „ist. Ich beschwöre Sie und die Männer, welche mit der höchsten „Gewalt bekleidet sind: lassen Sie diesen Gedanken nicht noch mehr

1840. „Raum gewinnen, weder im Innern noch nach Außen. Ich sage „nicht, daß die Julirevolution ein Glück gewesen; aber sie war eine „Handlung der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit bringt einer großen „Nation niemals Unglück. Am wenigsten aber kann man der Juli„revolution Schuld geben, sie habe Frankreich geschwächt; und zum „Beweis hiefür rufe ich Ihnen nur die Erinnerung von 1830 zurück. „Waren wir in den Tagen, die der Julirevolution folgten, nicht die „überwiegende Macht in Europa? Die Politik, die ich meinem Lande „wünsche, ist: jene Tage wiederzufinden ohne ihre Inconvenienzen. „Ich glaube, der Präsident des Ministerraths trägt das Gefühl jener „Politik und jener Stellung in sich; ich glaube auch, er hat den Willen „und die Macht, sie zu verwirklichen; daher stimme ich seinem Mini„sterium bei.“ Das war denn deutlich genug. Das Ministerium bekam bei der Abstimmung eine Maiorität von beinahe 90 Stimmen, die aber keinesweges damit erklärten, daß es ihr Vertrauen besitze, sondern daß die Pairskammer es nicht für gerathen halte, unter den obwaltenden Umständen dem Willen des Landes entgegenzutreten. Dagegen erklärten 53 Pairs sich für Feinde des Ministeriums, seiner Herkunft und seiner Zukunft wegen, ohne seine Handlungen abwarten zu wollen. Das war die stärkste Opposition, die je ein Ministerium in diesem Hause erfahren hatte. Die Hoffnungen wie die Befürchtungen hatten sich in beiden Kammern klar ausgesprochen, und das Ergebniß war, daß das Ministerium zwischen den Conservativen und der Linken schwebte, ohne anders als bedingungsweise auf den Beistand der Einen oder der Anderen rechnen zu können. Während Thiers so unter dem Winde laviren mußte, und nach einer Gelegenheit spähte, um mit vollen Segeln in den Hafen der Nationalzustimmung einlaufen zu können, versäumte das Ministerium nichts, um in den verschiedenen Fächern der inneren Verwaltung große, und in vielen Beziehungen dankenswerthe Thätigkeit zu entwickeln. Cousin war unermüdet, um in den universitarischen sowohl, als in den davon abhängigen und überwachten Schulunterricht mehr Ordnung und Methode zu bringen. An der Universität in Paris namentlich herrscht die üble Gewohnheit, daß die Lehrvorträge, besonders der ausgezeichnetsten Professoren,

ganz oder zum größten Theil Anderen übertragen werden. Die Universität bezahlt nur mittelmäßig, und Lehrer von Talent und Auszeichnung, die gerade deßhalb in das Pariser Gesellschaftsleben gezogen werden, können damit nicht dessen Forderungen genügen; sie werden politische Männer, oder schließen sich solchen an, und bekommen allmälig mehrere Aemter, um ihre Einkünfte zu verbessern und sich einen Weg im großen Staatsdienste zu öffnen. Auf diese Weise wird ihnen die Professur, auf die sie dennoch nicht verzichten wollen, um bei einem politischen Wechselfalle sich darauf zurückzuziehen, eine lästige Pflicht, die sie nicht vereinen können mit den Verpflichtungen, die sie übernommen haben in der Kammer, im Staatsrathe, oder in einer Abtheilung eines Ministeriums, oder oft in allen drei zugleich. Sie übertragen daher ihre Vorlesungen an Suppleanten, welche darnach streben, denselben Weg einzuschlagen, um sich auch dereinst ersetzen lassen zu können. Auf diese Weise sind freilich kenntnißvolle und tüchtige Männer dem Staatsdienste zugeführt worden, und talentvolle jüngere Männer haben Gelegenheit gefunden, aus dem Dunkel des Privatstudiums hervorzutreten; aber die Universität erfreut sich häufig nur kurze Zeit der persönlichen Wirksamkeit eines in Ruf gekommenen Lehrers, von dem sie bald nur den Namen besitzt. Cousin traf nun Verkehrungen, daß eine Zahl von außerordentlichen Lehrern aufgestellt werde, aus welchen die Suppleanten genommen werden mußten. Er hob das juridische Studium an der Universität, in dem die wissenschaftliche Seite von der rein practischen gänzlich erdrückt war; er verordnete eine gewissenhaftere Prüfung der Lehrer an den höheren und niederen Schulen, und schärfte durch eine Menge Anordnungen die eingreifende Thätigkeit der Universität in das gesammte Unterrichtswesen. Diese Methode, eine natürliche Folge der Centralisation, hat bekanntlich so eben großen Widerspruch erfahren. Wie fast keine administrative Frage in ursprünglicher Reinheit zur Lösung kommen kann, so tritt auch diese in einer politischen Weise auf, die ihre Kritik sehr bedingt, welche übrigens am besten ihren Platz findet, wenn die Ordnung der Begebenheiten uns zu der Opposition der Kirche gegen die Universität geführt hat, die, wie wir schon mehrmal angedeutet, 1840.

1840. vorherzusehen war für die Zeit, wo die Geistlichkeit sich hinlänglich erstarkt fühlen werde, um selbstständig auftreten zu können. Zugleich bereitete Graf Jaubert bedeutende Vorschläge für neue Staatsbauten; er beantragte 23 Millionen für Canäle, Straßen und Brücken; für die Eisenbahn von Paris-Orleans 16 Millionen, Lille-Valenciennes 10 Millionen — Nimes-Montpellier 14 Millionen, für die Straßburg-Basel 12,600,000 Franken Vorschuß.

Die Vermählung des Herzogs von Nemours wurde am 27. April in St. Cloud nur im Kreise der königlichen Familie vollzogen. Hieran knüpfte sich eine Amnestie für alle politische Verbrechen und Vergehen vor dem 8. Mai 1837. Sie war eigentlich eine Vervollständigung der damals schon erlassenen Amnestie, wobei einige Kategorien vorbehalten wurden, und betraf besonders die Verurtheilten bei den Aufständen in der Vendée, wobei Mehrere gemeiner Verbrechen schuldig befunden wurden, die aber meist unter dem Einflusse politischer Ruhestörungen begangen wurden. Zugleich aber kamen mehrere Republikaner, die in contumaciam verurtheilt waren, nach Frankreich zurück, wo sie freilich der Verurtheilung ohnerachtet schon öfter incognito sich aufgehalten hatten. Das Gesetz über die Umwandlung der fünfprocentigen Rente wurde wiederum von den Abgeordneten angenommen und von der Pairskammer verworfen. Sehr ungelegen kam dem Ministerium der Vorschlag des Herrn von Rémilly. Dieser bezweckte eine Abänderung der Stellung der Staatsbeamten in der Kammer der Abgeordneten. Hiernach sollte die Wahl eines Abgeordneten als erloschen betrachtet werden, wenn er zu einem vom Staate besoldeten Amte ernannt wurde, oder, wenn er schon Staatsdiener war, im Falle eines Vorrückens auf andere Weise als durch Anciennetät; davon wollte der Antragsteller außer den Ministern nur sehr wenige höhere Beamte ausgenommen wissen. Diese Reinigung der Kammer von allem Einfluß des Ministeriums auf die Abgeordnete, welche Beamte waren, oder es werden wollten, hatte dieselbe Bedeutung für ein Ministerium der Linken wie für ein rein conservatives, denn die Linke erwartete und forderte von ihrem Ministerium allerdings Aemter und Beförderung. Die Linke wollte eine Reinigung, aber in ihrem

Sinne, und nicht sowohl der Kammer, als der Verwaltung, damit 1840.
eine hinlängliche Zahl conservativer Beamte denen Platz machten, welche größtentheils unter dieser Bedingung, oder doch in dieser Erwartung das Ministerium unterstützten. Sie hielten dieses nicht für gesichert, so lange die Verwaltung von meistens conservativ gesinnten Beamten vollzogen werden müsse, und fanden einen Vorgang für ein solches Verfahren in dem Verfahren der Parteien in England wenn eine zur Regierung kommt, ja selbst in der nordamerikanischen Republik, wo eine neue Regierung alle Angestalten ihrer Vorgängerin, bis zu den Hausdienern des Congreßhauses entfernt und an ihre Stellen Leute ihrer Farbe treten läßt. Das Ministerium erkannte zwar, daß in der Sache selbst etwas zu machen sey, da allerdings einige Mißbräuche obwalteten, aber es erklärte dennoch den Antrag Rémilly's, für unzweckmäßig weil er in der That fast nothwendig alle Beamte von der Kammer ausschloß, weil er einen fast unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen der Regierung und der Kammer hervorrief und die Mittel sehr verminderte, durch welche die Regierung sich mit der Kammer verständigen könne. Das Ministerium wollte sich indessen nicht widersetzen, daß der Vorschlag in Erwägung gezogen werde, um alle Aufklärung zu erhalten über eine Frage, die von so verschiedenartigem Gesichtspunkte aus betrachtet werde und so bedeutend sey durch die Ergebnisse, welche sie herbeiführen könne; und allerdings mußte sie fast nothwendig eine Reform des Wahlsystems nach sich ziehen. Das rechte Centrum und manche Abgeordnete der andern Centren stimmten gegen die Erwägung des Vorschlags, welche dennoch mit einer, obwohl nur schwachen Mehrheit beschlossen wurde, da die äußerste Linke ohnehin den Grundsatz anerkannte, und die Linke nicht wohl offen dagegen auftreten konnte. Man rechnete dabei auf andere Mittel, um zu verhindern, daß der Vorschlag zum Gesetz erhoben werde; und diese fanden sich auch später. In der Commission, welche über den Gesetzvorschlag Bericht erstatten sollte, waren Anfangs die Meinungen fast gleich getheilt, und auch Ganneron, ein Freund von Thiers, glaubte, daß wesentliche Theile von Rémilly's Vorschlag der Kammer empfohlen werden mußten, bis er sich den Vorstellungen

1840. ergab, daß durch die Annahme eine Kammerauflösung unvermeidlich und überhaupt das ganze Verhältniß der Regierung zur Kammer verschoben werde. Ganneron trat zu denen über, welche jede Reform des Wahlsystems, namentlich in dem gegenwärtigen Augenblicke, mißbilligten, und entschied dadurch die Mehrheit der Commission gegen Rémilly's Antrag. Ohnerachtet dieser von einem Conservativen ausgegangen war, und hauptsächlich die Absicht voranstellte, die Abgeordneten über allen Verdacht mittelbarer Bestechung hinauszuheben und dadurch eine höhere Achtung für ihre Beschlüsse festzustellen, so hing er doch in den Wirkungen, die aus seiner Annahme entstanden wären, mit einer Wahlreform zusammen. Der Ruf nach Reform, der seit dem Ende des vorigen Jahres sich lebhafter hatte vernehmen lassen, war die Veranlassung geworden, daß die Spaltung in der radikalen Partei sich offenkundiger zeigte. Gegen Ende Juni und Anfangs Juli wurden mehrere Bankette veranstaltet, um das Verlangen nach Reform lebendig zu erhalten, und hiebei zeigte sich, wie schroff die Parteien sich gegenüber standen in dem Radicalismus selbst, von denen die einen mit Laffitte, Arago und Dupont wollten, daß jeder Nationalgardist Wähler seyn solle, während die Anderen eine solche Beschränkung verwarfen und das allgemeine Stimmrecht verlangten. Bei dem ersten Bankett war eine Verschmelzung beabsichtigt, und es wurde vom National und vom Journal du Peuple gleich eifrig empfohlen; letzteres jedoch konnte sich nicht enthalten, sich über die den Herren Laffitte und Arago erwiesenen Ehrenbezeigungen zu beklagen und die Gefeierten daran zu erinnern, „wie Robespierre und Fourrier gelebt, und wie sie gestorben.“ Neben dem großen Bankett, und gleichsam als Protestation war eine Versammlung improvisirt worden, worin die Toast's zum Voraus keiner Prüfung unterworfen waren, wo man keinen Bürger zwang, den Hut abzunehmen, wo Robespierre's Andenken vielfach gefeiert wurde, und man einen politischen Schriftsteller auszischte, der aus Gewohnheit seine Anrede mit den Worten: „meine Herrn“ begann. Das waren die Männer des allgemeinen Stimmrechts. Aber die Communisten, die Schüler Babeuf's, wollten auch nicht zurückbleiben. Was diese wollen, wissen wir. Am 1. Juli

waren zu Belleville bei Paris gegen 1,200 dieser Gäste beisammen. 1840.
Darunter waren etwa 60 Nationalgardisten in Uniform und gegen fünf Offiziere der Nationalgarde. Außer einigen Schriftstellern, einigen alten, mit der Ehrenlegion gezierten Militairen, bestand die große Mehrzahl der Anwesenden aus Leuten der arbeitenden Classe. Ein Herr Pillot führte den Vorsitz und die Nationalgardisten waren an den verschiedenen Tafeln vertheilt um Ordnung zu halten. Die ersten Toasts wurden von Nationalgardisten ausgebracht und galten Polen. Nachher kamen solche vor, wie: „Der Gleichheit, gefestigt auf „den Grundsätzen von Lycurg, Jesus Christus, Babeuf „und Rousseau!“ — „Den Anhängern einer vollständigen „Wahlfreiheit, zum Widerspruch gegen die Reformisten, „heuchlerische Vorrechtler, welche in Angst leben, von der „Lehre der Gemeinschaft überholt zu werden. Die Aus„beuter der politischen Rechte saugen den Gewinn der „Arbeiter auf, aber das Volk wird eines Tages die „Waffen gegen sie ergreifen. Fluch den Tyrannen und „Ausbeutern!“ — „Dem Convent und dem Berge!“ — Was konnte mehr der Sache der Reform schaden in der Kammer, als solche Darlegungen! Jeder sah ein, daß ein Rütteln an dem bestehenden Wahlsystem, eine Erweiterung der Wahlbefähigung durch Verminderung des Census oder Aufnahme der sogenannten Capacitäten, wie gerecht auch an und für sich, bedenklich werden mußte so lange in der französischen Gesellschaft nicht mehr Uebereinstimmung der Meinungen statt findet. Hiedurch wurden die Bestrebungen auch der gemäßigten Reformisten gelähmt, weil man ihnen, mit Hinweisung auf die Communisten, den Einspruch der Opportunität entgegen halten konnte. Das Ministerium selbst war übrigens dabei in einer ganz falschen Lage. Es hatte sich angekündigt als ein Ministerium der Opposition, und befand sich dennoch in der Unmöglichkeit, irgend einen Wunsch der Opposition zu erfüllen; es hatte versichert, niemals „nie“ sagen zu wollen, aber es befand sich noch immer in der Nothwendigkeit „nicht heute“ sagen zu müssen, ohne auch nur bestimmen zu können, wann es im Stande sey „morgen“ zu sagen. Die

1840. Politik des Cabinets vom 1. März war daher noch immer Vertagung, Beschwichtigung, mit einer halben Wendung nach Links so weit die Ereignisse es gestatteten. Dessen ohnerachtet mußte das Cabinet ein großes Bankett der Nationalgarde untersagen, welches für den Tag der Einnahme der Bastille (14. Juli) verkündigt wurde; es fand dabei Billigung bei den Conservativen, gegen deren vorwaltenden Einfluß es aufgetreten, und wurde heftig getadelt von der Linken, von welcher es Sendung zu haben behauptete. Andere Maßregeln der Regierung fanden allgemeine Billigung. So die Forderung eines außerordentlichen Credits für Afrika. Die wahre Frage dabei war, ob Algerien in seiner ganzen Ausdehnung oder nur die Küstenstrecke behauptet werden sollte. Letzteres hatte die zur Berichterstattung ernannte Commission vorgeschlagen; die Regierung indessen entschied sich für das ganze Algerien und bekam durch die Bewilligung des Credits freie Hand, ihren Plan durchzuführen.

Von dem schon öfter vorgekommenen Doppelgesuch um die Beisetzung der sterblichen Reste Napoleons in Frankreich, und die Zurückberufung seiner Familie, war das Letztere durch die Tagesordnung beseitigt, das Erstere aber dem Ministerium zugewiesen worden. Einen großen und erhebenden Eindruck machte es in ganz Frankreich, als am 12. Mai der Minister des Innern, Herr von Rémusat, in die Kammer einen Gesetzvorschlag einbrachte, welcher einen Specialcredit von einer Million verlangte, zur Bestreitung der Kosten für die Ueberführung und Bestattung der Reste Napoleons in Frankreich. Der Minister verkündigte der Kammer: „Der König hat Sr. K. H. dem Prinzen Joinville „den Befehl ertheilt, sich mit seiner Fregatte nach der Insel St. Helena „zu begeben, um dort die sterblichen Reste des Kaisers Napoleon in „Empfang zu nehmen. Wir stellen nun an die Kammer das Ver„langen, uns die Mittel zu gewähren, sie auf dem Boden Frankreichs „würdig empfangen, und Napoleons letzte Grabstätte bereiten zu „können. Die Regierung, eifrig bestrebt, eine Nationalpflicht zu er„füllen, hat sich beeilt, von England das theure Unterpfand zu ver„langen, welches das Schicksal in seine Hand gelegt hatte. Unser „hochherziger Verbündeter hat kaum den Wunsch Frankreichs vernommen,

„als er ihn mit folgender Erwiederung erfüllte: Die Regierung Ihrer 1840.
„Großbritannischen Majestät hofft, daß man in Frankreich Ihre augenblickliche Zustimmung betrachten wird als einen Beweis Ihres sehnlichen Wunsches, die feindliche Stimmung, welche während des Lebens „des Kaisers Frankreich und England gegen einander bewaffnete, „bis auf das letzte Andenken zu vertilgen. Die Regierung Ihrer „Großbrittannischen Majestät überläßt sich der Ueberzeugung, daß wenn „ähnliche Gesinnungen noch irgendwo vorhanden seyn sollten, sie für „immer in dem Grabe verschloßen bleiben werden, welches bestimmt „ist, die Reste Napoleons aufzunehmen.“ Der Minister fügte noch hinzu: „England hat Recht, die Zeit ist gekommen für beide Nationen, „nur ihres Ruhms eingedenk zu seyn.“ Der Enthusiasmus war allgemein und aufrichtig über die Nachricht, daß der heldenmüthige Feldherr, der große Kaiser, unter dessen Herrschaft Frankreich so mächtig gewesen, nun seine letzte Ruhestätte finden sollte in dem Lande, dessen Geschichte Erbe seines Ruhms ist. Unmittelbar auf die Mittheilung wurde der Vorschlag gemacht, daß die Kammer sogleich durch Acclamation den Antrag der Regierung annehmen solle; der Präsident jedoch erinnerte an die Geschäftsordnung, welche ausdrücklich untersage, einen Gesetzvorschlag früher, als vier und zwanzig Stunden nachdem er eingebracht worden, zu erörtern. Das Volksgefühl stimmte bei dieser Handlung der Regierung zu, welche einen Volkswunsch erfüllt, wie dem König, der ihn genehmigt, und seinem Sohne als einen Ehrenposten den Auftrag ertheilt hatte, die Asche des Helden heimzuführen. Von mehreren Seiten, wie auch in der Commission, welcher der Bericht an die Kammer übertragen wurde, äußerten sich Wünsche für ein so großartiges Denkmal, daß die Regierung mit einer Million nicht ausreichen zu können glaubte, und der Berichterstatter, Marschall Clauzel, schlug einen Mehrbetrag für eine Reiterstatue vor. Delongrais brachte jedoch ein Amendement vor, nicht mehr als eine Million zu bewilligen, welches auch nach zweimaliger Abstimmung, da die erste durch Auf- und Niedersitzen zweifelhaft schien, angenommen wurde. Als Begräbnißort wurde der Dom der Invaliden bestimmt, und der Vorschlag, eine Reiterstatue auf einem Platze in Paris zu errichten,

1840. verworfen. General Bertrand, welcher eingeladen war, den Prinzen Joinville nach St. Helena zu begleiten, übergab dem König die Waffen Napoleons, welche für die Invaliden bestimmt waren; der General hatte sie, nach dem Wunsche der Napoleonischen Familie, den Invaliden selbst übergeben wollen, aber der König bestand darauf, daß so wenig seine Minister, wie er selbst, zugeben könnten, daß diese Waffen im Namen der Familie Napoleons den Invaliden überreicht würden; der König empfing sie daher im Palast der Tuilerien aus den Händen des Generals, und sie wurden in den Kronschatz niedergelegt, um dort aufbewahrt zu bleiben bis sie ihren Platz finden auf dem Denkmal, welches über dem Grabe des Kaisers errichtet werden soll. Unter diesen Waffen sind besonders bemerkenswerth: der Degen, den Napoleon gewöhnlich getragen, auf dessen Klinge mit goldenen Buchstaben eingegraben steht: Austerlitz, 2. December 1805, so wie auf dem Handgriffe, der ganz von Gold ist, sich drei Antiken befinden mit den Köpfen von Hannibal, Cäsar und Alexander; ferner ein Säbel, der Johannes Sobieski gehört hat, und ein Dolch, den der Pabst dem Lavalette, Großmeister des Malteser-Ordens, gegeben hat.

Bei dem am 7. Juni in Berlin erfolgten Tode des Königs Friedrich-Wilhelm III. von Preußen, zeigte Ludwig Philipp die hohe Achtung und besondere Freundschaft, welche er für den hohen Verewigten empfunden, indem er bei der bloßen Nachricht, und ohne die offizielle Anzeige abzuwarten, Hoftrauer anordnete.

Am 15. Juli wurden die Kammern von 1840 geschloßen. Man hatte damals in Paris noch keine Kunde davon, daß gerade an demselben Tage in London ein diplomatisches Ereigniß eingetreten war, das, wiewohl es in der natürlichen Entwickelung der Dinge lag, doch in hohem Grade Frankreich überraschte, und in ganz Europa eine Erschütterung hervorbrachte, welche eine Zeit lang für den allgemeinen Friedenszustand bedrohlich wurde. Am 15. Juli wurde nämlich zwischen den Bevollmächtigten der vier Höfe von Großbrittannien, Oestreich, Rußland und Preußen ein Vertrag abgeschloßen mit der Pforte, welche dazu ihren Botschafter am brittischen Hofe, Schekib-Effendi bevollmächtigt hatte. Dieser Vertrag betraf die endliche

Beilegung der Wirren zwischen der Pforte und dem Pascha von Egypten. Hierin kamen die contrahirenden Mächte überein, alle ihre Bestrebungen zu vereinen, um Mehemed Ali zu veranlassen, die ihm von der Pforte anzubietenden Bedingungen anzunehmen. Diese Bedingungen waren genau angegeben in einer dem Vertrag angehängten Separatconvention. Die Mächte verpflichteten sich ferner, auf Aufforderung des Sultans, die verabredeten Maaßregeln eintreten zu lassen im Falle der Pascha sich weigern sollte, der getroffenen Abmachung beizutreten. In dem Zwischenraume, bis hierüber Gewißheit erlangt werden konnte, wollten die Mächte vorläufig dem Sultan beistehen, um alle Zufuhr von Kriegsmitteln zwischen Egypten und Syrien abzuschneiden, und Großbrittannien und Oestreich würden den Befehlshabern ihrer Flotten dahin Anweisung zugehen lassen. Die Mächte verpflichteten sich ferner, Constantinopel so wie die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen durch Cooperation sicher zu stellen gegen jeden etwaigen Angriff von Mehemed Ali; diese mögliche Maaßregel sollte indessen nur als Ausnahme betrachtet, und die Regel sonst aufrecht erhalten werden, daß der Eintritt in den Bosporus und die Dardanellen allen fremden Kriegsschiffen untersagt bleibe. Die Auswechslung der Bestätigungen des Vertrags sollte binnen zwei Monaten, oder, wenn thunlich, früher statt finden; unmittelbar nach Unterzeichnung dieses Vertrags, und vor Auswechslung der Ratificationen, sollte ohne Aufschub sein Inhalt mit der angehängten Convention dem Pascha von Egypten kund gegeben werden durch Abgeordnete der Pforte, welchen Commissaire der hier auftretenden vier Schutzmächte zur Seite stehen werden. 1840.

Die Separatconvention, welcher dieselbe Gültigkeit wie dem Vertrag selbst zuerkannt wurde, enthielt folgende Bestimmungen: Seine Hoheit, der Sultan, räumte Mehemed Ali für ihn und seine rechtmäßige Nachkommen in gerader Linie die erbliche Verwaltung des Paschaliks Egypten ein; ferner, mit dem Titel eines Pascha von Akra und dem Oberbefehl der Festung St. Johann von Akra, für Lebzeiten die Verwaltung des südlichen Theils von Syrien vom See Tiberias bis Suez. Zur Erklärung über die Annahme dieses Angebots wurde

1840. Mehemed Ali eine Frist von 10 Tagen gestellt. Nach Ablauf dieser Frist würde der Sultan das Anerbieten des Paschaliks von Akra zurücknehmen, jedoch die Ertheilung der erblichen Verwaltung des Paschaliks von Egypten für eine neue Frist von zehn Tagen bestehen lassen. Beide Alternative waren an die Bedingung gebunden, daß Mehemed Ali vor Ablauf der zwanzig Tage die türkische Flotte mit Bemannung und Ausrüstung ausliefere; ferner sollte er bei Annahme des einen oder des andern Anerbietens einen Tribut an die Pforte zahlen, dessen Betrag nach der Größe des ihm zur Verwaltung verbleibenden Länderstrichs zu bestimmen wäre; so wie auch alle Steuern und Abgaben im Namen der Pforte erhoben werden sollten.

Zwei Protocolle waren noch beigefügt, von denen das eine der Pforte das Recht vindizirte, wie bisher, leichten Kriegsschiffen zur Besorgung der Correspondenz von Gesandschaften befreundeter Mächte Firmane zum Einlaufen in den Bosporus zu ertheilen; das andere aber bestimmte, daß die Mittheilungen an Mehemed Ali sogleich erfolgen, und die angedrohten Maßregeln sogleich nach Ablauf der Fristen eintreten sollten, ohne die Ratifikationen abzuwarten.

Ebenfalls unter dem Datum des 15. Juli war ein Memorandum abgefaßt, welches Lord Palmerston im Betreff des neuen Viermächtevertrags an den Botschafter Frankreichs zu richten hätte, und welches am 17. dem französischen Botschafter übersendet wurde. Diese Mittheilung erinnerte daran, wie die französische Regierung während des Ganges der im Herbste 1839 begonnenen Unterhandlungen die deutlichsten und unbestreitbarsten Beweise erhalten habe von dem Wunsche der vier Mächte, mit der französischen Regierung zu einem Einverständnisse zu gelangen über die Grundzüge einer Pacifikation der Levante, sowohl als auch von der Wichtigkeit, welche diese Mächte dem Beitritte Frankreichs zu den zu ergreifenden Maßregeln zuerkannten. Die vier Mächte hätten indessen mit dem tiefsten Bedauern wahrgenommen, wie die französische Regierung in der Ansicht beharrt habe, keinen Theil nehmen zu müssen an der Vollziehung eines Vergleichs zwischen dem Sultan und Mehemed Ali, obwohl dieser Vergleich auf Ansichten begründet war, die der Botschafter Frankreichs

in London gegen das Ende des vorigen Jahres selbst vorgebracht 1840.
hatte. Bei diesem Stande der Dinge hätten die vier Höfe keine andere Wahl gehabt, als entweder die wichtigen Angelegenheiten, zu deren Ausgleichung sie sich verpflichtet, den Wechselfällen der Zukunft preiszugeben, und sonach ihre Unmacht zu offenbaren, oder den Entschluß zu fassen, ohne die Mitwirkung Frankreichs vorwärts zu gehen. Ueberzeugt von der dringenden Nothwendigkeit einer alsbaldigen Entscheidung, hätten die vier Höfe es als eine Pflicht betrachtet, sich für die letzte Alternative zu erklären. Sie hätten demzufolge eine Convention unterzeichnet, jedoch nicht ohne das lebhafteste Bedauern, sich in einer wesentlich europäischen Angelegenheit von Frankreich momentan getrennt zu finden. Dieses Bedauern sei indessen vermindert worden durch die wiederholten Erklärungen der französischen Regierung, daß sie gegen den Vergleich nichts einzuwenden habe, daß in keinem Falle Frankreich sich den Maßregeln widersetzen werde, welche die vier Höfe in Uebereinstimmung mit dem Sultan für nöthig erachten würden, und daß der einzige Beweggrund, welcher Frankreich abhalte, sich bei diesem Anlaß den übrigen Mächten anzuschließen, in Rücksichten verschiedener Art bestehe, welche es der französischen Regierung unmöglich machen, an Zwangsmaßregeln gegen Mehemed Ali Theil zu nehmen. Demnach hegten die vier Höfe die gegründete Hoffnung, daß ihre deßfallsige Trennung von Frankreich nur von kurzer Dauer seyn und die aufrichtig freundschaftlichen Verbindungen, welche sie mit Frankreich zu erhalten so lebhaft wünschten, auf keine Weise stören werde. Wenn nun auch die vier Höfe eine materielle Mitwirkung Frankreichs nicht hoffen durften, so ersuchten sie es doch inständig um seine moralische Unterstützung, um bei seinem mächtigen Einflusse in Alexandrien, den Pascha zu vermögen, die Vergleichsbedingungen anzunehmen, die ihm der Sultan vorschlagen werde.

Dieser Vorgang, der erst nach dem 21. Juli in Paris allgemein bekannt wurde, überraschte Frankreich, aber er konnte nur diejenigen Mitglieder der Regeirung überraschen, welche mit Thiers sich darauf verlassen hatten, daß man ohne Frankreich keinen endlichen Beschluß fassen werde. Das französische Cabinet hatte beharrlich die Be-

1840. Mehemed Ali eine Frist von 10 Tagen gestellt. Nach Ablauf dieser Frist würde der Sultan das Anerbieten des Paschaliks von Akra zurücknehmen, jedoch die Ertheilung der erblichen Verwaltung des Paschaliks von Egypten für eine neue Frist von zehn Tagen bestehen lassen. Beide Alternative waren an die Bedingung gebunden, daß Mehemed Ali vor Ablauf der zwanzig Tage die türkische Flotte mit Bemannung und Ausrüstung ausliefere; ferner sollte er bei Annahme des einen oder des andern Anerbietens einen Tribut an die Pforte zahlen, dessen Betrag nach der Größe des ihm zur Verwaltung verbleibenden Länderstrichs zu bestimmen wäre; so wie auch alle Steuern und Abgaben im Namen der Pforte erhoben werden sollten.

Zwei Protocolle waren noch beigefügt, von denen das eine der Pforte das Recht vindizirte, wie bisher, leichten Kriegsschiffen zur Besorgung der Correspondenz von Gesandschaften befreundeter Mächte Firmane zum Einlaufen in den Bosporus zu ertheilen; das andere aber bestimmte, daß die Mittheilungen an Mehemed Ali sogleich erfolgen, und die angedrohten Maßregeln sogleich nach Ablauf der Fristen eintreten sollten, ohne die Ratifikationen abzuwarten.

Ebenfalls unter dem Datum des 15. Juli war ein Memorandum abgefaßt, welches Lord Palmerston im Betreff des neuen Viermächtevertrags an den Botschafter Frankreichs zu richten hätte, und welches am 17. dem französischen Botschafter übersendet wurde. Diese Mittheilung erinnerte daran, wie die französische Regierung während des Ganges der im Herbste 1839 begonnenen Unterhandlungen die deutlichsten und unbestreitbarsten Beweise erhalten habe von dem Wunsche der vier Mächte, mit der französischen Regierung zu einem Einverständnisse zu gelangen über die Grundzüge einer Pacifikation der Levante, sowohl als auch von der Wichtigkeit, welche diese Mächte dem Beitritte Frankreichs zu den zu ergreifenden Maßregeln zuerkannten. Die vier Mächte hätten indessen mit dem tiefsten Bedauern wahrgenommen, wie die französische Regierung in der Ansicht beharrt habe, keinen Theil nehmen zu müssen an der Vollziehung eines Vergleichs zwischen dem Sultan und Mehemed Ali, obwohl dieser Vergleich auf Ansichten begründet war, die der Botschafter Frankreichs

in London gegen das Ende des vorigen Jahres selbst vorgebracht 1840. hatte. Bei diesem Stande der Dinge hätten die vier Höfe keine andere Wahl gehabt, als entweder die wichtigen Angelegenheiten, zu deren Ausgleichung sie sich verpflichtet, den Wechselfällen der Zukunft preiszugeben, und sonach ihre Unmacht zu offenbaren, oder den Entschluß zu fassen, ohne die Mitwirkung Frankreichs vorwärts zu gehen. Ueberzeugt von der dringenden Nothwendigkeit einer alsbaldigen Entscheidung, hätten die vier Höfe es als eine Pflicht betrachtet, sich für die letzte Alternative zu erklären. Sie hätten demzufolge eine Convention unterzeichnet, jedoch nicht ohne das lebhafteste Bedauern, sich in einer wesentlich europäischen Angelegenheit von Frankreich momentan getrennt zu finden. Dieses Bedauern sei indessen vermindert worden durch die wiederholten Erklärungen der französischen Regierung, daß sie gegen den Vergleich nichts einzuwenden habe, daß in keinem Falle Frankreich sich den Maßregeln widersetzen werde, welche die vier Höfe in Uebereinstimmung mit dem Sultan für nöthig erachten würden, und daß der einzige Beweggrund, welcher Frankreich abhalte, sich bei diesem Anlaß den übrigen Mächten anzuschließen, in Rücksichten verschiedener Art bestehe, welche es der französischen Regierung unmöglich machen, an Zwangsmaßregeln gegen Mehemed Ali Theil zu nehmen. Demnach hegten die vier Höfe die gegründete Hoffnung, daß ihre deßfallsige Trennung von Frankreich nur von kurzer Dauer seyn und die aufrichtig freundschaftlichen Verbindungen, welche sie mit Frankreich zu erhalten so lebhaft wünschten, auf keine Weise stören werde. Wenn nun auch die vier Höfe eine materielle Mitwirkung Frankreichs nicht hoffen durften, so ersuchten sie es doch inständig um seine moralische Unterstützung, um bei seinem mächtigen Einflusse in Alexandrien, den Pascha zu vermögen, die Vergleichsbedingungen anzunehmen, die ihm der Sultan vorschlagen werde.

Dieser Vorgang, der erst nach dem 21. Juli in Paris allgemein bekannt wurde, überraschte Frankreich, aber er konnte nur diejenigen Mitglieder der Regeirung überraschen, welche mit Thiers sich darauf verlassen hatten, daß man ohne Frankreich keinen endlichen Beschluß fassen werde. Das französische Cabinet hatte beharrlich die Be-

1840. hauptung aufgestellt, daß Syrien bis an den Taurus, höchstens mit Ausnahme von Adana, welches den Schlüssel zum Taurus bildet, dem Pascha von Egypten verbleiben müsse; Frankreich, die alte Schutzmacht der Christen in Syrien, meinte durch diese Anordnung sich einen direkten Einfluß in die orientalische Frage zu sichern, der von seinem Schützling, dem Pascha von Egypten, gewahrt, bei jedem eintretenden Ereignisse ihm den Vortheil gewähre, gleichsam an Ort und Stelle zu seyn. England dagegen betrachtete die Herrschaft Mehemed's über Syrien und Candien als eine fortwährende Beängstigung der Türkei, also als ein Hinderniß eines dauerhaften Friedens in der Levante, welches die Mächte, deren Politik die Integrität des türkischen Reichs forderte, nöthigen würde, fortwährend gerüstet zu bleiben und kostspielige Flotten in den levantischen Gewässern zu unterhalten; England wollte deßhalb die Oberherrlichkeit des Sultans in Syrien wieder hergestellt wissen, Oesterreich und Rußland gesellten sich dieser Ansicht bei, und später auch Preußen. Lord Palmerston erklärte in einem späteren Memorandum, welches Ende August dem englischen Geschäftsträger in Paris, Henry Lytton Bulwer, zugestellt wurde, um dem französischen Ministerium mitgetheilt zu werden, daß, da man die von Frankreich angerathene Politik als unvereinbar betrachten mußte mit der Erhaltung der Rechte des Sultans und der Integrität des türkischen Reichs, so hätten die vier Mächte ihre Ansicht weder aufgeben noch sie als Bedingung für die Mitwirkung Frankreichs aufstellen können. Diese Ansicht der Mächte über die gegenseitige Stellung hatte übrigens vorhergesehen werden müssen, denn schon unter dem 1. Oktober 1839 war dem französischen Botschafter (Sebastiani) eröffnet worden, daß wenn Frankreich kein Mittel finde, sich mit den vier Mächten zu einigen, es sich nicht darüber wundern dürfe, wenn diese ohne Frankreich handelten, und das um so mehr, da ohnerachtet der Collektivakte der Botschafter der fünf Mächte in Constantinopel vom 27. Juli 1839, der spätere französische Minister dort (Pontois) mehreremal in die Pforte gedrungen sey, direkt mit Mehemed zu unterhandeln nicht allein ohne die Mitwirkung der vier übrigen Mächte, sondern unter der alleinigen

Vermittelung Frankreichs und nach den besonderen Ansichten der fran- 1840.
zösischen Regierung. Aehnliche Eröffnungen waren Guizot gemacht worden, der auch sogleich sein Kabinet davon in Kenntniß setzte; aber Thiers glaubte fest, daß es in Constantinopel gelingen werde, einen Vergleich zwischen der Pforte und dem Pascha zu Stande zu bringen, und daß man in London ohne Frankreich nicht vorgehen werde. Noch kurz vor dem Abschluß hatte Guizot gemeldet, daß seit der Ankunft des Schekib Effendi in London etwas vorgehe; aber Thiers war darum in seiner Ansicht nicht schwankend geworden. In diesem Sinne überraschte also der Vortrag vom 15. Juli allerdings den Ministerpräsidenten. Er hatte erwartet, daß Lord Palmerston die diplomatische Gastpflicht geübt hätte, Herrn Guizot davon in Kenntniß zu setzen, daß man im Begriff sey, einen Vertrag zu schließen. Wiewohl Lord Palmerston nachher bemerkte, daß es unnütz gewesen wäre, Herrn Guizot zu berufen, da man schon früher erklärt hatte, daß die Mächte auf die von Frankreich aufgestellten Bedingungen nicht unterhandeln könnten, so wäre doch dem erregbaren Charakter der Franzosen gegenüber die Form viel rücksichtsvoller geworden. Thiers, der sowohl mündlich geäußert, wie in seinen Journalen hatte wiederholen lassen, daß Frankreich seine Politik den Ansichten der vier Mächte nicht opfern, und vor einer isolirten Stellung nicht zurücktreten werde im Vertrauen auf seine Armeen sowohl als auf seine Grundsätze, hatte hiemit die Losung gegeben zu einem kriegerischen Aufschwunge, welcher sich der Nation bemächtigte, und für den Augenblick dem Kabinette großen Anklang in der öffentlichen Meinung erwarb. Der National freilich spottete über den kriegerischen Eifer und die Drohung mit der Propaganda, denn die fremden Mächte wüßten ganz gut, daß wenn diese entfesselt werde, sie der Regierung so furchtbar werden könnte als ihren auswärtigen Feinden. Einem so ehrenvollen, aber auch im Punkte der Nationalehre so empfindlichen Volke, wie dem französischen, kann man leicht Bedenken erregen, ob es von der fremden Diplomatie mit gebührender Schicklichkeit behandelt worden sey; der bloße Zweifel bestimmt eine große Mehrzahl schon dazu, eine Verletzung anzunehmen. Erwägt man jedoch die Verhält-

1840. nisse nach ihrem wahren Gehalt, so kann man in dem Verfahren der Mächte, welche den Vertrag vom 15. Juli abschlossen, keine Ehrenkränkung für Frankreich finden. Frankreich hatte erklärt, in der Collektivakte vom 27. Juli 1839 und später, mit seinen Verbündeten zusammenwirken zu wollen zur Erhaltung des türkischen Reichs; sonst einig mit diesen, verfocht es im Betreff der Zugeständnisse an den Pascha von Aegypten eine Ansicht, welcher die vier anderen Mächte nicht beipflichteten, und sie ließen nichts unversucht, um Frankreich zu ihrer Meinung hinüberzuziehen. Frankreich konnte nicht das Recht begründen, daß sein Veto dem ganzen Friedenswerke Halt gebieten müsse, und da die anderen Mächte einig waren, die Mehrzahl bildeten, und die Mittel der Ausführung besaßen ohne Frankreich, so konnten sie sich nicht für verpflichtet erachten, nur mit ihm handeln zu dürfen, denn dann hätten sie ja Frankreich mehr als schiedsrichterliche Gewalt eingeräumt, und eine solche war in dem Zusammenwirken der fünf Mächte weder verlangt noch zugestanden worden. Die Mehrheit in dem Rathe der Mächte erklärte nach ihrer Ansicht handeln zu wollen, und sie that das, indem sie Frankreich, das allein in der Minderheit geblieben war, ihre hohe Achtung betheuerten mit dem aufrichtigen Wunsche, mit ihm vereint handeln zu können. Das ganze Verfahren hatte für sich geschichtliche Vorgänge und diplomatische Uebung. Dieser Betrachtungsweise Eingang verschaffen in Frankreich, war schwer bei dem, vielfach aus Parteigründen erhobenen Rufe der Entrüstung, Frankreichs Würde sei verkannt, wenn ohne seine Zustimmung im Bereiche der europäischen Diplomatie eine Kanone gelöst werden könne. Ein solcher Einfluß ist aber Diktatur, die nie gegeben, sondern nur genommen wird, und der Rath der Mächte war eben eingesetzt, damit keine Macht allein eine Diktatur übe; in einem Rathe muß aber der Grundsatz der Mehrheit gelten, sonst wird alle Berathschlagung erfolglos.

In den ersten Tagen von August erwähnten einige Pariser Blätter, daß Ludwig Napoleon in London dem Lord Palmerston einen Besuch abgestattet habe. Das Capitole, bekanntlich das Organ des Prinzen in Paris, fügte hinzu, daß der Prinz auch den Besuch

des Lords empfangen habe. Dies war nun vollkommen ungegründet; 1840.
keiner von beiden Besuchen hatte statt gefunden. Das Capitole beutete indessen diese apokryphe Nachricht aus, und bemerkte, daß ein Mann von der Ehre und Würde des Prinzen nie einen schändlichen Pakt mit den Feinden Frankreichs schließen werde; daß es übrigens nicht unmöglich wäre, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die englische Politik Plane hegen könne, zu deren Ausführung ein Erbe des Kaisers ihr als ein vortreffliches Werkzeug erscheinen müsse. Diese plumpe Gehässigkeit eines Blattes, dessen Sendung offenbar war, die Plane des Prinzen in Frankreich zu bereiten, mußte denen um so auffallender seyn, welche sich erinnerten, daß im Anfange des Jahres ein Pariser Correspondent der Allgemeinen Zeitung mit Bestimmtheit vorausgesagt hatte, daß für den Sommer ein neues Auftreten Ludwig Napoleons in Frankreich beschlossen sey. Das war von französischen wie von deutschen Zeitungen als ein Hirngespinst zurückgewiesen worden. Prinz Ludwig schien indessen die Zeit als günstig für Ueberraschungen zu betrachten, und hatte in der That den Beschluß gefaßt, den man allgemein als eine Thorheit verlacht hatte; mochte er nun meinen, daß die französische Regierung am Vorabende eines Umsturzes sey, oder daß die Asche des großen Kaisers von einem Napoleoniden in Empfang genommen werden müsse; mochte er überhaupt alle Verhältnisse gar keiner Ueberlegung würdig erachtet haben, jedenfalls bereitete er Frankreich und sich eine Ueberraschung, aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, die letzte, über die er verfügen konnte.

In der Nacht vom 5. auf den 6. August gegen 1 Uhr morgens bemerkte ein Unterbrigadier der Douaniers auf einem Rundgange am Meeresufer vor Wimereux bei Boulogne, ein Dampfschiff, welches kaum eine Viertelstunde weit in der See sich dem Ufer näherte. Er rief es an und bekam zur Antwort, es sey ein Transport vom 40sten Regiment, auf dem Wege von Dünkirchen nach Cherbourg, welcher landen müsse, weil ein Rad an der Maschine gebrochen sey. Eine Schaluppe brachte bald darauf etwa 15 Militärpersonen ans Land, und fuhr dreimal hin und her, bis die ganze Schaar, nicht

1840. viel über 60 Personen ausgeschifft war. Unter diesen Ankömmlingen befanden sich außer mehreren Offizieren in reichen Uniformen auch Soldaten in der Montur des 40sten Regiments. Der Unterbrigadier, der zwei Mann bei sich hatte, zu denen bald darauf eine Runde von fünf Mann kamen, wurde mit seinen Leuten von den Fremden umringt, die nun erst eine feindliche Absicht zu erkennen gaben, indem sie gegen die Douaniers die Bajonette fällten, und ihnen nur Schonung des Lebens zusagten unter der Bedingung, daß sie kein Lärmzeichen machten. Während der Landung erschienen vier Personen aus Boulogne, von denen zwei Offiziersuniformen erhielten und sogleich anzogen. Man nöthigte die Douaniers, den Haufen nach Boulogne zu begleiten, und erst unterwegs sagte man ihnen: „Prinz Ludwig „Napoleon ist an unserer Spitze; Boulogne ist unser, und in wenigen „Tagen wird der Prinz von der Nation, die nach ihm verlangt, „und vom Ministerium, das ihn erwartet, zum Kaiser der Franzosen „ausgerufen werden.“ An dieser Verkündigung erkennt man den Styl des Attentats von Straßburg. Die Hälfte der Schaar bestand aus Generälen und Oberoffizieren, oder wenigstens aus Personen, die solche Uniformen trugen, und es war wirklich Ludwig Napoleon, der an der Spitze seiner Getreuen gekommen war, um Frankreich zu erobern. Die Geschichte des Versuchs in Boulogne ist bald erzählt, denn Prinz Ludwig wurde hier so schnell fertig, wie in Straßburg. Auf dem Wege nach Boulogne machte der Haufe Halt und zechte, und langte gegen fünf Uhr bei der Caserne an, wo zwei Compagnien vom 42sten Regimente lagen. Der Voltigeuroffizier, Aladenize, der im Einverständnisse war, hatte die Leute wecken und schnell antreten lassen, als der Zug heranrückte. Der Prinz und seine Begleiter erklärten, daß alle Unteroffiziere sogleich Lieutenante werden sollten und boten den Soldaten Geld und gute Worte, um sie zu bewegen, sich dem neu-napoleonschen Adler anzuschließen, der im Begriff war, seinen Flug über Frankreich zu nehmen, um es aus der unbegreiflichen Knechtschaft, in die es versunken, und von der Erniedrigung vor dem Auslande zu befreien. Die Soldaten blieben theilnahmlos, als plötzlich unter ihnen ihr Hauptmann, Col Puygalier, erschien,

der sie zur Treue ermunterte und sie aufforderte, die fremden Verräther zu vertreiben. Ehe dies geschehen konnte, drückte Prinz Ludwig Napoleon seine Pistole auf den Hauptmann ab, fehlte ihn, aber schoß dafür einen Grenadier durch den Hals. Nach diesem nutzlosen Mordversuch — denn anders kann man es doch nicht nennen, wenn man, ehe ein offener Kampf begonnen, auf einen Offizier schießt, der in seiner Pflicht beharrt — sah sich die Schaar von der Caserne abgewiesen, und durchzog nun einen Theil der Stadt, indem sie überall Fünffrankenthaler und Proklamationen vertheilte; jedoch ohne Erfolg; Niemand gesellte sich zu ihnen. Vor dem Präfekturgebäude trat der Unterpräfekt, Launay-Leprovost, ihnen entgegen, forderte sie im Namen des Königs auf, sich zu trennen, und wandte sich dabei besonders an die Soldaten; er hielt sie für bethörte Soldaten des 40sten Regiments, es waren aber nur Bediente des Prinzen, oder vielmehr Menschen ohne Nahrungszweig, Italiener und Franzosen, die in Paris als Köche, Bediente, Reitknechte des Prinzen angenommen, nach London gesendet waren, und die man auf der Ueberfahrt in Uniformen des 40sten Regiments gesteckt hatte. Auf Zuruf des Prinzen stieß der Fahnenträger mit dem Schaft seines Adlers den Unterpräfekten aus dem Wege, und man zog weiter. Der Unterpräfekt aber lief nach dem Stadthause, der Generalmarsch wurde geschlagen, die Thore der oberen Stadt wurden geschlossen, und bald versammelten sich Bürger, Nationalgardisten und Militär. Die Insurgenten hatten, überall abgewiesen, den Weg nach der Säule eingeschlagen, die zum Andenken an Napoleon — den Großen nämlich — und seinen Aufenthalt im Lager von Boulogne errichtet und noch nicht vollendet war. Der Obrist Gaudot, an der Spitze der Nationalgarde und einer schwachen Abtheilung von Linientruppen, wie sie eben in der Eile zusammengekommen waren, zog den Insurgenten nach. Diese jedoch warteten keinen Angriff ab, und unternahmen keinen, sondern ließen beim Anblick der gegen sie heranrückenden Truppen die Fahne im Stich und ergriffen die Flucht. Der Maire von Boulogne war seinerseits auch thätig gewesen, hatte durch den Hafencapitän das englische Dampfschiff, Stadt Edinburgh 1840.

1840. nehmen und in den Hafen führen lassen. Ludwig Napoleon hatte, wie es einem kühnen Führer in einer verzweifelten Unternehmung geziemt, an die Möglichkeit eines Rückzugs nicht im Geringsten gedacht; deßhalb waren auf dem Dampfschiff keine Vorkehrungen getroffen, ja der Capitän wußte eigentlich nicht recht was vorging. Er war von seinen Rhedern angewiesen worden, den Prinzen als Miether des Schiffs dahin zu bringen, wo es ihm genehm seyn werde. Hätte das Schiff nur eine kleine Reservemannschaft gehabt, so wäre der Hafencapitän, der fast allein kam, gefangen genommen worden, und das Schiff hätte die See gewinnen können; so ließ es sich ohne Widerstand von dem Hafencapitän in den Hafen steuern. Freilich hätte es, wenn auch frei, den Prinzen und seine Begleiter nicht retten können. Diese nämlich flüchteten nach dem Hafen, wo sie sich in ein Boot werfen wollten, allein, da zu viele zumal hineinsprangen, so schlug das Boot um. Bei dieser Gelegenheit ertrank ein Pole, Owinsky, der Unterintendant Faure wurde erschossen und der Obrist Voisin bekam zwei gefährliche Wunden. Der Prinz mit der ganzen Gesellschaft wurde aus dem nicht sehr tiefen Wasser herausgefischt, andere in Kornfeldern versteckt gefunden, und vor neun Uhr war jede Spur des Attentats verschwunden und alle dabei Betheiligte unter Schloß und Riegel gesperrt. Unter den Gefährten des Prinzen figurirten diesmal außer den gewöhnlichen, wie Persigny, Parquin u. s. w. einige andere Namen, wie der Obrist Voisin, der in der Kaiserzeit mit Auszeichnung gedient hatte, und Graf Montholon. Montholon war nicht zum erstenmal in Boulogne, man hatte ihn dort gesehen zur Zeit des großen Lagers als einen glänzenden Generalstabsoffizier im Gefolge des Kaisers. Man wußte, daß er den Planen des Napoleonistischen Prätendenten anhing, und deßhalb war auch sein Gesuch, sich dem Gefolge des Prinzen Joinville in der Sendung nach St. Helena anschließen zu dürfen, zurückgewiesen worden. Der Prinz wurde vorläufig nach dem Schlosse Ham in Verwahrung gebracht. Dorthin hatte der Prinz Ludwig Philipp wollen bringen lassen, wenn es gelungen wäre, ihn durch einen Handstreich auf Eu aufzuheben, wo der König mit seiner Familie

sich befinden sollte; er war aber zur Zeit des Attentats dort nicht 1840.
eingetroffen, so wenig als das 40ste Regiment in Boulogne lag. Auf dem Dampfschiffe fand man eine Correspondenz, welche vielfachen Aufschluß gab über die Verbindungen des Prinzen in Frankreich, einige nicht sehr bedeutende Geldsummen, und — einen lebendigen Adler, dem nun alle Gelegenheit abgeschnitten war, seine Rolle zu spielen. Der Regisseur dieses unterbrochenen Opferfestes kann allein wissen, ob der Adler, wie behauptet wurde, dazu bestimmt war, nach der Säule zu fliegen, und sich auf den Hut Napoleons zu setzen, auf dem allein er seit geraumer Zeit sein Futter gefunden; aber gleichviel, wie dem sey, es ist unglaublich traurig, anzunehmen, daß man mit einem lebendigen Adler auf das französische Volk einen Eindruck machen, und eine Regierung mit einem Theaterstreich stürzen könne.

Der französischen Regierung kam das Attentat selbst in so fern nicht unerwartet, daß sie seit geraumer Zeit zwar wußte, daß der Prinz den Entschluß gefaßt habe, sein Glück in Frankreich wieder zu versuchen; nur wußte sie nicht, an welchem Punkte er dies ausführen wolle. In Paris bestand ein Napoleonistisches Comite; man kannte mehrere Mitglieder davon, die indessen weder politisch noch militärisch hervorragende Persönlichkeiten waren. Diese hatten das Vorhaben des Prinzen, sobald sie aus London Kunde davon bekommen, für unzeitig und der Sache schädlich erklärt. Sie wußten, daß der Prinz in London von einem Schwarm von brodlosen Abenteurern, politischen Spekulanten und zweideutigen Menschen aller Art umgeben war. Oberst Vaudrey wurde vom Comite nach London gesendet, um den Prinzen von seinem Vorsatz abzubringen, und ihn zu warnen gegen Personen, denen er sein Vertrauen schenkte. Der Prinz wies alle Vorstellungen zurück, und wollte namentlich nicht glauben, daß Jemand in seiner Umgebung fremden Interessen verpfändet sey. Ob das nun wirklich der Fall war, ist ziemlich gleichgültig; der gefährlichste Verräther war sein eigener Starrsinn und die Verblendung, welche Eitelkeit und politische Beschränktheit erzeugten. Daß er in der Hauptsache verrathen war, ist unzweifelhaft; und es ist kein

1840. Wunder, wenn man weiß, daß er z. B. in Verbindung stand mit einem Italiener in London, der auch das Dampfschiff verschafft hatte, und der nachher in einem Proceß figurirte, in dem dargethan wurde, daß er einen unglücklichen Beamten der Schatzkammer dazu verführt hatte, Schatzkammerscheine zu machen, die er in Umlauf brachte. Es war Pflicht der französischen Polizei, den Prinzen nach Möglichkeit zu beaufsichtigen, und man sieht, daß ihr die Aufgabe nicht schwer gemacht wurde. Dazu kam, daß der Prinz, unglücklicherweise für ihn selbst, in Besitz von einer ziemlich bedeutenden Summa gekommen war. Der Herzog von St. Leu, der ehemalige König von Holland, ein sehr ehrenwerther und uneigennütziger Mann, hatte nämlich aus Gewissenhaftigkeit eine Summa, auf die er gegründeten Anspruch hatte, in Holland bei seiner Thronentsagung zurückgelassen; diese war für seine Familie angesprochen und, durch Unterstützung des französischen Kabinets, ausbezahlt worden. So hatte Alles sich vereinigt, um den beklagenswerthen Prinzen in das Unternehmen zu stürzen, das, mit und ohne Erfolg, fast nothwendig zu seinem Verderben ausschlagen mußte. Das Napoleonistische Comite in Paris erschrack, als es von Baudrey erfuhr, Prinz Ludwig sey unerschütterlich in der Ueberzeugung, die Franzosen seyen jetzt so entrüstet über die Insolenz der Fremden, daß sie ihm als einem Befreier entgegenjubeln würden, wie er sich in Frankreich zeige. Dies war bei ihm so zur fixen Idee geworden, daß man am Bord des Schiffes Stadt Edinburgh in Boulogne acht Pferde und eine prachtvolle Kutsche fand, in welcher der Prinz seinen Einzug in Paris halten wollte. Man machte noch einen Versuch, um dem verblendeten jungen Manne darüber die Augen zu öffnen, daß er in eine selbst bereitete Falle gehe. Die Freundin der Königin Hortense, Frau von Faverolles, die den Prinzen seit seiner Kindheit kannte, ging nach London. Sie richtete aber eben so wenig aus; der Prinz versicherte, daß er seiner Sache gewiß sey, und die Antwort selbst nach Paris bringen werde. Er brachte sie, — mußte sie aber an den Pairgerichtshof abgeben.

Außer den Gefangenen war vom Attentat nichts übrig geblieben,

als das Schiff, das später mit seiner Mannschaft frei gegeben wurde, 1840.
und die Proclamationen, die weder vor noch nach dem Attentat irgend einen Eindruck hatten hervorbringen können. Es war da ein Aufruf an das Heer mit solchen Redensarten: „Frankreich ist gemacht um „zu herrschen, und es gehorcht. Das Heer besteht aus den Aus„erwählten des Volks, und man behandelt Euch wie eine verächtliche „Heerde (comme un vil troupeau). Ihr fragt, wo die Adler von „Arcole, Austerlitz und Jena geblieben sind? Hier sind sie, ich bringe „sie Euch!“ Wie wir wissen, war der lebendige Adler auf dem Wasser, und der metallene auf dem Lande genommen worden, wo ihn der Prinz liegen ließ, als er entfloh. Derjenige, der bei Arcole, Austerlitz und Jena gesiegt hatte, eroberte Länder, verjagte Dynastien, und erst wenn er das gethan, erklärte er, daß sie aufgehört hätten zu regieren; hatte er nicht das Recht, so hatte er doch die That für sich. Prinz Ludwig aber hatte nur Straßburg für sich, oder vielmehr gegen sich, dessen ohnerachtet aber hatte auch er ein Decret erlassen, worin es hieß: „Die Dynastie der Bourbons von Orleans hat aufgehört zu „regieren.“ In demselben Decret ernannte er gnädigst Thiers zum Präsident der provisorischen Regierung, Marschall Clauzel zum Oberbefehlshaber der bei Paris versammelten Truppen, und General Pajol zum Commandant der ersten Militairdivision. Dann waren auch noch Proclamationen an die Bewohner des Pas de Calais und an die Franzosen im Allgemeinen vertheilt worden. Bei diesen Proclamationen waren, außer dem Prinzen, Graf Montholon als Maior-General, Oberst Voisin als Gehülfe des Maior-Generals, und Le Duff-Mesonan als Chef des Generalstabs unterzeichnet.

Das Ganze fand ein klägliches Ende vor dem Pairgerichtshof, an den der Proceß gewiesen wurde. Vor das Gericht wurden nur diejenigen gestellt, welche betrachtet werden konnten als Solche, die ursprünglich an dem Plan des Prinzen wie an dessen Ausführung Theil genommen hatten. Alle redeten sich dahin aus, daß sie die Absicht des Prinzen nicht gekannt, und erst kurz vor der Landung erfahren hätten, an welchem Werke sie Theil nehmen sollten. Der Proceß erregte sehr geringe Aufmerksamkeit in Paris, und konnte in

1840. dieser Beziehung nicht concurriren mit dem Proceß der wegen Giftmords angeklagten Madame Lafarge. Wäre nicht der Palast der Pairs mit Abtheilungen der Linie besetzt gewesen, so hätte man in der ganzen Umgebung vom Luxemburg kein Zeichen finden können von irgend einem außergewöhnlichen Vorgange. Die Gallerien im Pairshofe, die nicht viel über 300 Personen fassen, waren nur einigemal ganz besetzt. Während der fünf Sitzungen, in welchen die Sache bis zur Urtheilfassung geführt wurde, kam keine Verhandlung vor, die irgend ein bedeutendes Interresse darbot. Berryer sprach für den Prinzen, und konnte zwar eine wohlklingende Rede halten über die großartigen Erinnerungen, welche der Name Napoleon erregt, er konnte gleichsam triumphirend Besitz ergreifen von diesem Namen als von dem eines Clienten, aber er konnte zu Gunsten seines Clienten kein Verhältniß anders stellen als es war. Der Gerichtshof war nicht im Geringsten im Zweifel über seine Zuständigkeit, noch über den Eindruck, den eine Verurtheilung hervorbringen werde. Nur über die Beschaffenheit der anzuwendenden Strafe war man in Verlegenheit. Man war darüber einig, daß kein Blut fließen solle durch einen Urtheilspruch, und es lag in dem Gefühl der Mehrheit, daß man weit eher einen Napoleoniden zum Tode als zu einer infamirenden Strafe verurtheilen könne. Wenn der Pairshof ein Todesurtheil spräche, was den bestehenden Gesetzen gemäß gewesen wäre, so folgte zwar nicht daraus dessen Vollziehung, aber die Begnadigung des Königs, wenn sie im Kreise der bestehenden Gesetzgebung bliebe, müßte eine infamirende Strafe unterstellen. Diese Erwägung, so wie die verschiedenartige Theilnahme der übrigen 14 Schuldigen veranlaßten eine lange Berathung, die fünf Sitzungen nothwendig machte bis das Urtheil vollständig gesprochen werden konnte. Für Ludwig Napoleon setzte der Pairshof eine außerordentliche Strafe fest; er verurtheilte ihn nämlich zu lebenslänglichem Gefängnisse in einer Festung auf dem Festlande des Königreichs. Dabei behielt der Prinz alle seine bürgerlichen Rechte. Das französische Strafgesetzbuch kennt keine lebenslängliche Gefängnißstrafe; lebenslängliche Haft mit oder ohne öffentliche Arbeit ist immer infamirend. Hiemit hatte der Pairshof allerdings dem

Könige die Begnadigung abgeschnitten, aber auch auf sich genommen, 1840.
das bestehende Gesetz zu umgehen. Die Befugniß, eine nicht vorhandene Strafe auszusprechen, konnte allerdings verfassungsmäßig dem Pairshofe so wenig als der Pairskammer ohne Vorlage eines neuen Gesetzes und Berathung in der Abgeordnetenkammer, zuerkannt werden. Dessen ohnerachtet fand das Verfahren in diesem Falle in überwiegendem Grade die Billigung der öffentlichen Meinung; diese erkannte in diesem Auskunftsmittel vielmehr eine politische Maßregel, als eine gesetzliche Verurtheilung. Nur dadurch, daß die Sache vor die Pairskammer gebracht wurde, war dies möglich geworden, und auch nur dadurch konnte es geschehen, daß bei der Ausnahmsstellung des Prinzen dennoch seine Mitschuldigen nach den bestehenden Gesetzen verurtheilt wurden.

Von den übrigen Mitschuldigen wurde der cassirte Lieutenant Aladenize zur Deportation verurtheilt, welche Strafe bekanntlich noch in einem Continentalgefängnisse bestanden wird:

Graf Montholon, Parquin, Lombard, Fialin genannt Persigny, zu zwanzig Jahren Detention:

Le Duff von Mesonan zu fünfzehn Jahren Detention:

Voisin, Forestier und Ornano zu zehn Jahren Detention:

Bouffet-Montauban, Bataille und Orsi zu fünf Jahren Detention:

Die Genannten wurden ihrer Titel, Grade und Decorationen verlustig erklärt und nach bestandener Strafe lebenslänglich unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Außerdem wurde Conneau zu fünfjährigem und Laborde zu zweijährigem Gefängnisse verurtheilt, und für dieselbe Anzahl Jahre zu polizeilicher Aufsicht nach bestandener Strafe verurtheilt.

Alle wurden solidarisch zur Tragung der Kosten verurtheilt.

Aus Veranlassung des Boulogner Attentats hatte der König eine bedeutende persönliche Gefahr zu bestehen. Die königliche Familie verweilte seit dem 7. August im Schlosse Eu an der Meeresküste. Ludwig Philipp beschloß der Stadt Boulogne einen Besuch zu machen, um persönlich den Bewohnern seine Anerkennung der von ihnen bewiesenen Treue und Anhänglichkeit zu bezeigen. In der Nacht vom

1840. 17. auf den 18. August bestieg der König mit den in Frankreich anwesenden Prinzen und mehreren Ministern, wie mit den Personen seines Dienstgefolges, in dem dicht bei Eu gelegenen Hafenorte Tréport das Dampfschiff Véloce, um sich nach Boulogne zu begeben. Auf der Ueberfahrt erhob sich ein Sturm, der, als die Véloce und der sie begleitende Kriegskutter vor Boulogne erschienen, eine Heftigkeit erlangte, wie man seit vielen Jahren eine ähnliche nicht erlebt hatte. Die Königin war zu Lande in Boulogne angekommen, und mußte vom Gestade aus Zeuge seyn, wie das Dampfschiff auf dem ihr Gemahl und ihre Kinder sich befanden, vergebens sich bemühte, die Einfahrt in den Hafen zu gewinnen, und der ganzen Wuth der empörten See Preis gegeben war; zuletzt verschwand es in dem Dunst des wild bewegten Meeres. Alle, welche die drohende Gefahr mit ansahen, theilten die Angst der Königin. Endlich lief das Begleitschiff in den Hafen ein, und brachte die Nachricht, daß die Véloce in die See gegangen sey, um den Hafen von Calais zu gewinnen. Auch dieses gelang nicht ohne große Gefahr. Das Schiff wurde vom Winde heftig gegen ein Pfahlwerk getrieben, wo es aufsaß. Von hier aus konnte man nur mit großer Mühe eine Brücke auf den Hafendamm bilden, um den König und seine Begleiter an's Land zu bringen. Bei dieser Gelegenheit scheiterte ein Boot mit Matrosen, die indessen alle gerettet wurden; der König wollte keinen Schritt weiter thun, ehe dies gelungen war. Die Königin, die eiligst nach Calais gefahren war, sah endlich den König und die Prinzen gerettet; daß sie es wurden, erklärten die Seeleute für ein großes Glück, denn mehreremal war auf dieser Fahrt wenig Aussicht zur Erhaltung des Schiffs. Der König verfügte sich nun ebenfalls zu Lande nach Boulogne, wo er mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurde, Revue über die Nationalgarde hielt und Belohnungen austheilte an die Personen, welche sich durch Benehmen ausgezeichnet hatten.

Indessen schritt die begonnene Bewegung nach Außen und nach Innen weiter. Das Kabinet hoffte noch immer, daß dem Vertrage vom 15. Juli Einhalt gethan werden könnte in einem von den

Stadien, die er jedenfalls durchlaufen mußte, bis er zur Ausführung kommen könnte. Noch sollten die Ratifikationen ausgewechselt, der Vertrag dem Pascha von Egypten verkündigt werden; auf diesen verschiedenen Punkten mußte, wie zu erwarten war, Gelegenheit entstehen zu Verhandlungen wie zur Vermittelung. Das Kabinet sollte bald genug erfahren, daß es sich getäuscht habe in der Erwartung, das Einschreiten gegen Mehemed Ali werde irgend einen Aufenthalt erfahren oder eine Lücke darbieten deren sich die Diplomatie bemächtigen könne; Alles ging hierin unaufhaltsam den vorgeschriebenen Weg, und, wie wir sehen werden, fand der Vertrag vom 15. Juli in Egypten und Syrien seine Ausführung, während das Kabinet vom 1. März noch nicht die Erwartung aufgegeben hatte, daß auf diplomatischem Wege eine Aenderung statt finden könne. Das Kabinet wechselte Memoranden mit Lord Palmerston, dem das Sprecheramt für den Vertrag übergeben war, welche alle gegenseitig die besten Friedensversicherungen enthielten. Auf der anderen Seite aber wurden Rüstungen in Frankreich angeordnet, die mit lebhaftem Eifer ausgeführt wurden. Diese betrafen hauptsächlich das Landheer, welches noch nicht auf dem vollständigen Friedensfuß war und nur durch große Anstrengung und mit großem Aufwande in kurzer Zeit auf den Kriegsfuß gebracht werden konnte. Große Anschaffungen waren unerläßlich, namentlich Artilleriegeräth, Bespannung, und Pferde für den Train sowohl als für die Reiterei, welche durch die Errichtung von sechs neuen Regimentern vermehrt deren Bildung in Lüneville durch den Herzog von Nemours geleitet werden sollte, so wie dem Herzog von Orleans die Errichtung von neuen Regimentern leichter Infanterie übertragen war. Das Kabinet erklärte, daß Frankreich mit diesen Rüstungen keinesweges die Absicht verbinde, seinen Nachbarn den Krieg zu erklären, sondern nur für alle Wechselfälle vorbereitet seyn wolle. Thiers aber sprach nicht nur in seinen Noten, sondern auch in seinen Zeitungen und drückte sich in den Letztern deutlicher aus, als in den Ersteren. Allerdings war in den Artikeln, in welchen man ganz deutlich den Ministerpräsident reden hörte, die Sprache gemäßigt und zurückhaltend gegenüber den 1840.

1840. Ausbrüchen des größten Theils der übrigen Presse, in denen die Kriegsbegierde hell aufflammte. Thiers trat in dem ganzen Handel auf wie der Hüter einer Pandorabüchse. Er schien zu sagen: „Seht, „ich bin Herr der Lage, ich kann dem Verderben steuern, und kann „es entfesseln; nöthigt mich nicht, es über die Welt einbrechen zu lassen.“ Dabei nahm er persönlich lebhaften Antheil an den Vorbereitungen zum Kriegswerke, war als Dilettant im Kriegsministerium, von dessen Anordnungen er genaue Kunde nahm, und studirte die strategischen Karten Frankreichs und der benachbarten Länder. Thiers schien ganz Herr der Lage, so weit diese in der Hand der französischen Regierung war. Der König legte ihm kein Hinderniß in den Weg, ließ das Ministerium mit voller Verantwortlichkeit handeln, und nahm selbst Theil an den Anordnungen, durch welche das stark aufgeregte Nationalgefühl darüber beruhigt werden sollte, daß Frankreich in der Verfassung seyn werde, nöthigenfalls mit Würde und Nachdruck auftreten zu können. Der König beobachtete scharf und genau jeden Schritt, der geschah, und sein Auge wich nicht von dem Strich, in dem sein Ministerium das Staatsschiff steuerte; aber noch war der Augenblick nicht gekommen, um selbst das Ruder zu ergreifen, noch konnte der Steuermann dem eigenen Laufe folgen, obwohl er immer schärfer unter den Wind hinhalten mußte.

Im Innern wuchs indessen die Aufregung; man hatte nicht auf die Propaganda hinweisen können als auf einen Bundesgenossen für den schlimmsten Fall, ohne daß dieser sich seiner Bedeutung bewußt geworden wäre. Kein guter Franzose wollte Frankreich gedemüthigt sehen, aber die Zahl derer, welche den Krieg nur wollten wenn er ganz unvermeidlich geworden, war noch immer sehr groß. Kein Besonnener übersah, daß Frankreich im gegenwärtigen Falle ganz Europa sich gegenüber finden werde. Es war eben so klar, daß keine Macht die Absicht habe, Frankreich anzugreifen. Frankreich mußte daher als Kriegsgrund etwa die Ausführung des ohne seine Theilnahme geschlossenen Vertrags vom 15. Juli aufstellen. Dies aber mußte in vielen Beziehungen mißlich erscheinen weil es in der That nicht geschehen konnte ohne sich dem Vorwurfe einer willkührlichen Deutung

auszusetzen. Frankreich nämlich erklärte, noch immer mit dem Hauptzwecke der aliirten Mächte in der orientalischen Frage, Erhaltung und Integrität des türkischen Reichs, einverstanden zu seyn. Die verschiedene Ansicht über die Art, diese Integrität zu verstehen, bildete demnach den Punkt auf dem bis dahin gemeinsamen Wege, wo Frankreich sich von seinen Verbündeten, oder diese sich von ihm getrennt hatten. In dem diplomatischen Notenverkehr stellte Thiers voran, der Status quo sey aufrecht zu erhalten, und dieser bestehe eben darin, daß Syrien Mehemed Ali verbleibe, der es besetzt halte, und das um so besser in seinen Händen bleibe als die Türkei nicht verstanden hätte es zu regieren, wogegen Mehemed Proben seiner Verwaltung abgelegt. Palmerston dagegen behauptete, der Status quo sey herzustellen, indem Syrien nur durch Invasion von Mehemed temporair besetzt, und nur durch Gewalt und Unterdrückung ihm erhalten werde. Das letztere war nicht zu läugnen; es war bekannt genug, daß z. B. Ibrahim sein Heer durch Syrer recrutirte indem er bei Märkten, oder wenn sonst viele Menschen in Städten versammelt waren, diese von seinen Truppen umzingeln und alle waffenfähige Männer ergreifen ließ, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß die Syrer sich die Behandlung gefallen lassen würden, welche die egyptischen Fellahs erdulden mußten. Mehemeds Herrschaft in Syrien konnte daher voraussichtlich nur eine unruhvolle und beunruhigende werden. Uebrigens bot noch immer der Vertrag vom 15. Juli Mehemed Bedingungen, nach welchen ein nicht unbedeutender Theil von Syrien ihm verbleiben konnte, nur sollte er vom Taurus zurückgewiesen werden, als von der Stellung von welcher aus seine Anwesenheit für Kleinasien und die europäische Türkei fortwährend als bedrohend erscheinen mußte. Außerdem war es bekannt, daß das französische Kabinet sich in dem Augenblicke von den Conferenzen in London zurückgezogen habe, wo es durch einige Bereitwilligkeit noch bessere Bedingungen für Mehemed hätte bewirken können ohne daß der Friedensstand unter den europäischen Mächten, selbst dem empfindlichsten Nationalgefühle gegenüber, irgend wie in Frage gekommen wäre. Wer daher in Frankreich mit ungetrübtem Blick die Lage der Dinge prüfte, mußte sich fragen, ob unter diesen Umständen eine

1840. unabweisbare Nothwendigkeit für Frankreich vorlag, den Frieden, und damit den ganzen gegenwärtigen Zustand, wie er seit 1830 geworden, auf's Spiel zu setzen; denn es war ganz klar, daß ein Krieg, selbst bei glücklichem Erfolge der französischen Waffen, den gegenwärtigen Zustand vielfach gefährden müsse. Die Demonstrationen des Kabinets vom 1. März hatten indessen bereits das Nationalgefühl so gereizt, daß eine ruhige Prüfung sich nur schüchtern vernehmen lassen durfte. Schon diese erste Spannung, welche die bloße Voraussetzung eines möglichen Friedensbruchs erzeugte, hatte vielfache Störungen eintreten lassen, welche die Anarchie auszubeuten eifrigst bemüht war. Mehrere Industriezweige in Paris stockten, hauptsächlich weil die Capitalisten Furcht bekamen; so wurde theils die Arbeit seltener, theils der Arbeitslohn niedriger gestellt, und im September kamen Zusammenrottungen von Arbeitern vor, welche Anfangs nur geringe Unordnungen in einzelnen Stadttheilen veranlaßten, allmälig aber eine drohendere Gestalt annahmen. Dieser voraus ging ein reformistisches Bankett in Châtillon bei Paris. Es war dasselbe, welches für den Tag der Einnahme der Bastille, 14. Juli, nach Saint-Mandé angesagt gewesen, durch Verbot der Behörde aber verschoben, jedoch nicht aufgegeben worden war. Es kam nun in der Weise zu Stande, daß es auf dem Eigenthum eines gewissen Gay statt fand, der den Geladenen gedruckte Einladungskarten in seinem Namen zustellen ließ. Gegen 3000 Personen nahmen daran Theil, und außer mehreren Toasts wurde eine Petition um Wahlfähigkeit für jeden Nationalgardisten mit vielen Unterschriften versehen sowohl von Theilnehmern am Mahle, wie von den vielen Neugierigen, welche sich dabei eingefunden hatten. In den ersten Tagen vom September fingen die Bewegung der Arbeiter an beunruhigend zu werden. Daß viele von ihnen von den Aussendlingen der geheimen Gesellschaften aufgestiftet wurden, unterliegt keinem Zweifel; denn während in einigen Gewerben allerdings Arbeitsverminderung statt gefunden, verließen auch die Arbeiter, welche vollauf beschäftigt und keine Absetzung des Lohns erfahren hatten, die Werkstätte ja diese wurden von den meuterischen Gesellen, was man in ihrer Sprache „abgefegt" nennt, d. h. man nöthigte die,

welche gerne bei der Arbeit geblieben wären, sie zu verlassen. Bald waren 1840. auf diese Weise an zwanzig tausend feiernder Gesellen von allen Gewerben auf dem Pflaster von Paris in allen Gegenden der Stadt, meist in Haufen, die oft aus mehreren Tausenden bestanden. Anfangs trat man ihnen nur schwach entgegen; und so hatten sie, aufgemuntert von diesem Nichtvorhandenseyn der Behörde, mehrere Tage den Unfug fortgesetzt, als am 4. September ihre Bewegung eine heftigere und drohendere Gestalt annahm. An den verschiedensten Punkte des Stadtbanns von Paris, in Baugirard, Pantin, Saint-Mandé, Ménilmontant sammelten sich Haufen von mehreren Tausenden von Arbeitern, an welche die Führer die heftigsten Reden richteten. Eine Colonne von über tausend durchstöberte die Werkstätte der Unternehmer von Diligencen- und Omnibuswagen, und überall mußte die Arbeit eingestellt werden. Eben so verfuhren die Baumwollarbeiter in den Spinnereien der Vorstadt St. Antoine, in den Vierteln von Charonne und Picpus. Ein großer Haufe von Zimmerleuten vertrieben die Arbeiter an der Eisenbahn nach Orleans. In einer Waffenfabrik fielen blutige Auftritte vor; drei Stadtsergeanten wurden niedergestoßen und die Sterbenden noch auf die abscheulichste Weise mißhandelt und mit Füßen getreten. Es wurde endlich Zeit, diese Unordnungen kräftig zurückzuweisen. Man ließ Artillerie von Vincennes kommen, die Dampfboote brachten einige Regimenter vom Lager, das bei Fontainebleau gebildet werden sollte, die Garnison wurde consignirt, und die Nationalgarde für den Apell bereit gehalten. Am 7. September zeigten sich dichte Haufen von Arbeitern in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, und bereits wurde eine Barricade aufgeworfen in der Nähe des Spitals von St. Antoine. Plötzlich begann zu gleicher Zeit auf allen Punkten der Stadt eine Bewegung der Linientruppen und der Nationalgarde nach einem vom Marschall Gérard strategisch entworfenen Plane. Dieser besteht in einer gleichzeitigen Besetzung aller strategischen Knoten, die wiederum durch Zwischenposten mit einander in Verbindung stehen und sich auf eine Hauptlinie an beiden Seiten der Seine stützen. Auf diese Weise werden die Quartiere von einander isolirt und von der Seine

1840. abgeschnitten, und nur die Truppen können nach Außen communiciren. Zu gleicher Zeit durchziehen fliegende Colonnen in solcher Weise die Quartiere, daß sie einander an gegebenen Punkten berühren, und meuterische Haufen, die sich vor ihnen zurückziehen, sich nothwendig bald zwischen zwei Feuern befinden müssen. Die Hauptcolonnen führen Geschütz bei sich, um, wenn man Barricaden vorfindet, diese gleich mit Kanonen durchbrechen zu können. Dieses Manoeuvre wurde auf allen Punkten so vollständig ausgeführt, daß die Arbeiterhaufen überall gebrochen und zerstreut wurden nachdem die Schuldigsten verhaftet waren. Da sie Ernst sahen, kehrten sie wieder zur Arbeit zurück.

In die Gährung der Gemüther warf auch der Abbé Lamenais eine Flugschrift unter dem Titel: le Pays et le Gouvernement. Man fand darin die wilden überdemagogischen Ideen der „Worte eines Gläubigen" aber nicht ihre prophetische, biblisch-erhabene Sprache, sondern einen zornigen, aufrührerischen Pampfletstyl. Einige kurze Anführungen aus dieser Schrift werden am besten ein Bild geben von der Weise, in welcher damals die anarchische Presse auftrat. „Der Hof" sagt Herr von Lamenais — „ist mächtiger als jemals, und „entwickelt immer kühner sein System. Es geschehen unerhörte, un„geheure Dinge. Die Präfecten werden bevollmächtigt, das Volk „nach Gutdünken ohne vorhergegangene Aufforderungen zu ermorden. „Uniformirte Mörder erschlagen das Volk in den Straßen von Paris. „Jede Reform wird verweigert. Man lacht über die Petitionen „von 250,000 Bürgern und weist sie durch eine insolente Tagesordnung „zurück. Zugleich demüthigt und erniedrigt man sich vor England „und verkündigt seine Oberherrlichkeit auf der See vor den blödsinnig „stummen Abgeordneten. Und wie antwortet England auf diese feige „Schmeichelei, diese schimpfliche Kniebeugung? Es verbündet sich mit „den nordischen Mächten und behandelt Frankreich mit tiefster Ver„achtung. Man duldet den Schimpf, man läßt einen Vertrag ab„schließen, welcher die Verhältnisse Europa's ändern, die Türkei den „wider uns verbündeten Mächten überliefern, unsern Handel in der „Levante zu Gunsten Englands vernichten, und Algier uns entreißen „soll. Indessen erschrecken die Minister über diesen schändlichen,

„abscheulichen Verrath; sie fürchten Frankreichs Erwachen und seine 1840.
„gerechte Entrüstung. Für sie ist der Feind nicht an der Grenze,
„sondern in Paris; sie ziehen dort hundert tausend Mann zusammen,
„und umgeben es mit Bastillen, um das Volk zu zerschmettern, wenn
„es sich zu regen wagt, oder um es durch Hungersnoth zur Ruhe zu
„bringen. Sie wollen aus Paris ihr Warschau machen; so weit ist
„es mit uns gekommen! Volk, sage mir doch, was bist Du? Ich
„öffne die Charte und lese darin eine feierliche Erklärung Deiner
„Souverainetät. Aber wagst Du irgend eine Linderung Deiner Leiden
„zu fordern, dann säbelt man Dich nieder, man erschießt Dich, oder
„wie der Ochse im Schlachthause fällst Du unter dem Prügel bezahlter
„und patentirter Todtschläger, oder man setzt Dich, den gesetzlichen
„Souverain, auf das Armensünderstühlchen nnd zuchtpolizeiliche Richter
„lassen Dich einsperren. Rechte haben in Frankreich nur jene, welche
„200 Franken Steuern bezahlen. Mit dem letzten Hunderttheil von
„dieser Summe tritt man vom Zustande des Viehes in den des Men-
„schen über. Denn ein seiner Rechte beraubter Mensch ist nichts
„Anderes als ein Vieh. Eure Gesellschaft ist wahrlich kein Schatten
„einer Gesellschaft, sondern eine Versammlung von Wesen, denen ich
„keinen Namen zu geben weiß, ein Park, eine Heerde von menschlichem
„Vieh, bloß bestimmt zur Befriedigung der Gelüste von Euren Unter-
„drückern. Was ist bei einem solchen Zustande zu thun? Kämpfen
„müssen wir, bis wir das System, dessen Wirkung, wenn nicht Absicht
„ist, Frankreich seinen unversöhnlichen Feinden zu überliefern, über-
„wunden haben; retten müssen wir seine Ehre, seine Existenz, die
„gefährdet ist durch eine Gewalt, welche jeden Tag auf dem anti-
„nationalen Wege kecker vorschreitet und alle Besorgnisse, wie jeden
„Verdacht rechtfertigt. Möge ganz Frankreich seine Stimme, seine
„souveraine Stimme erheben und jedes Recht fordern, welches in der
„constitutionellen Charte geschrieben steht. Frankreich sage einfach
„nur: ich will! und jeder Widerstand wird sich vor ihm beugen. Re-
„form!, Reform! dies sey der Schrei, der von einem Ende des Lan-
„des zum andern ertönen soll. Frankreich wird nicht untergehen;
„die Welt hat seiner nöthig. Wenn Ihr also — ich sage dies zu

1840. „den Furchtsamen — keine friedliche Reform wollt, so werdet Ihr „eine gewaltsame haben. Wählt! wir leben in einem jener gährenden „Momente, wo die Umstände stärker sind, als die Menschen, wo sie „die Gesellschaft dahin fortreißen wohin sie zu gehen bestimmt ist. „Man wird sehen, wie die Staatsgewalt nach ihrer einfältigen Ge„wohnheit, wenn der Himmel sich trübt und die Fluten steigen und „heulen, sich rüstet, den Ocean zu verrammeln und dem Sturme „durch List zu entkommen."

So sprach Lamennais; glaubt man nicht den Pater Eulogius Schneider, guillottinirten Andenkens, zu hören? Wer weiß denn nicht, oder läugnet, daß in der Zukunft vieles, ohne Zweifel die Hauptsumme des Bestehenden sich werde umgestalten müssen. Man kann politisch Wetter verkündigen wie anderes; es wird zuverläßig böses wie gutes eintreffen. Nur muß man nicht vergessen, daß man in der Meteorologie nicht so weit ist, das Eintreffen auf Tag und Stunde bestimmen zu können. Weil die Prophetenstimme, die Lamennais in den „Worten eines Gläubigen" erhoben, nicht in seinem Sinne Gehör gefunden, so verlor er in dem Grade alle Haltung und Besinnung, daß er, ein Priester der christlichen Kirche, Sturm läutete gegen alles Bestehende mit einer klubbistischen Wuth, deren Muster nur aus den schlechtesten Tagen des Pöbelwahns herüberleuchtete. Die grenzenlose Uebertreibung, der unsaubere Zornesdünkel, der einen grellen Schlagschatten warf auf den Geist, in dem er seinen ehrwürdigen Beruf verstand, lähmten den Eindruck, den er hervorzubringen gewähnt; und als nachher das Gericht ihn zum Gefängniß verurtheilte, feierte er nur mit einer Abordnung von jungen Studenten die Gelegenheit, bittere Worte der Täuschung und des Verdrusses zu sprechen, welche die Zeitungen wiederholen konnten zu einer Zeit, wo seine Prophezeihung von Elend, Noth und Zertrümmerung Frankreichs thatsächlich widerlegt war.

Die Bastillen aber und die Riesenpetition, auf welche Lamennais Flugschrift anspielte, bezogen sich auf die Befestigung von Paris, auf Reformpetitionen und eine politische Demonstration, welche von einem

Theile der Nationalgarde ausgegangen war; und diese Ereignisse traten 1840.
wiederum ein in Folge der Ausführung des Vertrags vom 15. Juli.

Die Nachricht vom Abschlusse des Londoner Vertrags, welche durch englische und östreichische Staatsboten eiligst in Constantinopel eintraf, erregte die freudigste Sensation bei der Pforte. Diese hatte zwar bis dahin dem Drange widerstanden, ein besonderes Abkommen mit Mehemed Ali zu treffen, aber ihre Lage war so kritisch, daß ein unvorhergesehenes Ereigniß sie hätte nöthigen können, einen solchen Ausweg als ein letztes Mittel zu ergreifen. Die Stipulationen des Londoner Vertrags übertrafen die Erwartungen der Pforte, und man verlor keinen Augenblick, um sie in Ausführung zu bringen. Bereits am 17. August wurde Mehemed Ali aufgefordert, den Anträgen der Pforte beizutreten. Beide Fristen, zusammen von 20 Tagen, verstrichen indessen ohne daß der Pascha den Aufforderungen der Pforte und der vier Mächte nachkam. Am 5. September erschienen der Abgeordnete der Pforte, Rifaat-Bey, mit den Consuln der vier Mächte im Schlosse Mehemed Ali's in Alexandrien um die endliche Antwort des Pascha's zu vernehmen. Dieser kam jedoch nicht, sondern ließ ihnen durch seine Minister Sami und Boghos-Bey den Bescheid ertheilen, daß er bereits der Pforte seine Antwort eingesendet habe. Den gegebenen Instructionen gemäß warteten die Befehlshaber der alirten Flotten indessen nicht die Erwiederung von Constantinopel ab, sondern schritten gleich zur Anwendung der verabredeten Zwangsmaßregeln. Am 9. September erschien Admiral Stopford vor Beirut, wo der Commodore Napier sich bereits mit acht englischen Kriegsschiffen befand. Bald darauf trafen dort auch die östreichische Escadre unter dem Admiral Bandiera, und die türkische Flotte unter Admiral Walker mit 5300 Mann Linientruppen unter dem Befehl von Selim Pascha. Nachdem der egyptische Befehlshaber in Beirut, Soliman Pascha, sich geweigert hatte, den Platz zu übergeben, begann Napier am 12. September das Bombardement, das erst am folgenden Tage von Wirkung wurde nachdem man Congrevesche Raketen warf und der Erzherzog Friedrich von Oestreich sich mit seinem Schiffe Guerriera näher an die Stadt legte und mit glühenden Kugeln schoß.

1840. Beirut wurde größtentheils in Asche gelegt, war aber vor dem Angriffe geräumt worden. Die türkischen Truppen wurden an's Land gesetzt und ein Lager gebildet, von wo aus Solimans Streitkräfte bedroht und die gegen die egyptische Herrschaft aufgestandenen Gebirgsvölker unterstützt wurden. Zugleich wurden die anderen Hauptpunkte der syrischen Küste, Tripoli, Sidon, Botrum, Gibel, St. Johann von Akra und Saida blokirt, und etwas später Botrum, Gibel und Saida genommen. Noch bevor die Nachricht von diesen Vorgängen in Frankreich eintreffen konnte, und bereits von dem Augenblicke an, wo man sich überzeugte, daß die verbündeten Mächte den Vertrag unaufhaltsam zur Ausführung bringen wollten, waren Bewaffnungen in Frankreich angeordnet worden; nicht ohne die Hoffnung des Kabinets vom 1. März, daß eben diese Einfluß üben könnten auf das Verfahren der Mächte in der Levante. So war am 1. August dem Artilleriecomité 6 Millionen zugewiesen worden zur Anschaffung von Pferden und Material. Durch Befehle vom 12. August und 2. September war die disponible Mannschaft der Contingente von 1834 und 1835 zum Dienst berufen worden, und die Zeitungen berechneten, daß mit Mobilisirung von 300,000 Nationalgardisten ein Heer aufgestellt werden könnte, das mit Reserve 950,000 Mann betragen würde. Der bei weitem wichtigste Beschluß aber, weil er einen lang gehegten Plan verwirklichte und all diese Wirren überlebte, wurde gefaßt durch eine königliche Verordnung vom 13. September, welche die Befestigung von Paris befahl. Diese Verordnung besagte, daß in Folge des Berichts der Commission, welche am 27. April 1836 für die Vertheidigung des Königreichs eingesetzt wurde, eine Rundbefestigung der Stadt Paris als nützlich und dringend nothwendig erklärt werde, weßhalb sogleich den Ministerien des Kriegs und der Staatsbauten Credite eröffnet wurden zu den vorläufigen Maßnahmen um die Befestigung in's Werk zu setzen. Es wurde beschlossen daß die Befestigung beginnen solle mit einer fortgesetzten Ringmauer und mit den Außenwerken von Nogent, Rosny, Noisy, Romainville, Mont-Valérien und Saint Denis; zugleich sollte ein Arbeitslager von 30,000 Mann gebildet

werden. Bereits am 16. September begann das Ingenieurcorps in Vincennes die Planlinien abzustecken. 1840.

Als am 1. und 2. October die Nachricht von der Beschießung Beirut's in Paris angelangt war und schnell sich verbreitete, zeigte sich eine große Aufregung und Entrüstung, ohne daß jedoch äußerlich die Ordnung gestört wurde. Der National forderte die Nationalgarde auf, corpsweise bei dem Oberbefehlshaber ihre Mißbilligung mit der von der Regierung befolgten Politik zu erklären. Man erfuhr, daß der Theil der Nationalgarde, welcher sich für die Wahlreform erklärt, sich bereitete, dies in's Werk zu setzen; bei der kriegslustigen Stimmung, welche so eben die Nachrichten aus Syrien erzeugt, konnte man annehmen, daß viele Andere sich ihnen anschließen würden, obwohl im Ganzen genommen der Bürgerstand von Paris keineswegs den Ausbruch eines Kriegs wünschte. Ein Tagsbefehl des Marschalls Gérard vom 7. October bezeichnete ein solches Verfahren von Seite der Nationalgarde als ungesetzlich und als eine schwere Antastung der Verfassung. Die Urheber verzichteten nun zwar darauf, aber beschlossen dafür eine Protestation und Petition zu bewerkstelligen. Ohnerachtet alle Blätter von besonnener Haltung dieses Vorhaben als eben so ungesetzlich wie das erste erklärten und davon abriethen, so kam doch eine solche Manifestation zu Stande. Am 11. October des Morgens um 10 Uhr versammelten sich Nationalgardisten in Uniform auf dem Platze Madeleine, Offiziere, Unteroffiziere und Gardisten, und begaben sich von da nach dem Ministerium des Auswärtigen am Boulevard des Capucines, wo, da Herr Thiers nicht anwesend war, von Herrn Recurt, Hauptmann der 8. Legion, einem Beamten des Ministeriums die von den Abgeordneten unterzeichnete Schrift übergeben wurde. In dieser nun wurde dem Ministerpräsidenten gesagt, daß eine „unermeßliche" Zahl von Nationalgardisten und Bürgern zu ihm hätten kommen sollen, um ihm das öffentliche Mißvergnügen zu bezeugen. Statt ihrersey, um einer Reibung vorzubeugen, welche in den Absichten der Staatsgewalt zu liegen schien, eine Abordnung gewählt worden, welche zuvörderst gegen den Tagsbefehl des Marschalls-Commandanten Einspruch thue. Dann fuhr die Schrift

1840. in solcher Weise fort: „Die Nationalfahne ist durch die Ausländer „beschimpft worden, die Ehre Frankreichs ist beleidigt, seine Interessen „sind gefährdet, seine Revolution bedroht. Bei diesen bedenklichen „Umständen kommen wir um Ihnen zu erklären, daß das Betragen „der Regierung unsre Besorgnisse erregt, und allen Gefühlen zuwider „ist, die uns als Franzosen beseelen. Eine nationale Regierung würde „auf der Stelle an die Thatkraft des Volkes einen Aufruf erlassen, „alle seßhaften und beweglichen Bürgergarden wieder gebildet und „geübt haben. Wir wollen Ihnen ferner sagen, daß nicht die Haupt„stadt, sondern unsre Grenzen am Rhein und an den Alpen befestigt „werden sollten. Die Festungswerke von Paris werden nicht sowohl „gegen die heilige Allianz, als vielmehr gegen die Freiheit aufgeführt, „und sie sind gegenwärtig in den Augen Aller nur ein Mittel, die „öffentliche Meinung zu täuschen, ihre Wachsamkeit einzuschläfern, die „Aufmerksamkeit von den großen Ereignissen, die auswärts geschehen, „abzulenken, und so alle Feigheiten der Staatskünstler zu bedecken. „Wenn ein neuer feindlicher Einfall uns bedrohte, wenn der Verrath „die Ausländer wieder vor unsere Mauern führte, so würde wohl „das Volk selbst, nachdem es die Verräther fortgejagt hätte, Ver„theidigungsmittel gegen den Feind bereiten, und zwischen Paris und „unsren Armeen sein Grab zu graben wissen. Die Anstrengungen „der fremden Mächte haben keinen andern Zweck, als unsre Revolution „niederzuschlagen. Aber die Männer, die ihren Schwung zu lähmen „suchen, können sich nur eine furchtbare Verantwortlichkeit aufladen.“ Die Offiziere der Nationalgarde, welche diese Schrift unterzeichnet hatten, die man nur ironischerweise eine Petition nennen konnte, da sie befehlhaberisch vorschrieb statt zu bitten, wurden zwar suspendirt, aber man ließ es dabei bewenden. Man schlug auch im Ministerrathe vor, den National, der Krieg und Revolution predigte, mit Beschlag zu belegen und vor den Assissenhof zu laden; aber man fürchtete eben sowohl einen Freispruch der Geschworenen als die Verhandlungen, in denen man nicht unterlassen haben würde, darauf hinzuweisen, daß das Kabinet selbst mit der Propaganda gedroht hatte. So konnte der National ungestraft fortfahren, und er benutzte die Gelegenheit.

Er sagte z. B. „Frankreich ist demokratisch, aber seine Regierung ist 1840.
„unauflöslich verknüpft mit dem Triumph des aristokratischen Princips, „statt daß sie berufen wurde, um die aristokratischen Interessen zu be„kämpfen. Folglich sind Alle, welche die Regierung so wie sie ist, „bewahren wollen, Gegner der Demokratie, also Feinde Frankreichs „und Parteigänger der Fremden." Thiers wurde dabei zugerufen, er sey seit zehn Jahren eines der thätigsten Werkzeuge der Reaction, und wenn er im Besitz der Staatsgewalt bleibe, welche die Verantwortung der verbrecherischsten Niederträchtigkeiten auf sich nehme, wenn er sich dem Gedanken der Krone beigeselle, so würde er an dem nicht fernen Tage, wo er falle, erfahren, daß das ganze Land mit Freude den Sturz eines Mannes sehen werde, welcher die heuchlerischste und treuloseste Rolle gespielt habe in der Komoedie, die man seit dem 1. März aufführe. Die Zeitungen der Linken, besonders das Siècle und der Courrier Français, unterließen auch nicht, die Propaganda als Frankreichs mächtigsten Bundesgenossen anzuempfehlen. Die gemäßigten Blätter drohten zwar nicht mit Entfesselung der revolutionairen Stürme, bemühten sich aber auch nicht sonderlich, die Illusionen der Linken zu zerstören. Nur die „Presse" sagte geradezu, es sey eitle Chimaire, auf eine Erhebung der Völker zu Gunsten Frankreichs zu hoffen.

Bei Allen dem waren diese lauten und geräuschvollen Demonstrationen, die auch in nicht Jacobinischer Weise vorkamen, diese in den Theatern und bei jeder Gelegenheit verlangte und vielstimmig gesungenen Marseillaise, dennoch keinesweges zuverläßige Dolmetscher der Landesgesinnung. Allerdings ging durch alle Klassen von der niedrigsten bis zur höchsten ein Gefühl des Erstaunens, des Schmerzes, des Unwillens darüber, daß unter den Schiedsrichtern der levantischen Frage Frankreich vermißt werde, daß man ohne Frankreich zum Spruch und zur Vollstreckung hatte kommen können. Dies war indessen nun eine nicht mehr zu läugnende Thatsache, und so sehr sie den Unwillen Aller erregte, so imponirte sie doch auch, und zwar darum, weil sie unwiderleglich eine Einigkeit in Europa darthat, die man nicht erwartet hatte, und die, wie man es sich nicht verbergen konnte,

1840. eben dadurch gebildet ward und sich gefestigt hatte, daß Frankreich auf die Seite getreten war ohne Jemand zu sich hinüberzuziehen. Wer damals in Frankreich Gelegenheit hatte, während und nach dieser Epoche Paris und die Provinzen zu beobachten, konnte bemerken, daß Viele, die sich nicht äußerten, und sogar Viele, die bei Vereinen und Zusammenkünften den Kriegsruf mit anstimmten, dennoch den Krieg nicht herbeiwünschten. Wäre Frankreichs Nationalehre auf irgend eine directe Weise beleidigt worden, der Ruf zu den Waffen wäre einstimmig und unwiderstehlich gewesen. Wie sehr man es aber auch bedauern konnte, daß ein großes europäisches Geschäft ohne Frankreich vollzogen werde, so konnten besonnenere Männer doch hierin keine hinreichende Veranlassung finden, um den Friedenszustand und die großen und wichtigen Werke, die darauf beruhten, voreilig zu opfern. Die Zahl derer, welche so dachten, war nicht gering, und sie wurde größer, je ungeberdiger und vorlauter die Presse die Agitation betrieb. Man sah nicht, daß irgendwo Vorbereitungen getroffen wurden, um Frankreich anzugreifen; und dennoch wurde alle Tage dazu aufgefordert, einen Krieg zu beginnen mit ganz Europa, in dem bis dahin Niemand sich rüstete, als Frankreich. Und in diesem — wie hoch man immer französische Tapferkeit anschlagen durfte — so ungleichen Kampfe, wußte man keinen andern Bundesgenossen zu nennen, als die Propaganda. War es aber zweifelhaft, ob diese sich wirksam erweisen werde gegen den äußeren Feind, den man mehr schaffte, als daß man ihn vorfand, so war es jedenfalls klar, daß sie im Inneren die bestehende Ordnung besiegen werde. Wie sehr die Feinde dieser Ordnung und die Anarchisten aller Farben auf diesen Sieg der Propaganda unter allen Umständen rechneten, zeigte das täglich sehnsüchtiger und drohender sich erhebende Verlangen nach einem Ausbruche. Dies kam so unverschleiert zum Vorschein, daß auch Manche stutzig zu werden anfingen, welche gemeint hatten, man könne sich der Propaganda nur nach Außen bedienen. Diese Bedenklichkeiten äußerten sich indessen nicht laut und nur unter Gleichgesinnten. In den Provinzen war die Stimmung sehr verschieden. Während man in Metz z. B. den Krieg als erwünscht und nahe

bevorstehend in Aussicht stellte, während dort vom Polygon aus den 1840.
ganzen Tag der Kanonendonner der Schießübungen ertönte, und es mißlich war, das Französische mit einem fremdartigen Accent zu sprechen, konnte man in den Gebieten der Industrie laute Besorgnisse vernehmen. Im Ganzen genommen jedoch nahmen die Deputirten, welche bald darauf sich zu den auf den 28. October berufenen Kammern begaben, aus den Provinzen den Eindruck einer Stimmung mit, die entschiedene Genugthuung für Frankreich verlangte. Der Weg, den das Ministerium bisher eingehalten hatte, mußte denen gefährlich erscheinen, welche die Erhaltung des Friedens wünschten, und befriedigte keinesweges die ungeduldigen Dränger. In den höheren Kreisen in Paris jedoch erkannte man zwar die Gefahr der kritischen Spannung, aber Alle, welche leidenschaftlos die Verhältnisse beobachteten, hofften, daß es dennoch gelingen werde, den Frieden zu bewahren. Ihre Hoffnung beruhte hauptsächlich darauf, daß der König nicht passiv bleiben und zu rechter Zeit auftreten werde, um das Werk zu erhalten, dessen Schöpfer er gewesen, und dem er seine Kraft gewidmet hatte. In Europa wie in Frankreich sah man mit gespannter Erwartung nach Ludwig Philipp, dessen Einsicht und Wachsamkeit man vertraute, als ein Ereigniß eintrat, welches dies Gefühl lebhaft anregte.

Die königliche Familie bewohnte dies Jahr noch bis tief in den Herbst St. Cloud. Am 15. October war der König um drei Viertel auf sechs Uhr mit der Königin und Madame Adelaide in den Tuilerien in den Wagen gestiegen, um nach St. Cloud zur Tafel zu fahren. Als der Wagen am Seine-Ufer an dem Wachposten am Ende des Gitters vom Tuileriegarten vorbeifuhr, fiel ein Schuß, und mehrere Kugeln trafen den Wagen, jedoch ohne Jemand von der königlichen Familie zu verletzen. Einer der Lakaien, Grus, und ein reitender Nationalgardist von der Escorte, Herr Bertolocci wurden, der Erste am Bein, der Zweite an der Hand, jedoch nicht gefährlich verwundet. Die Fahrt wurde ohne Aufenthalt fortgesetzt. Die Schildwache am Wachposten hatte den Mörder anlegen sehen, und stürzte sich sogleich auf ihn, erreichte ihn aber erst nachdem der Schuß schon gefallen. Diesmal war die Rettung des Königs und der Seinigen

1840. ohne Zweifel durch den Mörder selbst herbeigeführt worden, welcher seinen Carabiner, der einen kurzen gezogenen Lauf hatte, mit fünf Kugeln und acht Rehschroten geladen. Dies hatte zur Folge, daß beim Abfeuern der Carabiner zersprang und die ganze Ladung eine kreisförmige Bewegung erhielt. Im Wagenkasten fand man nachher fünf Kugeln. Der Mörder, der sogleich ergriffen wurde, hatte sich die Hand so verletzt, daß ihm am folgenden Morgen drei Finger abgenommen werden mußten. Die verschiedenen Theile des Carabiners wurden in ziemlich weiter Entfernung vom Platze des Schusses nachher aufgefunden. Der Mörder hieß Marie Ennemond Darmès, war 43 Jahre alt und seines Gewerbes ein Frotteur, der die Parketboden reinigt, mit Wachs einläßt und putzt. Wie die andern Meuchelmörder alle rühmte er sich Anfangs seiner That und bedauerte nur ihren Nichterfolg. Als man später seine Wohnung in der Straße Paradis in Erfahrung bringen konnte und sie untersuchte, fand man Papiere von seiner Handschrift. Ihr Inhalt gab hinreichend die Gesinnung dieses Menschen zu erkennen. Es waren meistens Abschriften von revolutionairen Pampfleten und Proclamationen; unter andern eine Rede von St. Just, dem Apostel aller Königsmörder, und Notizen über die berühmtesten Republikaner des Alterthums. Als Darmès verhaftet wurde, fand man außerdem noch zwei scharfgeladene Pistolen und einen Dolch bei ihm.

Der Tod Ludwig Philipps wird zu jeder Zeit, wenn er auch erfolgt, von großer Bedeutung seyn; er ist im Voraus als Merkzeichen und Abschnitt aufgestellt in jedem politischen Kalender, in jeder Besprechung der Zukunft. Vielleicht aber wäre seit dem Regierungsantritt des Königs kein Augenblick für Frankreich und für Europa verhängnißvoller gewesen, als wenn die Kugel Darmès's ihr edles Ziel getroffen hätte. Wenn Ludwig Philipp am 15. October 1840 ermordet worden wäre, so war die unausbleibliche Folge ein Krieg, dessen Entwickelung und Folgen unberechenbar waren. Die große und tiefe Bedeutung der Erhaltung des Königs war nie so providentiel hervorgetreten als in dem Augenblicke, wo er sich bereitete, persönlich als Lenker der Regierung aufzutreten und einer ungeheuern Aufregung

einen Damm entgegenzustellen. Wir müssen darauf verzichten, in 1840.
unsern Geschichtbüchern uns auf die Vorsehung zu berufen wenn wir nicht glauben wollen, daß ihr Schutz damals über den Mann wachte, durch den allein das Friedenswerk vollzogen werden konnte. Aber es kam bei diesem Mordversuche noch ein Umstand hinzu, der bald bekannt wurde, und ihm einen eigenthümlichen Charakter gab. Darmès hatte zwar sogleich erklärt, daß er keine Mitschuldigen habe. Man erfuhr aber, daß er Mitglied einer geheimen Gesellschaft sey. Die liberale und sogar die radicale Bourgeoisie war ganz geheilt von politischen Verbindungen, welche zum Umsturz des Throns und der Gesellschaft führen konnten. Selbst die Republikaner, obwohl sie zum Krieg trieben in der Hoffnung, dadurch zur Republik zu gelangen, wußten doch recht gut, daß ein Königsmord der von ihnen ausging, von vorne herein ihre Sache verderben müsse. Es ging daher wie ein electrischer Schlag durch das Bewußtseyn aller politischer Parteien, daß es eine Verbindung gebe, die eigentlich gar keine Politik anerkenne, die auf den Umsturz ausgehe und sich des Königsmords bediene. Darmès war Communist, er gehörte zu den Travailleurs égalitaires. Man hatte allgemein angenommen, daß nachdem die Banden von Barbès und Blanqui zertrümmert, der ganze Wahnsinn ihrer Absicht an den Tag gelegt worden, die Idee verlassen und aufgegeben sey, da man nicht glaubte, daß ihre Anhänger, von allen politischen Parteien verläugnet, noch irgend eine Hoffnung nähren konnten. Nun aber tauchte hier auf einmal ein rein proletarisches Attentat auf. Die Proletarier hatten sich also nicht aufgegeben; ohne eine Verbindung mit den Liberalen oder Demokraten hatten sie sich zusammengefunden und beurkundeten auf einmal ein selbstständiges Wirken durch den Versuch eines Königsmords; denn Darmès war aus ihren Reihen hervorgegangen, und in diesen lehrte man, daß es verdienstlich sey, diejenigen hinwegzuräumen, welche sich der vollkommenen Gleichheit entgegenstellten, und vor Allen den König, der mit so entschiedener Kraft den Gesellschaftszustand vertheidigte, von dem die Proletarier glaubten, daß er sie zu ewiger Sklaverei verurtheilte, und dem sie daher Haß und Vernichtung geschworen hatten. Wenn

1840. es nun auch klar war, daß die Communisten etwas Unausführbares wollten, wenigstens etwas nicht haltbares, das, wenn es durch irgend einen Umsturz irgendwo zur Erscheinung kommen sollte, doch bald in sich selbst zerfallen müsse, so war jedoch auch einleuchtend, daß hier Allen, die nicht Proletarier waren, eine gemeinsame Gefahr drohte, die nicht geringer war für die Anhänger des National als für die, welche das Journal des Débats als ihr Organ anerkannten. Wenn Darmès in seinen Erklärungen dem National Mäßigung und Zaghaftigkeit vorwarf und alle andere öffentlich erscheinende Blätter ohne Ausnahme servil und verkauft nannte, so mußte ihnen endlich klar werden, daß eine tiefe Kluft das Proletariat, wie es in seinen geheimen Vereinen sich stellen wollte, von der Bürgerschaft trennte. Es war nicht mehr zu verhehlen, daß der nicht besitzende Theil vom Volke ein eigenes Leben beginnen wolle, daß er vor habe, und zum Theil begonnen, einen eigenen Weg einzuschlagen, daß er die Hand ausstrecke nach dem Leben des Königs wie nach dem Eigenthum der Bürger. Ob die Gesellschaft der Égalitaires zahlreich und mächtig war, konnte man freilich noch nicht ermessen, aber sie war jedenfalls vorhanden und von fanatischer Gesinnung. Die Oppositionsblätter waren daher alle übereinstimmend in der Entrüstung, mit der sie eine That verdammten, welche gegen die ganze gegenwärtige Gesellschaft gerichtet war. Das „Siècle" vom 18. October erinnerte daran, daß die von der Julirevolution freiwillig erwählte Regierung Rechte besitze, die, wie das Blatt der Linken sich ausdrückte, se confondent avec les notres; „es ist" fügte es hinzu, „durchaus nothwendig, daß „diese Regierung stark und geachtet sey; wir können nur an Kraft „verlieren, wenn wir uns von ihr trennen."

Zu der Zeit, wo Darmès auf den König schoß, war das Ministerium vom 1. März bereits in der Auflösung begriffen; der König hatte bereits sein Veto eintreten lassen. Die Pforte, wie berauscht von der ihr so reichlich gespendeten Hülfe, war weiter gegangen als ihre Aliirte wollten. Sie hatte Mehemed Ali's Anträge mit seiner Absetzung, auch vom Paschalik Egypten, beantwortet, mit einer Fetwa, welche ihn in die Acht erklärte. Die Pforte bediente

sich der Schlußfolgerung des Vertrags vom 15 Juli, welcher ihre 1840.
Integrität und die Souverainetät des Sultans für unantastbar erklärte; diese übte er nun ohne seine Verbündete um Rath zu fragen indem er durch seinen Absetzungsbeschluß den Vertrag vervollständigte, der sich nicht darüber ausgesprochen hatte, welche Maßregel ergriffen werden sollte wenn Mehemed Ali auch die Frist für die Annahme der erblichen Verwaltung von Egypten ungenützt verstreichen ließ. Das Verfahren war nur so weit verabredet und die Anordnung getroffen, um Mehemed thatsächlich und so bald als möglich aus dem Theile von Syrien zu vertreiben, der ihm unter allen Umständen nicht verbleiben sollte. Diese Absetzungsfetwa, die für Palmerston so gut eine Ueberraschung war, wie für Thiers, hatte indessen nur eine scheinbare Bedeutung, denn der Sultan konnte seinen Beschluß nur durch die Aliirte verwirklichen; aber er wurde in der That von Bedeutung für das Kabinet vom 1. März, dessen Katastrophe er herbeiführte, denn Thiers konnte die Androhung einer völligen Vernichtung Mehemed's Ali, seines Schützlings, nicht unbeachtet lassen. Thiers hatte erklärt, daß irgend ein Zugeständniß gemacht werden müsse um Frankreichs Ehre und Einfluß zu retten. Daher waren Rüstungen angeordnet worden, um Frankreich in die Verfassung zu bringen, mit Erfolg unterhandeln zu können. Thiers hatte im Ministerrath immer die Meinung vorangestellt, daß nur vollständige Rüstungen wirksam seyn würden, aus denen die Ueberzeugung hervorgehen könne, daß wenn man nicht auf einer billigen und gemäßigten Grundlage unterhandeln wolle, ein Krieg dadurch möglich werde. Er suchte darzuthun, daß es unmöglich sey, ein für Frankreichs Ehre genügendes Ergebniß zu erlangen, und zugleich die volle Gewißheit des Friedens zu erhalten. Er verlangte nun die Zustimmung der Krone zu einer Vervollständigung der Rüstungen, ferner die Einberufung der Kammern um sie zu bewilligen und die Absendung der französischen Flotte nach Alexandrien. Thiers meinte, diese Politik mache den Krieg vielleicht möglich, aber keinesweges gewiß. Der König indessen fand, daß er fast unvermeidlich werden müsse durch die Stimmung im Lande, welche so energische Schritte der Regierung hervorzurufen nicht umhin

1840. könnten; die Bewegung müsse unbezwingbar werden, denn die Kammern unter den von Thiers vorgeschlagenen Verhältnissen zusammenberufen, hieß fast, sie kommen lassen, um den Krieg zu votiren, oder was dasselbe sey, den Frieden parlamentarisch an Bedingungen knüpfen, deren Nichterfüllung es Frankreich zur unerläßlichen Pflicht mache, den Krieg zu beginnen. Thiers Vorschlag war mit einem Worte kein anderer, als die Politik Frankreichs den Kammern anheim stellen, freilich mit der zu erwartenden Aussicht, daß man ihm die Ausführung übertragen werde. Der König aber fand nicht, daß er auf den Punkt gekommen sey, die Zügel des Staats einem parlamentarischen Commis übergeben zu müssen, der sich im Voraus selbst bevollmächtigte durch Maßnahmen, welche die Menge blendeten und den Kammern eine Genehmigung abgenöthigt hätten. Er widersprach daher diesen Zumuthungen, welche Thiers zum Manne der Volksstimmung, zum unersetzlichen parlamentarischen Minister, und in der That zum Herrn der Lage machen sollten; man muß gestehen, daß Thiers Plan für seine persönlichen Zwecke ganz klug war, wäre nicht der König gewesen. Aber Ludwig Philipp fehlte es weder an Scharfblick, um die Endabsicht herauszufinden, noch an Zuversicht, um es mit dem Manne aufzunehmen, der zum Lohne dafür, daß er die Befestigung von Paris in sein Programm aufgenommen, seine Unvermeidlichkeit stipuliren wollte. Es war am 2. October daß die Note, welche diese Vorschläge motivirten, im geheimen Rathe vorgetragen und beanstandet worden war. Der Herzog von Broglie ward berufen, um zwischen der Krone und dem Ministerium zu vermitteln, und nach sechstägigen Verhandlungen wurde ausgemacht, daß die Kammern auf den 28. October einberufen, daß einstweilen die Flotte unter den Admirälen Lalande und Duperré vereinigt, daß die bereits begonnenen Rüstungen ihren Fortgang haben, und daß ein endlicher Beschluß in Beziehung auf ihre Vervollständigung erst bei Abfassung der Thronrede gefaßt werden sollte. Das Ministerium hatte gleich nachdem seine Vorschläge vom König nicht gebilligt worden waren, seine Entlassungsgesuche eingereicht; die vom Herzog von Broglie herbeigeführte Transaction hatte

die Entlassung zwar vertagt, aber nicht aufgehoben. Thiers war zu 1840. weit gegangen, um seinen Plan gänzlich überflügeln lassen zu können; er wußte aber auch, daß nur eine unerbittliche Nöthigung den König bewegen könnte, ihn gutzuheißen. Es spricht vieles dafür, daß Thiers damals annahm, daß ein neues Kabinet, welches seinem System entgegentrat, sich nicht werde halten können, und daß man wieder zu den Männern vom 1. März werde zurückkommen müssen. Das Ergebniß von Broglie's Vermittelung war die Note vom 8. October. Sie enthielt eine Protestation gegen die völlige Vernichtung Mehemed's Ali. Sie bestimmte nicht direct einen casus belli, sondern ließ diesen nur auf einem Umwege vermuthen. Sie erklärte nämlich, daß die Ausführung des Absetzungsdecrets gegen Mehemed Ali in Frankreichs Augen eine Verletzung des allgemeinen Gleichgewichts im Verhältnisse der Staaten seyn werde. Die Note sprach sich eigentlich am entschiedensten aus, indem sie sich vorbehielt, eine weitere Erklärung zu machen, denn es hieß darin wörtlich: „Welche Grenzlinie nun auch „in Folge der Kriegsfälle die Besitzungen des Sultans von denen „des Vicekönigs von Egypten trennen werde, so ist ihr beiderseitiges „Vorhandenseyn nothwendig für Europa, und Frankreich kann das „gänzliche Unterdrücken des Einen oder des Andern nicht zugeben. „Geneigt, Theil zu nehmen an jeder annehmbaren Anordnung, deren „Grundlage jedoch die Garantie der beiderseitigen Existenz des Sultans „und des Vicekönigs seyn muß, begnügt sich Frankreich in diesem „Augenblicke mit der Erklärung, daß es für seinen Theil nicht zu„geben kann, daß die in Constantinopel ausgesprochene Absetzung zur „Ausführung komme.“ Thiers erklärte nachher, daß die Note mit den Ausdrücken la France ne pourrait consentir à la mise à exécution de l'acte de déchéance einen bestimmten casus belli gesetzt habe. Uebrigens wußte man zu der Zeit als sie verfaßt wurde, daß mehrere aliirte Mächte keinesweges gemeint waren, daß es bis zu diesem Aeußersten kommen solle. Thiers meinte auch, daß die Note Syrien nicht Preis gegeben habe, weil das einer vollständigen Lösung der levantischen Angelegenheiten gleich gekommen wäre. Die Note stellte jedoch die Grenzen des beiderseitigen Besitzthums dem

1840. Gange der Kriegsereignisse anheim, und als die Note verfaßt wurde war St. Johann von Akra schon gefallen und ganz Syrien für Mehemed Ali verloren, so daß thatsächlich dieser Gegenstand aus dem Abschied gefallen war, und nur Egypten übrig blieb.

Der Berufung der Kammern hatte der König seinen vollen Beifall geschenkt. In der Landesvertretung kann eine constitutionelle Regierung allein ihre Stärke finden. Der König vertraute darauf, daß er die Einsichtsvolleren, oder diejenigen, deren Blick nicht durch leidenschaftliche Einseitigkeit geblendet war, für das Friedenswerk gewinnen würde. Wie wir wissen, wurde diese Erwartung nicht getäuscht; aber Thiers glaubte, die öffentliche Meinung sey bis auf den Punkt aufgeregt, daß die Deputirten aus Furcht den Krieg votiren würden. Es gehörte damals in der That Muth dazu, den Frieden zu vertreten; der Angriff auf das Leben des Königs zeigte, wie die Anarchisten wohl wußten, daß er keine Gefahr scheuen werde, um die Regierung dem Taumel zu entreißen, dem sie entgegengeführt werden müsse, wenn man ferner die Brandung der sich selbst erregenden Gemüther bestehen lassen wolle. Der entscheidende Augenblick mußte bald kommen; die Thronrede, mit welcher die außergewöhnlich einberufenen Kammern eröffnet werden sollten, mußte Frankreich verkündigen, ob die Regierung den Frieden wolle ohne thatsächlich den Krieg fast unvermeidlich zu machen, denn er mußte ungerufen kommen, wenn für die Vorschläge des Kabinets vom 1. März volle Entwickelung verlangt werden sollte. Als nun der Vorschlag zur Abfassung der Thronrede gemacht werden sollte, erneuerte Thiers seine früheren Anträge und bestand namentlich auf eine neue Einberufung von 150,000 Mann und eine Vervollständigung der Rüstungen. Er erklärte wiederum, daß das Kabinet weder den Frieden um jeden Preis noch den Krieg um jeden Preis wolle, sondern daß seine Absicht sey, sich auf eine ernsthafte und vollständige Rüstung zu stützen, um für den Vicekönig mehr oder weniger vortheilhafte Bedingungen auszuwirken, je nachdem die Wechselfälle des Kriegs, in welchem er sich befinde, ihn mehr oder weniger begünstigen würden. Mit diesen Rüstungen jedoch, wenn sie noch so schnell votirt würden, konnte

Frankreich erst im darauffolgenden Frühjahre vollständig sich in der 1840.
Verfassung befinden, den Krieg zu beginnen wenn die Alternative des Friedens verweigert werden sollte. Zu der Zeit aber wo diese Thronrede gesprochen werden sollte war Mehemed Ali's Schicksal bereits thatsächlich dahin entschieden, daß ferner nur von Egypten die Rede seyn konnte, da sowohl die Note vom 8. October als die erneuerten Vorschläge des Kabinets vom 1. März ausdrücklich sagten, daß für alle außeregyptische Besitzungen das Kriegsglück entscheiden müsse. Daß die aliirten Mächte nicht die Absicht hatten, Mehemed Ali aus Egypten zu vertreiben, wußte man; die Note vom 8. October sagte ausdrücklich: les manifestations spontaneés de plusieurs des puissances signataires du traité du 15. Juillet nous prouvent qu'en ce point nous ne les trouverons pas en désaccord avec nous. Es war daher in der That ein sonderbares und selbstgeschaffenes Fantom um dessenwillen Frankreich, und als Folge davon ganz Europa, sich ernsthaft rüsten solle, um fünf Monate hindurch in der Ungewißheit zu schweben, ob ein allgemeiner Krieg ausbrechen solle weil man gerüstet habe, oder ob man mit allen Kosten eines Kriegs den Frieden erkaufen wolle, den man hatte und ohne alle Kosten erhalten konnte. Allerdings hatte der Vertrag vom 15. Juli eine feindliche Richtung gegen Frankreich, aber nicht in seinem nächsten Gegenstande, im Orient, sondern in der Tendenz der europäischen Großmächte, sich zu coalisiren, zwar, wie hier, nicht gegen Frankreich, sondern gegen einen Einfluß in europäischen Angelegenheiten, den es unabhängig von den andern Mächten zu üben die Forderung stellte. Nicht zu läugnen war es ferner, daß die englische Allianz in ihren politischen und nationalen Grundfesten erschüttert werde. Der Vertrag war ein Fingerzeig, daß Frankreich noch immer in einigen Lebensfragen das vereinigte Europa sich gegenüber finden werde.

Natürlich hatte das Ministerium in der vorgeschlagenen Thronrede mehr angedeutet als die Note vom 8. October besagte, und vor die Kammer mußte es nothwendig sein ganzes Programm bringen. Es war nun nicht diese oder jene Redensart in dem Entwurf der Thronrede, welcher vom König die Annahme verweigert wurde, sondern

1840. die ganze Politik des Ministeriums, wie sie in der Thronrede angedeutet und in den zu verlangenden Creditbewilligungen vor die Kammer gebracht werden sollte, wurde von der Krone zurückgewiesen. Demzufolge reichte das Ministerium seine Entlassung ein, die angenommen wurde. Durch königliche Verordnung wurde die auf den 28. October bestimmte Eröffnung der Kammern auf den 5. November verlegt. Diese kurze Vertagung zeigte deutlich, daß diesmal keine lange ministerielle Krise stattfinden würde, daß man sichere Zusagen hatte, und nur so viel Zeit brauchte, als unerläßlich war, damit das neue Kabinet eine neue Thronrede zur Berathung bringen könne. Dieser Erwartung wurde auch entsprochen, und bereits am 29. October ward das Ministerium ernannt, das noch besteht mit geringen Veränderungen, die nur durch Todesfälle herbeigeführt wurden, und das noch immer gegründete Hoffnung auf Bestand hat, nachdem es länger die Verwaltung geführt, als irgend ein anderes seit 1830.

In das Ministerium vom 29. October traten folgende Männer ein: der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, wurde Ministerpresident und Kriegsminister;

Herr Guizot, bisher Botschafter in England, bekam das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Herr Martin (du Nord) erhielt das Ministerium der Justiz und der Kulten.

Graf Duchâtel das Ministerium des Innern;

Herr Humann das Finanzministerium;

Herr Cunin-Gridaine das Ministerium des Ackerbaues und des Handels;

Herr Teste das Ministerium der Staatsbauten;

Herr Cousin das Ministerium des öffentlichen Unterrichts.

Das erste offizielle Document, das von diesem Ministerium ausging, war ein Tagsbefehl des neuen Kriegsministers an das Heer, worin er von den Soldaten strenge Beobachtung der Kriegszucht so wie unverbrüchlichen Gehorsam gegen die Chefs fordert, dafür aber ihnen seine ungetheilte Sorgfalt zusagt für die Wahrung ihrer Rechte,

so wie für die Hebung ihres Wohlbefindens. Der Marschall, dessen Wort Geltung hatte, weil er das, was er hier versprach schon früher mit Kraft und Entschiedenheit geübt hatte, schloß mit diesen Worten: „Ich rechne auf Euch, wie Ihr stets auf mich rechnen könnt, sey „es, daß wir im Verein mit unserer tapferen Nationalgarde mitwirken „müssen zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherung der den „Gesetzen gebührenden Ehrfurcht, sey es, daß der König uns rufe „zur Vertheidigung der Grenzen, der Ehre und Würde Frankreichs.“ Die Folge hat gezeigt, daß diese ernste Mahnung des tapfern Marschalls von dem Heer mit Ehrfurcht und Vertrauen aufgenommen wurde, und daß es seinem ruhmvollen Führer Gehorsam erwies in Erhaltung des Friedens, wie es ihm auf das Schlachtfeld gefolgt wäre. 1840.

Das Journal des Debats hatte von Thiers Ministerium gesagt, es sey nicht sowohl ein Ministerium der Kammer, als eines der Journale gewesen, und das Benehmen seiner Nachfolger würde einfach darin bestehen, die Politik der Noten des Herrn Thiers fortzusetzen und die Politik seiner Journale bei Seite zu lassen. In der That brach gleich von vorne herein gegen das Ministerium vom 29. October in der Tagespresse ein gewaltiger Sturm los. Mit Ausnahme von den Debats und la Presse, kündigten fast alle andere Meinungsorgane ihm offenen Widerstand an, und die Linke nannte es gleich ein Ministerium Polignac — ohne jedoch zu bedenken, daß nicht Carl X., sondern Ludwig Philipp König der Franzosen sey. Auf die gehässigste Weise suchte man die öffentliche Meinung gegen das neue Kabinet aufzuwiegeln, indem man es als ein vom Auslande gewünschtes und begünstigtes darzustellen suchte. Der Courrier Français, das Journal der Partei Barrot sagte: „Der Friede um jeden „Preis ist das Programm der neuen Verwaltung. Jetzt, nachdem „das Ministerium, das den Fremden widerstand, gestürzt worden, ist „kein Widerstand möglich; wir müssen nachgeben und uns die Bedingungen gefallen lassen, die Europa uns auflegen will. Jetzt „bleibt nichts mehr übrig, als Unterhandlung mit dem Feinde; wir „überlassen dies Geschäft denen, die uns verrathen haben.“ Der National sprach in noch wüthenderen Ausdrücken: „Wir haben“ rief er,

1840. „endlich das Ministerium der Alürten, das an Niederträchtigkeit Herrn „Thiers noch übertreffen soll. Der Mann, der beauftragt ist, mit „dem Auslande zu correspondiren und den Glanz unserer Farben „zu erhalten, ist derselbe, der den Alürten im Jahre 1815 die Hand „gereicht hat. Wenn Ihr die Unterdrückung im Innern und die „Schande nach Außen wollt, so ist Guizot Euer Mann." So wurde das Ministerium begrüßt, das am längsten von allen Verwaltungen der Julíregierung den Staatsgeschäften vorgestanden ist; so wurde damals der Mann verunglimpft, der sich als ein talentvoller, kenntnißreicher, charakterfester und redlicher Minister bewährt, und die Achtung aller Wohlgesinnten in Frankreich wie im Auslande erworben hat. Es wurde damals erwiesen, und auch von Royer-Collard bestätigt, daß Guizot keinesweges 1815 den Feinden Frankreichs die Hand gereicht habe, und nur nach Gent gegangen sey im Auftrag der gemäßigt liberalen Partei, welche eine aufrichtig constitutionelle Regierung der Bourbonen nach der Charte wünschte. Man hoffte im Jahre 1840 so viel Impopularität gegen ihn aufzuregen, daß er unmöglich werden sollte, und jetzt wo er mit eiserner Consequenz, und ohne sich irre machen zu lassen, seinen Weg verfolgt und alle Angriffe zurückgewiesen hat, sucht man bei jeder Gelegenheit dieselbe Impopularität gegen ihn hervor aus Haß gegen einen Sieg, der nicht zu läugnen ist.

Es war natürlich, daß unter solchen Umständen die Thronrede womit die Kammern am 5. November eröffnet wurden, unbefriedigend gefunden wurde; man tadelte sie als ungenügend und hoffnungslos für einen für Frankreich würdevollen Ausgang der Krise. Der König war zwar in der Kammer mit Lebehoch empfangen worden, aber die Linke schwieg nach Verabredung und wollte damit eine Art von Protest einlegen gegen die Richtung des neuen Kabinets. Indessen erhielt dieses gleich in den ersten Vornahmen der Kammer eine entschiedene Mehrheit. Die Wahl des Präsidenten, Sauzet, und der Vicepräsidenten war ganz im Sinne des Ministeriums. Von den neun Bureaux, in welche die Kammer zerfällt, wurden in fünf der Vorsitz entschiedenen Anhängern des Kabinets übrtragen. Noch wichtiger war die Wahl der Adresse-Commission, welche ebenfalls für

das Ministerium ausfiel. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Bugeaud, Passy, Remusat, Lamartine, Ducos, Benjamin Delessert, Jacqueminot, Dupin, Salvandy. Von diesen waren zwei Drittheile entschieden für das Ministerium. Auf der Börse stieg die Rente, die Oppositionsblätter waren außer sich vor Zorn und Erstaunen, und schimpften auf die Kammer, in welcher, wie sie meinten, jedes denkbare Ministerium eine Mehrheit finden könne. Mitten unter diesen Verhandlungen wurde den Kammern die Geburt des Herzogs von Chartres, zweiten Sohns des Herzogs von Orleans angezeigt. 1840.

Als am 23. November der Kammerpräsident den von Dupin verfaßten Adresse-Entwurf in der Kammer der Abgeordneten vorlas, entstand eine beispiellose Verwirrung. Man hörte den Anfang mit großer Spannung aber noch immer ziemlich ruhig an, wie der Entwurf besagte, daß die Maßregeln, welche die unterzeichnenden Mächte des Vertrags vom 15. Juli ergriffen, die Deputirten mit Sorge (sollicitude) ergriffen hätten, daß Frankreich darüber in lebhafte Bewegung gerathen sey und aufmerksam allen Phasen dieser großen Krise folge. Weiterhin hieß es dann: „Ein ungerechter Krieg, ein „gewaltsamer Angriff ohne Ursache und ohne Zweck entsprächen weder „unsern Sitten noch unsern Begriffen von Civilisation und Fortschritt. „Der Friede also, wenn ein ehrenvoller und sicherer Friede möglich „ist, der Friede, der das europäische Gleichgewicht vor jeder Verletzung „bewahrt, dies ist unser erster Wunsch. (Murren). Wenn der Friede „aber unter diesen Bedingungen unmöglich werden, die Ehre Frank„reichs es fordern sollte, wenn seine Rechte verkannt, sein Gebiet „bedroht, seine Interessen verletzt würden, dann sprechen Sie, Sire, „und auf Ihre Stimme werden die Franzosen sich erheben, wie ein „Mann, das Land wird vor keinem Opfer zurücktreten und der Bei„stand der Nation ist Ihnen gewiß.“ Diese Stelle wurde aber erst bei dem dritten Versuche des Präsidenten zu Ende gelesen, denn zweimal brach ein betäubender Lärm aus bei den Worten: „wenn „Frankreichs Ehre verkannt werden sollte.“ Man rief ihm von der Linken entgegen: „Soll gewartet werden bis die Kosaken an unsrer „Grenze stehen? — der Friede immer und überall ist ein System

1840. Mann gewesen, sie hatte ihren Prätendent und ihre Feldzeichen verloren und konnte gar nicht wagen, sich als politische Partei zu zeigen. Es blieb nun allerdings übrig, daß die Anarchisten aller Parteien die Gelegenheit benützen, über Entwürdigung Frankreichs Klage führen und die Gemüther entflammen könnten beim Anblick der letzten Ehren des Kaisers, unter dessen Degenscepter Frankreichs Einfluß ganz Europa bewältigt hatte. Indessen war in allen Klassen in Paris, derer Wohlseyn auf materiellen Interessen beruht, die Kriegslust sehr abgekühlt worden, und wenn man auch noch stark reden hörte gegen die, welche den Frieden um jeden Preis wollten, so durften diejenigen gar nicht laut werden, welche den Krieg um jeden Preis wollten. Die richtige Mitte zwischen diesen beiden Aeußersten, der bewaffnete Friede, wie er in der amendirten Adresse der Deputirtenkammer angedeutet worden, war das Auskunftsmittel — auf längere Dauer freilich das schlechteste von allen — welches sich als Uebergang dargeboten und mit dem es auch gelang, nach beiden Seiten hin die Gemüther zu beschwichtigen.

Die ganze Bestattung des Kaisers ging vor sich ohne daß die Ordnung im Geringsten gestört worden wäre. Am 8. December erschien auf der Rhede von Cherbourg die kleine Flotte von Dampfschiffen, welche beordert war, die Leiche des Kaisers nach Paris zu bringen. In Hâvre, Honfleur, Quilleboeuf, Rouen, üllerall wurde der seltene und großartige Leichenzug, der sich nach der Seine bewegte, von den Bevölkerungen wie von den Behörden mit Ehrfurcht und ruhiger Theilnahme aufgenommen. So ging die Fahrt die Seine hinauf fort, bis der Zug am 15. December an der Brücke von Neuilly anhielt, wo die Leiche an's Land gebracht und auf den prachtvollen Leichenwagen gestellt wurde, der von sechzehn weißen Pferden mit Trauerbehängen gezogen wurde. Der Marschall, Herzog von Reggio, Großkanzler der Ehrenlegion, Marschall, Graf Molitor, der Admiral von Frankreich Baron Roussin, und General Graf Bertrand hielten die Schnüre des Leichentuchs, welches den Sarg des kaiserlichen Helden bedeckte. Unmittelbar vor dem Leichenwagen ritt Prinz Joinville mit seinem Stabe an der Spitze der 500 Matrosen, welche die Leiche

von St. Helena nach Frankreich gebracht hatten. Unübersehbar war die Menge der Generäle und Offiziere, in Dienstthätigkeit wie Veteranen, welche sich im Gefolge vor und hinter dem Leichenwagen befanden; höchst ergreifend, als er unter dem Triumphbogen anhielt. Der ganze Weg durch die elyseeischen Felder, über den Eintrachtsplatz, die Brücke, das Seine-Ufer hinauf bis an das Hôtel der Invaliden war reich geschmückt mit Ehrenzeichen, Figuren und Emblemen aller Art, welche das Andenken an die Napoleonische Heldenperiode feierten. Ohnerachtet einer in Paris ungewöhnlichen Winterkälte rechnete man doch, daß eine Million Menschen zwischen der Brücke von Neuilly und dem Invalidenhause zusammengeströmt waren; die Eisenbahn von St. Germain hatte allein zwanzig tausend Zuschauer nach dem Pariser Bahnhofe gebracht. Diese ungeheure Menschenmasse erwartete ruhig den Leichenzug, sah ihn ehrfurchtsvoll und mit wahrer Theilnahme an seiner epischen Bedeutung vorbeiziehen, aber ohne daß irgend der Versuch einer politischen Anwendung gemacht wurde und ohne daß irgend eine Unordnung vorfiel. Ein höchst feierlicher und ergreifender Augenblick war es, als der Sarg von Unteroffizieren der Linie und der Bürgergarde in den Dom hineingetragen wurde, wo alle die Waffenbrüder des großen Feldherrn waren, als die Posaunen ertönten und die Batterie der Invaliden, der hundertjährige Verkündiger aller großen Ereignisse in Frankreich, eine kaiserliche Salve feuerte. Der König mit der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, gingen dem Sarg an den Eingang des Doms entgegen. Prinz Joinville stand mit gezogenem Degen vor dem Sarge und sagte zum König: „Sire, ich überantworte Ihnen hiemit die „Leiche des Kaisers Napoleon!“ Worauf der König antwortete: „Ich empfange sie im Namen Frankreichs.“ Hierauf hieß der König dem General Bertrand den Degen, und General Gourgaud den Hut des Kaisers auf seinen Sarg legen, der nun in den Chor getragen wurde, worauf das Requiem begann. Mit dieser feierlichen Handlung hatte Ludwig Philipp nun selbst eine Epoche beschlossen, die ihn aus Europa vertrieben hatte, von deren Großthaten aber der Ruhm Frankreich gehörte. Dies Alles war mit Würde vollzogen, der große 1840.

1840. Feldherr war als Kaiser beigesetzt worden und ruht nun mitten unter seinen Tapfern in Frieden, der nicht mehr durch seinen Namen gestört werden kann, denn er wäre der Einzige, der ihn von der Gruft der Invaliden nach den Tuilerien bringen könnte, und auch das nur wenn er die alte Zeit wieder heraufbeschwören oder der neuen sich fügen könnte.

Unterdessen hatte die levantische Frage noch in diesem Jahre schnell ihr thatsächliches Ende erreicht. Nachdem St. Johann von Akra gefallen war, hatte Ibrahim mit 7000 Mann, dem Ueberreste seines Heeres, ein verschanztes Lager bezogen zwischen Damascus und dem Libanon, die syrische Küste blieb von Marinestationen der alliirten Flotte besetzt, Napier aber eilte mit einer Schiffsabtheilung nach Alexandria, bereitete ein Bombardement vor, und ließ Mehemed Ali ein Ultimatum zustellen mit einer unerbittlichen Frist von vier und zwanzig Stunden. Dieses bestand darin, daß Mehemed Ali einen Vertrag unterzeichnen solle, in welchem er sich verpflichtete Syrien zu räumen, Ibrahim mit seinem Heere zurückzurufen und die türkische Flotte auszuliefern, wogegen der Comodore versprach ihm den Besitz von Egypten zuzusichern. Mehemed Ali unterwarf sich diesen Bedingungen, und der Vertrag wurde gebilligt vom englischen Kabinet. Inzwischen verweigerte Admiral Stopford diesem Abkommen seine Anerkennung als Oberbefehlshaber indem er Napier vorwarf, eigenmächtig und ohne Auftrag gehandelt zu haben. Stopford berichtete an die englische Botschaft in Constantinopel und eröffnete unter 6. December Mehemed Ali die Bedingungen unter denen er sich dem Sultan unterwerfen müsse. Mehemed kam auch dieser Aufforderung nach, und in seinem Briefe an den Großwezir ersuchte er diesen, sich bei Seiner Hoheit zu verwenden, daß er seinem ältesten und treuesten Diener Gnade erweise. Napiers Convention wurde von Lord Ponsonby, dem englischen Botschafter in Constantinopel, ziemlich in der Weise von Stopford angesehen, und der Divan, der ohne eine Nöthigung der europäischen Diplomatie nicht geneigt war, dem Pascha von Egypten Gnade zu erweisen, verweigerte die Ratification. Im Grunde hatten die alliirten Mächte nicht die Absicht, Mehemed Ali

aus Egypten vertreiben zu lassen. Lord Palmerston hatte auf Thiers 1840.
Note vom 8. October ein Schreiben an Lord Granville, englischen Botschafter in Paris, gerichtet, worin er ihn beauftragte, dem französischen Cabinet zu eröffnen, daß nachdem Mehemed Ali die im Vertrag vom 15. Juli gestellten Fristen ungenützt habe verstreichen lassen, die unterzeichnenden Mächte sich nicht die Befugniß zuerkennen könnten, der Pforte Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben, weil dies Verfahren einen Eingriff bilden würde in die Hohheitsrechte des Sultans, welche zu erhalten gerade der Zweck des Vertrags sey; daß demzufolge, welche auch die Ansicht der fremden Mächte über die künftige Stellung Mehemed Ali's seyn möge, diese doch nur dazu dienen könnte, die Rathschläge zu bestimmen, welche die Mächte dem Sultan zu ertheilen etwa für dienlich erachteten ohne jedoch ihn zu controliren in der Ausübung seiner unabhängigen Souverainetät. Allerdings war diese Schlußfolgerung dem formellen Rechte gemäß, aber die in Beziehung auf die Wendung der Dinge in Frankreich wenig einläßliche und kalte Weise in welcher Lord Palmerston in Erinnerung brachte, daß diese Principienfrage keinen Einfluß haben könne auf bereits vollendete Thatsachen oder begonnene Operationen, wurde ziemlich allgemein von der Diplomatie getadelt als rücksichtslos für die schwierige Stellung des Königs der Franzosen, der so kühn und einsichtsvoll für die Erhaltung des Friedens aufgetreten war.

Zwei wichtige Ereignisse, welche in diesem Jahre Frankreich die ernstlichste Gefahr zu bringen schienen, waren also glücklich vorüber gegangen. Die Vorsehung hatte Ludwig Philipp vor Darmès Kugeln bewahrt und der allgemeine Friede war erhalten worden. Der Vertrag vom 15. Juli war in diesem Jahre thatsächlich vollzogen worden, was er ursprünglich wollte war erreicht, obwohl formell das Ende erst später eintrat mit der Wiedereinsetzung Mehemed Ali's in das Paschalik von Egypten. Dagegen bestanden die Wirkungen dieses Vertrags noch längere Zeit, und in manchen Beziehungen, die früher oder später für die Zukunft Bedeutung haben werden, bestehen sie noch. Dieser Vertrag, die Art wie er zu Stande kam, wie er ausgeführt wurde, hat nicht blos bei seinem Erscheinen das Volksbewußt-

1840. seyn in Frankreich gewaltsam erschüttert, sondern in der öffentlichen Meinung auch bei den Friedliebenden ein Mißtrauen hinterlassen, das bei mehreren Gelegenheiten zum Vorschein gekommen ist und sich mit einer tief wurzelnden Bitterkeit geäußert hat, welche fortwährend zeigt, welche schwierige Mission dem Kabinet vom 29. October zufiel.

1841.

Gleich im Anfang des Januar kam die wichtige Angelegenheit 1841.
der Befestigung von Paris vor die Abgeordnetenkammer. Wichtig aber ist diese Sache nicht blos an und für sich durch den riesenhaften Umfang des vorgeschlagenen Werks, durch die millionenschwere Kosten die es fordert, durch die fremde und ungewöhnliche Idee, daß das lebhafte, sprudelnde, auf seine Freiheit so eifersüchtige Paris in einen festen Platz verwandelt werden soll, sondern besonders auch darum, weil in ihr der wahre Gedanke der politischen Stellung Frankreichs ruht, weil er allgemein zum Bewußtseyn gekommen war, denn sonst hätte diese Frage nicht vorgebracht, erörtert und erreicht werden können. Die Dienlichkeit und Bedeutung einer Befestigung von Paris für ganz Frankreich beruht auf der Centralisation. Die Centralisation aber kann nur eine seyn und nur einen Mittelpunkt haben. In Paris, und nirgends außerhalb Paris, ist der Gazometer, von dem aus die Regierungen aller Landschaften in Frankreich ihr Licht allein empfangen können, und wenn dieser einzige Heerd den Zündstoff der That nicht überall hinführen kann, so ist das Licht jedweder Regierung erloschen, ihr Vorhandenseyn nicht mehr sichtbar, ihr Wiedererscheinen in Dunkel gehüllt. Man kann nicht einstweilen einen Gazometer, in den allein die Verbindungsröhren einmünden, anderswo hin verlegen, als wo er eben ist; und so ist auch jedwede Regierung in Frankreich, die nicht in Paris ist, eine flüchtige Regierung, abgeschnitten von dem einzigen Mittel, wodurch sie sich schnell, fast unmittelbar, nach allen

1841. Seiten hin zugleich, und bis in die äußersten Glieder des Staatskörpers Wirkung und Folgeleistung verschaffen kann. Die Macht aber, welche eine Regierung von ihrer Werkstatt in Paris verdrängt, hat ein sogleich bereites und fast unfehlbares Mittel, auf die Provinzen mit einer beinahe unwiderstehlichen Kraft zu wirken, und sie haben schon oft wie unwillkürlich der neuen Macht gehorcht, nur weil sie Paris hatte, weil der Besitz von Paris eine schwer abzuweisende Anerkennung fordert. Das liegt in der Natur der Centralisation, und diese ist, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, nirgends so durchgebildet, als in Frankreich, weil kein Land auf so vorgerückter Bildungsstufe so vollständig centralisirt ist. Darum richtet jede, einer bestehenden Regierungsordnung in Frankreich feindliche Macht im Innern wie außerhalb, vorzüglich ihr Augenmerk auf Paris, darum ist jede Regierung verloren, die Paris verläßt, und fast jede geborgen, die sich darin festsetzen kann. Daß Paris der Talisman von Frankreich geworden, dafür sind Beispiele da aus einer Zeit, wo die Centralisation noch unvollkommen, und die aus der neueren Zeit sind in Aller Andenken. Schon mehr als einmal vorher ist die Idee einer Befestigung von Paris aufgetaucht, und jedesmal war das wenn Frankreich sich einer europäischen Coalition gegenüber befand, oder wenn die Bildung einer solchen in Aussicht stand. Eine gegen Frankreich gerichtete europäische Coalition ist aber für dieses zugleich eine äußere und innere Frage; denn, wenn Europa sich gegen Frankreich verbündet, so wird der Bund, im Falle des Gelingens, auch durch eine seinen Zwecken förderliche innere Gestaltung die Zukunft zu schützen suchen. Daß demnach der Vertrag vom 15. Juli die Befestigung von Paris zur Folge haben konnte, bewies, daß in Frankreich die Ueberzeugung sich festgesetzt hatte, daß, wiewohl der in Frage stehende Vertrag nicht eigentlich gegen Frankreich gerichtet war, dennoch in Europa eine Tendenz bestehe, sich bei einer Meinungsverschiedenheit mit Frankreich zu coalisiren, und ferner, daß Frankreich gegen eine solche Coalition kein sicheres Gegengewicht in einer Allianz mit England finden könne — was man in den ersten Jahren nach der Julirevolution anzunehmen geneigt war — denn diese Allianz hatte

England nicht abgehalten, seine Politik zu verfolgen auch ohne Rücksicht auf eine Uebereinstimmung mit Frankreich, die es zwar wünsche, aber auch entbehren könne. Dieser Vorgang hatte daher in Frankreich den Wunsch rege gemacht, auch ohne Gefahr nöthigenfalls eine Uebereinstimmung mit fremder Politik entbehren zu können, und die doppelte Zustimmung, welche bei der Mehrzahl sowohl die gegenwärtige Friedenspolitik der Regierung als auch die Befestigung von Paris errang, zeigte, daß man einsah, ohne diese nicht zu weit gehen zu dürfen, und mit einer solchen Sicherung künftig weit entschiedener auftreten zu können. 1841.

Der Vorschlag, Paris zu befestigen, ist schon öfter vorgebracht worden. Vauban, Ludwig des Vierzehnten berühmter Ingenieur, hatte Frankreichs Nord-Ostgränze mit einem, fast durchgängig dreifachen Gürtel von Festungen umgeben. Er hatte Frankreichs Vertheidigung im großen Sinne aufgefaßt, und so vervollständigte sich seine Idee mit dem Gedanken, daß dieser Gränzschutz — den er für stark zu halten allen Grund hatte, und der es nach der damaligen Befestigungskunst auch war — dennoch gebrochen werden, ein feindliches Heer in Frankreich eindringen könne, und er fragte sich, was denn noch zu thun übrig bleibe? Auch ihm schien vor anderthalb Jahrhunderten Alles verloren wenn Paris von einem Feinde besetzt werden könne, und die Antwort auf seine eigene Frage war — die Befestigung von Paris. Vauban nannte zwar selbst diese Idee seinen Traum, aber mehr darum, weil er darauf verzichtete, Anhänger dafür zu finden, weil er einen großen und allgemeinen Widerspruch voraussah, der sich vorzugsweise darauf stützen werde, daß seine eigene Gränzbefestigung Paris vollkommen sicher stelle, denn er sagt in der hinterlassenen Denkschrift über diesen Gegenstand, daß eine Befestigung von Paris, wiewohl schwierig und kostspielig, dennoch keinesweges unmöglich sey, wenn sie gut geleitet werde. Man dachte nun nicht wieder an eine Befestigung von Paris, bis 1789 nach dem Manifeste von Pillnitz; aber die Kanonade von Valmy und dann die Siege der Revolutionsheere schienen diese Betrachtung überflüssig zu machen. Napoleon dachte mehrere Male an eine Befestigung von Paris, und

1841. zwar, wie er versichert, nicht erst 1813 und 14 nachdem sein Siegesstern zu erbleichen begann, sondern 1806 im Zenith seines Glücks; aber, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten sagt, die Furcht, die Einwohner zu beunruhigen, und die Unaufhaltsamkeit der Ereignisse brachten ihn von diesem großen Gedanken ab. Man hat übrigens kein besonderes Gewicht gelegt auf Napoleons Beschäftigung mit dieser Idee, denn bei dieser Gelegenheit wie bei mehreren anderen äußerten viele Männer, welche den Consul wie den Kaiser umgeben hatten und seine Gehülfen gewesen waren im Kriege wie im Frieden, ihr Erstaunen über die Neuigkeiten, welche die Denkwürdigkeiten von St. Helena ihnen brachten, indem sie darin ganz andere Gesichtspunkte aufgestellt finden als diejenigen, welche zur Zeit der That von Napoleon geltend gemacht wurden. Allerdings mußte die Anschauungsweise der Erinnerung vom düsteren Felsen der Südsee aus eine ganz andere seyn, als sie im Gedränge der That gewesen; man kann daher diese Nachbesserung des eigenen Lebens für die Geschichte der Zeit nur mit großer Vorsicht benutzen. Vom Jahre 1831 an beschäftigte man sich ernstlich mit der Frage einer Befestigung von Paris, und wiewohl man es für gerathen hielt, die Ausführung zu verschieben, so hatte doch der König den Plan nie aufgegeben. Damals, in den Jahren 1831, 1832, 1833 waren zwei verschiedene Systeme vorgeschlagen worden. Die Generäle Bernard und Rogniat verzichteten darauf, eine Stadt, wie Paris, mit Mauern zu umgeben, und empfahlen einen Gürtel von Schanzen, die mit einander in Verbindung stehen und zur Abwehr nach Außen dienen sollten ohne die wogende Bewegung des wimmelnden Paris zu hemmen und ihm alle Freiheit einer offenen Stadt erhalten. Dieser Ansicht widersprach General Haxo, die erste Autorität des Geniewesens im activen Dienste aus der Napoleonischen Epoche; er erklärte, daß die vorgeschlagenen Forts ohne eine fortlaufende Verbindung unnütz und zwecklos seyen; und General Valazé pflichtete ihm bei. Im Jahre 1836 wurde eine Commission niedergesetzt für die Vertheidigung Frankreichs. Der erste Vorschlag einer fortlaufenden und bastionirten Ringmauer wurde im April 1837 von Herrn von Caraman gemacht. Der förmliche

Entschluß der Vertheidigungscommission, durch welchen eine fortlaufende Ringmauer mit einem System detaschirter Forts in Verbindung gesetzt wurde, war am 6. Juli 1838 genommen und am 12. März 1840 bestätigt worden. Man sieht hieraus, daß die Befestigungsfrage niemals weder aufgegeben noch bei Seite gelegt wurde. Die Kammercommission, welche den Gesetzvorschlag untersuchen und darüber berichten sollte, fand daher vollständig ausgearbeitete Ansichten vor über die strategischen, oeconomischen und politischen Gesichtspunkte, welche sich bei dieser bedeutsamen Frage dargeboten hatten. Alle Zweifel über die strategische Ausführbarkeit des vorgelegten Plans sind thatsächlich gehoben, denn dieses ungeheure Werk ist in den seitdem verflossenen vier Jahren so weit vorgerückt, daß bereits dreizehn Forts fertig, und der bei weitem geringere Theil des Ganzen noch übrig ist. Dasselbe ist der Fall im Betreff der Eigenthumsentäusserungen und des Schadens, der den Bewohnern der Bannmeile zugehen sollte; lauter Verhältnisse, welche damals die Gegner des Befestigungsplanes als unübersteigliche Hindernisse dargestellt hatten, die aber schon längst ohne Ungemach und meist mit Leichtigkeit überwunden wurden. Sogar in oeconomischer Beziehung ist bis jetzt der Anschlag auf eine bei einem so großen und so schwer zu übersehenden Werke auf eine überraschende Weise eingehalten worden. 1841.

Die Nützlichkeit dieses ungeheuern Werks wird noch immer von einigen Meinungsgruppen, und zwar vom rein strategischen Standpunkte aus, angefochten. Gewiß ist, daß die Idee einer Befestigung von Paris sowohl, als der bisher in Ausführung gebrachte Bauplan von der überwiegenden Mehrzahl der fremden Militaire vom Fach gebilligt wird als ein Werk, das allen anderen Werken zur Sicherstellung des französischen Landgebietes erst die wahre Grundlage und den rechten Halt gegeben habe. Das befestigte Paris ist nicht mehr abhängig von der Gränzvertheidigung, aber diese bekommt eben dadurch eine ganz andere Bedeutung. Dadurch, daß Paris gegen jeden militairischen und politischen Handstreich gesichert werden kann fast durch die Nationalgarde und die Bürgerschaft, wenn diese von einem guten Geiste beseelt und von fähigen Generälen geführt sind, dadurch

1841. daß es nur von einem großen Heere mit einem immensen Material auch nur bedroht oder eingeschlossen werden kann; dadurch hat die Gränze eine ganz andere Wichtigkeit bekommen, denn man kann sie nicht mehr umgehen, kann nicht mehr von der eroberten Hauptstadt aus ihre fernere Vertheidigung überflüssig machen, sondern man muß sie ganz bewältigt haben und besetzt halten, um einen Marsch gegen Paris anzutreten und dann erst vor Paris die Entscheidung zu gewärtigen, die jedenfalls nur mit großen Opfern errungen werden kann. Um das Alles durchführen zu können, muß ein gegen Frankreich andringender Feind mit einer außerordentlichen Macht auftreten und wird auch dann nur Aussicht haben, in kurzer Frist etwas zu erreichen wenn er von einem politischen Zwiespalt im Lande selbst unterstützt werden sollte. Allerdings erheben sich vom militairischen Standpunkte aus noch immer Stimmen gegen die Befestigung von Paris, aber das sind solche, die überall kein Vertrauen in Festungen setzen und ihre Nützlichkeit bestreiten in Kriegen, wie sie nach der vermuthlichen Stellung der Zukunft in militairischer und politischer Beziehung geführt werden müssen. Hierüber sind die Ansichten getheilt, und werden es ohne Zweifel bleiben bis neue Erfahrungen in einem größeren Kriege die Entscheidung möglich machen. Höchst wahrscheinlich werden in der Zukunft Festungen sich als nützlich, ja, besonders für ein großes Land als unentbehrlich erweisen, namentlich große Festungen als Waffenplätze und Stützpunkte für größere Heermassen. Wenn man dem Widerspruche gegen die Nützlichkeit von Festungen überhaupt die Berechtigung einer strategischen Controverse nicht versagen darf und die Anwendung der Beantwortung gegen oder für die Befestigung von Paris zugeben muß, so darf man nicht vergessen, daß die meisten und bedeutendsten Stimmen sich noch immer für das Festungssystem erheben, wenn auch mit Modificationen, die, wie gesagt, nur durch neue Erfahrungen festgestellt werden können.

Der wichtigste und wesentlichste Einwurf gegen die Befestigung von Paris, wenn er gegründet, wäre die Behauptung, daß dadurch die Freiheit gefährdet sey, oder mit andern Worten, daß die Ausübung der Landesverfassung nunmehr unter die Botmäßigkeit käme von dem

Herrn des befestigten Paris, sey dieser nun ein König oder die Re- 1841.
gierung einer Partei. Wenn wir annehmen, daß die Befestigung von Paris eine Regierung stark macht gegen einen von Außen andringenden Feind, so beruht dies Urtheil auf der Voraussetzung, daß sowohl die militairische Besatzung wie die kampffähige Bevölkerung der Stadt alle in einem Punkte einig sind, in Zusammenwirken für Vertheidigung und Abwehr gegen den gemeinschaftlichen Feind. Wenn diese Voraussetzung eintrifft, so glauben wir, daß Paris uneinnehmbar ist, daß eine feindliche Macht nur ganz kurze Zeit vor Paris bestehen kann, und daß eine Regierung, die auf solche Weise unangreifbar ist in ihrem Centralpunkte, nicht abgeschnitten werden kann von einer Einwirkung auf alle Landschaften Frankreichs; ja selbst auf die Provinzen, welche etwa zeitweise von einer feindlichen Macht besetzt wären, müßte die Thatsache des ungebrochenen Bestandes der Centralregierung in Paris einen moralischen Einfluß üben. Wenn aber eine Regierung nur in den Paris umgebenden Befestigungen Bestand hätte, wenn sie sich zwischen einem äußeren Feinde und einer feindlichen oder auch nur zweifelhaften Bevölkerung befände, so wäre ihre Stellung unter allen Umständen nur sehr kurze Zeit haltbar, und es ist nicht abzusehen, wie sie in einem Widerspruche mit der Mehrzahl der Bevölkerung des Landes und der Hauptstadt verharrend, jemals mit Erfolg wieder in den Normalstand zurücktreten könnte. Eine Regierung aber, welche der gesetzmäßigen Ausübung der Verfassung sich widersetzen, sie in wesentlichen Punkten verletzen, oder gar sie umstürzen wollte, um eigenmächtigen und der Verfassung widersprechenden Beschlüssen Geltung zu erzwingen, eine solche Regierung würde sich in den Befestigungen von Paris in der That zwischen zwei Feinden befinden, auch wenn keine feindliche Macht vor den Thoren stünde, denn sie müßte sich darauf gefaßt machen, daß der Widerspruch außerhalb Paris bald eine solche vor Paris bringen werde.

Die Befestigung von Paris wird den Fall einer usurpatorischen Regierung kaum aufhalten können, als um ihn um so sicherer zu machen. Gegen eine vollkommen ausgebildete allgemeine Revolution, wenn sie darauf beruht, daß die überwiegende Mehrheit in allen

1841. Klassen der Nation von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß eine vorhandene Regierung oder das von ihr befolgte System unvereinbar sey mit dem allgemeinen Wohle, dagegen helfen Befestigungen einzelner Punkte nicht, denn wenn auch durch ihre Hülfe ein Ausbruch vereitelt oder zurückgewiesen werden kann, so wird die Revolution doch in der Stille fortbestehen und nur dadurch abgewiesen werden können, daß ihren wahren und begründeten Beschwerden Abhülfe geboten wird. Eine Regierung zumal, die, um sich zu behaupten, genöthigt wäre, von den Festungswerken von Paris aus gegen ihre Hauptstadt zu feuern, wäre in einer so verzweifelten Lage, daß ein Sieg ihr so gefährlich werden müßte wie eine Niederlage. Thiers bemerkte in seinem Commissionsbericht in dieser Beziehung ganz richtig, daß eine Regierung, welche sich der Landesvertretung darstellte nachdem sie den Pantheon und den Dom der Invaliden, oder die Vendômesäule mit den Kugeln ihrer Forts zerschmettert, noch unmöglicher seyn würde nach dem Siege, als vorher. Damals, als der Gesetzvorschlag über die Befestigung in die Kammer gebracht wurde, wollten diejenigen, welche sie für gefährlich für die Freiheit erklärten, der Behauptung keinen Glauben schenken, daß man von den Forts aus die Stadt mit Wurfgeschütz gar nicht erreichen könne, sondern blieben fest dabei, daß wenn die Befestigung bewilligt werde, die Regierung sie so einrichten werde, daß Paris ihr zu jeder Zeit preisgegeben wäre und ihrem Willen gehorchen müsse. Jetzt, wo die Befestigung bereits so weit vorgerückt ist, hat man diese Einwendung wieder vorgebracht, aber General Allard hat bewiesen, daß man von den Forts aus Paris mit Wirksamkeit gar nicht erreichen könne, und diese Behauptung ist durch Arago's Widerspruch nicht entkräftet worden. Ohne Zweifel werden die Forts mit ihren casematirten Casernen, mit ihren Waffen- Geschütz- und militairischen Vorräthen aller Art jeder militairischen Action der Regierung größere Sicherheit und Kraft geben, und auch bei Meutereiversuchen in der Hauptstadt die Truppen in eine unabhängigere Lage bringen, aber man wird künftig so wenig als bisher eine Meuterei von den Festungswerken aus bezwingen, denn dadurch würde man gegen die friedlichen Bewohner viel feindlicher verfahren, als gegen

die Rebellen, man wird vielmehr letztere aufsuchen, wo sie sich fest- 1841.
zusetzen suchen, und an Ort und Stelle bezwingen. Es ist übrigens ein sonderbarer Irrthum, daß wenn man eine Regierung stark macht, und sie mit nachdrücklichen Vertheidigungsmitteln ausstattet, sie dadurch für die Freiheit gefährlich werde. Die Landesrechte müssen durch Verfassung und Gesetz geschützt werden; das sind sie hinlänglich in Frankreich, denn wenn es denkbar wäre, daß die Regierung mit den Kammern conspirirte gegen die Verfassung, so würde ein solcher Verfassungsbruch zuverläßig keine Anerkennung im Lande finden, und fände er es dadurch, daß eine neu gewählte Repräsentation die Vornahme bestätigte, so wäre sie keine Conspiration, sondern eine durch Vereinbarung vorgenommene Modification des bestehenden Gesetzes. So lange aber die Regierung streng im gesetzlichen Wege vorschreitet, gebühren ihr hinreichende Mittel, um einseitige Auflehnung gegen das Gesetz und gegen die in der Gesetzlichkeit verharrende Regierung zu bewältigen, und diese Mittel sind durch die Befestigung von Paris kaum, oder doch nur sehr indirecte vermehrt worden. Man hat aber auch gegen die Befestigung die Einwendung vorgebracht, daß dieses um die Hauptstadt gezogene Bollwerk in den Händen einer usurpatorischen Faction zur Unterdrückung der verfassungsmäßigen Regierung dienen könne. Es ist am Ende denkbar, daß jedes materielle Regierungsmittel in den Händen der Gegner diesen dienen könne, aber eine aufrührerische Faction so wenig als eine Regierung, welche den Pfad der Gesetzlichkeit verlassen hat, wird damit ausreichen, um gegen die Billigung des Landes sich behaupten zu können, und wenn diese Gefahr durch eine tiefe und allgemeine Meinungsspaltung im ganzen Lande drohen sollte, so würde sie durch die Befestigung von Paris nur wenig vermehrt werden, denn diese könnte nur dann von Bedeutung werden wenn sie von anderen und wesentlicheren Mitteln unterstützt würde. Mit einem Worte, die Befestigung von Paris ist ein zweckmäßiges Abwehrmittel gegen einen in Frankreich eindringenden Feind weil sie ihn nöthigt, einen Angriffsplan zu verfolgen, dessen Gelingen nur durch große Opfer von Zeit, Menschen und Mitteln versucht und nur durch eine kaum jemals mehr wahr-

1841. scheinliche Cooperation im Lande selbst erreicht werden kann; die Befestigung von Paris aber ist kein Mittel, womit eine usurpatorische Regierung — und das ist jede, welche sich gegen das Gesetz auflehnt — irgendwie hoffen kann, sich zu behaupten oder dem Lande gegen seinen Willen eine Zustimmung abzunöthigen; die Befestigung von Paris aber ist in den Händen einer gesetzlich vorschreitenden Regierung ein Mittel, um ihr Kraft gegen das Ausland, und dadurch eben auch im Innern Achtung und Ansehen zu erwerben.

In der Presse waren die Ansichten über diesen Gegenstand sehr getheilt; wir meinen hier die politische Presse in Paris, denn in allen großen Fragen hat, mit seltenen Ausnahmen wie Fonfrède in Bordeaux, die Departementalpresse wenig Gewicht, und das nur wenn ihre Artikel in die Pariser Zeitungen aufgenommen werden, wie die von Lamartine während seiner Sommerfrische in Mâcon. Gegen den Befestigungsplan erklärten sich: das Commerce, la Presse — wie man glaubte, vorzüglich unter Anregung des Grafen Molé, der auch nachher in der Pairskammer persönlich gegen den Gesetzvorschlag auftrat — alle legitimistische Blätter, und die meisten Organe der radikalen Partei. Diese bezeichneten die Befestigung von Paris als unnütz, als verderblich für die Finanzen des Staates wie für die Wohlfahrt der Stadt Paris, besonders aber als freiheitmörderisch, und es hieß dann ungefähr, daß man die Absicht habe, Paris, das Herz und die Zunge von Frankreich, zu knechten, nicht wie unter dem alten Regime mit einer Bastille sondern mit einem Gürtel von Zwingburgen so, daß es fortan nur frei athmen dürfe mit Verlaub eines Festungscommandanten, der die Pariser zu Bett schicken könne mit einem couvre-feu. Die ernsthaften Blätter dieser Farbe brachten Einwendungsgründe aus den Gebieten der Politik, Strategie und Staatsoeconomie, und die Spottblätter höhnten die Befestiger und reizten auf jede Weise das Unabhängigkeitsgefühl der Bürger. Für die Befestigung sprachen nicht nur das Journal des Debats und die Blätter der ministeriellen Presse, sondern auch alle diejenigen Blätter der Opposition, welche das Ministerium vom 1. März unterstützt hatten, und von der radicalen Presse der National. Letzterer hatte sich

vom Anfange an unter dem Ministerium Thiers dafür erklärt, und 1840. ließ sich nicht irre machen wenn man ihn beschuldigte, daß seine Partei auf die Befestigung speculire für die Republik und zum Vortheil eines Convents nach der Regel, daß was meinem Gegner dient, auch mir dient wenn ich es ihm nehmen kann. Der National mußte vielfach hören, daß seine Partei, wenn jemals eine Republik sich realisire, leicht so viele Feinde in den Vorstädten finden könne als eine andere Regierung, und daß es für sie angenehm wäre, den republikanischen Plebs im Zaum zu halten mit Bastillen, die sie nicht selbst angelegt hätte; daß sie daher gleichsam prophylaktisch der Befestigung das Wort rede.

In seiner Rede gegen die Befestigung spielte Herr von Lamartine auf solche zukünftige Plane an wenn er sagte: „Es scheint hiebei „ein unerklärbares Räthsel zu walten, vielleicht ein doppeltes Geheim„niß. Diese unglückliche Idee einer Befestigung, so oft zurückgewiesen „vom Nationalinstinct, wurde immer von den widerstrebendsten An„sichten vertreten. Jetzt sehen wir sie aus allen Kräften vertheidigt „von denen, welche vor acht Jahren Alles aufgeboten haben, um ihre „Gehässigkeit hervorzuheben. Das erkläre sich, wer kann; ich verzichte „darauf. Gibt es etwa einen Bund, der sich in Dunkelheit hüllt, „um seine Losung nicht zu verrathen? Sollte diese Verschanzung „entsprossen seyn einem stillen Einverständnisse zwischen zwei Grund„sätzen, die sich verabscheuen? Ist sie etwa der Bastard eines hinter„haltigen Despotismus mit der verschmitzten Revolution? Und in „diesem Falle, wer betrügt den Andern? Ich weiß es nicht, aber „dessen seyd versichert, das Land ist betrogen und die Freiheit ver„rathen!“ Wenn der Grund, warum die republikanische Fraction des National der Befestigung zustimmte, in einem Hinterhalt von Herrschaftshoffnung ruhte, welche durch die Befestigung heranreifen sollte, so konnte das kein Grund seyn für die Regierung, diese Mitwirkung abzuweisen, die sie ja ohnehin nicht verhindern konnte, und noch viel weniger wäre das ein Grund gewesen, um den Plan aufzugeben, und eben so wenig konnte das ein Grund seyn für die Kammer, denn es gibt kein Staatswerk, auf welches nicht die Gegner

1841. mißspeculiren können. Bei der Erörterung in der Deputirtenkammer überraschte am meisten die Art des Auftretens in dieser Angelegenheit vom Ministerpräsidenten Marschall Soult. Er sagte im Grund, wie er militairisch mit dem vorgelegten Entwurf nicht einverstanden sey, und ihm nur als Minister beipflichte. Er führte nämlich auf, und zwar ziemlich weitläufig, wie er gleich vom Beginn seiner Amtsthätigkeit als Kriegsminister der Juliregierung sich mit Vorkehrungen zu einer Vertheidigung von Paris habe beschäftigen müssen; da man damals allgemein (Ende 1830) an einen Krieg geglaubt. Zu dem Ende hatte der Marschall gefunden, daß ein befestigtes Lager auf der Hochebene zwischen der Marne und der niederen Seine am geeignetsten sey, einen Feind von Paris abzuhalten, ihn jedenfalls lange aufzuhalten, und zu nöthigen, nur auf einem langen Umwege über St. Germain und Versailles an das Seinethal und die Stadt gelangen zu können. Da dieser Vorschlag nie zur Ausführung kam, so ist es überflüssig, hier seine Zweckmäßigkeit zu untersuchen, er konnte ohne Zweifel von Werth seyn wenn die Umstände nicht gestatteten, mehr zu thun, aber er deckte immer nur Paris gegen einen Feind, der von Osten oder Nord-Osten kam, und konnte nicht in Betracht kommen wenn die Rede war von einer vollständigen Befestigung, die er nie ersetzen konnte. Nun mußte man aus dem ganzen Vortrage des Marschalls schließen, daß er vom militairischen Standpunkte aus seinem ersten Vorschlag den Vorzug gebe, und nur aus Rücksichten für das Ministerium dem Plane des Gesetzvorschlags seine Zustimmung gegeben habe. So verstand es die Kammer, und Thiers, der in seinem Bericht der Zustimmung des Marschalls als einer militairischen Autorität erwähnt hatte, bestieg die Tribüne, um ihn daran zu erinnern, daß er vor der Commission erklärt habe, daß sein Vorschlag von 1831 mit dem gegenwärtigen Befestigungsplan ganz in Uebereinstimmung sey, daß damals ein verschanztes Lager das einzige Vertheidigungswerk war, das man in der Eile bei einem plötzlich ausbrechenden Kriege hätte vollenden können, daß er aber eine beständige Befestigung vorziehe. Thiers fügte hinzu, daß sein Erstaunen nicht geringer sey, als das der übrigen Mitglieder der Commission

bei Anhörung der Rede des Marschalls, die, so wie sie sey, sich 1841.
sowohl gegen die Ringmauer als gegen die vorgeschobenen Schanzen ausspreche. Der Marschall ergriff sogleich darauf das Wort, und versicherte, daß er vor der Kammer nichts habe sagen wollen, noch seiner Meinung nach gesagt habe, das im Widerspruch gewesen wäre mit der Ansicht, zu welcher er sich vor der Commission bekannt; er habe früher allerdings nur ein verschanztes Lager vorgeschlagen, weil damals die Zeit nichts anderes erlaubt, er auch nicht geglaubt, mehr erreichen zu können, da man nun aber eine vollständige und beständige Befestigung in Aussicht stelle, so nehme er diese um so lieber an da er entschieden der Ansicht sey, daß ein geschlossenes Werk größere Sicherheit gewähre. Die Rede des Marschalls war indessen von der Kammer wie vom Publikum in dem Sinne aufgefaßt worden, den Thiers ihm beilegte, und hatte ohnerachtet der Interpellation des Letztern und der dadurch herbeigeführten Erklärung einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht, weil sie das Bild eines kriegserfahrenen Mannes zurückließ, der seiner militairischen Ueberzeugung nach geneigter war, die beständige Befestigung nicht zu vertreten, dennoch einer höheren Nöthigung gemäß es zu thun sichge drungen sah, und dies Verhältniß nicht hatte verbergen wollen. Es war hiemit mehr als Vorwand genug gegeben zur Besprechung einer Menge von Vermuthungen, welche alle die absonderlichsten Intriguen voraussetzten, von denen der Marschall umsponnen worden sey. Und dennoch verhielt sich die Sache einfach so, daß der Marschall an seinem früheren Plan hing, der unter ganz anderen Verhältnissen entworfen und nur einer augenblicklichen Eventualität zu genügen bestimmt war; daß er den Plan der Befestigungscommission nicht sogleich in allen seinen Theilen gebilligt hatte obwohl er mit dem Grundsatze einverstanden war; und daß er der Kammer das Alles sagen wollte, dabei aber unwillkürlich sich so lange bei seinem eigenen Entwurfe aufhielt, daß der Gegensatz von selbst heraustrat, als sey er ein ungerne bezwungener Gegner des neuesten Vorschlags, dessen Verantwortlichkeit er durch einen historischen Bericht seines persönlichen Verhaltens abzulehnen scheine.

1841. Das wichtigste Mittel gegen die Befestigung war ein Amendement von General Schneider. Dieses enthielt einen ganz anderen Befestigungsplan, denn es verlangte nur 80 Millionen (die Regierung verlangte 140 Millionen) um durch unentbehrliche Befestigungswerke die Vertheidigung von Paris in Verbindung zu bringen mit der allgemeinen Vertheidigung des Landes. In dem Ende sollten die von General Schneider vorgeschlagenen Vertheidigungsarbeiten bestehen: in einem Gürtel von beständigen Verschanzungen in den Umgebungen und an den Zugangspunkten der Hauptstadt in einer Entfernung von wenigstens 4000 Metern von der Octroi-Mauer, die, wo es für nothwendig erachtet werde, bastionirt werden solle; und ferner in den für diese Arbeiten nothwendigen Gebäuden und Niederlaghäusern. In diesem Vorschlage fiel die Ringmauer weg; er war weniger kostspielig, aber auch bei weitem weniger vollständig. Alle Gründe, welche bei Verhandlung dieses Amendements vorgebracht wurden, beruhten auf den von uns bereits erwähnten Ansichten. Das Ergebniß trat heraus in einer am 30. Januar verlangten geheimen Abstimmung, worin das Schneider'sche Amendement verworfen wurde mit einer Mehrheit von 61 Stimmen. Hiernach konnte nunmehr kein besonderer Widerspruch gegen den Gesetzvorschlag geltend gemacht werden. Eine noch übrige wichtige Frage war die der gleichzeitigen Anlegung der Ringmauer und der vorgeschobenen Werke. Die Regierung erklärte, diese Arbeiten gleichzeitig beginnen und vorrücken lassen zu wollen, erhielt aber die Befugniß, mit den Punkten beginnen zu können, welche sie für die wesentlichsten halte. Taillandier brachte ein Amendement, welches verlangte, daß sowohl die Zahl der vorgeschobenen Werke als auch ihre Lage von der Kammer bestimmt werden sollten. Hiemit wäre die Ausführung des Plans ganz unter die Controle der Kammer gekommen; aber auch dieses Amendement wurde verworfen. Dagegen gab die Regierung einem andern Vorschlag ihre Einwilligung. Scherbette beantragte nämlich, daß Paris nur durch ein besonderes Gesetz und also nur durch Mitwirkung der Kammer für Festung erklärt und dem Festungsreglement unterworfen werden könne. Diese Bestimmung wurde angenommen und ging in das Gesetz über. Ueber

den ganzen Gesetzvorschlag stimmten 399 Mitglieder, von denen 237 1841. Stimmen für und 162 dagegen stimmten, so daß also die Mehrheit für die Annahme 75 Stimmen betrug.

In der Pairskammer erfuhr der Befestigungsvorschlag ziemlich ernsthaften Widerstand. Von den in die Berichtcommission ernannten Pairs hatte zwar nur einer sich gegen das Befestigungsprincip ausgesprochen und die übrigen dafür, dessen ohnerachtet sprach sich die Commission gegen den Befestigungsplan der Regierung aus. Baron Mounier, als Berichterstatter stellte mit großer Unparteilichkeit alle wesentliche Beweggründe voran, welche bisher gegen und für eine Befestigung vorgebracht worden waren, und beantragte dann die Verwerfung einer mit Wällen und Schießschärten versehenen Ringmauer, schlug dagegen eine Sicherheitsmauer an beiden Ufern der Seine vor mit äußern Forts nach dem System, welchem die Deputirtenkammer beigetreten war. Dieser Vorschlag war der einzige, den man bei den getheilten Ansichten der Commission hatte herausbringen können, aber er hatte den Fehler einer ungenügenden Halbheit, denn entweder war die Befestigung eine unnütze, und demnach schlechte Maßregel, und dann mußte man sie ganz zurückweisen, nachdem man aber den Grundsatz anerkannt hatte, so lud die Commission offenbar den Vorwurf auf sich, eine ungenügende Befestigungsweise vorgeschlagen zu haben. Diese Inconsequenz war in die Augen springend und wurde auch die Handhebe, an der man die Kammer auf die Entscheidungsgrenze brachte, wo sie entweder den Befestigungsgrundsatz zurückweisen oder die volle Befestigung nach dem Plan der Regierung annehmen mußte. Zu dem letzten Entscheid kam die hohe Kammer erst nach mehreren lebhaften, aber gewissenhaften Verhandlungen, in denen die gegenseitigen Gründe erschöpfend vorgetragen wurden. Der Herzog von Broglie trat zuerst für den Antrag der Regierung auf. Er faßte alle militairische Gründe für den Vorschlag mit Vollständigkeit und logischer Schärfe zusammen und knüpfte daran geschichtliche und politische Betrachtungen, in denen er den Einwänden der Gegner mit ruhiger und einleuchtender Kritik entgegentrat, und dies geschah mit so viel Würde und Ueberzeugung, daß sein Vortrag einen Eindruck

1841. hinterließ, der sich durch alle Verhandlungen erhielt, obwohl entschiedene Gegner ihm zunächst gegenüber traten. Graf Molé hielt eine weitläufige Rede gegen die Befestigung wie sie von der Regierung beantragt war, worin zwar die bekannten Einwendungsgründe vollständig zusammengestellt waren, aber ohne daß etwas Neues von Erheblichkeit hinzugefügt wurde. Graf Molé legte einen besonderen Werth auf die in der Deputirtenkammer erfolgte Aeußerung des Marschalls Soult, von dem er behauptete, daß er seiner innersten Ueberzeugung nach nur für vorgeschobene Schanzen stimme und sich nur durch politische Gründe des Augenblicks dazu habe überreden lassen, eine fortlaufende Ringmauer mit Wällen und Schießscharten zu billigen. Der Marschall jedoch trat diesmal der Behauptung des Grafen mit einer bestimmten und unumwundenen Erklärung entgegen und erinnerte an 1815, wo in einem Kriegsrathe die Vertheidigung von Paris verhandelt worden war, und wobei die Urtheilfähigsten sich dahin ausgesprochen hatten, daß Paris durch doppelte Festungswerke geschützt werden müsse. Soult's Auftreten vor der Pairskammer machte offenbar einen entschiedenen Eindruck. Der Genie-General Dode de la Brunerie, der mit der Ausführung der Befestigungsarbeiten von der Regierung beauftragt worden war, hatte mit genauen Ausführungen die ganz unhaltbare Schwäche des von der Commission vorgeschlagenen Amiendements dargethan und nachgewiesen, daß man mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Ersparung auf diesem Wege nur ein höchst unzureichendes Befestigungssystem durchführen könne. Guizot sprach vor der Pairskammer mit ausgezeichneter Klarheit und Entschiedenheit; das Ministerium verwarf jedes Amendement und wollte ausdrücklich und bestimmt Alles was die Deputirtenkammer bewilligt hatte. Der Minister des Auswärtigen ließ alle vor ihm vielfach berührte Seiten der Frage unberührt und entwickelte mit großer Offenheit den Einfluß der Befestigung auf Frankreichs Stellung Europa gegenüber. Er fragte, welche Thatsache seit 1815 mehr oder weniger, aber bisher unverrückbar drohend und störend zwischen Frankreich und Europa sich gestellt habe, und die Antwort lautete natürlich: „Es ist der wunderähnliche Wechsel von Triumph und Unglück, von

„Eroberung und Rücktritt, welchen unsere Geschichte von 1792 bis 1841.
„1815 dargeboten hat. Frankreich hat Europa überschwemmt und
„fast alle seine Hauptstädte erobert; Europa hat Frankreich mit seinen
„Heeren überschwemmt, welche zweimal seine Hauptstadt besetzt hielten.
„Das wird alle Tage wiederholt, und obwohl diese Ereignisse sich seit
„sechs und zwanzig Jahren nicht wiederholt haben, so bestehen sie
„noch in lebendiger Frische und üben einen unermeßlichen Einfluß
„auf die gegenseitigen Völkerverhältnisse. Hieraus entsteht ein auf-
„fallendes Gemisch von Stolz und Aengstlichkeit, von vermessenen
„Ansprüchen und steter Unruhe. Alle, wir selbst und Europa, schei-
„nen zu glauben an die Möglichkeit neuer Triumphe und neuer Un-
„glücksfälle, und dieser Glaube nährt einen Zustand von Unbehagen
„und Besorglichkeit, der sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft
„offenbart wie in den niedrigsten. Ich weiß wohl, daß die Ausrottung
„dieser geheimen Besorglichkeit nur das Werk der Zeit wie einer ge-
„rechten und verständigen Politik seyn kann. Es gibt aber Maßregeln,
„welche mächtig dazu beitragen können, ein so wünschbares Ergebniß
„herbeizuführen, und man kann sich versichert halten, daß der vor-
„liegende Entwurf ein sicheres Mittel ist, um den Eindruck der Erin-
„nerungen zu verwischen, welche noch in Frankreich und in Europa
„eine so traurige und so gefährliche Rolle spielen. Die Maßregel
„selbst aber wird in Frankreich günstig angesehen von denen, welche
„alle Fragen der Nationalwürde mit der empfindlichsten Eifersucht
„beurtheilen, denn diese wird durch das vorgeschlagene Werk beschwich-
„tigt und beruhigt, weil es Frankreich kräftigt und aufrichtet. Es
„erhebt sich in Frankreich kein Volksruf, wir empfangen keine Gesuche
„für oder gegen, wir sehen nicht, daß diese Maßregel mit einem hin-
„reißenden Enthusiasmus begrüßt wird, sondern sie wird mit ruhiger
„aber aufrichtiger Zustimmung aufgenommen. Wenn dem nicht so
„wäre, würde wohl das Land beim Anblick der Lasten, welche die
„Maßregel unvermeidlich auferlegt, beim Aufruf an die Leidenschaften,
„welchen die Erörterung erhebt, ruhig und unbeweglich bleiben? Die
„Maßregel flößt Frankreich keine Besorgnisse ein, und eben so wenig
„Europa. Europa betrachtet sie als ein Werk der Landeswehr und

1841. „der Erhaltung. Man hat Ihnen gesagt, der Gesetzvorschlag sey „über die Maßen verderblich für die Ordnung, für die Freiheit, für „den Staatshaushalt, für Paris. Was schlägt man Ihnen nun „vor, um all' diese Gefahr zu beschwören? Man räth' Ihnen, statt „einer Ringmauer, eine andere Ringmauer zu bauen und einige „Graben und Bastionen wegzulassen, wobei man einige Millionen „erspart, um welche die Befestigung schlechter wird. Wenn man den „Vorschlag machte, den Gesetzentwurf zurückzuweisen und auf die „Befestigung Verzicht zu leisten, so könnte ich es begreifen; aber nein, „man beantragt blos eine Minderung der Bewilligungssumme. Von „Zweien das Eine: entweder ist die Gefahr, der das Werk vorbeugen „soll, nicht vorhanden, und dann ist es allerdings unnöthig — oder „die Gefahr ist da, und dann ist es unzulänglich in der Gestalt, wie „Ihre Commission es will. Zwischen diesen beiden Standpunkten „muß man wählen. Aber durch die Annahme des Amendements Ihrer „Commission würde noch eine neue und viel wesentlichere politische „Gefahr entstehen. Selbst die große Mehrheit der entschiedenen Gegner „des Gesetzentwurfs sagen, daß sie die Befestigung von Paris wollen, „und dennoch setzen sie sie auf's Spiel. Sie wissen, wie schwierig, „wie mühsam es war, aus so verschiedenartigen Elementen eine Mehr„heit für das Befestigungsgesetz herbeizuführen. (In der Deputirten„kammer). Glauben Sie, daß es möglich sey, eine solche Arbeit oft „mit Erfolg wieder zu beginnen? Ich muß es wohl sagen, da man „auf diesem Rednerstuhl davon gesprochen hat. Täuschen Sie sich „nicht, ein solcher Erfolg wiederholt sich nicht leicht. Wenn Sie diese „Erörterung fortsetzen in der Erwartung, daß der Gesetzvorschlag, „amendirt wie Ihre Commission es beantragt, Aussicht habe auf „Zustimmung und Annahme, so nehme ich keinen Anstand Ihnen zu „sagen, daß Sie sich leicht täuschen könnten."

Am 31. März kam es zur Abstimmung über das Amendement der Commission. Die Stimmenzahl war 239. Von diesen stimmten 91 für das Amendement, und 148 dagegen; es wurde also verworfen mit einer Mehrheit von 57 Stimmen. Nun blieb den Gegnern der Befestigung nur übrig, Amendements zu versuchen, nicht sowohl

um eine Verbesserung des Gesetzes zu erlangen, sondern um eine solche 1841.
Abänderung seiner Bestimmungen durchzusetzen, welche die Nothwendigkeit herbeiführen konnte, das ganze Gesetz wieder vor die Deputirtenkammer zu bringen. General d'Ambrugeac zog das von ihm eingebrachte Amendement zurück unter einer nachdrücklichen Verwahrung gegen das Gesetz. Nicht weniger heftig äußerte sich General Castellane als er ein Amendement einbrachte, das jedoch verworfen wurde. Mérilhou schlug ein Amendement vor, nach welchem die Summen, über welche bereits verfügt war — (13 Millionen durch königliche Verordnungen vom 10. September 4. und 5. October 1840) — von der Creditbewilligung des Gesetzvorschlages ausgenommen würden. Man beschuldigte Mérilhou, früher mit Laffitte und Dupont (de l'Eure) bekanntlich ein eifriger Anhänger der fortschreitenden Entwickelung der Julirevolution, daß er zu diesem dem Ministerium vom 1. März feindlichen Vorschlag vermocht worden sey durch die Aussicht auf das Justizministerium wenn etwa ein Ministerium Molé die Erbschaft des 29. October überkäme. Allein, wenn man sich auch in dieser Voraussetzung täuschte, so lag außerdem noch darin ein Tadel, daß die Befestigungsarbeiten begonnen worden waren ohne die Abstimmung der Kammern abzuwarten, ja ohne sie zu berufen; und noch in dem Augenblicke, wo diese Verhandlung vor der Pairskammer schwebte, hatten sie ihren Fortgang, und neue Eigenthumsentäußerungen für die Festungswerke waren so eben zu Stande gekommen. Nach den Erläuterungen des Grafen Duchâtel wurde Mérilhou's Amendement indessen verworfen. Nachdem die einzelnen Artikel des Gesetzes angenommen waren, stellte sich die Abstimmung über das Ganze folgendermaßen: von 232 Stimmen waren 85 gegen, und 147 für das Gesetz; es wurde also angenommen mit einer Mehrheit von 62 Stimmen.

Die wesentlichsten Bestimmungen dieses wichtigen Gesetzes waren: Eine Summe von 140 Millionen Franken sollen ausschließlich auf Befestigungsarbeiten für Paris verwendet werden. — Diese Befestigung soll bestehen 1) aus einer fortlaufenden Ringmauer auf beiden Ufern der Seine mit Erdwall, Bastionen und ausgemauerten Graben von

1841. zehn Metern; 2) aus casematirten Außenwerken. — Die zu diesen Arbeiten überwiesenen Summen sollen verwendet werden zu gleichzeitiger Ausführung sowohl der fortlaufenden Ringmauer als der Außenwerke. — In die Bewilligungssumme von 140 Millionen sind auch die 13 Millionen begriffen, welche bereits durch königliche Verordnung vom Jahre 1840 für Befestigungsarbeiten verwendet worden sind. — Die Stadt Paris kann nur durch ein besonderes Gesetz dem Festungsreglement unterworfen werden. — Die erste Zone des dem Kriegszwange unterworfenen Bodens (servitude militaire) von 250 Metern soll allein verwendet werden für die fortlaufende Ringmauer und die äußeren Schanzen. — Die gegenwärtigen Grenzlinien der Octroi-Mauer von Paris können nur verändert werden durch ein besonderes Gesetz. — Jedes Jahr soll den Kammern Rechnung gelegt werden über die Ausführung der Arbeiten, welche durch das gegenwärtige Gesetz angeordnet worden sind. —

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen ohne die geheime Geschichte des Befestigungsplans von Paris zu berühren, wie sie dargestellt worden ist von den Gegnern der Befestigung, von denen, welche darin nur ein Zwangsmittel der Willkür gegen das Land und seine Freiheiten erblicken. Diese sagen — und ein älterer französischer Stabsoffizier hat ihnen zum Organ gedient — daß Ludwig Philipp gleich in den ersten Tagen nach der Julirevolution Personen aus seiner Umgebung darauf aufmerksam machte, daß Carl X., wenn er befestigte Punkte um Paris gehabt, auf die er sich hätte zurückziehen und die Besatzungen des Nordens herbeirufen können, er den Aufstand bezwungen haben, und mächtiger als je zuvor nach Paris zurückgekehrt seyn würde; daß er dann die liberale Partei hätte vernichten und die Freiheit der Presse abschaffen können, mit der in Frankreich keine Regierung möglich sey. Diese Aeußerung des Königs, oder vielmehr des damaligen Generalstatthalters, sey ausgeplaudert und dadurch besonders die Empfindlichkeit und das Mißtrauen der Linken so erregt worden, daß das im Jahre 1833 vom General Bernard vorgeschlagene System von detaschirten Forts vor dieser Stimmung hätte zurücktreten müssen. An ihrer Stelle sey nun die Idee der

enceinte continue getreten, die, von Rogniat und Valazé ausgegangen, von dem als militairischen Schriftsteller rühmlichst bekannten General Pelet unterstützt, dennoch vom Vertheidigungscomité zurückgewiesen worden sey, das bei dem Plan eines verschanzten Lagers beharrte. Diesen wollte man in den Tuilerien nicht, ließ daher vor der Hand Alles ruhen, aber da man dort nie einen Plan aufgibt, so wartete man nur eine günstigere Gelegenheit ab, um ihn wieder aufzunehmen. Diese habe man gefunden mit dem Ministerium Thiers, mit dessen wenig skrupulösem Präsident man sich dahin verstanden, daß er die detaschirten Forts durchsetzen solle, wofür man sich auch zu der enceinte continue verpflichtete, für welche Valazé und Pelet die Linke gewonnen hatten, deren Stimmen man brauchte. Die Generäle Pelet und Danthouard waren in die Vertheidigungscommission gekommen, und nach Rogniats Tode der General Dode de la Brunerie, welche alle den Plan des Hofes begünstigten, aber dennoch nur die Commission dazu brachten, eine Sicherheitsmauer mit Schießscharten und Wällen ohne militairische Servituden vorzuschlagen, statt des bastionirten Ringwalles mit solchen. Aber der Vertrag vom 15. Juli hätte die Mittel gegeben, Alles zu erreichen was man wolle. Die Darstellung der Ereignisse, welche wir hier vorführen, schildert nun die ganze vom Thiers'schen Cabinet hervorgegangene Aufregung des Nationalsinnes als eine mit dem Hof verabredete, und nur in der Absicht unternommene Maßregel, um die öffentliche Meinung so weit irre zu führen, daß sie in den Befestigungsplan willige. Als man Thiers dazu gebraucht habe, mit der Fortificationsordonnanz vorzutreten, wälzte man auf ihn alle Fehler seiner Regierung, die Verantwortlichkeit aller Fanfaronnaden so wie aller Eingriffe in die Befugnisse der Kammern, die nur durch Nachbewilligungen legalisirt werden konnten, und er mußte zurücktreten, damit durch Andere das Feuer gedämpft werde, das er hatte anschüren müssen. Man sieht, daß hienach das ganze Ministerium Thiers geschildert wird als eine Hofintrigue, deren Werkzeug, als man es nicht mehr brauchte, auf die Seite geschafft wurde. Aber im Ministerium vom 29. October sey nicht volle Uebereinstimmung gewesen im Betreff des Festungsbaues, und

1841. diese mußte vermittelt werden ehe man vor die Kammern treten konnte. Die Minister der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten, Humann und Teste, waren, nicht sowohl dem Grundsatze nach, als im Betreff der Mittel der Ausführung, dem Gesetzentwurf entgegen; sie wurden indessen für den Plan gewonnen. Schwieriger sey es gewesen, das Widerstreben des Marschalls Soult zu überwinden, denn er hatte sich 1833 laut gegen einen Ringwall erklärt, und war noch immer eingenommen für sein verschanztes Lager. Man habe ihm indessen vorgestellt, daß man die Stimmen der Linken für einen Festungsbau überhaupt verlieren werde, wenn man nicht den Ringwall mit in den Gesetzentwurf aufnehme, aber man beschwichtigte den Marschall dadurch, daß man durch ein Amendement von seinem Freunde, dem General Schneider, den Gesetzentwurf mit einigen Modificationen auf seinen ursprünglichen Plan zurückführen werde. Der Marschall, der sich durch die Verwerfung des Schneider'schen Amendements getäuscht sah, und gezwungen wurde, den ganzen Gesetzentwurf zu vertreten, habe dem König seine Entlassung gegeben, sey aber bald überredet worden, sich in die vollendete Thatsache zu ergeben.

Daß Carl X., wenn 1830 bei Paris Anhaltspunkte gewesen wären, auf denen seine aus Paris vertriebenen Truppen Verstärkung hätten abwarten können, noch immer Aussicht gehabt hätte, wenigstens mit Wiederherstellung der Charte seine Dynastie auf dem Throne zu erhalten, war eine vielfach verbreitete Meinung, die zuverlässig viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte, und es ist sehr möglich, daß Ludwig Philipp diese Ansicht geäußert haben kann, von der wir glauben, daß er sie in dem hier angegebenen Sinne hatte. Aber, daß er diese Aeußerung gethan, in der oben angeführten Art, mit dem Zusatze über die Presse, und mit der deutlichen Absicht, in dem Sinne handeln zu wollen, ist eine reine Erfindung. Ich will nicht davon reden, daß sich niemals die Person gefunden hat, der er einen in seiner Stellung so bedeutungsvollen Wink gegeben, so ist es nie in Ludwig Philipps Art gewesen, seinen Plan nach dem Muster der Restauration vorzuzeichnen, und noch viel weniger, ihre Grundsätze im Munde zu führen. Ludwig Philipp dachte nie so gering von der Macht und dem Einflusse

der Charte, um zu glauben, daß eine Regierung, mit welcher Macht 1841.
von Truppen und Verschanzungen sie immer ausgerüstet sey, auf die Dauer sich mit Erfolg über Verfassung und Gesetz hinwegsetzen könne, und er glaubt es noch nicht; er weiß sehr gut, daß das Gesetz eine Stütze ist für die Regierung, die es hält, wie es ein Hebel wird gegen die, welche es gebrochen hat. Er wollte vom Anfange seiner Regierung die Befestigung von Paris als eine Vervollständigung der Vertheidigung Frankreichs und eben dadurch der Regierungsmacht, aber nur um in der Verfassung bleiben zu können. Die unerläßlichen Schutzmittel gegen den Mißbrauch der Presse hat er erlangt ohne die Befestigung, und mit dieser weiß er so gut als ohne sie, daß man mit Kanonen die Presse nicht zertrümmern, und nur mit einem Gesetz sie zügeln kann. Daß Ludwig Philipp zu klug ist, um dem Augenblicke mit Gewalt abtrotzen zu wollen was dieser spröde verweigert, daß er sich zu fügen, Zeit und Gelegenheit abzuwarten, der Volkslaune die schwache Stunde abzupassen weiß, ist ganz richtig, und ebenso daß er bei dem Befestigungsplan sich als Meister in diesem Verfahren erwieß. Niemand wird sagen, daß er das Ministerium Thiers herbeiführte; aber da er es nun einmal hatte und haben mußte, so benutzte er es allerdings um die Befestigung durchzuführen. Er hätte aber jedem Ministerium die Maßregel zugemuthet, denn sie stellte sich von selbst ganz breit in den Weg der politischen Betrachtung wie die äußeren Verhältnisse sie hervorriefen, von denen man doch nicht sagen wird, daß Ludwig Philipp die Karten dazu gemischt habe. Ich wüßte nicht, daß Jemand es besser verstanden hätte, die Spannkraft der Landesgesinnung zu berechnen als der König, denn Thiers glaubte zuverläßig, daß er Herr der Lage sey, als er seinen Meister fand. Es liegt nicht im Charakter des Herrn Thiers, sich zum Werkzeug fremder Plane herzugeben mit einem vertragsmäßigen Märterthum, und eben so wenig in dem des Königs, ein so gefährliches Spiel mit der öffentlichen Meinung zu wagen, wobei sein Einsatz viel größer wäre, als der Gewinn, um den er es begonnen haben sollte. Ueberdies war die Gereiztheit, in welche das Verfahren des Kabinets vom 1. März die Gemüther versetzte, keineswegs dem Befestigungs-

1841. plane günstig, denn dieser konnte, so wie der König ihn wünschte, nur ein Werk des Friedens seyn; ein Krieg hätte die Mittel dazu verzehrt, hätte höchstens ein verschanztes Lager gestattet, und dieses eine regelmäßige Befestigung unmöglich gemacht; sie wurde auch nur durchgeführt von einem Ministerium, das in seinem Programm einen billigen Frieden obenan gestellt. Das Schneider'sche Amendement, welches man als eine vom Hofe dem Marschall Soult gelegte Falle geschildert, war eine Intrigue, die aber nicht vom Hofe ausging, sondern von denen, welche an Guizots Stelle Minister seyn wollten; ja es brachte eine Schwankung hervor, welche eine Zeit lang dem Befestigungsplane sehr gefährlich war. Marschall Soult war Präsident und Minister des Auswärtigen gewesen, als Passy und Dufaure Minister waren, er war Anhänger des Systems eines verschanzten Lagers, und schien unentschieden ob er sich für seine alten oder neuen Collegen entscheiden solle, als Guizot mit großer Gewandtheit dazwischen trat und ihn bestimmte, sich gegen das Amendement auszusprechen; zuverläßig war es nicht der Hof, der dem Marschall die Versuchung bereitete. Wenn man behauptete, der König habe sich nur auf die Ringmauer eingelassen, um die Linke für den Befestigungsplan zu gewinnen, denn ihm sey nur an den detaschirten Forts gelegen, so sollte damit angedeutet werden, daß der König selbst die Bedeutung der Befestigung gegen einen äußeren Feind nicht hoch anschlug und sie nur erstrebte, um dem Inneren die Spitze bieten zu können. Der König hatte aber die vollständige Befestigungsart mit Ringmauer und casematirten Außenwerken angenommen und genehmigt lange ehe diese vorgebliche Vereinbarung mit Thiers statt gefunden haben sollte.

Die so eben angeführten Behauptungen sind vielfach wiederholt und geglaubt worden wiewohl sie das Gepräge der Unhaltbarkeit und der unlauteren Entstehung deutlich genug an sich tragen. Hatte in dieser Darstellungsweise das Thier seine Ohren deutlich genug gezeigt, so wurde in anderen Bestrebungen gegen die Orleanische Dynastie alle Verhüllung abgeworfen. Keiner Partei war in Frankreich die Befestigung von Paris unwillkommener als den Legitimisten, denn

sie kannten wohl die Bedeutung davon; aber es war ihnen nichts 1841.
übrig geblieben, als dem angenommenen Gesetzentwurfe nachzurufen, er sey erreicht worden auf Schleichwegen, durch Verrath, und man habe dabei die Nation zum Besten gehabt. Sie schlugen aber noch einen andern Weg ein, der auch in den Bereich der Erfindungen gehörte. Die Gazette de France hatte bereits einige angebliche Briefe des Herzogs von Orleans aus der Zeit der Emigration mitgetheilt, die im Ganzen genommen sehr gleichgültigen Inhalts waren, nur daß sie bittere Bemerkungen über die kaiserliche Epoche enthielten, dagegen Achtung und Vorliebe für England an den Tag legten. Schon Sarrans der jüngere hatte solche Briefe bekannt gemacht über Unterhandlungen mit den spanischen Royalisten. Es konnte an und für sich gleichgültig seyn, ob ähnliche Aeußerungen ganz oder zum Theil wirklich vorgekommen sind in ächten Briefen von Ludwig Philipp aus jener Epoche, denn Jedermann muß es sehr natürlich finden, wenn der Herzog von Orleans die Gewalt nicht liebte, die ihn geächtet hatte und ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er in ihre Hand fallen sollte, und daß er das Land schätzte, dessen Verfassung ihm Zuflucht gewährte, dessen Bewohner ihm Gastfreundschaft und Achtung erwiesen. Dessen ohnerachtet wurden diese Aeußerungen der Text für die gehässigsten Auslegungen der radicalen Presse; man schrie über Verrath am Vaterlande und Einverständniß mit dessen Feinden. Von Seiten der Behörde blieb das Alles noch unbeachtet. Diese Briefe sollten geschrieben seyn in den Jahren 1808 und 1809. Englische Blätter hatten, wenn ich nicht irre sechs oder sieben Jahre vorher, einige solche Briefe veröffentlicht, und Sarrans hatte ohne Zweifel aus derselben Quelle geschöpft. Man hatte schon damals mit der Oeffentlichkeit gedroht, eine Summe gefordert, war aber mit Verachtung zurückgewiesen worden. Hierauf waren drei oder vier Briefe abgedruckt worden, da aber Niemand sich darum bekümmerte, so war die ganze Sache unbeachtet vorüber gegangen. Die Agentin dieses sauberen Briefhandels war gewesen und war noch eine Frau, die unter der Restauration in Paris eine Rolle gespielt hatte im Dienste der geheimen Polizei; sie gab sich eine Bonapartistische Farbe,

1841. schrieb die bekannten Mémoires d'une Contemporaine, und ließ sich dabei von der royalistischen Polizei bezahlen, die, wie es scheint, auch jetzt unter der Julíregierung ihre früheren Leistungen nicht vergessen hatte. Diese Frau von St. Elme, die, wie die Morning-Post sagte, nie auf den Ruf einer Vestalin Anspruch gemacht, lebte in London in Verachtung und Versunkenheit, aber bereit, einer Intrigue auf jede Weise, und auch mit der ihr eigenthümlichen kaligraphischen Fertigkeit zu dienen. Die Quotidienne gab zu verstehen, die Briefe seyen schon Herrn Guizot angeboten worden, als er Botschafter in London war, daß man 5000 Franken für das Stück verlangt und 500 habe geben wollen bis man erfahren, daß über 150 solche Briefe zur Einlösung bereit lägen, ja daß eine hohe und sehr reiche Dame am französischen Hofe jedes Opfer hätte bringen wollen, bis man sie darauf aufmerksam gemacht, daß sie nicht reich genug sey, um alle Briefe zu kaufen, die man ihr auf solche Weise anbieten könnte. Die Legitimisten wollten hiemit einen indirecten Beweis anbringen für die wahrscheinliche Aechtheit der von ihnen ausgebeuteten Briefe. Die von der Quotidienne bezeichnete hohe Dame, sollte keine andere seyn, als Madame Adelaïde; aber Jeder, der einigermaßen die Verhältnisse kennt, weiß, daß die erlauchte Schwester des Königs zwar von jeher stets zu jedem Opfer bereit war für die königliche Familie, aber auch viel zu klug ist, um nicht zu wissen, daß es gar keine Handschrift gibt, die man nicht nachmachen kann, und namentlich die Ludwig Philipps, welche aus großen und deutlichen Zügen besteht. Aber die von der Gazette de France gedruckten Briefe aus einem früheren Zeitraume waren nur die Vorläufer, um die Aufmerksamkeit zu reitzen und die Glaubwürdigkeit anderer vorzubereiten, deren angeblicher Inhalt unmittelbar auf das eigentliche Ziel losging. Am 24. Januar enthielt das legitimistische Blatt La France einen Artikel, unter der Aufschrift: „Die Politik Ludwig Philipps von ihm selbst erläutert.“ Das Blatt sagte, daß es nun im Stande sey, die begonnenen Enthüllungen zu vervollständigen, und brachte mehrere Bruchstücke eines angeblichen Briefwechsels, den der König in den ersten Jahren nach der Julirevolution mit seinem Botschafter in

London, beim Fürsten Talleyrand, geführt haben sollte. Mit diesen 1841. Briefen wollte man beweisen, es hätte der König sich dem englischen Kabinette und seinen Alliirten dahin verpflichtet, daß die Verträge von 1815 aufrecht blieben, daß Paris befestigt würde, um die Revolution zu erdrücken und die Vorstädte im Zaum zu halten, daß Polen seinem Schicksale überlassen bliebe und Algerien aufgegeben würde um die englische Allianz zu erhalten. Wie man sieht, es waren genau alle die Beschuldigungen, welche die radicale und legitimistische Presse seit Jahren immer und immer wiederholte, und für welche sich nun auf einmal die merkwürdigsten Beweise gefunden haben sollten. Man bemerke wohl, daß dieser Artikel in der France erschien gerade zu der Zeit, als das Befestigungsgesetz vor der Pairskammer verhandelt wurde, und es sich so merkwürdig traf, daß Alles was die legitimistische Opposition gegen diesen von ihr besonders gefürchteten Entwurf vorbrachte, mit dem ganzen Inhalte des Artikels der France zusammenpaßte, wie ein Dolch mit seiner Scheide. Zugleich verkündigte man, daß diese Bruchstücke, so wie die früheren Briefe der Gazette in Facsimiles veröffentlicht werden sollten. Die France wurde nicht sogleich mit Beschlag belegt; das geschah erst am folgenden Tage, 25. Januar so wie auch mit der Gazette, dem National, der Quotidienne und dem Echo Français, welche den Artikel der France aufgenommen hatten, und sich damit entschuldigten, daß dieses Blatt nicht mit Beschlag belegt worden war. Der Messager von demselben Tage enthielt die offizielle Anzeige, daß einige Blätter Briefe veröffentlicht hätten, welche fälschlicher und verbrecherischer Weise dem König zugeschrieben würden, und daß ein gerichtliches Verfahren angeordnet worden sey unter Anklage von Fälschung und Beleidigung der Person des Königs. Der Gerant der „France“ Ernst von Montour, wurde verhaftet, und erschien unter obiger Anklage im April vor dem Assissenhofe, die Briefe wurden nicht vorgelegt, und da über ihre Aechtheit nicht constatirt werden konnte, so konnte auch die Fälschung nicht dargethan werden, und da die Geschworenen die Beschuldigung der Beleidigung der Person des Königs davon abhängig erachteten, so fand ihr Spruch den Angeklagten frei. Die Briefe

1841. waren falsch; Alles was davon veröffentlicht worden war widersprach von einem Ende zum andern dem Charakter, der Ausdrucksweise des Königs nicht minder als seinen politischen Ansichten, der Klugheit und Voraussicht, welche alle Handlungen seines Lebens bezeichnen auch zu der Zeit, wo er nicht daran denken konnte, den Thron Frankreichs zu besteigen. Der für die Regierung unglückliche Ausgang des Processes gegen die France brachte indessen die heillose Wirkung hervor, der Polemik, welche diese Briefe hervorgezogen und sie ausbeutete, das Spiel zu erleichtern, wenn sie die Ehre und die Interessen Frankreichs als den fremden Mächten verpfändet darstellte, der Punkt von allen, in welchem die Franzosen, wie jede bewußtvolle Nation, am empfindlichsten sind, welcher politischen Meinung sie sonst immer angehören mögen. Schon Sarrans hatte in seiner 1834 erschienenen Flugschrift „Ludwig Philipp und die Gegenrevolution" angeführt, daß auf dem Foreign Office in London sich der Beweis finde, daß Ludwig Philipp im October 1830 dem damaligen englischen Botschafter in Paris, Lord Stuart de Rothsay, in einer Verbalnote die Zusage ertheilt habe, daß seine Regierung alle Verpflichtungen erfüllen werde, welche Carl X. im Betreff Algeriens eingegangen, daß jedoch die Räumung Algiers auf die öffentliche Meinung des Landes den übelsten Eindruck hervorbringen werde, und man daher der französischen Regierung die Wahl der Zeit und der Mittel überlassen müsse, diese Zusage zu erfüllen. Nun war in allem diesem auf allen Seiten Mißverständniß und Verwirrung. Lord Stuart hatte allerdings 1830 vorgefragt wegen Algier, und hatte berichtet an sein Cabinet, daß er vom Minister des Aeußeren keine bestimmte Antwort erhalten, dagegen mit dem König darüber eine Unterredung gehabt habe, deren Hauptinhalt er mittheilte. Diese Depesche ist nie mitgetheilt worden, obwohl man im Parlamente verlangte, daß sie auf den Tisch gelegt werde, was aber Lord Grey verweigerte. Die Antwort würde auch für Frankreich keine bindende Bedeutung haben, weil sie keine ministerielle Mittheilung enthält, und also diplomatisch genommen keine Verbalnote ist. Dessen ohnerachtet wurde der angebliche Inhalt von englischen Blättern angeführt. Sarrans setzt der Mittheilung voran: „Der König antwortete

„ungefähr in folgenden Ausdrücken (à peu près en ces termes.)“ und 1841.
bringt die Antwort, von der er nicht einmal behauptet, sie sey buchstäblich so erfolgt, denn er fügt hinzu: Voilà le sens complet, sinon le texte même de la déclaration verbale de sa majestè, telle qu'elle est rapportée dans la réponse de l'ambassadeur Anglais au duc de Wellington. Aber der Botschafter kann nicht berichtet haben, daß er die Zusage bekommen, man wolle die von Carl X. übernommene Verpflichtung wegen Algier erfüllen; denn Carl X. hat nie eine solche Verpflichtung ertheilt. Nun war unter den Briefen der Contemporaine einer über diesen Gegenstand, und dieser angebliche Brief war nichts anderes als eine buchstäbliche Abschrift der von Sarrans gebrachten Antwort, von welcher er selbst sagt, daß sie nicht wörtlich sey, sondern nur den Sinn gebe. Man konnte davon deutlich genug schließen auf die Zuverläßigkeit der anderen Briefe, welche die Contemporaine an die Herren von Larochejacquelein und von Genoude verkauft hatte. Aber die Macht des Skandals ist leider groß und einflußreich in Frankreich, wo man noch immer, wie mit den absurden Pamphleten über den Hof vor der ersten Revolution, ein williges Ohr und einen leichtgläubigen Sinn findet wenn Hochstehende herabgezogen und verläumdet werden. Behauptungen, denen man die Falschheit mit den Händen anfühlen kann, schenkt die Menge Glauben, wenn sie dem Skandal dienen und recht oft in den Zeitungen wiederholt werden; — die der Regierung wie der Dynastie feindlichen Parteien säumten nicht dafür zu sorgen. Mehrere Bürger, worunter man einige Nationalgardeuniformen bemerkte, die sich eine Deputation nannten, obwohl sie von Niemand ernannt worden waren, begaben sich öffentlich und mit der ausgesprochenen Absicht nach dem Palais Bourbon, um in der Deputirtenkammer Erklärungen hervorzurufen; sie wurden aber von der bewaffneten Macht zurückgewiesen, wobei es nicht weit vom Blutvergießen war. Guizot ergriff eine Gelegenheit in der Kammer, um darüber eine Erklärung abzugeben. Er sagte, daß offenbare Lügen mit großer Emsigkeit verbreitet worden seyen über Verbindlichkeiten, welche die Regierung des Königs übernommen hätte wegen des Aufgebens der französischen Besitzungen in Afrika.

1840. Er erklärte nun, daß keine der großen Staatsgewalten eine solche noch eine ähnliche Verpflichtung übernommen, daß Niemand irgend einer Macht oder irgend einer Person etwas der Art weder gesagt noch angedeutet habe, daß er jede gegentheilige Behauptung für vom Grund aus falsch und verläumderisch erkläre. Diese offene und unumwundene Erklärung wurde von der Kammer mit lautem Zurufe aufgenommen. Allein hiemit ließen sich die Verläumder nicht abweisen. Man sagte, die Erklärung des Ministers sey zwar bestimmt und energisch genug, betreffe aber nur einen einzigen Punkt und jede Annahme und Deutung über die anderen, durch die Briefe angeregten Fragen bestünde nach wie vor der Erklärung. — Der beste Beweis aber für die Falschheit der Briefe liegt in ihrem Inhalte und in der Stellung der Personen, zwischen denen sie gewechselt seyn sollten. Staatsmänner, welche auf den Höhen der Zeit und in großen Stellungen sind, kennen die Bedeutung der schriftlichen Mittheilung und alle Wechselfälle, denen ein Brief ausgesetzt ist, und ist der Schreibende in dem Falle, eine geheime Mittheilung schriftlich machen zu müssen, so poltert er nicht so plump heraus, sondern rechnet darauf, daß der Empfänger versteht was einem Dritten keine besondere Auskunft geben werde, und daß er weiß, daß es keine Sicherheit gibt für einen Brief, den man aufbewahrt, daß man eine geheime Mittheilung vernichtet wenn man sie kennen gelernt. Wer Talleyrand gekannt hat, weiß, daß er zu keiner Zeit davon ein Freund war, Briefe aufzubewahren; und nun gar solche, in denen ein Vorbehalt überall lauert, dessen Kundgebung die besprochene und verhandelte Maßregel kraftlos oder gar unmöglich machen müßte. Unter den entschiedensten Gegnern Ludwig Philipps ist keiner, wenn er mit der Führung von Staatsangelegenheiten vertraut ist, der — wie sehr er aus Parteirücksichten sich den Anschein geben mochte, an die Aechtheit der veröffentlichten Briefe zu glauben — nur einen Augenblick angenommen hat, daß der König sich, selbst im vertraulichsten Austausch über die großen Fragen der Zeit, so ausgedrückt, noch daß er seinem Botschafter so ganz unbegreifliche Aufträge zugemuthet haben würde. Warum hätte der König den Engländern antragen sollen Algier zu räumen? Die Anerkennung

der Julireg‍ierung von Seite Englands erfolgte weil es überhaupt 1841.
Englands Politik ist, faktische Zustände der Ordnung in fremden Ländern anzuerkennen, weil in diesem Falle die Wiederherstellung der Charte in Frankreich mit der Orleanischen Dynastie an der Spitze von der Volksmeinung in England mit lautem Enthusiasmus begrüßt worden war, und weil die englische Regierung Gott dankte, daß in Frankreich eine Regierung Zustimmung gefunden, von der man die Aufrechthaltung eines billigen, internationalen Verkehrs erwarten konnte. Meint man etwa, Ludwig Philipp hätte nicht gewußt, daß es einem englischen Kabinet keinen Augenblick einfallen konnte, die Anerkennung des neuen Zustandes in Frankreich oder eine Allianz mit dessen Regierung, wenn sie sonst der englischen Politik nützlich und rathsam war, von der Räumung Algiers abhängig zu machen. Ludwig Philipp hat Jahre lang an Ort und Stelle das politische Leben Englands studirt, er ist in vertraulichem Umgange gewesen mit den hervorragendsten Männern aller Parteien, er ist bis zum Augenblicke der Erlassung der Ordonanzen Carl X. mit mehreren von ihnen in fortgesetztem Schriftwechsel geblieben, und man konnte glauben, daß er wie ein junges Parlamentsglied, das eben seine Jungfernrede gehalten, dem englischen Kabinette die neueste Eroberung Frankreichs hätte anbieten sollen um etwas zu erreichen, das ihm durch die Natur der Verhältnisse ohnedies zu Theil werden mußte. Die Julireg‍ierung verkündigte sogleich laut und öffentlich, daß sie mit allen fremden Mächten in gutem Vernehmen bleiben wolle; das sagten die Minister in den Kammern, das sagte der König in seinen Anreden an das diplomatische Corps und an die verschiedenen Staatskörper. Hiemit war die gegenseitige Beobachtung der bestehenden Verträge, der von 1815 wie aller anderen, die noch in Kraft waren, von selbst ausgesprochen. Was wäre die Nichtanerkennung der Verträge von 1815 von Frankreich anderes gewesen, als der Krieg? Man zweifelte nicht daran, daß Ludwig Philipp Frieden halten wollte, aber wohl daran, ob er es konnte. Wozu hätte eine geheime Verpflichtung geholfen, wenn er es nicht konnte? Die fremden Mächte bildeten ihr Urtheil nicht nach schriftlichen und mündlichen Aeußerungen, sondern nach

1841. den Ereignissen in Paris, und ihr Vertrauen begründete sich als sie sahen, daß Ludwig Philipp mit Erfolg denen die Spitze bot, welche in den Kämpfen der Kammer wie der Straße laut schrieen, daß die Aufrechthaltung der Verträge von 1815 ein Verrath an Frankreich sey. Frankreich konnte Polen nicht Hülfe senden, ohne das deutsche Bundesgebiet zu verletzen; das wäre wiederum der Krieg gewesen. Warum hätte nun Ludwig Philipp so unnöthigerweise hinsichtlich Polens Versicherungen ertheilen sollen, da Frankreich erklärt hatte, den Revolutionen in andern Ländern fremd bleiben zu wollen, und die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens es ohnedies von jeder thatsächlichen Theilnahme an Polens Schicksal ausschloß. Die Meinungsmanifestationen hinsichtlich Polens in Frankreich konnten das russische Kabinet nur beunruhigen in so fern die französische Regierung ihnen Folge gegeben hätte, und das konnte sie nicht, ohne aus ihrem System zu treten. Diese ganze Briefangelegenheit ist im übrigen Europa von allen staatskundigen Männern, und in der That von dem ganzen denkenden Publikum sogleich von diesem Standpunkte aus gewürdigt worden; man beantwortete sich sogleich selbst alle die unbegreiflichen Zweifel und Schwankungen der französischen Presse in dieser Angelegenheit dahin, daß der Mann, der ein Jahrzehend hindurch mit so großer Kraft und logischer Selbstfolge die Regierung Frankreichs unter den schwierigsten Verhältnissen geleitet hatte, zuverläßig nicht so planlos auftreten konnte dort, wo er einen so wohl durchdachten Plan mit so entschiedenem Erfolg durchgeführt hatte. Es versteht sich von selbst, daß einsichtsvolle und wohl unterrichtete Männer in Frankreich eben so dachten. Daß Manche von diesen, weil sie Gegner der Regierung waren, ihre bessere Ueberzeugung verläugneten oder verschwiegen, ist die unerfreuliche Erscheinung überall, wo Parteihader obwaltet. Allerdings pflichtete in der Kammer die große Mehrzahl Herrn Guizot bei als er eine scharfe Rüge gegen die Verläumdung aussprach, welche mit so ungeheurer Frechheit sich behauptete. Daß sie aber das konnte, lag zum großen Theil daran, daß, mit ehrenvollen Ausnahmen, diejenigen, welche dagegen hätten auftreten können und sollen, zu sehr sich der bequemen Erwartung

hingaben, daß unsinnige und offenbar aus Parteispeculation erfundene Angaben, wie vom Anbeginn der Verachtung der Besseren, so auch der allmälig erwachenden Einsicht der Menge von selbst weichen müßten. Das war die nothgedrungene Stellung des Hofes; aber Andere hätten sich nicht scheuen sollen, laut und entschieden mit den Waffen der Vernunft und der Entrüstung gegen das Parteigeschrei aufzutreten. Das geschah nicht genügend, und bis die Verläumdungen an ihren eigenen Uebertreibungen verbluteten, blieben sie nicht ohne Einfluß auf die Meinung und hatten einen Nachklang unter den Geschwörenen in einer Reihe von Preßprocessen, in welchen die offenbarste und entschiedenste Mißkennung aller Achtung, welche der Regierung gebührt auch wenn man ihre Maßregeln angreift, einen oft skandalösen Freispruch fand. Diese Erscheinung hatte sich immer gezeigt wenn die Regierung den Parteiangriffen gegenüber schlecht vertheidigt worden war; man kann in Frankreich nicht unverletzt stillschweigend siegen, dem Sprechenden neigt sich die Menge so lange er allein spricht, und kann nur langsam begreifen, daß man in der Stille Recht haben kann. 1841.

Die legitimistische Speculation war im vollen Gange, und sie trieb noch eine Zeit lang ihr Unwesen fort, aber mit immer abnehmendem Erfolg. Sie hatte unwiderleglich falsche Briefe von der kurz vorher in London verstorbenen Baronin von Feuchères veröffentlicht; aber sie brachten ihr erwünschte Gelegenheit, das Gewebe von Verläumdungen und Verdächtigungen, das sie schon einmal am Grabe des Herzogs von Condé gesponnen hatte, nun wieder beim Tode der Frau von Feuchères ausbreiten zu können. Auf einmal verkündigte sie, daß eine andere Quelle sich aufgethan habe, aus der sie die bedenklichsten Beweise zu bringen versprach gegen die Behauptung, daß der Herzog von Orleans während der Restauration an keiner revolutionairen Bewegung Theil genommen habe. Im Jahre 1816 stand Paul Didier an der Spitze eines Aufstandes gegen die Regierung Ludwig XVIII., der von dem damals in Grenoble Befehl führenden General Donnadieu schnell unterdrückt wurde. Paul Didier wurde von einem Standrechte zum Tode verurtheilt und sogleich hingerichtet. Diese Begebenheit hatte der Courrier de l'Isère besprochen

1841. und dabei behauptet, Paul Didier habe die Absicht gehabt, eine Jacquerie in Frankreich zu errichten. Diesem widersprach sein Sohn Simon Didier, der eine Ehrenrettung seines Vaters schrieb, um eine so gehässige Beschuldigung von seinem Andenken abzuwälzen; und nun verlautete auf einmal, die Beweise wären vorhanden und würden vorgebracht werden, daß Didiers Aufstand zu Gunsten des damaligen Herzogs von Orleans begonnen worden sey, daß Paul Didier vorher in Paris heimlich den Herzog gesprochen habe, und daß der Herzog von Decazes, der damals an der Spitze der Polizei des Königreichs stand, dem General Donnadieu den telegraphischen Befehl geschickt habe, die Hinrichtung der ergriffenen Aufrührer zu beschleunigen damit der eigentliche Auftraggeber vom Aufstande nicht verrathen werde; mit einem Worte, der Herzog von Decazes sollte mit dem Herzog von Orleans einverstanden gewesen seyn zu einer Zeit, wo er von Ludwig XVIII. mit Gnadenbezeugungen überhäuft würde. Die Legitimisten benutzten gerne diese Gelegenheit, um nebenbei auch den Herzog von Decazes zu verdächtigen, den sie lange haßten, schon von der Zeit an, wo er verfassungsmäßige Grundsätze vertrat bei Ludwig XVIII., der ihn ungerne dem Grafen d'Artois und der Cabale Polignac opferte. Alle diese Beweise kamen nicht zum Vorschein, und man konnte leicht vorhersagen, daß sie nicht vorhanden seyn konnten, weil es sonst unbegreiflich gewesen, daß sie nicht viel früher zu Tage gekommen wären. General Donnadieu war ein heftiger und leidenschaftlicher Gegner der jetzigen Regierung, die Schrift, die er herausgegeben, und wofür er verurtheilt wurde kurz ehe Laity's Flugschrift erschien, athmete Haß auf jeder Seite; hätte er irgend Beweise gekannt, daß der Didier'sche Aufstand, den er so kräftig packte und so genau kannte, heimlich eine Orleanische Färbung gehabt, er würde es nicht verschwiegen haben. Es sind überhaupt seit vierzehn Jahren alle Archive durchforscht und alle Bodenkammern des Skandals durchstöbert worden nach Belegen für die vielen Behauptungen, welche die Orleanische Dynastie in Mißachtung bringen sollen; jedoch ohne allen Erfolg. Es wäre in der That auffallend, wenn ein so sorgsamer Fleiß, angespornt vom Eifer des Hasses, unbelohnt bleiben sollte, wenn

irgendwo etwas vorhanden wäre. Wenn nun auch die Legitimisten bei 1841. dem Didier'schen Handel keine besseren Aussichten hatten, so war wenigstens eine Zeit gewonnen, während welcher man drohen und geradezu oder auf Umwegen Verläumdungen verbreiten konnte, und die legitimistische und radicale Presse nahmen diesen einzigen Gewinn reichlich voraus.

Der Proceß des Königsmörders Darmès bot, außer den persönlich ihn betreffenden Beziehungen, kein allgemeines Interesse dar rücksichtlich der geheimen Verbindungen zu denen er gehörte, weil man von Darmès und seinen Mitangeklagten nicht solche Aufschlüsse bekam, wie später bei dem Attentat Quenisset. Mit Darmès waren Duclos, ein Miethkutscher, und Considère, Kassendiener bei Laffitte, als Mitschuldige in Anklagestand versetzt worden. Es ging zwar aus den Verhandlungen hervor, daß letztere gefährliche politische Meinungen hatten, aber da eine Mitschuld an dem von Darmès verübten Verbrechen nicht begründet noch erwiesen werden konnte, so wurden Duclos und Considère freigesprochen. Darmès hatte einen lasterhaften und schlechten Lebenswandel geführt, hatte das Geld seiner Mutter verthan, sie nachher Mangel leiden lassen und sogar mißhandelt. In seinem Gewerbe arbeitete er unordentlich, vernachlässigte seine Kunden, und wurde außerdem aus manchen Häusern zurückgewiesen wegen seiner zügellosen politischen Aeußerungen. Die bei ihm vorgefundenen Papiere enthielten eine Menge communistischer Ideen der heftigsten Art, wie er denn überhaupt Neid und Haß empfand gegen alle Menschen, welche über der Linie der untersten Volksklasse standen. So fand man das Bruchstück einer Vertheidigung der Ermordung des Königs, die er schon im August 1839 aufgesetzt hatte. In einigen Versen zu Ehren der bekannten Republikanerin Laura Grouvelle verkündigte er den Tyrannen, daß die Race der Alibauds noch nicht ausgestorben sey, und verglich den, der Ludwig Philipp tödten werde, mit Charlotte Corday. Man konnte aus Darmès keine Geständnisse noch Enthüllungen herausbringen in Beziehung auf die communistischen Egalitaires, zu denen er gehörte. Wenn er auch nur in den untersten Reihen stand und für ein bloses Werkzeug gehalten wurde, wenn er auch nur den Anführer der Abtheilung

1841. kannte, zu welcher er gehörte, so hat er doch gewußt was in diesen Versammlungen vorging, in denen jedenfalls Bericht gegeben wurde über ihre Arbeiten; aber er verrieth nichts, und behauptete nichts zu wissen. Da er seines Verbrechens überführt und in allen Punkten vollkommen geständig war, so brauchte es nur kurzer Zeit, um die gerichtlichen Formen des Verhörs und der Vertheidigung zu erfüllen, und am 29. Mai wurde vom Pairsgerichtshofe die Strafe der Vatermörder über Darmès ausgesprochen, der am folgenden Morgen um 7 Uhr hingerichtet wurde. Da der Verbrecher einem politischen Verein angehörte, von dem man annahm, daß er vielleicht zahlreich genug seyn konnte, um bei der Hinrichtung einen Versuch zu machen, so war eine stärkere Militairmacht beordert, als sonst üblich ist; allein Alles blieb ruhig. Es waren sogar sehr wenige Zuschauer zugegen, da die Hinrichtungsstunde sehr geheim gehalten war.

Man suchte auf jede Art und Weise die öffentliche Meinung gegen das Ministerium vom 29. October aufzuregen, man verdächtigte im Voraus jede seiner Maßregeln, und es mußte jeden Schritt erkämpfen. Es fand jedoch in fast allen Fällen eine hinreichende Mehrheit in der Kammer, die es sowohl der Natur der Verhältnisse, wie der klugen Einsicht verdankte, womit es das rechte Maß zu finden wußte zwischen Nachgeben und energischer Beharrlichkeit. Herr Guizot war und ist der vorzüglichste Vertreter dieses Kabinets, und er zeigt in dieser hohen aber überaus schwierigen Aufgabe einen seltenen Verein von staatsmännischem Geiste, rednerischer Gewalt, Redlichkeit und Zuverläßigkeit in Wort und That, und unerschütterlicher Charakterfestigkeit. Guizot steht überall, wo er auftritt, auf festem Grunde, ist stets bereit, jeder noch so unerwarteten Wendung mit kühnem Muthe offen entgegen zu treten, und wenn seine vielen und leidenschaftlichen Feinde ihn den Minister der Fremden nennen, so ist noch keinem eingefallen, ihm einen unedlen Beweggrund unterzuschieben; Guizot hat sich bei Freunden und Feinden in Frankreich wie in Europa eine hohe Achtung erworben, die verdient und wohl begründet ist.

So sah man in der Presse der Hauptstadt wie der Landschaften auf eine unbegreifliche Weise die ganz billige, und im Interesse der

Steuerpflichtigen selbst unerläßliche und wohlthätige Vornahme des 1841.
Recensement entstellt, als willkürlich, tyrannisch verschrieen, und als Stoff einer ungeheuern Aufregung in mehreren Theilen Frankreichs ausgebeutet. Es war bekannt und dargethan, daß steuerpflichtige Dinge und Personen gar nicht auf den Listen geführt wurden, und demnach jeder Abgabe entgingen. Es zeigte sich nach Vollziehung der Zählung, daß die ungeheure Zahl von 542,000 Gebäulichkeiten gewußt hatten, sich der Besteuerung zu entziehen. Die Regierung ordnete nun an eine genaue Zählung aller Gebäude, Thüren, Fenster, aller Miethwerthe, aller einer Kopf- oder Patentsteuer unterworfenen Personen. Diese Zählung sollte dienen zur Ausführung des Gesetzes vom 14. Juli 1838 nach Vorschrift des zweiten Artikels und außerdem die Anhaltspunkte vervollständigen, welche die Vollstrecker der unmittelbaren Steuern den Landräthen mitzutheilen gehalten sind, um darnach die Beisteuer der Departements, der Arrondissements und der Gemeinden festzustellen. Die Maßregel war also in allen Theilen gesetzlich, und wenn im Interesse des Staats, um das rechte Steuermaß herauszubringen, jedenfalls eben so sehr im Vortheile der Steuerpflichtigen, um die richtige und gerechte Vertheilung der Abgaben zu bewerkstelligen. Dennoch gelang es sowohl eigennützigen Bestrebungen wie den in und außerhalb der Presse tobenden politischen Leidenschaften, das Recensement zu verschreien als ein Mittel, um mit Umgang der gesetzlichen Zustimmung der Kammern eine Abgabenerhöhung einzuführen. Diese, mit künstlichen Trugschlüssen wohl ausgestattete Verblendung, konnte täuschen und fand eine Zeit lang Eingang besonders in den Klassen von Steuerpflichtigen, denen eine genauere Einsicht in den organischen Zusammenhang der Verwaltung nicht zugemuthet werden kann, ja man sah Land- und Gemeinderäthe und selbst Beamte irre werden an der gesetzlichen Befugniß der Regierung. Allerdings zerstreute bald eine einfache Darlegung des wahren Sachverhalts die bestandenen Zweifel, und in dem weit überwiegenden Theile des Landes fügte man sich mit mehr oder weniger Bereitwilligkeit, wenigstens ohne Widersetzlichkeit der angeordneten Zählung, auf welche die Regierung mit lobenswerther Beharrlichkeit bestand. Nur an einzelnen Punkten

1841. trieb es der Parteigeist bis zu ernsthaften Auflehnungen. In Toulouse wurden die Behörden vollkommen überwältigt und man mußte die Militairmacht ziemlich bedeutend vermehren ehe es gelang, der gesetzlichen Gewalt volle Ausübung zu verschaffen. Der Präfect, der Maire, der Staatsanwalt wurden abgesetzt weil sie nicht mit hinreichender Entschiedenheit ihre Stellungen behauptet hatten; der Stadtrath und die Nationalgarde wurden aufgelößt weil sie sich offen der Regierung widersetzt hatten. Der Staatsrath, Baron Maurice Duval, derselbe, der Präfect in Nantes war, als die Herzogin von Berry die Vendée aufwiegelte, kam als außerordentlicher Regierungscommißär nach Toulouse, und erst nach und nach konnte man, und Anfangs nicht ohne Unterstützung der Truppen die Zählung vollziehen. Auch in Clermont Ferrand war die Widersetzlichkeit bedeutend und konnte nicht ohne Gewalt zurückgewiesen werden, weniger erheblich in Bordeaux und Lille. Allmälig sprachen sich alle Generalräthe des Reichs für die Gesetzlichkeit wie für die Zweckmäßigkeit des Recensement aus, aber dieser Gegenstand schwebte lange, brachte große Aufregung hervor und griff tief ein in die Klasse der Kleinbürger, was besonders die politischen Parteien beabsichtigt hatten. Die Regierung jedoch ermüdete nicht, zeigte eine ruhige aber unerschütterliche Beharrlichkeit, und erreichte dadurch sowohl daß die Maßregel ausgeführt, wie auch daß ihre Billigkeit anerkannt wurde.

Die Königin-Regentin von Spanien hatte den Parteien weichen müssen, denen es gelungen war, eine allgemeine Aufregung zu Wege zu bringen wegen der Eifersucht der Ajutamientos auf ihre Selbstständigkeit, welche ihnen eine politische Gewalt gab, die in einem neuen Municipalgesetze in Schranken gewiesen war, welche von einem allgemeinen constitutionellen Standpunkte aus als billig erscheinen mußten, dem separatistischen Geiste der Provinzen und großen Stadtbehörden aber allerdings entschieden widersprachen. Die Königin Christine hatte später in Valencia der Regentschaft entsagen müssen, und begab sich nach Frankreich. Sie war vom König als eine so nahe Verwandte der königlichen Familie und ihrem hohen Range gemäß mit großer Auszeichnung empfangen worden und hielt in Paris

einen Hof, an dem Zea Bermudez und Martinez de la Rosa als 1841.
politische Männer besonders hervortraten neben mehreren höheren Offizieren, die ritterlich und treu der flüchtenden Königin gefolgt waren. Die Hofhaltung der Königin Christine blieb indessen in Paris den Ereignissen in Spanien keinesweges fremd, sondern nahm lebhaften Antheil daran, und wenn es nicht hat nachgewiesen werden können, daß die französische Regierung ihr dabei einen direkten Vorschub leistete so erfuhr sie allerdings nicht ähnliche Hindernisse dabei, wie die spanische Hofhaltung in Bourges; sie konnte es auch nicht, denn die Königin Christine hatte nicht gegen die bestehende Ordnung Waffen geführt — hatte auf spanischem Boden der Regentschaft entsagt, war nicht exilirt worden, sondern hatte freiwillig Spanien verlassen, wenn auch zu diesem Entschlusse gedrungen durch die Ueberzeugung, daß ihr ferneres Bleiben die Verwickelungen noch vermehren müßte. Welche größere Bürgschaft konnte sie Spanien geben, als ihre geliebten Kinder, die sie dort zurückgelassen hatte? Unterdessen war der Herzog von Victoria zum Regent von Spanien für die noch übrigen Jahre der Minderjährigkeit der Königin Isabella gewählt worden. Hiegegen erfolgte von Seite der Königin Christine keine Protestation, und es konnte auch keine erfolgen, denn die Königin hatte der Regentschaft entsagt, die somit erledigt war, und Espartero's Wahl war in gesetzlicher Weise erfolgt. Als dagegen die Vormundschaft auch von den Cortes als erledigt erklärt wurde, und Herr Arguelles zum Vormund der Königin und der Infantin, ihrer Schwester, gewählt wurde, erfolgte unter 19. Juli von Paris aus eine Protestation der Königin Christine gegen diese Wahl, worin die Königin die Vormundschaft für ihre Kinder als nicht erledigt erklärte und nach natürlichem und testamentlichem Rechte ihr allein zustehend ansprach. Espartero's Maßregel war nicht wohl überlegt; er hätte klüger gethan, seinen Einfluß vermittelnd eintreten zu lassen dahin, daß die ehemalige Regentin einen Delegaten ernannt hätte, da die Vormundschaft thatsächlich allerdings in Spanien ausgeübt werden mußte. So aber ward die Königin als eine Feindin der spanischen Regierung bezeichnet, deren Verkehr mit ihren Töchtern man einer argwöhnischen

1841. Aufsicht unterwerfen mußte in der Person des unbiegsamen, etwas mürrischen, aber der Gesinnung nach vollkommen redlichen Arguelles. Espartero wollte aber allmächtig seyn, allem französischen Einflusse nicht nur entschieden widerstreben, sondern sich auf England stützen, und schaffte sich so zwei mächtige Feinde; denn auch Christine hatte noch in und außerhalb Spanien Anhänger, die keinesweges zu verachten waren, und hier bildete sich nun ein Anknüpfungspunkt für Alle, die schon waren, oder künftig unzufrieden werden mochten mit dem Esparteristischen Staatshaushalte. Die Folgen blieben nicht lange aus. Ende September fanden Christinische Erhebungen statt in Pampeluna, Vittoria, Bilbao, Saragoza, Barcelona, die geleitet wurden von den Generälen Odonnel, Montès de Oca, und Borso di Carminati, einem piemontesischen Flüchtling, der in spanische Dienste getreten war. Der entscheidende Schlag sollte aber aus Madrid erwartet werden, und wäre er gelungen, so hätte er den vereinzelnten, im Anfange nur geringen Aufständen Mittelpunkt und Bedeutung gegeben. In der Nacht vom 7. auf den 8. October überfielen die Generäle Diego Leon und Concha an der Spitze des Regiments Prinzeßin den Palast in Madrid und drangen in das Innere ein bis an die königlichen Zimmer in der Absicht, die Königin und die Infantin, ihre Schwester, zu entführen. Hier fanden sie indessen einen unvermutheten Widerstand an den Hellebardieren, welche die inneren Gemächer bewachten, und die, nur zwölf an der Zahl, Schritt vor Schritt jede Thüre vertheidigten von dem Saal der Colonnen an bis zum Schlafgemache der Fürstinnen, die man während des langen und erbitterten Kampfes unter Matratzen verbergen mußte, um sie gegen die Kugeln zu schützen, von denen mehrere in ihr Zimmer drangen. Es gelang wirklich diesen tapfern Hellebardieren die Angreifenden von dem Zimmer der Königin während acht Stunden abzuhalten, und während dieser Zeit konnte Espartero die treu gebliebenen Truppen und die Nationalgarde versammeln, an deren Spitze er, wie wohl erst nach vier Uhr Morgens vor den Palast rückte, in welchem man von Zeit zu Zeit Flintenschüsse hörte. Der Herzog-Regent hatte auf die von Navarra eingelaufenen Nachrichten Verdacht auch wegen Madrid

bekommen, und in der Nacht noch alle Casernen von seinen Offi- 1841.
zieren beschicken lassen, die indessen das Regiment Prinzeßin schon ausgerückt fanden. Als die Insurgenten sahen, daß der erwartete Aufstand im Inneren der Stadt nicht ausbrach, und daß eine so bedeutende Macht sich anschickte, den Palast zu umzingeln, entflohen sie ohne ihren Handstreich vollzogen zu haben. Diego Leon, Borso di Carminati, Montès de Oca wurden ergriffen und nach standrichterlichem Urtheile erschossen; man bedauerte besonders den Ersten, der ein tapferer und ritterlicher Reiteroffizier war in der Blüthe des Mannesalters. Die Führer dieser Aufwiegelungen hatten in ihren Erlassen erklärt, im Namen der Königin Christine zu handeln. Noch ehe der blutige Ausgang des in Madrid verunglückten Handstreichs in Paris bekannt seyn konnte, hatte der spanische Gesandte am französischen Hofe, Salustiano de Olozaga, dem Königin Christine eine Audienz ertheilte, um von ihm Briefe ihrer Töchter aus Madrid zu empfangen, bei dieser Gelegenheit die Frage an die Königin gerichtet, ob die Navarresischen Rebellen von Ihrer Majestät ermächtigt gewesen, in ihrem Namen zu handeln. Olozaga versicherte in seinen Depeschen an die spanische Regentschaft, daß die Königin alle Theilnahme an den stattgefundenen Aufständen ihm gegenüber verläugnet habe. Dieser Behauptung wurde jedoch widersprochen in einem späteren, nach dem Madrider Aufstande eingeleiteten Briefwechsel zwischen Olozaga und José del Castillo, Geheimschreiber der Königin Christine, welcher erklärte, daß nach der Art, wie der Gesandte darüber berichtet, er nothwendig die Aeußerung der Königin nicht richtig aufgefaßt haben könne, daß aber Ihre Majestät mit Entrüstung das Ansinnen zurückweise, Theil zu nehmen an der Verläumdung von Männern, welche zu den Waffen gegriffen hätten, um erlauchte Waisen, ohne Rath und Hülfe, aus harter Gefangenschaft zu befreien. Diese ausweichende Antworten befriedigten weder den Gesandten noch den Regenten, der seinerseits mit einem Decret antwortete, welches die Einstellung der an die Königin-Mutter auszuzahlenden Dotation anordnete. Die spanische Presse beschuldigte laut die Königin, den Aufstand gegen die spanische Regierung und den blutigen Untergang ihrer treuesten Anhänger

1841. veranlaßt zu haben, und die öffentliche Meinung in Frankreich wie im übrigen Europa theilte solche Ansicht. Diese Begebenheiten sind noch zu neu, um die zahlreich genug angeführten Belege und Behauptungen auf einen sicheren Nachweis zurückführen zu können. Sie sind sogar noch nicht an ihrem Schlusse, denn wiewohl seitdem Espartero und Olozaga unterlegen und vom politischen Schauplatze abgetreten sind, wiewohl der Christinische Einfluß gesiegt hat, und die Königin-Mutter sich jetzt in Spanien befindet an der Seite ihrer mündig erklärten Tochter Isabella, so hat diese Regierung noch nicht die constitutionellen Garantien weder gegeben noch empfangen, welche unerläßlich sind, um die Zukunft zu verbürgen wenn nicht das spanische Volk einer wesentlichen Umgestaltung der Verfassung zustimmen würde. Damals jedoch hatte Espartero vollkommen gesiegt, und seine Herrschaft schien in Spanien fester begründet, als irgend eine seit lange es dort gewesen war. Die spanische Presse klagte aber auch den französischen Hof laut an, Rathgeber und Beförderer der Christinischen Unternehmungen gewesen zu seyn, und ihnen auf jede Weise Vorschub geleistet zu haben. Diese Behauptungen wurden von der französischen Oppositionspresse wiederholt, die ihrerseits briefliche Nachrichten aus Spanien brachte, welche in demselben Sinne abgefaßt waren. Oeffentliche Blätter haben auch behauptet, daß im Ministerrathe die Frage über die Rathsamkeit einer Intervention aufgeworfen worden sey und nicht mehr einen Widerstand vom König erfahren, den ihr jedoch der Minister des Aeußern entschieden entgegengestellt habe. Daß die französische Regierung mit entschiedenem Mißfallen Espartero sich dem englischen Einflusse zuwenden sah, und daß sie einer Christinischen Verwaltung, von der sie eine entschiedene Berücksichtigung der französischen Interessen erwarten konnte, geneigter seyn mußte, war natürlich; indessen ist nirgends der Beweis beigebracht worden, daß sie die Christinischen Unternehmungen in Spanien durch Bereitung der Mittel und Wege unterstützt habe. Das gute Vernehmen mit der bestehenden spanischen Regierung war, nachdem es einen Augenblick bedroht erschienen hatte, wiederhergestellt worden durch die Ernennung des Grafen Salvandy zum französischen Bot-

schafter in Madrid. Der Graf begab sich auch auf seinen Posten, 1841.
wo er mit aller seiner hohen Sendung zukommenden Aufmerksamkeit empfangen wurde. Der ersten amtlichen Handlung des Botschafters stellten sich jedoch unerwartete Hindernisse entgegen. Graf Salvandy, der dem Herzog-Regenten vom Minister des Aeußern vorgestellt worden war, verlangte, seine Beglaubigungsschreiben der Königin persönlich überreichen zu dürfen in Gegenwart des Regenten, dem eine beglaubigte Abschrift eingehändigt werden sollte. Espartero widersetzte sich diesem Verlangen und behauptete, daß so lange die Regentschaft dauere, alle diplomatische Mittheilungen ihm in seinem Hotel und nicht der Königin in ihrem Palaste übergeben werden müßten, und das spanische Ministerium pflichtete dieser Ansicht bei. Die Etiquette sprach für Salvandy's Forderung, da er als Botschafter nicht blos seine Regierung sondern auch die Person seines Monarchen repräsentirte und demnach nicht blos bei der Regierung sondern auch als bei der Person der Königin von Spanien beglaubigt sich erachten müßte. Außerdem aber konnte unter den obwaltenden Umständen erwartet werden, daß Espartero die Annahme seiner Forderung als ein politisches Zugeständniß betrachten werde, in dem er wie eine geleistete Satisfaction erblicken wollte. Nachdem Graf Salvandy die besonderen Anweisungen über diesen Punkt wiederholt empfangen hatte, verließ er Madrid ohne seine Beglaubigungsschreiben abgegeben zu haben, und der Herzog von Glücksberg blieb als französischer Geschäftsträger in Spanien, wo er später unter sehr schwierigen und stürmischen Verhältnissen eine gute Haltung zeigte.

Bei dem Namensfeste des Königs am 1. Mai war die Taufe seines Enkels, des Grafen von Paris, mit großer Feierlichkeit in der Liebfrauenkirche von Paris vom Erzbischof vollzogen worden. Die Stadt Paris überreichte nach dieser Handlung den Degen, den sie dem jungen Prinzen, der nach ihr genannt war, darbrachte. Dieser Degen ist ein Meisterstück der vollendetsten Arbeit, obwohl er auf den ersten Blick sehr einfach erscheint. Auf der Muschel des Griffs sieht man den Grafen von Paris schlafend in einer Wiege, die als das Schiff dargestellt ist, welches ein Emblem im Wappen der Stadt Paris

1841. ist, mit der Umschrift: Dieu le conduira, und auf der Klinge steht: Urbs dedit, patriae prosit. Bei dieser Gelegenheit zeigte das Publikum viel Theilnahme an dem Familienglück des Königs, der von seinen blühenden Kindern und Enkeln umgeben, die Abgeordneten der Stadt empfing und mit inniger Zufriedenheit von dem häuslichen Glücke sprach, womit die Vorsehung ihn begnadigt hatte. In diesem Jahre wurde auch ein Denkmal eingeweiht, welches der König hatte errichten lassen aus Pietät sowohl für sein erlauchtes Geschlecht wie für die Geschichte Frankreichs. Auf den Ruinen von Carthago hatte er von dem Bei von Tunis das Eigenthum eines Hügels erlangt, der den Namen „Berg Ludwig Philipps" führt, und hier, auf den Ruinen eines alten Tempels, zwischen den Ueberresten eines römischen Circus und einer Wasserleitung, welche das Quellwasser nach Carthago brachte, ist eine achtseitige Capelle errichtet worden auf derselben Stelle, wo Ludwig IX. verschied am 25. August 1270. In der Capelle steht über dem Altar das Standbild des heiligen Ludwig, in französischem Marmor von Seurre ausgeführt. Eine bronzene Tafel über dem Eingange sagt, daß Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen, dieses Denkmal errichtet habe an der Stelle, wo sein Ahnherr, der heilige Ludwig, verschied. Fünf hundert ein und siebenzig Jahre nachdem Ludwig IX. unterlegen war auf dem Boden Afrika's, war es seinen Nachfolgern vorbehalten, eine christliche Herrschaft zu gründen, welche für immer europäischer Gesittung die Bahn in diesen Welttheil öffnen wird zur Vereinigung mit den Niederlassungen europäischer Christen an dessen Süd- und Westküste. Am 25. August 1841 wurde dieses Denkmal eingeweiht und von den auf der Rhede stationirenden französischen Kriegsschiffen Neptun und Montebello mit einer königlichen Salve begrüßt.

Das siebzehnte leichte Infanterieregiment hatte unter dem Befehl seines Obristen, des Herzogs von Aumale, den rühmlichsten Antheil an den Feldzügen in Afrika genommen und war nach Frankreich zurückgekehrt, um der Garnison von Paris einverleibt zu werden. Auf dem ganzen Wege vom Landungsplatze an war das tapfere Regiment in großen wie in kleinen Städten mit Enthusiasmus aufgenommen

worden. Man hörte auch in Paris, daß das Regiment dort ehren- 1841.
voll empfangen werden solle, und eine öffentliche Anzeige lud die Nationalgardisten der Seine ein, sich in Uniform mit dem Säbel zu versammeln und dem siebzehnten Regiment entgegenzugehen. Ein Tagesbefehl des Marschalls Gérard tadelte jedoch diese Aufforderung, welche auch ihre Absicht seyn möge, und erinnerte daran, daß nach dem Gesetz vom 22. März 1831 die Bürger nicht sich bewaffnen, noch als Nationalgarde versammeln können ohne den Befehl der ihnen unmittelbar vorgesetzten Offiziere. Am 13. September traf das Regiment vor Paris ein, wo es von den Herzogen von Orleans und von Nemours empfangen wurde. In der Mitte seiner Brüder war der Herzog von Aumale, umgeben von einem zahlreichen Generalstabe, der sich den Prinzen angeschlossen hatte, an der Spitze des Regiments in der Antonsvorstadt gerade vor einer Quergasse angekommen, als ein Pistolenschuß fiel, der offenbar dem Herzog von Aumale galt, glücklicherweise aber nur den Kopf des Pferdes traf, welches der Obristlieutenant Levaillant ritt, der dicht an der Seite des Prinzen war; auch das Pferd des Generals Schneider war verwundet. Die Entrüstung über diese Schandthat war allgemein, der Mörder wurde von den Umstehenden sogleich gepackt und den Gensdarmen überliefert ohne daß Jemand versuchte sich seiner Verhaftung zu widersetzen. Dies Alles hatte, da es glücklich abgelaufen, nur kurzen Aufenthalt gemacht, und das Regiment setzte seinen Marsch über die Boulevards fort nach dem Tuilerienhofe, wo der König seinen Sohn empfing und sein Regiment Revue passiren ließ. Um vier Uhr zog es durch die elyseeischen Felder nach Neuilly, wo ihm ein großes Bankett vom König bereitet war. Hieran nahmen Theil, außer dem Regiment, Abordnungen aller Regimenter der Garnison von Paris, und alle in der Hauptstadt anwesenden Offiziere, welche in Afrika gedient hatten; im Ganzen waren 5300 Gedecke. Alle diese Krieger, die so manche Kugeln hatten pfeifen hören ohne sie zu achten, waren voll Unwillen über den aus feigem Hinterhalte gefallenen Schuß, und sie protestirten gleichsam gegen die Absichten der Elenden, die dazu Mörder gedungen, durch den lebhaften Enthusiasmus, womit sie einstimmten

1841. als der greise Marschall Soult mit der weithin schallenden Stimme eines befehlgewöhnten Heerführers die Gesundheit des Königs ausbrachte mit dem Rufe: „das französische Heer dem König.“ Als der König nachher aufstand und das Wohl des Heeres ausbrachte, dankte er Allen für die Treue, die sie bewiesen, für die Dienste, welche sie dem Vaterlande geleistet, und sagte, daß er sie Alle habe vereinigen wollen zur Theilnahme an dem Ausdrucke von Zufriedenheit, der seinem vierten Sohne, dem Herzog von Aumale, überall entgegenkam, als er eben Frankreich durchzogen an der Spitze des tapfern Regiments, welches er in Algerien zu commandiren die Ehre gehabt habe. Unter einem donnernden Lebehoch der Soldaten wurde der König von den anwesenden Marschällen von Frankreich in's Schloß geleitet; das Bankett aber dauerte noch bis acht Uhr Abends. Mancher Trunk der Freude wurde noch geleert beim fröhlichen Wiedersehen alter Kriegsgenossen, und mancher stiller Bescheid den Vermißten dargebracht, die in Afrika's Erde ruhen; das Regiment brach nach Courbevoie auf, wo es in Garnison blieb. Nach diesem militairischen Freudenfeste wandte man sich sogleich zur peinlichen Untersuchung des vorgefallenen Mordanfalls, und noch an demselben Tage wurde die königliche Verordnung unterzeichnet, welche den Pairgerichtshof berief.

Schon einige Tage vorher hatte man bemerkt, daß Menschen, die als Mitglieder der geheimen und namentlich der communistischen Vereine bekannt waren, sich unter die Arbeitergruppen gemischt hatten, die gewöhnlich in den Ruhestunden des Abends sich auf dem Quai de Grève versammeln. Ein solcher Haufe von beiläufig 300 Menschen, meist junge Leute von 16 bis 20 Jahren in Kittelhemden hatte auf dem Platze des Chatelet gerufen: „Nieder Ludwig Philipp, nieder Guizot, es lebe die Republik!“ Sie wurden, jedoch nicht ohne Widerstand, von dort vertrieben, und zogen dann durch mehrere Straßen. Mehrere Tage hindurch fanden solche Aufläufe statt in den Vorstädten St. Martin, St. Denis und St. Antoine, und obwohl sie nicht von Bedeutung waren und nach manchen Verhaftungen überall vertrieben wurden, so zeugten sie davon und die Aussagen der Verhafteten

bestätigten, daß die Arbeiter in den Vorstädten aufgeregt waren von 1841.
Gerüchten über eine vorhabende Bewegung, die immer wieder unter ihnen ausgesprengt wurden namentlich in Bezug auf eine beabsichtigte Demonstration der Nationalgarde beim Einzug des siebzehnten Infanterieregiments, weßhalb die Zeitungsartikel, besonders im Journal du Peuple, welche das vom Marschall Gérard an die Nationalgarde ergangene Verbot tadelten, eifrig von ihnen gelesen und wiederholt wurden. Indessen war in allem diesem keine Spur gewesen von einer Verabredung zum Angriff auf einzelne Personen oder die Behörde im Allgemeinen; man schien blos auf Geschrei und Lärm und Rufe gegen die Minister und das Regierungssystem zu rechnen. Der Mörder war im Augenblicke der That ergriffen worden; man erfuhr gleich, daß er Pappart genannt wurde, aber eigentlich Quénisset hieß, und fast unmittelbar darauf, daß er zu den Travailleurs égalitaires gehöre, demnach Communist sey, und also zuverläßig nicht allein stehe, wenn er auch die That allein vollzogen habe. Bemerkenswerth war nach dem Mordversuche die Haltung, man kann nicht sagen der Presse, sondern einiger Blätter. Die Bevölkerung von Paris war entrüstet über den Anfall; ein Soldat, er sey Prinz oder gehöre welcher politischer Meinung es immer sey an, der aus dem Felde zurückkehrt, wo er sich brav gehalten, ist nach dem französischen Ehrgefühl ein Gegenstand der Verehrung, und ein Mordanfall auf ihn aus feigem Hinterhalte mußte nothwendig die öffentliche Meinung empören, und in diesem Falle besonders. Die Presse, die ministerielle wie die der Opposition, war daher einstimmig in den Berichten über das Entsetzen und den Abscheu, den das Attentat hervorgerufen. Der National hatte die von Carrel begonnene heftige militairische Opposition fortgesetzt, in welcher namentlich die Prinzen immer mit Bitterkeit verfolgt wurden bei jedem Schritte, den sie auf der Kriegerlaufbahn machten. Um so mehr fiel es auf, daß der National seinen Abscheu vor dem Mordversuch ziemlich kühl aussprach und ihm namentlich in politischer Beziehung nur geringe Erheblichkeit beilegte, überhaupt die Communisten, von denen er ausgegangen schien, mit verhältnißmäßiger Schonung behandelte, während er früher sehr heftig gegen ihre unsinnige Plane

1841. aufgetreten war. Die Theorie der Communisten ist den Absichten der Partei des Nationals so feindselig wie den Monarchisten; dennoch hoffen die Communisten zunächst durch eine Republik die Macht der Zahl herzustellen und auf diesem Wege zu einer Verwirklichung ihrer Absichten zu gelangen, und die Republikaner würden es nicht verschmähen, durch eine communistische Erhebung zu einer Republik zu gelangen, wobei namentlich die militairischen Republikaner nicht zweifeln, daß sie durch Bewältigung der communistischen Richtung an die Spitze zu treten berufen wären; gerade wie eine Fraction der Legitimisten eine ähnliche Hoffnung hegen wenn durch Hülfe der Republikaner die gegenwärtige Regierung gestürzt würde. Der National hütete sich wohl, etwas Aehnliches zu sagen oder auch nur zu verstehen zu geben; aber dieser Hintergrund paßte zu seiner Haltung bei dieser Veranlaßung; er erschien wie der Geheimschlüssel zu seiner Diplomatie, denn die Stellung des National unter den radikalen Fractionen abwärts und aufwärts ruht auf einer ganz diplomatischen Organisation. Im höchsten Grade auffallend war aber das Benehmen des Journal du Peuple vor und nach dem Attentat. Dieses Blatt hatte die Absicht der Nationalgarde, beim Einzug des 17. Regiments in Uniform zu erscheinen, begünstigt und das Verbot des commandirenden Marschalls einer bitteren und heftigen Kritik unterworfen, die fast ohne Hülle eine Aufforderung enthielt, zwar nicht zum Mord, aber zur entschiedenen Widersetzlichkeit, und der Redacteur dieses Blattes, Dupoty, war Offizier in der dritten Legion der Nationalgarde. Nach der That, die das Journal du Peuple „Quénissets That" nannte, suchte der Redacteur diese als eine persönliche Rachehandlung darzustellen, welche ohne Zusammenhang mit den Parteien und ohne irgend eine politische Bedeutung sey. Er spottete darüber, daß mehrere Pferde von einer Kugel getroffen worden seyen; in allen seinen Aeußerungen herrschte ein frecher aufrührerischer Cynismus vor. Am 16. September, also am dritten Tage nach dem Attentat, erschien im Journal du Peuple folgender Artikel, der allerdings deutlich genug sprach: „Wenn die ausübende Gewalt eine Richtung eingeschlagen hat, welche die Nation nur beklagen kann, so ist diese

„Richtung für die Regierung ganz besonders verderblich; sie läßt in 1841.
„der That überall die Gewalt an die Stelle ihrer eigenen Gesetze „treten. Darum hat auch die unabhängige Presse in der Einstimmig„keit ihrer Rügen sich dem Berufe, ein Organ der öffentlichen Meinung „zu seyn, nie treuer gezeigt. Wir begreifen es wohl, auch das ver„gossene Blut, ja selbst das was hätte vergossen werden können, „mag Thränen entlocken. Doch wenn Ihr mit Eurer Empfindelei „gleich zur Hand seyd, wo gar nichts vorgefallen, wo nur ein Pferd „getroffen wurde, warum zeigtet Ihr denn so wenig Gefühl bei den „Metzeleien in der Straße Transnonain, bei denen in Foix, in Cler„mont-Ferrand, wo die Regierung die Gewalt zu Hülfe rief, indem „sie ohne vorausgegangene Warnung Landsleute, Freunde, Brüder, „niederschießen oder sie zusammenhauen ließ, um ungestört das Gesetz „zu verletzen? und geschah dies nicht bei jenen fiskalischen Erpressungen, „welche von den selbstständigen Municipalitäten, von der Gesammtheit „der Sachwalter, von der Municipalität der Stadt Paris sämmtlich „verworfen wurden?" Dieser Artikel machte einen großen Eindruck auf alle Freunde der Ordnung; er zeigte, wie sehr die Presse ohnerachtet Alles dessen was vorgefallen, noch immer bereit sey, die Leidenschaften des Volks aufzuregen gegen die Regierung.

Quénisset läugnete in den ersten Verhören die That nicht; er läugnete nicht, daß er das Pistol abgefeuert, aber er versicherte wiederholt, daß er nicht auf die Prinzen habe schießen wollen, sondern nur auf den Generalstab, daß er die Prinzen gar nicht kenne, und darum auch nicht auf sie habe zielen können. Er blieb bei dieser Darstellungsweise, von der er hoffte, daß sie seine Schuld mildern sollte in so weit, daß er nicht die Absicht gehabt habe, einen der Prinzen zu tödten. Der Schuß war aber, wie alle Offiziere im Gefolge versicherten, gut geführt, hatte zuverläßig dem Herzog von Aumale gegolten, und ihn nur um wenig gefehlt. Dieses vom Mörder gewählte Mittel, in geringerem Grade schuldig zu erscheinen, führte aber zu dem natürlichen Schlusse, daß er nicht auf den Stab habe schießen können nur um einen der ihm unbekannten Offiziere zu tödten, sondern daß der Schuß in dem Falle nur ein anderes Vorhaben

1841. einleiten sollte, bei dem Mehrere betheiligt seyn mußten. Quénisset widerstand auch nicht lange den dringenden Fragen und bekannte, daß er Mitschuldige habe, und die Stimmung gewann bei ihm die Ueberhand, daß er von seinen Genossen vorangestellt, und nachher von ihnen im Stich gelassen worden sey. „Sie haben mich verrathen „und verkauft, und verdienen daher keine Schonung.“ Es ergab sich nachher aus den Zeugenaussagen, daß als Quénisset gleich nach dem Schusse von einem in seiner Nähe stehenden Bürger gepackt wurde, er gerufen habe: „Hieher, Freunde, mir zu Hülfe!“ Er erklärte auch in späteren Verhören, daß selbst als er in den Wagen stieg, um von den Gensdarmen in's Gefängniß abgeführt zu werden, er noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, daß ein Versuch zu seiner Befreiung unternommen werde, denn Einer der Verschwornen habe mit dem Kopf ein Zeichen gegeben, das er so gedeutet, daß er auf der andern Seite des Wagens Beistand erwarten könne, weßhalb er auch beim Einsteigen sich nach der anderen Seite drängte um die Wagenthüre aufzumachen, was aber ein Gensdarme bemerkte, worauf man ihm die Hände band. Sobald dieser Standpunkt wahrgenommen war, vermochte man bald Quénisset zu umfassenden Geständnissen, welche einen ziemlich vollständigen Blick gestatteten in das Treiben der Communisten von der untersten Region. Dieses kannte man zwar fast ganz so aus den Enthüllungen beim Maiaufstande, die Richtung, die verzweifelten Zuchtmittel, womit die Geworbenen in dem verhängnißvollen Kreise, den sie überschritten, festgehalten werden; und wenn man bei dieser Gelegenheit das besondere Verfahren der sogenannten Gleichheitsarbeiter etwas genauer kennen lernte, so erfuhr man in Beziehung auf die allgemeine Charakteristik doch nur Bekanntes. Man hatte hier nur zu thun mit den Ausläufen nach unten; alle als Theilnehmer überführte Personen im Quénisset'schen Processe waren aus der untersten, ungebildetsten Volksklasse; sie waren dem Grade nach mehr oder weniger ungebildet, aber die besten unter ihnen streiften kaum an die Klasse der mit unentbehrlichen Vorkenntnissen Ausgestatteten. Es zeigten sich überall Spuren von Verbindung und Theilnahme von Personen aus den höher gestellten Klassen der Ge-

sellschaft; Quénisset sagte, daß mehreremal wohlgekleidete Personen 1841.
bei den verschworenen Arbeitern erschienen seyen, aber er kannte ihre Namen nicht und alle Nachforschungen führten zu keinem Ergebnisse. Wie wir schon früher es bemerkten, diese Fäden führen abwärts, aber nicht wieder aufwärts zurück. Bei dem Barbès-Blanqui'schen Processe hatte die Charakterfestigkeit dieser Männer alle weitere Forschung abgeschnitten, und Quénisset, wenn auch mit einer gewissen bäuerischen Verschmitztheit begabt, die ihn jedoch meistens irre führte, war doch viel zu roh und unwissend, um irgend in Beziehung auf die höheren Gesellschaftsklassen sich zurecht finden zu können. Diejenigen Personen aus den gebildeten Ständen, welche mit dem Communismus im Verkehr sind aus wahrer Theilnahme für das gute Recht der durch die bestehende Gesellschaftsordnung Verletzten, oder weil sie befangen sind in einer starren Theorie der gleichen Befugnisse Aller zum Genusse an Allem — diese treten entweder offen in Schriften auf, oder verbergen sich wenig, und man kennt einen großen Theil davon. Solche aber, welche nur speculiren auf den Communismus als Hebel des Umsturzes, wissen ihre Verbindung durch eine so lange Kette zu vermitteln, daß man bis jetzt nie ihren Zusammenhang constatiren konnte.

Quénisset war in eine Kneipe gelockt worden, den ein gewisser Colombier, eine Art von Herbergsvater der Gleichheitsarbeiter in der Straße Traversière Nro. 21 hielt. Hier hatte man ihm und anderen Adepten zu trinken gegeben, ein gewisser Auguste hatte in einer Rede erzählt, daß die Regierung schlecht sey, daß man sie stürzen müsse, und dann das bessere Loos beschrieben, das dem Arbeiter zufallen werde in dem Gesellschaftszustande, den der Bund erstrebe. Darauf hätten die Mitglieder sich in eine obere Kammer begeben; die Aufzunehmenden waren zu zwei und zwei mit verbundenen Augen hinaufgebracht worden, wo sie das Gelübde abgelegt hatten ganz nach den Fragen und Antworten, wie wir sie schon früher mitgetheilt als bei anderen communistischen Vereinen gebräuchlich. Quénisset, als Genosse des Bundes, wurde nun allmälig mit anderen Mitgliedern bekannt, die indessen Alle, wie er, untergeordnete Arbeiter waren.

1841. Colombiers Kneipe, die Quénisset häufig, fast täglich besuchte, war der einzige Zusammenkunftsort der Gleichheitsarbeiter, den er kannte, und hier hörte er gelegentlich allerlei Nachrichten von bevorstehenden Planen, die aber alle im Allgemeinen gehalten waren und eigentlich keine Auskunft gaben über das was geschehen sollte. Bald hieß es, man bereite Alles zu einem Schlag vor, aber noch sey der Tag nicht bestimmt; bald, Waffen und Pulver seyen in Bereitschaft; bald, in der Antonsvorstadt seyen noch viele bereit, in den Bund zu treten, und nächstens würden neue Anführer gewählt werden. Vom Anfang Septembers an hieß es indeß mit etwas mehr Bestimmtheit, daß etwas im Werke sey, und Journalartikel, besonders aus dem von Dupoty redigirten Volksblatte wurden täglich vorgelesen. „Alles wird „vorbereitet“ sagte Colombier öfter zu Quénisset, „aber Ihr Andern „werdet erst zwei Stunden ehe losgeschlagen wird, erfahren was zu „thun sey.“ Man hatte auch eine Proclamation vorgelesen, worin die Nationalgarde von Toulouse in ihrem Widerstande gegen das Recensement aufgemuntert wurde, und Einige meinten, wenn die Zählung in Paris vor sich gehe, wäre eine prächtige Gelegenheit da um loszuschlagen; aber Colombier fügte hinzu: „wir haben eine bessere, „und einen weit schöneren Angriffsplan!“ Losschlagen war immer der Mittelpunkt ihrer Unterhaltungen und der Schlußreim derselben. Einige unter ihnen waren Führer, aber gehörten offenbar nur zu den untergeordneten Rottmeistern, die keinen anderen Auftrag erwarten konnten, als zu einer bestimmten Zeit ihre Mannschaft kamffertig zu halten, ohne daß sie Kunde hatten von den Planen der eigentlichen Oberen. Am Morgen des Attentats, 13. September, wurden bei Colombier Patronen vertheilt, man rüstete sich zu einem Angriffe. Quénisset bekam indessen keine Patronen und keine Waffen am Versammlungsorte, sondern Just Brazier gab ihm bei sich in seinem Zimmer ein Paar geladene Pistolen, die Quénisset unter seiner Blouse verstecken mußte, so daß man sie von Außen nicht bemerken konnte, und Just schärfte ihm ein, sich ihrer zu bedienen unter Drohungen, da er wohl wisse, was ihm bevorstehe wenn er nicht gehorche, wobei er ihn fühlen ließ, daß er auch mit Pistolen bewaffnet sey. Auf diese

Weise wurde Quénisset in dem Glauben bestärkt, daß er als ein 1841.
Opfer der Rache fallen müsse wenn er nicht schieße, und auf der andern Seite, daß er von bewaffneten Hülfsgenossen umgeben sey, die seinen Angriff zu unterstützen bereit seyen. Der Plan, von einem Haufen schlecht bewaffneter oder gar nicht bewaffneter Arbeiter die Prinzen angreifen zu lassen, die, von einer großen Menge Offiziere umgeben, an der Spitze eines ganzen Regiments waren, mußte so thöricht erscheinen, daß man nicht annehmen zu können scheint, daß er von intelligenten Oberen anbefohlen werden konnte, außer in dem Falle, daß diese eine besser organisirte Macht bereit gehabt hätten, um den ersten vorläufigen Angriff zu unterstützen und zu entwickeln. Hievon hat sich keine Spur ergeben, obwohl es allerdings vorgekommen ist bei Verschwörungen, daß untergeordnete Werkzeuge zu einem halsbrechenden Versuche getrieben wurden, ohne Rücksicht auf die Opfer, und manchmal nur, um die Regierung zu gewaltsamen Maßregeln zu veranlassen. Quénisset sagte in seinen Verhören, was gegen das 17. Regiment unternommen wurde, sey so plötzlich gekommen, daß man nicht Zeit gehabt habe, die Hälfte der Leute zu benachrichtigen. Als Mitschuldige von Quénisset am Attentate selbst, oder als Mitglieder derselben aufrührerischen Gesellschaft, die entschieden Königsmord und Umsturz alles Bestehenden wollten und beabsichtigten erschienen vor Gericht: Colombier, Just Brazier, Auguste Petit, Jarasse, Louis Dufour, Antoine Martin, Mallet, Boucheron, Launois, Napoléon Bazin, Prioul, Martin, Fougeray, Bauzer, Considère und Dupoty. Die Anklageakte sowohl als die Verhöre stellten heraus, daß die Meisten der Obengenannten an dem Attentat Theil genommen, oder an vorbereitenden Handlungen dazu, und Colombier, Just, Mallet und Dufour waren außerdem noch als Chefs der Egalitaires erkannt. Letzterer wurde erst während der Verhandlungen ergriffen in der Bannmeile, gerade als er eine hohe Mauer übersteigen wollte, um zu entfliehen. Dupoty aber war auf folgende Art in die Sache verwickelt worden. Der Angeklagte Launois, genannt der Jäger, hatte von seinem Gefängnisse aus zwei Briefe geschrieben, von denen er ohne Zweifel annahm, daß sie von einem Municipalgardisten, den er

1841. dafür gewonnen zu haben glaubte, heimlich an ihre Adresse gelangen würden; der Gardist übergab sie aber dem Präsidenten des Gerichtshofes. Der eine von diesen Briefen war an die Schwester des Angeklagten gerichtet, welche darin angewiesen wurde, ihre Zeugenaussagen so einzurichten, daß sie für Launois nicht belastend wären und einige andere Personen auch dazu zu veranlassen. Der zweite aber war an Dupoty, den Redacteur des Journal du Peuple, gerichtet, und lautete folgendermaßen: „Lieber Bürger! In Eile melde ich Ihnen, daß „der Verräther Papart (Quénisset) uns Alle verkauft hat, um den „Schlägen der Justiz zu entgehen. Ich bitte daher Sie, so wie den „National, unsere Vertheidigung, so viel Ihnen möglich, zu über„nehmen. Jenes Ungeheuer hat vor dem Untersuchungsrichter be„hauptet, daß er in meinem Zimmer und in meiner Gegenwart „aufgenommen sey — eine Sache, deren ich mich nicht erinnere. Wir „sind fortwährend in geheimer Haft. Gott befohlen, lieber Bürger, „ich drücke Ihnen Allen die Hand. Auf bessere Zukunft, die Zeit „fehlt mir." Dieser Brief konnte wohl eine Untersuchung veranlassen um zu erfahren, ob Dupoty mit dem Angeklagten in Verbindung gewesen, und ob diese in irgend einem Zusammenhange mit dem verübten Verbrechen war, oder mit einer verbotenen Gesellschaft. Ohne andere Belege aber bewies der Brief an und für sich nichts, als daß der Briefsteller Dupoty und den National als Republikaner kannte, von denen er Hülfe und Vertheidigung erwarten könne; aus dieser müßte denn hervorgehen, ob er Mitwisser und Mithelfer sey. Nun war Dupoty allerdings Republikaner, und zwar ein solcher, der das Königthum und die Könige haßte; dafür wurden genügende Beweise beigebracht, auch aus früherer Zeit, wo er Redacteur gewesen war von dem Vigilant de Seine et Oise in Versailles. Bei der Confrontation zeigte sich, daß Launois den Dupoty gar nicht kannte, und er erklärte auch, daß er sich nur darum an ihn gewendet habe, weil er aus dem Blatte, das er immer gelesen, erkannt habe, daß es sich des Proletariers annehme. In den Verhören wie bei den Verhandlungen kam kein directer noch indirecter Beweis vor, daß Dupoty mit dem Mörder und seinen Genossen in geheimer Verbindung

gestanden oder irgend unmittelbaren Antheil an der That gehabt 1841.
habe. Die Anklageakte beschuldigte ihn der Provocation dazu. Sie legte dabei vorzüglich Gewicht auf die bereits von uns angeführten Artikel im Journal du Peuple, und dann darauf, daß Dupoty die unabhängigen Nationalgardisten aufgefordert habe, sich den Prinzen in den Weg zu stellen mit dem Rufe: „Fort mit den Mitschuldigen des „Dumouriez! Nieder mit dem Manne von Gent, nieder mit den „Verräthern, nieder mit den Bastillen!“ Mit den Mitschuldigen des Dumouriez hatte Dupoty allerdings den König gemeint, und da Dumouriez die Absicht gehabt, für einen königlichen Prätendenten gegen den Convent zu wirken, so war und ist er den Republikanern verhaßt. Die Anklageakte wieß nach, daß in der Versammlung der Communisten beschlossen worden war, sich der drei letzten Rufe zu bedienen. Man hatte ferner unter den Papieren des Dupoty einen Aufsatz gefunden, der ein äußerst gehässiges Manifest gegen das Königsthum im Allgemeinen war, und mit diesen Worten begann: „Der 21. Januar (Hinrichtungstag Ludwig XVI.), gefeiert während „der Republik, vergessen unter dem Kaiserreich, gesühnt unter der Re„stauration, ist der Ruhm der Demokraten, der Schrecken der Könige „und der Thoren geworden.“ Eine Redaction ist nothwendig in dem Falle, Artikel in der Handschrift aufbewahren zu müssen, während ihre Verantwortlichkeit doch nur in Anspruch genommen werden kann für die, welche sie abdrucken läßt; daß der Verfasser des Artikels, ein gewisser Douville, als Theilnehmer an verbotenen Vereinen bestraft worden war, konnte dies Verhältniß nicht ändern und zeigte nur, daß seine Handlungen so waren wie seine Worte. Alles was im Laufe des Processes aufgebracht wurde gegen Dupoty zeigte allerdings zur Genüge, daß er ein heftiger und thätiger Feind des Königthums und der bestehenden Staatsordnung war; daß er von den Gleichgesinnten — mochte er mit ihnen in Verbindung stehen oder nicht — als nach Kräften ihre Plane schützend und fördernd betrachtet wurde; daß er vor dem Attentate zu Widersetzlichkeit gegen erlassene Befehle und zu aufwieglerischem Geschrei aufgefordert, und zwar in einer den König und die Staatsbehörden höhnenden Weise; daß er

1841. nach dem Attentat dieses mit frechem Spott besprochen und es als eine Einzelthat dargestellt, offenbar im Interesse der dabei blosgestellten geheimen Vereine. Eines solchen strafbaren und ruchlosen Mißbrauchs der Presse war Dupoty zuverlässig schuldig, und wenn er vor die Assissen gestellt worden wäre unter der Anklage einer Aufforderung zur Verachtung des Königthums und Widerstand gegen die Behörden, so hätte die Regierung ohne Zweifel nur ihr gutes Recht geübt. Aber ihn der Provocation zum Attentat vom 13. September und der Theilnahme daran und an dem Complotte schuldig zu finden, war eine juridische Monstruosität; und nicht weniger war es die Schlußweise des Generalprocurators Hébert, der meinte, daß da es ausgemacht sey, daß wenn der Aufruhr gesiegt, Dupoty an den Siegesfrüchten Antheil bekommen, so sey es auch billig, daß er Theil nehme an der Bestrafung des besiegten Aufruhrs. Daß so viele gesetzkundige Mitglieder der hohen Kammer dieses Verhältniß ganz wohl erkannten, kann nicht bezweifelt werden; sie wollten aber den schreienden Mißbrauch der Presse in der Person des Dupoty bestrafen, und das konnten sie nur wenn sie ihn dem Attentate beigesellten, denn nur dieses mit allen dazu gehörigen Handlungen war vor dem Pairgerichtshofe anhängig. Daß dieser Dupoty nach dem Antrag des Generalprocurators schuldig fand und Strafe über ihn verhängte, war ein aus Veranlassung des Attentats erfolgter, rein politischer Spruch, der eine heftige Entrüstung der Presse erregte und einen großen Eindruck im Publikum hervorbrachte. Alle Freunde der Ordnung, wie freisinnig sie auch seyn mochten, fanden Dupoty strafbar, aber nicht des Vergehens schuldig, weßhalb er bestraft worden war.

Nachdem am 15. December die Vertheidigung aller Angeklagten geschlossen war, dauerten die berathschlagenden Sitzungen des Gerichtshofes noch acht Tage, worauf das Straferkenntniß erlassen wurde. Fünf von den Angeklagten wurden frei gefunden. Von den Uebrigen wurden Quénisset, Colombier und Just Brazier zum Tode verurtheilt — Auguste Petit, Jarasse und Louis Dufour zur Deportation — Martin und Mallet jeder zu 15 Jahren Detention — Boucheron und Launois zu zehn Jahren Detention — Dupoty und Bazin zu

fünf Jahren Detention. Die Hinrichtung der zum Tode Verurtheilten wurde verschoben; Colombier und Just Brazier machten noch mehrere Geständnisse. Namentlich erfuhr man von Colombier eine Anzahl von Kneipen, welche in ähnlicher Weise wie die seinige, Versammlungsorte für die Communisten waren; Quénisset hatte gesagt was er wußte. Später wurde Quénissets Strafe in Deportation, und die von Colombier und Just Brazier in Zwangsarbeit verwandelt. Wir bemerken noch, daß Dupoty sich unter denen befindet, welche nach dem Erkenntniß verurtheilt sind, nach überstandener Strafzeit ihr ganzes Leben hindurch unter polizeilicher Aufsicht zu verbleiben. 1841.

Man hatte hier zu thun gehabt mit Leuten vom untersten Fache des Communismus, mit Menschen, die so arm waren an Einsicht wie an Mitteln, die nichts hatten als ihre Arbeit und den Wunsch, durch diese Arbeit mehr zu erreichen als bisher, das Streben nach einem Zustande der Besserung, von dem sie kaum eine andere deutliche Kunde hatten, als daß sie darin nicht ausgeschlossen seyn sollten von den Mitteln, wodurch die „Glücklichen“ sich ein besseres Loos bereitet haben; um dies zu erlangen, haben wir gesehen, daß sie mit blindem Fanatismus Alles opferten, Leben und Freiheit, das Einzige was sie einzusetzen hatten. Es leuchtet ein, wie gefährlich solche Menschen werden müssen unter der Leitung von intelligenten, charakterfesten und aufopferungsfähigen Führern. Barbès und Blanqui waren solche Führer, die aber von rachelüsterner Ungeduld gestachelt, zu verkehrter Zeit losbrachen. Andere können mit derselben Kraft Klugheit und ruhige Ueberlegung verbinden; diese werden ihre Zeit besser wahrzunehmen wissen. Der Communismus, wie er bis jetzt vorgekommen ist, mit babouvistischen Tendenzen in den Vereinen der Familien, der Jahreszeiten, der Menschheitsbrüder (Humanitaires) der Gleichheitsarbeiter (Egalitaires) der zwischen den beiden letzteren inne stehenden Reformisten — will etwas eben so Schreckliches als Absurdes; es ist überflüßig, nachzuweisen, daß eine solche Vernichtung alles Gottes- und Menschheitsbewußtseyns unausführbar ist; daß jeder practischer Versuch scheitern muß an der systematischen Verläugnung alles Inhalts wie aller Form; daß eine communistische Gesellschaft, nicht von

1841. selbstbewußten Menschen, sondern von nichtsbewußten Exemplaren einer degradirten Wesengattung, fast nothwendig enden muß in einer gräuelhaften Selbstvertilgung. Diese Unausführbarkeit wird nicht begriffen von denen, welche aus äußerem und innerem Elende alles Urtheils unfähig sind; sie wird verkannt von denen die über alles Urtheil hinwegsehen in ihrer heftigen Forderung von Rechten, welche der Besitzstand ihnen vorenthält; sie wird verläugnet von denen, die sich des Communismus bedienen wollen zur Erlangung anderweitiger Absichten, die nichts weniger als communistisch sind. Die sogenannten Ikarischen Communisten gehen bewußt oder unbewußt demselben Ziele entgegen; sie modifiziren zwar manche Punkte, wollen die Gütergemeinschaft in einer scheinbar gemilderten Weise, verlangen nicht geradezu, oder wenigstens nicht von allem Anfange an die Aufhebung der Familie, borgen von den Fourieristen eine Organisation der Industrie, und spicken diesen communistisch-socialistischen Mischmasch gelegentlich mit biblischen Sprüchen über christliche Brüderlichkeit; aber sie müssen am Ende nothwendig auf dem Punkte der anderen Communisten ankommen. Der Gründer dieser Fraction der Communisten ist Cabet, der die Lehre entwickelte in einer Flugschrift, die den Titel führte Voyage en Icarie; daher der Name der Sekte. Cabet war als Advocat, Schriftsteller und Deputirter heftiger Demokrat gewesen und kam als Communist zurück von England, wohin er sich begeben hatte um einer Verurtheilung zu entgehen. In einem Punkte unterscheidet sich die Ikarische Lehre allerdings wesentlich von den anderen. Cabet will durch ein regime transitoire zur communauté définitive gelangen; er verwirft und verdammt ausdrücklich die Lehre, welche durch Empörung und Gewalt die Gütergemeinschaft einführen will. Da aber Cabet auch die Gütergemeinschaft will, obwohl er immer ermahnt, nur allmälig und auf dem Wege der Ueberredung vorzuschreiten, so werden seine Ikarier bald inne werden, daß ihr Meister tauben Ohren predigt, werden die Geduld verlieren und gelegentlich sich den Gewaltmännern anschließen. Weil nun eben der Ikarische Communismus die friedliche Ueberzeugung voranstellt und sich nicht verbirgt, während er natürlich nicht verbürgen kann, daß die durch

ihn Vorbereiteten sich nicht heimlich den Gewaltmännern anschließen, 1841.
ist er im Grunde der gefährlichste von allen. Er ist in allen Beziehungen der geeignetste zur Verbreitung communistischer Grundsätze und seine propagandistischen Bestrebungen haben auch in kurzer Zeit unglaublichen Erfolg gehabt. Die Propaganda wird betrieben durch die sogenannten Cours Icariens, Zusammenkünfte nach dem Feierabend, damit die Arbeiter daran Theil nehmen können, in welchen communistische Lehrgegenstände von einem Vorsteher vorgetragen und besprochen und neue Mitglieder aufgenommen werden. Sie sind theils geheim, und bestehen dann des Associationsgesetzes wegen nur aus zwanzig Personen, wobei der Ort gewechselt wird; in diesen kommen die eigentlichen Verhandlungen vor, werden Berichte gemacht, neue Mitglieder vorgeschlagen und aufgenommen. Es finden aber auch Zusammenkünfte in Wirthshäusern statt, die scheinbar nichts Besonderes darbieten, wobei aber die Verbindung und ihr Zweck Allen gegenwärtig bleibt durch besondere Schlagwörter in den Gesängen wie im Gespräch; durch diese werden viele neue Mitglieder gewonnen. Die Mittheilungen an die Centralleitung sind geheim, und ebenso ist es der Briefwechsel mit den Agenten im In- wie im Auslande. Hierauf beschränkt sich indessen keineswegs die Propaganda; zahlreiche Anwerbungen finden täglich statt in den Werkstätten, bei Bauarbeiten, in allen Fabriken, unter den Gesellen auf gemeinschaftlichen Wanderungen. Man bemerkt auch den Anfang einer Organisation, die viel vom alten Zunftwesen an sich hat, nnd zuverläßig wird der ganze Compagnonnage bald eine communistische Richtung nehmen. Außerdem wird durch volksthümliche Schriften aller Art gewirkt, durch Arbeiterzeitungen, wie das „Atelier“. Dieses, das ganz von Arbeitern geschrieben wird, hatte die liberale Bourgeoisie zu gewinnen gesucht, um seine Richtung von dem gefährlichen Ziele abzulenken; aber Cabet merkte bald den Kunstgriff, warnte, und das „Atelier“ ist, obwohl in gemäßigter Ausdrucksweise, ganz communistisch geworden. Zudem werden eine Menge Tractätchen gedruckt und vertheilt, fast immer gegen Bezahlung, wobei jedoch der Preis so gering ist, daß nur die Sicherheit einer ungeheuren Abnahme die Kosten decken kann. Diese

1841. Propaganda hat sich bekanntlich über Frankreich hinaus erstreckt. Wir erinnern nur an das was in dieser Beziehung in der Schweiz und in Deutschland vorgekommen, weil es von Frankreich ausgegangen. Es besteht nämlich hier ein großer und umfassender Plan, in den mehrere Leiter der gemäßigten Communisten eingeweiht, und dem manche Demokraten ohne Zweifel auch nicht fremd sind. Dieser geht dahin, das ganze Proletariat zu organisiren, und erst dann mit Forderungen aufzutreten, wenn diese Organisation so weit gediehen ist, daß man für die geordneten Massen eine hinreichende Zahl von Führern hat, welche an Bildung und Einsicht der Bourgeoisie ebenbürtig sind. Das erweißt sich keinesweges so schwierig, als Manche gerne glauben möchten. Man muß einräumen, daß es dem Proletariat an materiellem Bildungsstoffe nicht fehlt, und auch nicht an Geist, um das schnell Erworbene im nächsten Kreise zur Anwendung zu bringen; und wenn das auch nur bei Einzelnen zum Vorschein kommen kann, so würden die Anderen, gelänge anders die Organisation, diesen um so williger Gehorsam leisten weil sie Ihresgleichen sind. Allerdings fehlt noch die Weihe eines tief religiösen Sinnes, der den vielfach sich kreuzenden desultorischen Einzelplänen Einheit gebe; aber er kann geweckt werden durch das enthusiastische Ringen nach einem großen Ziel. Es ist das Streben mancher von den Führern, die gemeine Genußsucht zurückzuweisen, welche die krassen communistischen Sekten, wie die Egalitarier und ähnliche, lockend voranstellen, obwohl freilich auch die Ikarier den Mitgenuß an den irdischen Gütern als endliches Ziel vorhalten, aber immer mehr einzumischen streben, daß dies geschehen müsse, damit nicht nur einzelne begünstigte Klassen, sondern alle Menschen einem höheren Ziele entgegengeführt werden. Und wenn sie dabei hinweisen auf die materialistische, rein dem Irdischen zugewendete Gesinnung, auf die Genußsucht eines großen Theils der Bourgeoisie — und hierunter verstehen sie Alles was nicht Proletarier ist — was kann man ihnen denn antworten? Diesem Plane gemäß betreiben sie die Propaganda im Auslande so eifrig, weil sie zu der Ansicht gekommen sind, daß wenn es ihnen gelingt, andere Länder zu assimiliren, sie mit ähnlichen Gelüsten zu durchfurchen, dadurch ihr

Auftreten in Frankreich unterstützt werden müsse. In diesem Plane 1841.
ist ohne Zweifel Methode wenn er zur Reife kommen kann. In dieser Beziehung drohen ihm freilich große Gefahren, und zwar im Schooße seiner eigenen Bestrebungen. Die Masse der Proletarier — obwohl in manchen Regionen in nicht geringer Zahl mit natürlicher Auffassungsgabe für practische Zwecke begabt — ist nämlich im Ganzen noch so roh und genußsüchtig, daß, je mehr man ihnen zeigt, was sie durch ihre Zahl erreichen können, sie um so begieriger werden, dies bald zu erreichen. Es wird immer schwieriger, ihnen das Ziel hinauszuschieben; sie hören mit Ungeduld die Mahnung, nicht vor der Zeit loszubrechen, behaupten, daß die bisherigen Versuche nur mißlangen, weil die Organisation schlecht war, die aber jetzt — was man ihnen alle Tage vorsagt — immer vollkommener wird, weisen darauf hin, wie die Bourgeoisie mit einer guten Organisation ihre Revolution vollzogen hat, und rufen dabei, daß der Proletarier auch seine Revolution haben müsse; ja, die Ungeduldigen verschreien bereits diejenigen, welche Aufschub predigen, die sie Traineurs nennen, als verdächtig und verrätherisch gesinnt, wie sie die Republikaner von der Farbe des National als entschiedene Feinde betrachten. Diese Gefahr für die Plane des Proletariats wächst mit der Zahl derer, die in seine verschiedenen Vereine aufgenommen werden. Es ist nämlich klar, daß jeder partielle Aufstand entschieden, und wenn es seyn muß, blutig zurückgewiesen werden kann und wird von der Bourgeoisie, die ihren Feind kennt, wachsam ist, alle Mittel hat und zu gebrauchen versteht, um ihre Herrschaft zu erhalten, und der es keineswegs an Muth gebricht, um Alles dafür einzusetzen. Zudem wird es immer leichter, Spione unter den Communisten zu haben je zahlreicher sie werden, und gerade unter den Ungeduldigen finden sich Manche, welche auf diese Weise den Genuß realisiren, den man ihnen in den Vereinen vorenthält. Eine große und wesentliche Vorbereitung aber haben die Feinde des Besitzstandes leider gewonnen: das Proletariat — und auch der Theil davon, der nicht communistisch — ist nämlich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Bourgeoisie ihm nie freiwillig Zugeständnisse machen werde, durch welche sein Zustand wesentlich und

1841. nachhaltig verbessert werden könne, sondern daß diese entweder mit Gewalt herausgerissen werden müssen, oder nur aus Furcht erfolgen werden. Der arme Mann sah, daß er bei aller und jeder politischen Entscheidung nicht mit in Rechnung gezogen wurde. Er erkannte zwar, daß er, wenn Ordnung und Friede herrschte, Arbeit bekam; diese selbst jedoch ist den Schwankungen des Industrialismus unterworfen, dessen Leiden ihm Vernichtung, dessen Blüthe ihm höchstens so viel bringt, daß er gegen den Hunger geschützt, aber nie so viel, daß er sich bis zum Besitzstande erheben kann. Er hatte außerdem nicht sehen können, wie die Bourgeoisie sich aufgeschwungen, der gesetzgebende und herrschende Stand geworden, ohne daß in ihm auch der Wunsch rege wurde, die Lage seiner Familie wenigstens über das unentbehrlichste Bedürfniß hinaus gebessert zu sehen. Nun las er alle Tage, oder hörte lesen und wiederholen, wie die Opposition der Bourgeoisie Eigennutz, Habsucht, Bestechlichkeit, Lieblosigkeit gegen den gemeinen Mann vorwarf; er hörte, wie der Proletarier der Frohnknecht des Besitzstandes, ein weißer Sklave genannt wurde, und er gesellte sich den Revolutionen bei, welche die Herrschaft dieser tyrannischen Bourgeoisie brechen sollten. Die Niederlagen und Züchtigungen, welche auf diese mißglückten Versuche folgten, trafen hauptsächlich den Proletarier, und die Strafe ereilte selten die politischen Männer, die ihn zum Kampfe gestachelt hatten. Mit diesem Groll im Herzen stand der rathlose, überall zurückgewiesene Proletarier da, als die racheglühenden Demagogen aus den Gefängnissen stürzten, mit Babeuf's Lehre jeden anderen Materialismus überboten, und dem Proletarier den Hebel zeigten, womit er die Macht der Bourgeoisie brechen könne, und von da an hat er immer mehr gelernt, letztere als einen Feind zu betrachten. Das ist die Stellung des Proletariats und des in ihm immer mehr polypenartig sich ausdehnenden Communismus, wie sie sich herausgestellt hatte nach den immer im Communismus wurzelnden Versuchen, welche seit dem Maiaufstande vorgekommen waren.

Es bietet sich nun von selbst die Frage dar: was kann die Regierung thun, um diesem Uebel, das schon in seinen Anfängen so

furchtbar sich erweist, zu begegnen? Das Unglück ist, daß die Regierung verhältnißmäßig nicht viel thun kann; denn sie kann nicht das Proletariat vernichten, und bei Ausführung der Mittel, durch welche die gerechten Beschwerden gehoben und das Proletariat auf eine Bahn geleitet werde auf welcher ihm ein billiger Antheil an Rechten und Mitgenuß nur so in Aussicht zu stellen ist, daß eine Beschwichtigung zu erwarten, stößt die Regierung auf Hindernisse gerade bei denen, durch welche allein solche Plane in's Leben geführt werden können. Die Regierung kann für Abwehrmittel gegen partielle Versuche zum Umsturz des Bestehenden sorgen; diese Mittel hat sie, sie ist wachsam, auf ihrer Hut, und kann dabei auf Mitwirkung der Bourgeoisie rechnen, die nachgerade eingesehen hat, um was es sich handelt. Diese Mittel werden ausreichen bis zu einem gewissen Grade; aber wenn die begonnene Bewegung nicht bei Zeiten zertheilt werden kann, so wird früher oder später — und vielleicht früher als man glaubt — der Augenblick kommen, wo die Repressionsmittel des Polizeistaates nicht hinreichen um eine mit Naturkraft emporsteigende organische Entwickelung zu hemmen, die darum weil sie jetzt über alles Ziel hinaus will, doch keinesweges ohne Berechtigung ist für einen Theil ihres Begehrens; dabei ist die Lage so, daß man, um das Zuständige gewähren zu können, sich zu wesentlichen Modificationen der bestehenden Organisation herbeilassen muß. Hier ist nun der Punkt, wo die Macht der Regierung allein nicht ausreicht, und wo sie ohne eine freiwillige Unterstützung sogar nicht die Initiative ergreifen kann. Sie kann und darf nur auf gesetzlichem Wege gehen bei allen Maßnahmen, welche mehr und mehr unerläßlich werden zur Abwendung des Uebels, das bevorsteht wenn man das Proletariat sich selbst überläßt und ihm keine Wege öffnet, auf denen es aus seinem Bedrängnisse herauskommen kann. Herrin dieser Wege ist aber die Bourgeoisie, und sie bewacht sie bis jetzt mit empfindlicher Eifersucht. Sie will zwar, das soll keinesweges verkannt werden, Hülfe und Beisteuer geben zu Unterstützung von Armen und Nothleidenden, sie gründet Vereine aller Art, welche den Arbeitern freundliche Anleitung und Erleichterung bieten; aber sie will keine Gesetze geben, wodurch sie 1841.

1841. etwas von ihrer unbedingten Freiheit beschränken und die Besitzlosen zur Theilnahme daran zulassen müßte. Zwei Hauptursachen der Verarmung sind die unbedingte Mitbewerbung der Arbeit, und die unbedingte Zerstückelung des Grundeigenthums. Die unbedingte Mitbewerbung gewährt den großen Capitalien Alles, den kleinen höchstens einen geringen Antheil, dem besitzlosen Arbeiter nur dann ein Daseyn wenn der Gewinn des großen Capitalisten sich günstig realisirt; die unbegrenzte Zerstückelung des Bodens zerstört die Familien und schmälert die Production während sie die Volksmenge vermehrt. Jeder Vorschlag aber, der Erbpacht, innerhalb gewisser Grenzen geschlossene Güter und Gewerke, einen Antheil der Arbeiter außer dem Tagelohn in Anregung bringt, wird von der liberalen Bourgeoisie zurückgewiesen unter dem Rufe, man vernichte die Freiheit, jedes theure Gut, das in den Kämpfen der Revolution gewonnen worden. Die Revolution aber hatte das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; sie zerbrach das einseitig und zu unbilligem Vortheil einer bevorrechteten Kaste geflochtene Band des Feudalismus, und warf sich in die entgegengesetzte Haltlosigkeit eines ganz freigegebenen Individualismus mit Aufgeben aller bevormundenden Aufsicht als die der Centralisation, wodurch die Republik allein Consistenz bekam, bis sie, eben dadurch, in den Imperialismus umschlug. Während dieser am Uebermaße der Eroberungsgier sich zerschlug, und die Restauration der Bourgeoisie die Handveste der Charte geben mußte, wegen deren Verletzung die Bourgeoisie die Restauration vertrieb und ihre Dynastie auf den Thron brachte, ging der durch die Revolution angeregte gesellschaftliche Zustand in einer sich selbst entzündenden Entwickelung ungestört seinen Gang, und erzeugte neben dem legitimen Industrialismus das illegitime Proletariat. Nun meldete sich der natürliche Sohn zur Erbschaft des Vaters; man verweigerte ihm jeden Antheil, läßt ihm aber dann und wann Manches zukommen, ohne jedoch die Gültigkeit seiner Ansprüche anzuerkennen. Das Proletariat aber nimmt dieses Gnadenbrod mit Groll, empfindet keine Dankbarkeit dafür, denkt nicht an das was ihm gegeben, sondern an das was ihm vorenthalten wird, und da es angefangen hat, die Hoffnung einer Vermittelung aufzugeben,

so wirft es sich seinerseits in eine Uebertreibung, die alle andere 1841. überbietet; das Eigenthum, zu dem es nicht gelangen kann, soll Niemand gehören, es soll confiscirt werden zum Vortheil Aller. Die Bourgeoisie hat die Aufgabe wohl begriffen und erfüllt, die sie übernahm nachdem sie das Volk bewaffnet hatte zur Erhaltung der Charte; sie hat ihr Werk rüstig, muthig und aufopfernd vertreten und vertheidigt. Weil sie das gethan hat und die Stütze der Regierung geworden ist, so kann diese auch nur durch sie die Bewegung vermitteln, welche vom Proletariat ausgeht. Diese Aufgabe ist eine große und heilige, denn durch ihre Erfüllung soll nicht nur ein Stand und eine Regierung, sondern die Civilisation erhalten werden. Um dies aber zu können, muß der Stand, in dem die Civilisation repräsentirt ist, sich läutern und erheben, der Isolirung, der Genußsucht, dem Eigennutz entsagen, und nicht erwarten, die Früchte der Civilisation erhalten zu können als wenn sie sich der Civilisation zuwendet, die sich stützt auf das Bewußtseyn von Gott und auf die Ueberzeugung, daß nur durch seine Erkenntniß die Menschheit einem höheren Ziele entgegengeführt werden kann. Mit geringerem Ernste darf dies Werk nicht angegriffen werden, denn es kann nicht durch die Regierung, nicht durch Uebertragung vollzogen werden, sondern Alle müssen Hand mit anlegen; alle Hülfe, die geboten werden kann, alle Plane, wie klug immer ersonnen, werden nicht ausreichen, wenn diese Gesinnung nicht geweckt wird; alle andere Zeitfragen erblassen vor dieser einen, in der sie alle ihre Lösung finden werden. Ich weiß wohl, daß sehr Viele nicht glauben, die Zeit des bitteren Ernstes sey nahe. Viele gründen ihre Hoffnung auf Nichtgelingen der dem Besitzstande feindlichen Plane gerade auf ihre absurde Uebertreibung. Manche glauben, daß allerlei statistische Expedients noch lange vorhalten können. Es gibt eine Partei, die auch mit darum zu einem Kriege drängt damit er für die bösen Säfte der wuchernden Volkszahl wie ein Haarseil wirke. In alle Plane aber für künftige Entwickelung und Gestaltung des Ackerbaues, des Handels, der Industrie, für jedes Staatswerk, flicht sich die Frage des Proletariats ein; sie ist überall gegenwärtig, und lauft wie ein rother Faden durch jedwede Berechnung.

1841. Bereits sehen auch viele ernste und tüchtige Gemüther der Frage kühn in's Auge und erkennen, daß ohne eine Regeneration des Besitzstandes in Gesinnung und That kein Mittel durchgreifen werde. Diese verhehlen sich aber auch nicht, wie mißlich es ist, Hülfe zu erwarten, wo Jeder mit sich selbst beginnen muß, und sehen mit Besorgniß, wie Viele noch immer hoffen, es könne geholfen werden ohne das schmerzliche Selbstopfer mancher Genüsse und Gewohnheiten, welche man in die Zahl der unentbehrlichen Bedürfnisse eingereiht hat.

Auf diesem Standpunkte finden wir am Schlusse des Jahres die wichtige und Zukunftschwere Frage des Proletariats, wie sie sich nach den durch den Berichtausschuß des Pairgerichthofes angeregten Nachforschungen herausgestellt hatte. Hier konnte in Beziehung auf ihre kulturpolitische Natur im Allgemeinen blos Andeutungen gegeben werden, da wir uns nur aus Veranlassung eines bestimmten Falles damit zu beschäftigen hatten.

1842.

Das Jahr begann mit einer Spannung mit Rußland, die zwar 1842.
nur in einer an und für sich unbedeutenden Etiketteform zu Tage kam, dabei aber doch zeigte, daß der russische Hof keine vertrauliche Stellung zum Hofe der Tuilerien nehmen will, und mit Frankreich nur in dem Verhältnisse bleibt, welches die gegenseitigen Staatsinteressen gebieten. Nach herkommlichem Gebrauche hält der Aelteste von den Botschaftern in Paris die Glückwunschanrede an den König bei der Neujahrsaufwartung im Namen des ganzen diplomatischen Corps. Dies wäre in Abwesenheit des Grafen Apponyi, welcher schon seit Jahren der älteste Botschafter in Paris ist, dem russischen Botschafter Grafen Pahlen zugefallen. Der Graf wurde jedoch vom Kaiser nach Petersburg berufen und in der höheren Gesellschaft war nicht undeutlich zu verstehen gegeben worden, daß dies geschehen sey, damit der Vertreter Rußlands nicht in den Fall komme, Worte der feierlichen Anerkennung an den König der Franzosen richten zu müssen. Am Neujahrstage in Petersburg, der nach griechischer Zeitrechnung später eintritt, erschien der französische Geschäftsträger, Herr Périer, nicht, obwohl die vorgeschützte Unpäßlichkeit ihn nicht verhinderte, sich öffentlich zu zeigen. Man erklärte diese Mißstimmung daher, daß der Kaiser von Rußland sich besonders ausgesprochen hätte gegen eine Annäherung zwischen den Höfen von Holland und Frankreich, in der die Verbindung des Prinzen von Joinville mit einer holländischen Prinzeßin in Aussicht gestellt worden sey, und wobei der Kaiser als

1842. Agnat der Prinzessin abgerathen habe. Alles dies ist nachher beigelegt, später Périer von Petersburg abberufen worden; von beiden Seiten ist man keineswegs gemeint, die Geschäfte darunter leiden zu lassen. Diese werden den Interessen gemäß geführt, aber von Zeit zu Zeit kommen Züge vor, welche, wie der stereotype Adresseparagraph im Betreff Polens, zeigen sollen, daß man ja nicht von dem höflichen Verkehr der Kabinette schließen möge auf ein dynastisches Wohlwollen. Das Journal des Débats beklagte sich laut über Rußland, dem es eine diplomatie boudeuse et tracassière vorwarf, mit der ohne Zweifel sehr richtigen Bemerkung, daß Rußland allein sich weigere, die großen Dienste anzuerkennen, die Frankreich der monarchischen Ordnung und dem allgemeinen Frieden geleistet habe.

Noch im verwichenen Jahre waren scheinbar alle Spuren des Mißverständnisses hinweggeräumt worden, welches eine Zeit lang den Frieden zu bedrohen schien. Der Vertrag, welcher ursprünglich zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossen war — wonach die Meerenge der Dardanellen in Friedenszeit geschlossen seyn soll für Kriegsschiffe aller Nationen mit Vorbehalt von Fermanen für Depeschenfahrzeuge der Gesandtschaften in Constantinopel — wurde von allen fünf Mächten anerkannt und ein neuer Vertrag mit gleichlautenden Bestimmungen unterzeichnet in London am 13. Juli 1841; für Frankreich von seinem Geschäftsträger Baron Bourqueney. Auch hatte noch im vorigen Jahre gegenseitige Entwaffnungen stattgefunden. Die französische Regierung konnte nicht anders wünschen, als sein Militairbudget erleichtert zu sehen. Sie mußte jedoch mit Vorsicht zu Werke gehen, denn man befand sich noch unter dem Eindruck der kriegerischen Spannung und der revolutionairen Bestrebungen, deren Fortdauer der Quénisset'sche Proceß enthüllt hatte; zudem forderte die öffentliche Stimmung die Rücksicht, auf eine thatsächliche Entwaffnung außerhalb Frankreich hinweisen zu können. Oestreich namentlich erkannte die Billigkeit dieser Rücksichten, ging mit einem guten Beispiel voran, und nachdem es in seinen Staaten eine nahmhafte Verminderung der Streitkräfte vorgenommen, drang es auf Befolgung dieses Beispiels als das beste Mittel; die Friedensgesinnung

Aderaus zu befestigen. Demzufolge hatte auch eine Verminderung des französischen Heeres stattgefunden; diese betraf hauptsächlich die Infanterie, indem von jedem Bataillon eine Compagnie entlassen wurde. 1842.

Die Beurtheilung der Lage des Landes, seiner Interessen, des daraus hervorgehenden Bedürfnisses, worauf der König die Berufung des Ministeriums vom 29. October gegründet hatte, erwies sich allerdings als richtig. Die Friedenssendung, welche ihm aufgetragen war, fand die erwartete Unterstützung; jedoch nicht ohne daß das Ministerium auf vielen, oft herben und grellen Widerspruch stieß. Der Widerstand wuchs mit der Entschiedenheit mit welcher er überwunden wurde; aber in der Kammer wie in der Presse führte er den Kampf mit Heftigkeit und Bitterkeit und beugte sich nur grollend vor der Nothwendigkeit, welche die Majorität ihm auferlegte. Die politischen Parteien, welche die Politik des Ministeriums mißbilligten, bekämpften sie; das war natürlich. Diejenigen, welche Minister seyn wollten statt derer, die es waren, sahen mit Schrecken, daß diese sich durch den besiegten Widerstand befestigten; das ist begreiflich, da man nun einmal in Frankreich ein Ministerium betrachtet als den Kampfpreis eines parlamentarischen Turniers, nach dem Jeder, der die parlamentarische Sporen verdient hat, streben kann. Daß aber auch viele von denen, welche dem Ministerium ihre Stimmen nicht versagten, ihm Anfangs nur mit Sprödigkeit Anerkennung zollten, kam daher, weil die gereizte Nationalempfindlichkeit die ganze Lage als eine Buße hinnahm, welche ihr von Europa auferlegt war; selbst die, welche einsahen, daß unter den gegebenen Umständen die Politik des Ministeriums die rathsamste war, zürnten ihrer Nothwendigkeit. Dies Verhältniß zeigte sich gleich in der Erörterung über die Adresse in der Abgeordnetenkammer. Diese wurde zwar größtentheils im Sinne des Ministeriums angenommen am 28. Januar mit 240 gegen 156 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 94 Stimmen für das Ministerium; jedoch nicht ohne eine Warnung und ohne daß ihm eine Bedingung auferlegt wurde, die sich nachher als sehr ernstlich gemeint zeigte, und ganz darauf berechnet war, ihm vielfache Verlegenheit zu bereiten. Schon die Mitunterzeichnung des Meerengevertrags vom 13. Juli 1841 von

1842. Frankreich wurde von der Opposition getadelt. Sie schlug es nicht hoch an, daß Frankreich damit in den sogenannten Concert Européen eingetreten war. Dies hätte ihrer Ansicht nach nicht erfolgen sollen ohne daß Frankreich für die erlittene Zurücksetzung irgend eine, wenn auch nur formelle Genugthuung bekommen; bis diese erfolgt, könne sie in einer fortgesetzten diplomatischen Isolirung keine Gefahr erblicken. Nun sey aber Frankreich ohne irgend einen Vorbehalt einem Vertrage beigetreten, der, indem er scheinbar gegen Alle gleiche Gerechtigkeit übe, dennoch thatsächlich Rußland die Oberhand einräume in allen Vorkonmmnissen der türkischen Frage. Rußland, als Schutzmacht der Donaufürstenthümer, habe bereits so gut als die Hegemonie der europäischen Türkei, und der Vertrag mache nun das schwarze Meer zu einem russischen See mit stipulirter Ausschließung der übrigen verbündeten Mächte. Daß Rußland seinerseits ebenfalls vom Marmarameer ausgeschlossen ist, habe nur geringe Bedeutung, denn es könne, ohne den Vertrag zu verletzen vom schwarzen Meere aus Truppen ausschiffen in der nächsten Nähe von Constantinopel ohne daß die bis zum Aegaeischen Meere zurückgewiesenen europäischen Streitkräfte es daran zu verhindern im Stande wären. Es ist nicht zu läugnen daß Rußland in dieser Angelegenheit vor allen anderen Mächten unbezweifelbare Vortheile besitzt, die, zu einem raschen Zugreifen benutzt, der europäischen Diplomatie eine vollendete Thatsache hinstellen können ehe diese nur die Mittel bereiten kann, dagegen aufzukommen. Nicht zu läugnen ist ferner, daß Rußland durch den Meerengevertrag noch entschiedener Herr des schwarzen Meeres geworden ist, und diese Herrschaft namentlich an den Donaumündungen in einer Weise ausübt, worüber der europäische Handel sich mit Recht, jedoch ohne Erfolg beklagt. Diese Vorzüge gehen alle aus Rußlands Lage hervor, und dieser kann man es nicht berauben. Dem Mißbrauche kann aber nur gesteuert werden durch eine Vereinigung aller anderen Mächte, und um Frankreich dabei das gebührende Gewicht zu geben, war es eben wichtig, daß es dem Verein der Mächte beitrat; der Meerengevertrag bestand ohnedies thatsächlich zwischen den anderen Mächten, da seine Stipulationen dem Vertrage vom 15. Juli 1840

annexirt waren. Diese Mächte waren auch Frankreich entgegengekommen, denn ihre Gesandten in London hatten in einem am 9. Juli 1841 unterzeichnetem Protocoll den Beschluß gefaßt, Frankreich einzuladen, dem Meerengevertrag beizutreten, und zwar war es dem englischen Cabinet übertragen, die französische Regierung zu benachrichtigen von dem Inhalte des Protocolls, in dem es ausdrücklich hieß, daß dieser Beschluß gefaßt worden sey pour manifester l'accord et l'union qui président aux intentions de toutes les cours dans l'intérêt de l'affermissement de la paix européenne. Noch entschiedener aber loderte in und außer der Kammer der Unwille der Opposition auf als man Kenntniß bekam von dem Abschluß eines neuen Vertrags über die Abschaffung des Negerhandels mit erweiterten Bestimmungen im Betreff des gegenseitig zugestandenen Durchsuchungsrechts. Dieser Vertrag war am 20. December 1841 in London zwischen den fünf Mächten abgeschlossen, und von dem französischen Botschafter am englischen Hofe, Grafen von St. Aulaire unterzeichnet worden. Die englischen Zeitungen verkündigten allmälig einige Bestimmungen über das Durchsuchungsrecht, aber der vollständige Text erschien erst in den „Times“ gegen Ende Februar. Das was man vorher erfahren hatte, begründete die Ueberzeugung, daß dem Durchsuchungsrechte die weitesten Befugnisse eingeräumt waren. In der That waren die Zonen, innerhalb welcher im atlantischen und indischen Ocean das Durchsuchungsrecht ausgeübt werden konnte, nach nördlichen und südlichen Breitegraden so bestimmt worden, daß, mit Ausnahme des Mittelmeeres und einer Seefahrt von einem europäischen Hafen nach Canada, den Staaten von Maine, Massachusets, New-York, Connecticut, Neu-Jersey, Maryland, Delaware, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, kein Schiff der dem Vertrage beitretenden Mächte eine Reise unternehmen kann ohne dem Durchsuchungsrechte unterworfen zu seyn. Ausgenommen von aller Untersuchung sind Kriegsfahrzeuge aller Art, aber jedes Kauffartheischiff wird als verdächtig erklärt, Sklavenhandel getrieben zu haben, oder dazu ausgerüstet worden zu seyn, wenn es an seinem Bord führt: offene Lucken statt geschlossene — mehr Verschläge im Raum oder auf dem Verdeck, als für offene Fahrt nothwendig

1842. erachtet wird — Planken, um mehrere Verdecke im Raume, sogenannte Sklavenverdecke machen zu können — Handschellen, Ketten, oder eiserne Ringe, aus denen solche zusammengesetzt werden können — eine größere Anzahl Fässer für Süßwasser oder Getränke, als für die Mannschaft nöthig, wenn nicht ein Zollschein ausweißt, daß sie die Bestimmung haben, Palmöl oder andere flüßige Waare aufzunehmen — eine größere Anzahl von Näpfen, Kochkesseln von größerem Kaliber, größeren Vorrath von Reis, Mehl, Mais, Cassade, überhaupt von Nahrungsfrüchten, als für eine gewöhnliche Bemannung nothwendig —. mehrere Matten als für die Schlafstellen der gewöhnlichen Mannschaft nöthig. Wenn diese Gegenstände, oder einige davon in der bezeichneten Weise am Bord eines Schiffes gefunden werden, das von dem Befehlshaber eines zur Kreuzung auf Sklavenschiffe autorisirten Kriegsschiffes besucht wird, oder wenn hergestellt werden kann, daß solche Gegenstände während der Reise am Bord gewesen sind, so ist das Schiff dem Aufbringungsrechte unterworfen; es wird dann seiner eigenen Landesjurisdiction übergeben, weßhalb für die verschiedenen Zonen im Vertrage Hafen aller contrahirenden Mächte als Aufbringungsstationen bezeichnet sind, wo Marinetribunale sich befinden. Die Beglaubigungsschriften, die ein Schiff auf langer Fahrt führen muß, waren schon sehr verwickelter Natur; nun ist aber durch die Durchsuchungsbestimmungen eine Reihe von Zeugnissen und Bestätigungen dazu gekommen, deren äußerste Pünktlichkeit nicht einmal das Schiff sicher stellt gegen Aufbringung. Aus dem beispielweise angeführten Paragraph wird man erkennen, wie unbestimmt und schwankend die Bestimmungen sind und wie weiten Spielraum sie der willkürlichen Auslegung lassen; denn die meisten Gegenstände, durch deren Vorhandenseyn ein Schiff dem Verdachte des Sklavenhandels anheim fällt, sind jeder Schiffmannschaft unentbehrlich. Es ist keine Regel festzustellen über das billige Quantum von Vorräthen für die Mannschaft, denn das wechselt nachdem diese aus Europäern oder Südländern besteht; nach der Bestimmung und der Durchschnittsdauer der Fahrt, wobei der nothwendige Ueberschuß für durch Wind und Wetter unvorherzusehenden Aufenthalt fast unbestimmbar bleibt; das

Schiff kann in der Nothwendigkeit gewesen seyn, Lebensmittel, die verdorben waren, zu ersetzen an Orten, wo gar kein legales Zeugniß zu erhalten gewesen; kurz, es bleiben eine Menge Wechselfälle, die möglicherweise gar nicht zu constatiren sind. Alles hängt hier ab von der Billigkeit und Beurtheilungsfähigkeit der untersuchenden Stationscommandanten. Diese sind aber häufig und meistens, junge Marineoffiziere, die nicht vertraut seyn können mit den Bedürfnissen und Gebräuchen der Kauffartheifahrt, der Rhederei, des Waarenhandels, der Absatzplätze; und angenommen, daß ihre Instructionen genau erschöpfend sind, so gehört Uebung und Kenntniß dazu, um sie richtig anzuwenden. Es war vorauszusehen, daß bei den Durchsuchungen im besten Falle Irrthum und Mißverständniß, wenigstens Anfangs, vorkommen mußte; das ist denn auch nicht ausgeblieben. Nun ist aber für ein Handelsschiff der Aufenthalt einer genauen Untersuchung schon ein Ungemach, denn es kann dadurch die in den tropischen Gegenden regelmäßig wechselnden Strömungen und Passatwinde versäumen; es kann auf einer Fahrt öfter untersucht werden und dadurch die Rhederei in den Fall kommen, die Constatirung einer legitimen Fahrt oft mit einer bedeutenden Summe bezahlen zu müssen. Eine Aufbringung ist aber, selbst wenn das Schiff nachher freigefunden wird, ein Unglück, denn die Entschädigung kommt selten dem Verluste gleich; ja, wenn Schiff und Ladung versichert sind, so würden in den meisten Fällen die Eigenthümer materiel besser bestehen wenn das Schiff im Sturm verunglückte. Von den fünf Mächten, welche den Vertrag vom 20. December unterzeichneten, waren drei für den Augenblick so gut wie gar nicht betheiligt bei den Stipulationen; die russische, östreichische und preussische Handelsflaggen erscheinen nur sehr sparsam in den im Tractat bestimmten Zonen; es kann daher eigentlich nur die Rede seyn von ihrem Mißbrauche. Der Vertrag wäre thatsächlich vollkommen illusorisch wenn Frankreich ihm nicht beitrat, dessen Flagge ziemlich häufig in den indischen, und besonders in den Gewässern des atlantischen Oceans gesehen wird. Allerdings waren die Bestimmungen des Vertrags sehr lästig für die französische Kauffartheifahrt; besonders an der afrikanischen Westküste, wo die französische

1842. Rhederei angefangen hatte mehrere Artikel, namentlich Palmöl und Gummi, sehr schwunghaft zu betreiben; nicht weniger für die Unternehmungen nach der Insel Bourbon und dem Mosambique-Kanal. Der Zweck, den schändlichen Menschenhandel auszurotten, steht so hoch, daß man bereit seyn muß, ihm große Opfer zu bringen; wenn aber der Vertrag vom 20. December den Sklavenmärkten einigen Abbruch gethan, so hat man dennoch Mittel und Wege gefunden, den Ausfall zu ersetzen, denn alle Nachrichten stimmen leider darin überein, daß im letzten Jahre der Sklavenhandel lebhaft betrieben worden ist. Dazu kam, daß Nordamerika sich entschieden weigerte, die vereinigte Staatenflagge dem Durchsuchungsrechte zu unterwerfen, und daß einige französische Schiffe von englischen Kreuzern an der afrikanischen Küste aufgebracht und zum Theil willkürlich behandelt worden waren. Daß in den ersten Berichten darüber viele Uebertreibungen waren, die von der französischen Oppositionspresse gehäßig verwendet wurden zur Aufreizung gegen England, ist erwiesen; aber in mehreren Fällen hatten Willkür und Rücksichtslosigkeit obgewaltet. Lord Aberdeen gab einen schönen Beweis von seinem Gerechtigkeitsgefühl indem er keinen Anstand nahm, im englischen Parlament laut Ungehörigkeiten zu rügen, die von englischen Offizieren geübt waren, und der Marine der Königin die Warnung zu ertheilen, jede Behutsamkeit anzuwenden, um nicht einen nur der Menschlichkeit gewidmeten Vertrag bloszustellen. Obwohl der Vertrag vom 20. December nur den Vollzug enthielt von dem was von den vorhergehenden Kabinetten zugestanden war, so erregten dennoch die Bedingungen des Durchsuchungsrechts bei'm ersten vorläufigen Bekanntwerden eine ziemlich allgemeine Mißbilligung in Frankreich. Man wollte in dem Tractat keine Gegenseitigkeit sondern nur eine Demüthigung der französischen Flagge erblicken. Das war ohne Zweifel vollkommen ungegründet, es herrschte in allen Punkten eine genau abgewogene Gegenseitigkeit; aber dem Seehandel waren lästige Bedingungen auferlegt worden, die um so mehr empfunden werden müssen, wenn dennoch der Zweck nicht erreicht werden sollte. Herr Guizot trat kühn dieser ungeheuern Aufregung entgegen, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß ein Amendement von Jacques

Lesebvre als Beschwichtigung eingebracht werden mußte, das in den 1842.
Adressverhandlungen vom 22. und 24. Januar fast einstimmig angenommen wurde, und worin es hieß: „Wir haben das Vertrauen, „daß indem Eurer Majestät Regierung mitwirkt zur Ausrottung eines „strafbaren Verkehrs, sie wissen werde, die Interessen unsres Handels „und die Unabhängigkeit unserer Flagge vor jeder Verletzung zu bewahren.“ Hiemit aber war die Besorgniß nicht gehoben, und das Durchsuchungsrecht ist ein Thema geblieben zum Angriff auf das Ministerium vom 29. October. Die allgemeine Mißbilligung erwies sich in diesem Punkte so nachhaltig, daß als es später hieß, die Ratification des Tractats sey erfolgt, Guizot auf der Rednerbühne erklären mußte, daß er wohl wisse, welches Gewicht das Ministerium eines constitutionellen Staates der öffentlichen Meinung eines ganzen Landes beizulegen habe, und daß nur nach erlangten Modificationen der Vertrag ratifizirt werde. Um aber Modificationen zu erlangen müßte ein ganz neuer Vertrag unterhandelt werden. Man wählte also den Ausweg, das Protocoll einstweilen für Frankreich offen zu behalten, während die anderen unterzeichnenden Mächte die Ratificationen auswechselten. Die Opposition aber beharrte dabei, daß es zu Frankreichs Genugthuung erforderlich sey, daß Modificationen zugestanden würden, daß aber nunmehr dennoch der Vertrag unverändert fortbestehe und Frankreich wiederum diplomatisch isolirt sey. Die geheimen Fonds erhielt das Ministerium zugestanden mit 219 gegen 142. Die Feststellung einer Entscheidung über die wegen des Colonialhandels und der einheimischen Fabrikanlagen so äußerst schwierigen Zuckergesetzgebung wurde während dieser Kammersitzung noch vertagt. Hiedurch entstand eine große Aufregung in den Hafenstädten, und der Handelsrath von Hâvre gab einstimmig seine Entlassung ein. Die Regierung entschied sich später zum Vortheil der Colonialzucker im Betracht der großen Bedeutung der damit eng verbundenen Handelsschiffarth; wenn sie in diesem Entschlusse zögerte, so darf man nicht übersehen, daß sie sich in der peinlichen Lage befand, entweder zum Vortheil der Colonialzucker sich aussprechen zu müssen mit Hintansetzung einer schon weit gediehenen einheimischen Zuckerbereitung, oder

1842. umgekehrt. In jedem Falle nun mußte sie eine bestehende Entwickelung hemmen, und ihr Entschluß war um so bedenklicher, da er immer eine Entschädigung aus Staatsmitteln erheischte.

Die Opposition suchte auf jede Weise dem Ministerium Hindernisse in den Weg zu legen. Billault, unterstützt von Isambert, brachte eine Anklage über Bearbeitung des Geschwornensystems zum Vortheil der Regierung, und gründete diese auf einen Brief des Generalanwalts von Riom an den Justizminister, worin Ersterer die Aussicht ankündigte, daß bald in seinem Gerichtsprengel eine gute, das heißt der Regierung geneigte Jury hergestellt seyn werde. Die Kenntniß dieses durchaus vertraulichen Schreibens war auf Schleichwegen erlangt worden, indem der Eine von den genannten Abgeordneten es zufällig gesehen hatte im Arbeitszimmer des mit ihm verwandten Generalsecretairs des Justizministeriums. Der Brief enthielt nichts, als was man eingestehen konnte. Die Opposition aber behauptete, politische Processe seyen verschoben worden, um sie erst vorzubringen, wenn man eine der Regierung vortheilhafte Geschwornenliste gebildet habe. Da die Geschwornen im Betreff politischer Processe auf jede Weise von der Opposition und von Parteien bearbeitet werden, so hat die Regierung sich auch möglichst sichern müssen, denn sie war mehrere male unterlegen gegenüber von den Bestrebungen der Opposition. Daß hiemit die Regierung im Sinne einer politischen Partei handelte, gebe ich zu, aber zur Abwehr gegen ihre Feinde war sie genöthigt, unter den Bürgern, welche Geschworne seyn konnten, diejenigen auszuwählen welche wenigstens nicht ausschließlich sich einem blinden Parteieifer ergeben hatten; das ist die unausbleibliche Folge davon, daß das Geschwornengericht nun einmal einen politischen Charakter hat.

Die Sendung des Ministeriums vom 29. October, den Frieden zu erhalten, gab dem Widerstande, den es vom Anfange an fand, Charakter und Färbung. Die Opposition, so zerstückelt sie war, stimmte darin überein, um jeden Preis das Ministerium stürzen zu wollen, das jeder Partei den Weg vertrat, welche in einer gleichmäßigen Entwickelung des Staatswohls ihre Rechnung nicht fand. Die Opposition versicherte oft und viel, daß sie den Krieg nicht wolle,

aber sie griff den Frieden an, den das Ministerium brachte; da sie 1842.
um keinen Preis den Frieden des Ministeriums wollte, so nannte sie ihn den Frieden um jeden Preis. Dieser Name war schlau genug gewählt; er reizte das Nationalgefühl und deutete an, daß die Opposition nur um einen viel höheren Preis den Frieden zugestehen werde; diesem gegenüber erschien immer der Friede des Ministeriums als ein Zugeständniß auf Kosten der Ehre und der Interessen Frankreichs. Während nun die Opposition bei jeder Gelegenheit sich eifersüchtig bestrebte, die Ehre Frankreichs nach einem viel höher gegriffenen Maßstabe zu schätzen, und sich daher auch die Befugniß zuschrieb, die Verkleinerer dieser Ehre zu stürzen, brachte sie eben dadurch dem Ministerium Halt und Stütze. Die Mehrheit der Kammer, und, wie sich nachher zeigte, auch die Mehrheit der Wähler, wollte zwar um jeden Preis die Ehre Frankreichs, aber auch den Frieden erhalten; sie setzte eine Ehre darein, den Frieden ehrlich zu wollen, und damit jeden Vorwand hinwegzuräumen, der Ehre Frankreichs zu nahe zu treten. Da die Opposition, wenn es ihr gelang das Ministerium zu stürzen, nicht bekannt seyn konnte, den Frieden um den bisherigen Preis zu geben, so wollte die conservative Mehrheit diesem Andrange gegenüber um jeden Preis das Ministerium halten. So kam es, daß man auf beiden Seiten starr festhielt an dem eingeschlagenen Verfahren; weil die Opposition systematisch auf den Ruin des Ministeriums ausging, so wurden alle ihre Vorschläge von der conservativen Mehrheit zurückgewiesen. Wir halten den Frieden für ein großes und unschätzbares Gut für alle Zeiten und alle Völker und sind durchaus der Ansicht, daß die Uebel, an denen der europäische Gesellschaftszustand mehr oder weniger überall leidet, in einem Kriege weder einstweilige Linderung noch dauernde Hülfe finden kann; der Friede aber muß benützt werden, um ein gründliches Heilverfahren einzuleiten, das geeignet ist, dem gesellschaftlichen Ungemach entgegenzutreten und das Vertrauen zu erwecken, daß Hülfe davon zu erwarten sey. Wir übersehen keineswegs die große Schwierigkeit dieses Werks, wir glauben eben deßhalb, daß Alle sich ihm widmen müssen und keine Zeit versäumt werden darf, diese Gesinnung zu bethätigen Nun war

1842. aber damals die Spannung zwischen den feindlichen Polen des Ministeriums und seiner Widersacher, der conservativen Mehrheit und der opponirenden Minderheit, diesem Friedenswerke höchst ungünstig, und es stand zwischen beiden verlassen, obwohl von beiden angerufen da. Die Opposition brachte Anträge in die Kammer, durch welche allerdings das Landeswohl gefördert werden konnte wenn sie im einträchtigen Sinne und mit voller Hingebung an das Gemeinbeste ausgeführt würden; aber die Art und Weise wie sie erstrebt wurden, die Haltung der antiministeriellen Presse dabei, verriethen zu sehr den Hintergedanken, daß es hauptsächlich nur darauf angelegt war, das Friedensministerium hinwegzuräumen, und sie wurden darum zurückgewiesen. In den Handelsunterhandlungen mit Belgien bestrebte sich die Regierung, dieses Land an Frankreich hinüberzuziehen durch möglichste Vereinbarung der gegenseitigen industriellen Interessen, und durch einen Zollverein ein Verhältniß anzubahnen, das Belgien mehr und mehr an Frankreichs Geschick geknüpft hätte. Dieses Unternehmen war sehr zarter Natur, denn es sollten politische und industrielle Schwierigkeiten fein und behutsam vermittelt werden. Man kann nicht anders annehmen, als daß die Opposition die Annäherung Belgiens verhindern wollte, denn sonst wäre es unbegreiflich, daß ihre Presse diese Frage auf eine so plumpe Weise hätte angreifen können. Sie leitete gleich die Besprechung ein mit Klagen und Vorwürfen, daß man nunmehr auf Umwegen erstreben müsse was man in seiner Hand gehabt und so unverantwortlich dahin gegeben habe; denn ganz Europa hätte nicht gewagt sich zu rühren, wenn man ohne sich um die diplomatischen Gegenerklärungen zu bekümmern einen französischen Prinzen nach Belgien geschickt hätte, um es einstweilen zu verwalten. Wenn die Oppositionspresse eine Zollvereinigung mit Belgien besprach, konnte sie keine Schwierigkeit erblicken in der Grenzbewachung, denn es erschien ihr so leicht als einfach, daß die belgische Grenze nach dem Auslande von französischen Zollwächtern beaufsichtigt werden müsse; auf jede andere Weise würde das französische Interesse unverantwortlich verrathen seyn. Die Opposition sah hierin nur eine Entgegnung auf den deutschen Zollverein, den sie als eine

preussische Usurpation betrachtete, und meinte, daß einem etwaigen Widerspruche der Mächte, welche die Integrität des Königreiches Belgien verbürgt, leicht zu begegnen sey; eine Regierung, welche den Muth habe, an das Volksgefühl zu appeliren, würde sogar Beistand genug finden, um, was früher oder später doch geschehen müsse, Frankreichs Grenzen nach Norden wie nach Osten bis an den Rhein zu führen. Daß die Conservativen in einer solchen Erörterung der belgischen Handelsunterhandlungen nur die Absicht finden konnten, sie zu vereiteln, und das Nationalgefühl gegen das Ministerium aufzuregen, war begreiflich. In der Kammer zeigte sich das Mißtrauen der Conservativen bei jedem Vorschlage, der das bestehende Verhältniß ändern oder erschüttern konnte. Ducos machte den Vorschlag einer Wahlreform, die verhältnißmäßig noch als sehr gemäßigt erscheinen konnte, denn sie würde nach ziemlich zuverläßigen Berechnungen die Zahl der Wahlmänner, die etwas über 190,000 beträgt, um wenig mehr als 80,000 vermehrt haben. Sie wurde aber abgewiesen mit 234 Stimmen gegen 193. Ganneron brachte einen Vorschlag über Feststellung einer gewissen Anzahl von Incompatibilitäten, indem nämlich eine Reihe von Beamtungen als unverträglich mit der Stellung eines Abgeordneten erklärt werden sollten. Die verkündete Absicht war, die Würde der Kammer in der Meinung des Landes zu heben und ihre Mitglieder über den Verdacht hinauszustellen, ihre Meinung, oder wenigstens ihre Abstimmung abhängig zu machen von Anstellung oder Beförderung. Es wurde mit 198 Stimmen gegen 190 beschlossen, daß dieser Vorschlag nicht in Erwägung gezogen werden sollte. In beiden Vorschlägen sah die Mehrheit der Kammer, und ohne Zweifel mit Recht, eine Taktik der Opposition um das Ministerium zu stürzen und damit eine friedliche Politik zu verdrängen. In beiden Vorschlägen waren aber auch Mängel und Gebrechen zur Sprache gebracht, deren Vorhandenseyn Niemand läugnen konnte. Die materielle Eigenthumsstellung, wonach ein Bürger, weil er das vorgeschriebene Steuerquantum entrichtet, Wähler seyn kann, macht es wahrscheinlich, daß er ein persönliches Interesse hat an Erhaltung der Verfassungsordnung, verbürgt aber keineswegs seine Einsicht; es ist klar, daß es nützlich 1842.

1842. seyn kann, einsichtsvolle Wähler zu haben auch wenn sie nicht Vermögen genug haben, um die Bedingungen des Census zu erfüllen. Gewiß ist das eine sehr blinde Garantie, die nur im Besitz eine Sicherheit und in der Intelligenz ohne Vermögen eine Gefahr findet. Es muß eingeräumt werden, daß unter den sogenannten Capacitäten, denen man Eintritt in die Kammer verschaffen wollte, manche diesen benutzen könnten, um sich in der Opposition bemerkbar zu machen und dadurch den Preis zu erhöhen, um welchen sie sich beschwichtigen lassen wollten; sie konnten leider ein Beispiel dafür finden an denen, welche den Census bezahlen, und man meinte, es sey keine Verbesserung, wenn man noch Mehrere zuließ um den Mißbrauch zu benutzen. Auf der andern Seite bemerkte man bei den Incompatitibitäten, daß wenn so viele Beamte aus der Kammer scheiden müßten, darin ein fühlbarer Mangel entstehen werde an Intelligenzen, welche mit dem Geschäftsgange vertraut wären, und daß ohnehin ein Abgeordneter gewonnen werden könne wenn man nicht ihn selbst, sondern seine Clientel bei Ernennungen begünstige. Es ist wahr, daß die beantragten Vorschläge hinter der vorgehaltenen Absicht hauptsächlich ein antiministerielles Manoeuvre bargen, aber sie brachten Mängel und Mißbräuche zur Sprache, die man fortbestehen ließ. Der Gemeindeegoismus in Frankreich ist groß und die Wähler betrachten nur zu oft den Abgeordneten als den Bevollmächtigten der Ortsinteressen und wählen darnach, so wie in einigen Gegenden Parteileidenschaft den Gewählten die Pflicht auferlegt, stets und immer gegen die Regierung zu stimmen. Die Stellensucht ist nicht weniger groß und verursacht den Ministern keine geringere Qual; man bereitet einen Schutz vor und will den Eintritt in den Staatsdienst von Prüfungen abhängig machen, wodurch wenigstens die Zahl der Bewerber verringert wird. Zu bedauern ist aber, daß diese Spannung der Parteien wesentliche Verbesserungen ausschloß, mit deren Behandlung man nicht zu lange zögern darf, wenn man nicht die Repräsentativregierung um alles Vertrauen bringen will. Tocqueville erinnerte mit Recht daran, daß diese Gefahr drohe, und daß ihr Vorhandenseyn sich beurkunde in einer Gleichgültigkeit gegen die Verhandlungen, in denen zu oft die Interessen der Parteien

über die des Landes gesetzt werden. Die Regierung hat dabei un- 1842.
bedenklich viel Nützliches mit dem lobenswerthesten Eifer gefördert; noch immer aber scheut man sich, einige Fragen zu berühren, die sich nicht von selbst lösen, und, sich selbst überlassen, nur um so verwickelter werden. Die Regierung hat große Verbesserungen und Vervollständigungen durchgeführt im Staatsbauwesen. Landstraßen sind in bedeutender Zahl gebaut worden, die vorhandenen verbessert, zweckmäßiger gezogen und dadurch die Hauptpunkte des Landes in eine schnellere Verbindung gebracht worden. Es sind unter der gegenwärtigen Regierung mehr Brücken und Canäle gebaut und regulirt worden, als unter allen Regierungen der vorhergehenden fünfzig Jahre. Die wichtige Frage der Eisenbahnzüge fand damals noch viele Schwierigkeiten, und ist erst später zu einer, ohne Zweifel glücklichen Lösung gekommen. Die Regierung hat viel gethan für Belebung des Handels durch Aufsuchung und Vorbereitung neuer Absatzwege. Wir weisen nur hin auf die damals und später unternommenen Versuchs- und Erforschungsreisen nach China, dem östlichen und westlichen Afrika, nach dem Panama, die Erwerbung von Stationen im stillen Meere, die Hebung und Vervollständigung des Consularsystems auf fast allen Punkten in Asien und Amerika, die Ermunterung, Unterstützung, Aufklärung aller Zweige der Industrie, des Ackerbaues durch gründliche Untersuchung der Bewässerungsmethoden, der künstlichen Wiesen und ihre Einführung in Frankreich. Nicht weniger thätig ist die Hebung und Verbreitung des Volksunterrichts betrieben worden; mit unermüdlicher Beharrlichkeit hat man fortwährend gearbeitet gegen den Widerstand, dem man noch immer in den Landgemeinden mancher Bevölkerungen von Frankreich begegnet, und viele Ungunst ist mit Erfolg überwunden worden, während man in den Städten eine erfreuliche Besserung für den höheren Schulunterricht bemerkt, indem aus eigenem Antriebe der Gemeinden und Stadtbehörden die Zahl der in die Klasse der königlichen Collegien erhobenen Schulen bedeutend zunimmt. Auf diesem Felde hat die Regierung einen wichtigen und in seinen weiteren Folgen kaum zu berechnenden Widerspruch erfahren. Die Geistlichkeit ist aufgetreten mit einer gänzlichen Ver-

1842. werfung und Verdammung der Richtung des universitarischen Unterrichts, wie er gesetzlich in Frankreich besteht, und fordert entweder dessen gänzliche Umgestaltung in einer Weise, welche das bisherige Studiensystem vollständig umschaft, oder die vollkommene Freiheit des Unterrichts, woraus zwei, sich nicht nur in den wesentlichsten Punkten widersprechende, sondern sich bekämpfende Methode entstehen müssen. Dieser hochwichtige Gegenstand, der in das Staats- und Volksleben nicht blos eingreift, sondern es von innen heraus bestimmt, kann nur seiner vollen Bedeutung nach besprochen werden, wenn das noch schwebende Gesetz über den Elementarunterricht in den Bereich unserer Darstellung fällt. Damals begann die Bewegung mit dem Auftreten des Bischoffs von Chartres gegen die Universität, ihr Privilegium, die Richtung ihrer Lehre und die Personen mehrerer ihrer vorzüglichsten Lehrer. Es war besonders die philosophische Lehrmethode, welche an der Universität sowohl wie in den Collegien als antikatholisch und überhaupt gottlos bezeichnet wurde, und das geistliche Blatt l'Univers nannte Cousin, Jouffroy, Damiron, Ampère, Michelet, Edgar Quinet und mehrere andere, Atheisten und Prediger der Unsittlichkeit. Die Universität antwortete etwas herausfordend auf diesen Angriff indem sie, freilich nicht ohne Widerspruch mehrerer Mitglieder, als Preisaufgabe für 1843 eine Lobrede auf Voltaire bestimmte. Damals glaubte man noch, daß es bei dem isolirten Auftreten einiger Zeloten sein Bewenden haben werde. Wir werden jedoch später sehen, daß eine nicht unbedeutende Zahl der ersten Prälaten der französischen Kirche dem Widerspruche gegen die Rechte wie gegen die Lehre der Universität beitraten, und daß der Kampf eine Wendung genommen hat, die vor der Hand wenig Aussicht auf Versöhnung darbietet, denn eine versuchte Vermittelung ist von beiden Seiten fast mit gleicher Entschiedenheit zurückgewiesen worden.

Alle genannte Bestrebungen der Regierung sind höchst anerkennungswerth und werden die besten Früchte tragen; sie zeugen von einer unermüdlichen Aufmerksamkeit auf Belebung aller Mittel und Wege, durch welche das Volk gehoben, belehrt und befähigt werden kann zum Fortschritt auf der Bahn bürgerlicher Entwickelung, und sind

vollkommen geeignet, Vertrauen zu erwecken. Woher kommt es nun, 1842.
daß die Regierung in der großen Masse des Volks nicht das Vertrauen findet, welches ihre gute Absicht verdient? — denn wir können uns darüber nicht täuschen, das Volk hegt nicht das volle Zutrauen zu der Landesverwaltung, daß es sein Wohl und seine Entlastung von ihr ruhig und zuversichtlich erwarten könne. Wir sehen den ehrwürdigen König mit einer über alles Lob erhabenen Hingebung dem öffentlichen Wohl unabläßig zugewandt; man kann ohne den Vorwurf einer Schmeichelei zu befürchten, sagen, daß jeder Augenblick seines Daseyns Frankreich gehört. Seine Söhne folgen diesem seltenen Beispiele von Muth, Ausdauer und unermüdlicher Pflichttreue, jeder auf seiner Laufbahn; sie sind wahrlich gewissenhafte Diener Frankreichs. Die ganze königliche Familie ist leutselig, menschenfreundlich im besten Sinne, und spendet in unerschöpflicher Theilnahme nie verweigerte Gaben wo Hülfe Noth thut. Kein billiger Mann läugnet, daß das gegenwärtige Ministerium um das Landeswohl aufrichtig besorgt ist, wenn er auch glauben mag, daß es auf einem anderen Wege schneller und besser gefördert werden könne. Aber der Vaterlandsfreund, der von keiner politischen Leidenschaft geblendet ist, sieht mit wachsender Besorgniß, daß ein Mißverhältniß fortbesteht, für dessen allmälige Milderung und Abstellung die Aussichten nicht günstig genannt werden können. Eine verhältnißmäßig noch geringe Zahl der Staatsangehörigen leben in Reichthum oder im Wohlstande, und eine zu große Zahl sinken mehr und mehr dazu hinab, nicht grundsätzlich sondern thatsächlich, die erblichen Caryatiden dieses glänzenden Oberbaues zu werden. Der geringe Mann ist zu sehr überbürdet, und während man sich nicht anschickt, für seine Entlastung wenigstens einleitende Schritte zu thun, hat das kolossale Budget den Standpunkt der Milliarde so entschieden überschritten, daß es bis jetzt nicht einmal auf diesen zurückzubringen ist, der ein Minimum der Staatserfordernisse zu werden droht. Frankreich bezahlte im Jahre 1842 an directen Abgaben 71,284,716 Franken mehr als 1830. In den ersten sechs Monaten von 1842 trugen die indirecten Steuern 29,753,000 Franken mehr als 1840, und 21,460,000 Franken mehr als 1841. Die

1842. Zunahme der Steuerfähigkeit des Landes zeigt allerdings Aufschwung und Wohlstand, aber die Verbrauchsteuer und die Stadtzölle lasten schwer auf dem geringen Mann. Sein Vertrauen zur Regierung muß begründet werden durch die Erleichterung, welche sie ihm gewährt und verschafft. Wie gering auch die Steuersumme ist, die er beiträgt, auch wenn er gar kein Besitzthum hat, so ist er sich bewußt, mit jedem Stück Brod und jedem Trunk, den er genießt, zur Staatssteuer beizutragen; und nun fragt er, was er empfängt von dem Budget, in dem er darum seinen Pfennig so hoch anschlägt, weil er ihn weit schwerer entbehrt, als der Reiche Hunderte von Thalern. Zuverläßig empfängt auch der Arme seinen Antheil an dem was durch das Budget erzielt wird zum Schutz und Fürsorge in allen öffentlichen Anstalten; aber er empfindet es nicht, es weißt sich nicht aus in einer unmittelbaren Erleichterung seines Zustandes. Dagegen hört er davon, und sieht mit seinen Augen viele Leute sich behaglich ernähren von dem Budget, zu dem er beigesteuert, und die Ansicht bildet sich bei ihm aus, daß die Regierung lebt von dem was ihm entzogen wird, und daß sie nur denen einen Antheil zukommen läßt, durch deren Hülfe und Zustimmung dies Verhältniß erhalten werden soll. Die Opposition in der Kammer hat das Vertrauen des Volks verloren, weil sie es stets anrief und nie etwas ausrichtete, indem sie immer, oder fast immer nur die Gewalt bekämpfte um ihre Stelle einzunehmen. Der gemeine Mann ist leider Zeuge vieler unsittlichen Handlungen, die von denen begangen werden, deren Loos er beneidet; das Ungemach davon empfindet er besonders. Den hohen Stadtzoll muß der Verbraucher, der kleine wie der große, immer bezahlen in Allem was er genießt, und dazu, oft auf Kosten seiner Gesundheit, jedenfalls immer mit Schmälerung seines Genusses, den ungeheuren Gewinn, der durch Verfälschung vieler Lebensbedürfnisse gemacht wird. Wenn der gemeine Mann zur Repräsentativregierung Vertrauen fassen soll, so muß er sehen und empfinden, daß ihm durch sie Entlastung und Erleichterung zu Theil wird, und wenn es auch noch nicht zu spät ist, um dies Vertrauen herzustellen, so ist es ohne Zweifel auch Zeit, nichts zu versäumen. So war die Lage der Wahlkammer, welche durch königs-

liche Verordnung vom 13. Juni aufgelöst wurde; zugleich wurde die 1842. Eröffnung der Wahlcollegien auf den 9. Juli festgestellt. Die Session war nicht zu Ende gegangen ohne daß sich Spuren von dem finstern Wirken der geheimen Gesellschaften gezeigt hatte. Im Mai entdeckte man in der Wohnung eines Schneiders, mit dem Considère, der bei dem communistischen Processe freigesprochen war, in Verbindung stand, Waffen und Pulver, und eine neue Art von Wurfgeschoß; es waren sogenannte Brandflaschen (Bouteilles incendiaires), die wenn sie geworfen werden durch das Aufschlagen sich entzünden, zerplatzen, und eine große Zerstörung anrichten können. Bei einem Ausfluge des Königs nach dem Schlosse Bizy entdeckte die Polizei ein Paar Menschen, die als Bauern verkleidet scharf geladene Pistolen unter dem Kittelhemd verbargen.

Der König, der in diesem Jahre von dem herbsten Leid heimgesucht werden sollte, hatte am 29. April einen frohen Familientag gefeiert, der sein Vaterherz mit stolzer Freude erfüllen mußte. Am 28. April war die Herzogin von Nemours von einem Prinzen entbunden worden, dem der König den Titel eines Grafen von Eu beilegte. Am 29. April fand die Taufe des neugebornen Enkels des Königs statt, und Seine Maiestät begaben sich darauf nach Vincennes, um der Aufnahme des Herzogs von Montpensier, jüngsten Sohnes des Königs, als Offizier im königlichen Artilleriecorps beizuwohnen. Der junge Prinz hatte vor einer Commission von Artilleriegenerälen, Offizieren und Unteroffizieren dieser Waffe bei einer zahlreichen Versammlung seiner künftigen Kameraden aller Grade eine vollständige Prüfung bestanden in allen den Kenntnissen, welche gesetzlich vorgeschrieben sind für die Erwerbung des Grades eines Unterlieutenants der Artillerie. Der König äußerte in seiner Anrede an das Artilleriecorps wie stolz er sich fühle bei dem Bewußtseyn, durch seine fünf Söhne sich repräsentirt zu sehen in allen Waffengattungen des französischen Heeres zu Lande und zur See, und wie er nicht zweifle, daß der jüngste seiner Söhne sich der Ehre würdig erweisen werde, einem Corps anzugehören, dessen kriegerischer und wissenschaftlicher Ruhm in ganz Europa anerkannt sey. Bekanntlich hat der Herzog

1842 von Montpensier später diesen Erwartungen auf das Ehrenvollste entsprochen durch die Tapferkeit, womit er gefochten hat in Afrika unter dem Befehl seines Bruders, des Herzogs von Aumale, Gouverneurs von Constantine. Von Vincennes kehrte der König nach den Tuilerien zurück, wo die ganze königliche Familie versammelt war bei dem Festmahle, welches aus Veranlaßung der Taufe des Grafen von Eu statt fand. Mit stolzer Freude konnte der König auf den blühenden Kreis seiner Kinder und Enkel blicken, in dem nur der frühe Tod der liebenswürdigen Herzogin von Würtemberg eine wehmüthige Erinnerung weckte. So ungetrübt sollte der König nachher kein Familienfest feiern können.

Die Auflösung der Deputirtenkammer war erfolgt, um in einer Berufung an die Meinung des Landes einer conservativen Majorität Bedeutung und Autorität zu geben. Man glaubte im Ganzen mit Gewißheit darauf rechnen zu können, daß das Land eine Kammer wählen werde, worin die friedlichen und erhaltenden Absichten der Regierung volle Unterstützung finden würden. Die Republik war nicht mehr volksthümlich, die Legitimisten waren unter sich zerfallen, die Linke hatte durch das Thiers'sche Ministerium zum größten Theil alles Vertrauen eingebüßt. Die Wahlbewegung war verhältnißmäßig lau, und wiewohl die Opposition sich an einigen Punkten laut und redseelig vernehmen ließ, namentlich in Paris, wo sie auch nachher den meisten Erfolg hatte, so konnte man doch ziemlich bald wahrnehmen, daß die Berechnung der Regierung nicht getäuscht werden würde. Der König hatte die Tuilerien verlassen und den Sommeraufenthalt in Neuilly bezogen. Der Herzog von Orleans war von einer Reise im Luxemburgischen zurückgekommen, und hatte am 17. Juni auf dem Marsfelde Heerschau gehalten über 15000 Mann der Pariser Besatzung unter dem Befehl des Generals Pajol, wobei er von seinem Vetter, dem Erbgroßherzog von Weimar, begleitet war. Größere Truppenübungen wurden vorbereitet, und namentlich sollte der Herzog von Orleans den Befehl führen über ein Lager, das bei Chalons zusammengezogen wurde. Von dort aus wollte der Herzog mit seiner Gemalin einen Aufenthalt in Straßburg machen und der

Gemeinderath hatte eine Summe von 15,000 Franken bewilligt, um bei Anwesenheit des herzoglichen Paares das Juliusfest feierlich zu begehen. Am Ende des Juni war die Herzogin von Orleans nach Plombières gereist, um dort die Bäder zu brauchen; der Graf von Paris und sein Bruder, der Herzog von Chartres, waren nach dem Schlosse Eu gereist, um dort Seebäder zu brauchen; der Herzog von Nemours war nach Nancy gegangen, um die dort zusammengezogene Reiterei zu inspizieren, der Prinz von Joinville befand sich auf einem Kreuzzuge im Mittelmeer, der Herzog von Aumale in Courbevoie und der Herzog von Montpensier in Vincennes. 1842.

Von der ganzen königlichen Familie war nur noch der Herzog von Orleans in den Tuilerien, wo er alle vorbereitende Dispositionen für die Truppenübungen in Chalons an der Marne mit seinem Generalstab beendete. Am 13. Juli wollte der Herzog nach St. Omer abreisen, um dort einige Regimenter zu mustern vor ihrem Marsch zum Operationscorps an der Marne. Vormittags um halb eilf Uhr war Alles zur Abreise fertig; das Gefolge und die Reisewagen standen bereit. Der Herzog wollte nur noch schnell nach Neuilly fahren, um dort vom König und von der königlichen Familie Abschied zu nehmen. Der Herzog bestieg eine sehr leichte zweispännige Calesche ohne Bock, die, sehr niedrig aufgesetzt, mit offenem Tritt auf Druckfedern ruhte, welche mit großer Kraft spielten und daher bei jedem Druck die Calesche in Bewegung setzten; der Wagen wurde von einem Reitknecht vom Sattel aus geführt. Der Herzog hatte keinen seiner Adjutanten mitgenommen, und saß in Generalsuniform ganz allein im Wagen. Als der Wagen auf der Höhe vom Thore Maillot war, begannen die Pferde durchzugehen nach der Allee der sogenannten Chemin de la Revolte, welche auf die alte Straße von Neuilly führt. Der Herzog richtete sich im Wagen auf und rief dem Reitknechte zu: „Du fährst zu schnell!“ worauf dieser ihm antwortete, daß er es wohl wisse, daß er aber nicht mehr Herr seiner Pferde sey. Der Herzog hatte sich hingesetzt, stand aber wieder auf, und fast in der Mitte der Allee sprang er aus dem Wagen, erreichte mit beiden Füßen den Boden, fiel aber sogleich mit dem Kopf auf das Pflaster,

1842. wo er bewußtlos liegen blieb. Einige Arbeiter, die in der Nähe waren, eilten herbei und trugen den Herzog in das Haus eines Krämers bei Sablonville, den Stallungen Lord Seymours gegenüber, wo gerade der Reitknecht, der inzwischen die Pferde bewältigt hatte, mit dem Wagen eintraf. Wenn der Herzog also im Wagen blieb, so wäre er gerettet worden. Es ist auch sehr möglich, daß der Sprung nicht freiwillig war, und daß der Herzog, im Wagen aufrecht stehend, bei der großen Beweglichkeit der Federn das Gleichgewicht verlor, aus dem Wagen geschleudert wurde, und daß gerade dadurch der Fall eine so ungeheure Kraft bekam. Ein in der Nähe wohnender Arzt, der sogleich herbeieilte, versuchte einen Aderlaß, der jedoch ohne Erfolg war; der Prinz blieb bewußtlos. Schnell war die Unglücksbotschaft nach Neuilly gelangt. Die Königin machte sich sogleich zu Fuß auf den Weg, der König folgte. Mittags wollte der König in den Tuilerien einem Ministerrathe beiwohnen, die Wagen wurden eben angespannt, um nach Paris zu fahren; Madame Adelaïde, und Prinzeßin Clementine stiegen ein und holten unterwegs den König und die Königin ein. Als sie an dem Unglücksorte eintrafen, gab der Prinz fast kein Lebenszeichen. Bald darauf kamen beinahe zu gleicher Zeit die Herzöge von Aumale und Montpensier und der erste Wundarzt des Herzogs von Orleans, Doctor Pasquier. Letzterer fand nach der ersten Untersuchung den Zustand des Verwundeten höchst bedenklich, denn alle Symptome deuteten nur zu sehr auf eine Blutergießung in's Gehirn. Alle Hülfe mußte unter den vorhandenen Umständen vergebens seyn, denn die Leichenöffnung zeigte nachher, daß die Hirnschaale gespalten und daß überhaupt der Kopf so viele Knochenverletzungen erlitten hatte, wie dies nur vorkommen kann bei einem Sturz von einer großen Höhe herab; die ganze Stärke des durch die Federkraft des Wagens vermehrten Sprungs hatte sich auf den Anprall des Kopfes gegen die Pflastersteine concentrirt, so daß durch diesen einen Schlag die Knochenhüllen in mehreren Richtungen fast stralenförmig geborsten waren. Der Herzog kam nicht mehr zu sich, er sagte nur einmal in deutscher Sprache die Worte: „die Thüre zu! es brennt!“; nur einmal schien er freier umzublicken, aufzuathmen,

der Puls wurde fühlbarer, aber dieses Belebungszeichen verschwand sogleich; ein Schlag hatte das organische Bewußtseyn eines edlen Geistes für immer vernichtet. 1842.

Was die hinzugerufenen Aerzte nach den ersten Untersuchungen erkannt hatten, wurde von zwei Uhr an jedem Anwesenden einleuchtend; der Prinz war rettungslos verloren. Gegen vier Uhr traten die unzweideutigsten Symptome der nahen Auflösung ein, und eine halbe Stunde später verschied der Herzog von Orleans nachdem ihm die Gnadenmittel der heiligen Kirche gereicht waren. Was wäre hier noch hinzuzufügen, wo die einfache Darstellung des entsetzlichen Ereignisses so laut und erschütternd spricht!

Der König hatte die Mitglieder des Ministerrathes, welche in den Tuilerien versammelt waren, nach Sablonville bescheiden lassen. Die Marschälle Soult und Gérard, die Minister Guizot, Graf Duchâtel, der Siegelbewahrer Martin du Nord, Lacave-Laplagne (nach Humann's Tod Finanzminister) Villemain, der Kanzler von Frankreich, Baron Pasquier, der Polizeipräfect Delessert, die Generale Pajol und Aupic erschienen bald darauf im Sterbehause. Nach zwei Uhr war auch die Herzogin von Nemours von Neuilly geholt worden. Welch' ein Bild bot sich der Prinzeßin dar, als sie vor das Haus des kleinen Krämers in Sablonville ankam. Von Außen war das Haus umwogt von einer Menge Menschen der höchsten wie der untersten Stände, die mit dem Ausdrucke theilnehmenden Schmerzes sich halblaut erkundeten. In dem Zimmer des niederen Erdgeschosses lag der sterbende Herzog mit offenem Hemd, im Blute schwimmend von den Versuchen mit Blutegeln und Schröpfen, auf einem Bette ausgestreckt, an dem die Aerzte rathlos und stumm standen wie vor einem unabänderlichen Geschick. Die Königin lag knieend am Bette, vor dem der König auf einem kleinen Stuhle saß, die Hände gefaltet, mit vorgebeugtem Körper, den Blick voll des tiefsten, thränenlosen Seelenkummers unverwandt auf das Antlitz seines sterbenden Erstgebornen gerichtet, jedem Athemzuge lauschend. Die viel geprüfte Prinzeßin Adelaide, die treue Gefährtin und Freundin der Familie ihres erlauchten Bruders, stand schmerzvoll gebeugt am Sterbelager

1842. ihres Neffen, dessen Wiege sie in Sicilien begrüßt hatte. Die Prinzeßin Clementine, die jungen Prinzen schluchzten laut, und in einiger Entfernung sah man die Gruppe der herbeigekommenen Minister und Großwürdenträger, tief erschütterte Zeugen dieses unbeschreiblichen Auftritts. Wie viel irdische Größe und Hoheit und welch' herzlicher Jammer waren hier vereinigt in der kleinen Stube des Krämers von Sablonville!

Der Abt Coquereau hatte dem Herzog von Orleans die letzte Oelung gereicht und betete laut die Todtenlitanei, als plötzlich die Königin die Hände zum Himmel erhob und mit dem Ausrufe: „Mein Gott und Herr, er ist todt!“ zu Boden stürzte. Der König hob erschrocken seine ohnmächtige Gemalin auf, welche in ein Nebenzimmer gebracht wurde, wo sie sich bald darauf erholte. Die Theilnahme aller Anwesenden sprach sich darin aus, daß sie der ehrwürdigen, so hoch geachteten Königin zu Füßen sanken; sie antwortete mit einem thränenfeuchten Blick gen Himmel: „Welch' ein Unglück für uns, aber „auch welch' schreckliches Unglück für Frankreich!“ Später in Neuilly sagte sie zu einer Dame ihrer Umgebung: „Wir waren zu stolz auf „ihn, Gott hat ihn uns genommen!“ Hierin spricht sich ganz das Gottergebene Gemüth dieser seltenen Frau aus. Der König sagte an der Leiche seines Sohnes: „Läge ich doch an seiner Stelle hier!“

Unterdessen war man darauf bedacht gewesen, die Leiche des Herzogs nach Neuilly zu bringen, wohin er gewollt hatte um in lebensfrischer Kraft des blühendsten Alters von seinem königlichen Vater Abschied zu nehmen, als der Tod ihn so unversehends ereilte. Eine Compagnie des 17. Infanterieregiments war herbeigeholt worden um die Bedeckung zu bilden. Die Leiche wurde, mit einem weißen Tuche zugedeckt, auf eine mit einer Matratze bedeckte Bahre gelegt, welche von Unteroffizieren getragen wurde. General Athalin, der treue Diener des Königs, der Freund der Kindheit und der Jugend des Prinzen, ging der Bahre voraus. Hinter ihr folgte der tiefgebeugte König, dem der Schmerz öfter den Ausruf entriß: „Oh mein Sohn, mein Sohn!“; die Königin, die sich durchaus nicht nehmen lassen wollte, den Weg zu Fuß mitzumachen; die Prinzen und Prinzessinnen,

alle Gegenwärtige folgten in einem langen Zuge mit entblößten Häuptern, und an den Seiten gingen mit gesenkten Gewehren die eben aus Afrika gekommenen Soldaten, wo sie unter dem entschlafenen Herzog gedient hatten; manche Thräne lief über die gebräunten Wangen, denn alle Soldaten liebten den Prinzen. So bewegte sich dieses unter so schrecklichen Verhältnissen improvisirte Trauergefolge durch die Allee von Sablonville, die alte Straße nach Neuilly, und durch den Park bis an die Capelle, wo die Leiche vor den Altar gestellt wurde, vor dem die königliche Familie und alle Gegenwärtige im Gebet knieten. Nur mit Mühe konnte man die Königin von der entseelten Hülle des geliebten Sohnes trennen. Noch an demselben Abend verordnete der König die nächsten Maßregeln. Madame Adelaide, die Herzogin von Nemours und Prinzeßin Clementine reisten eiligst der unglücklichen Herzogin von Orleans entgegen. Botschaften gingen nach Nancy für den Herzog von Nemours; nach Toulon, um ein Dampfschiff an den Prinzen von Joinville zu senden, der mit dem Geschwader des Admirals Hugon bei Sicilien kreuzte; nach dem Schlosse Eu, um die herzoglichen Kinder nach Paris zu bringen. Der König hatte den Herzog von Aumale mit dem Grafen Montguyon, Adjutanten des Kronprinzen, nach dem Pavillon Marsan entsendet, um die Papiere des Verblichenen zu versiegeln. Der König empfing noch Abends um 11 Uhr den Bericht über den Vollzug dieses Auftrags; dann schloß er sich ein, der Schmerz des so grausam zerrissenen Vaterherzens verdrängte die mühsam behauptete Fassung und suchte die wehmüthige Erquickung der Thränen. Wahrlich, nicht allein im Palaste des trauernden Königspaars, in Paris und wohin immer die Kunde gelangt, war der Schmerz einstimmig über diesen Schlag, der nicht nur die erlauchte Familie des wie mit dämonischer Gewalt dahingerafften Thronfolgers traf, sondern dröhnend nachhallte an den ehernen Thoren, welche die Zukunft Frankreichs verschließen. Nachdem Ludwig Philipp den Sold des Schmerzens um den vielgeliebten Sohn der Natur entrichtet, nachdem er am 14. Juli Morgens in der Kapelle das Leichentuch von dem Antlitze des theuren Todten gelüftet, es noch einmal betrachtet und im Trauergebete die Pflicht des katho- 1842.

1842. lischen Christen erfüllt hatte, erschien er als König im Ministerrathe mit der Fassung und dem unerschütterlichen Muthe, die er in seinem von urplötzlichen Schicksalsfügungen so oft gekreuzten Lebenslaufe stets bewährt hat, und sprach zu den versammelten Räthen: „Der Schlag „ist fürchterlich, er darf aber unser Vertrauen in die Zukunft nicht „erschüttern. Wir werden mit Gott alle Schwierigkeiten überwinden." Wie in ganz Europa sich die aufrichtigste Theilnahme mit dem großen Verluste Frankreichs beurkundete, weil auch Europa erkannte, damit eine beruhigende Aussicht eingebüßt zu haben, so bestätigte der ungebeugte Muth und die christliche Ergebung des festen Mannes die allgemeine Hochachtung, die man für ihn empfand, und man kann sagen, daß man überall das Vertrauen hegte, daß, soweit menschliche Vorsorge es vermag, Ludwig Philipp Mittel finden werde, die Schwierigkeiten zu bewältigen, die sich auf's Neue vor ihm aufthürmten, und sein mühsames Werk so zu sagen von Neuem anzufangen.

Ueberall in Frankreich erweckte der Tod des Herzogs von Orleans die aufrichtigste Theilnahme der Trauer und der Bestürzung; diese Stimmung gab sich sogleich auf jede Weise in freiwilligen Aeußerungen kund, und auch die Presse, selbst der äußersten Parteien, nahm eine schickliche Haltung, ohne deßhalb den politischen Standpunkt aufzugeben. Nur zwei auffallende Ausnahmen kamen dabei vor. Am Tage nach dem Tode des Herzogs enthielt die Gazette de France folgende Worte: „Dieses Jahr ist bemerkenswerth durch Todesfälle und gute „Lehren (leçons): Marschall Clauzel, Humann, Aguado, Admiral „Dumont-d'Urville, und heute der Herzog von Orleans!" Oh ja! der Tod ist immer eine gute Lehre für die Lebenden, die daran erinnert werden, wie bald und wie unerwartet sie abberufen werden können, und mit Ausnahme des Marschalls waren alle die Genannten eines plötzlichen Todes gestorben. Wenn übrigens in dem Tode des Herzogs von Orleans eine Lehre lag, so sind es besonders die Legitimisten, welche sie empfangen haben. Sie haben nämlich bei diesem Tode und allen Vorfällen seit der Zeit die augenscheinlichsten Beweise bekommen, daß alle Hoffnung für sie in Frankreich gänzlich erloschen ist. Der Aufenthalt ihres Prätendenten auf der anderen Seite des Kanals zwei

Jahre später hat fast Allen die Augen geöffnet. Die politische Wallfahrt der Heinrichfünfmänner nach England hat denjenigen unter ihnen, die nicht blind seyn wollen, gezeigt, daß wenn jemals Aussicht vorhanden seyn sollte für die Annahme ihres Grundsatzes, sie fast darauf verzichten müßten, ihn geltend machen zu können mit der Persönlichkeit, in welcher er allein repräsentirt werden müßte. Die europäischen Staatsmänner in allen Kabinetten, wie sehr sie geneigt seyn mögen, unverschuldetes Unglück zu respectiren, sind einstimmig der Meinung, daß der Graf von Chambord sehr weise berathen ist, wenn er, wie er es nach dem Tode des Herzogs von Angoulême erklärt hat, keinen Versuch in Frankreich macht, denn er könnte dabei so wenig auf sein Talent wie auf eine Unterstützung der Fremden rechnen. Wenn daher einer seiner Anhänger in der Kammer ziemlich unnöthigerweise in eine Erörterung einschaltete, der Prätendent wolle unter keinen Umständen mit Hülfe der Fremden nach Frankreich kommen, so konnte Thiers sehr passend ihm erwiedern, diese Verzichtleistung des Prinzen sey um so uneigennütziger, da das die einzige Hoffnung sey, die ihm noch in Frankreich geblieben. Es gibt einige Legitimisten, welche mit hoffnungsvollem Vertrauen auf den von der Geistlichkeit angefachten Streit blicken. Ohne Zweifel sind einige Eiferer für die Kirche aufgetreten in einer Weise, daß man annehmen kann, daß sie keine Gattung von Fanatismus verschmähen würden, um die Regierung zu bekämpfen, welche nicht unbedingt die ihnen verhaßte Universität opfert; aber die Geistlichkeit hat zu viel fähige Männer, als daß sie nicht wissen sollte, daß die Berechtigung, die für einen Theil ihres Begehrens ohne Zweifel vorhanden ist, durch nichts mehr gefährdet werden könnte, als wenn sie in diesem Kampfe eine legitimistische Intrigue zu Hülfe nehmen wollte. Allein die Legitimisten bauen auch noch besonders Hoffnungen auf die Wechselfälle, die sie erwarten während einer mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehenden Regentschaft. Die Gewißheit, daß beim Tode Ludwig Philipps das Zepter aus seiner führungskundigen Hand übergehen werde in die eines Nachfolgers, der sich gegründete Ansprüche auf Vertrauen erworben, und immer mehr eingeweiht werden konnte in die schwierige

1842. Kunst, seine Dynastie zu behaupten an der Spitze eines beweglichen und erregbaren Volkes, dem Theilnahme an der Staatsleitung zusteht, diese fertige, selbsteigene Regierungsfähigkeit des Thronfolgers hatte allerdings wesentlich dazu beigetragen, die der orleanischen Regierung widerstrebenden Pretentionen aussichtslos zu machen. Wenn man nun annehmen will, daß diese Aussicht wegfiele durch den Tod des Herzogs von Orleans — was ich nicht glaube, da ich viel Veranlassung finde, gute Erwartungen zu hegen von der Tüchtigkeit des künftigen Regenten — so könnten die Legitimisten doch dabei nur Hoffnung schöpfen wenn sie im Stande wären, Ersatz zu bieten für den Verlust, dessen Bedeutung eben ihre neu belebte Hoffnung wider Willen anerkannte. Ich weiß wohl, welchen Erwartungen sich die Legitimisten damals in dieser Beziehung hingaben; wie steht's aber mit der Ueberzeugung, welche später diejenige unter ihnen, denen ein Urtheil zukommt, aus Belgrave-Square mitgebracht haben? Für wen war nun die Lehre, von welcher die Gazette sprach? Für Ludwig Philipp, der nach der harten Prüfung, welche die Vorsehung über sein Haus verhängte noch immer sich des Segens erfreute, vier Söhne und vier Enkel zu haben, unter denen man bereits geistige Erben seines Talents bezeichnen kann, oder für die Legitimisten, welche für ihren Geburtsberechtigten nur Medaillen mit seinem Bildnisse, grüne Bänder und falsche Münzen aufweisen konnten, die darum nicht ächt sind, weil sie das hinreichende Silbergewicht haben? Wenn der Gemeinderath von Toulouse den Beschluß faßte, keine Beileidsadresse zu erlassen, so war das nur eine höchst unschickliche Art, darüber seinen Unmuth zu zeigen, daß das Recensement der Möglichkeit gesteuert hatte, ferner Gegenstände zu verhehlen, welche der Abgabe unterworfen sind; dieses Beispiel fand keine Nachahmung, Toulouse blieb mit seinem traurigen Gemeindebeschluß ganz vereinzelt.

Die Kinder des Herzogs von Orleans, der Graf von Paris, nunmehr der muthmaßliche Thronerbe Ludwig Philipps, und der Herzog von Chartres waren zuerst von Eu in Neuilly eingetroffen. Durch telegraphische Meldung unterrichtet, hatte General Baudrand, Ehrenbegleiter der Herzogin von Orleans, sie mit möglichster Schonung

in Plombières davon in Kenntniß gesetzt, der Herzog sey mit dem 1842. Wagen gestürzt, daß man indessen noch hoffe, die Folgen würden nicht gefährlich seyn. „Ich bleibe keinen Augenblick länger“ war die Antwort der Herzogin gewesen, und sogleich wurde die Abreise bereitet. Als die Herzogin zwischen Epinal und Neufchateau dem Adjutanten des Herzogs, Herrn Bertin de Veaux, begegnete, ahnte sie Alles und rief: „Ich verstehe, der Herzog ist todt!“ Am 15. Juli morgens fand sie in der Nähe von Mirecourt die Herzogin von Nemours und die Prinzeßin Clementine; sie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Verwandte, die ihr keinen andern Trost bringen konnten, als die Bereitwilligkeit, ihren Schmerz zu theilen. Derselbe Auftritt mußte sich wiederholen als die Herzogin in Neuilly auf dem Vorplatze des Schlosses empfangen wurde vom König, der Königin, und dem Herzog von Nemours. Es dauerte mehrere Stunden, ehe die Herzogin sich von dem erschütternden Eindrucke dieses schmerzvollen Wiedersehens erholte, und erst in den Umarmungen ihrer Kinder löste ein Thränenstrom den betäubenden Andrang der Gefühle, die auf sie eingestürmt waren. Das kurze, fast traumähnliche Glück des innigsten, vollsten Lebens mit einem schönen, liebenswerthen, geistvollen Gemal, dessen geliebtes Weib sie eben sowohl als die vertrauteste Freundin seiner Gedanken und Empfindungen gewesen, dieser schöne Bund, wie er selten so harmonisch sich verschlingend geflochten wird, war durch die Gewalt einer düsteren Secunde auf immer für das Leben zerrissen. Wenn aber dies Glück der Vergangenheit nur als wehmüthiges Andenken in der Erinnerung fortleben sollte, so richtete der Geist der gebeugten Wittwe sich auf an der Bedeutung des Vermächtnisses, das ihr zugefallen. Der Gemal und Vater war ihr noch gegenwärtig in seinen Söhnen, und sie sollte den Schild mütterlicher Liebe halten über sie, um den Aeltesten geistig und körperlich zu bilden für die Krone Frankreichs, welche das Haupt seiner Eltern nicht schmücken sollte. Dieser hoher Beruf, für den die verwittwete Herzogin den Geist, das Wissen und die Gesinnung hat, diese erhabene Lebensbestimmung im Auftrage des theuern Dahingeschiedenen und des um ihn trauernden Frank-

1842. reichs, konnte allein Ersatz bieten für den herben Verlust, denn durch ihre Pflege und Sorge soll der Geschiedene wieder erstehen im Sohne.

Der König und die Königin der Belgier waren auf die erste Nachricht vom Unglücksfalle nach Neuilly geeilt. Der Prinz von Joinville traf schon am 20. Juli dort ein. Das von Toulon entsendete Dampfboot fand das Geschwader des Admiral Hugon zwischen Neapel und Ischia; es hatte versiegelte Briefschaft an den Admiral, deren Inhalt der überbringende Offizier selber nicht kannte. Der Admiral verfügte sich nach dem Empfang an Bord der Belle Poule, und der Prinz ging sogleich mit dem ihm nachgesendeten Dampfboote nach Toulon ab, von wo er unausgesetzt nach Paris fuhr. Er hatte auch zur See die Nachricht von dem Tode seiner Schwester bekommen. Die ganze königliche Familie war von da an in Neuilly versammelt.

Die Wahlen waren im Sinne der Regierung ausgefallen. In Paris war die conservative Partei unterlegen; zwölf von den Abgeordneten der Hauptstadt gehörten der Opposition an; aber im Ganzen konnte man von den 459 Wahlen in Frankreich 266 Abgeordnete als conservativ, und 193 als den verschiedenen Zweigen der Opposition angehörig bezeichnen, und dieser Voranschlag hat sich nachher als richtig erwiesen. Die Eröffnung der Kammern war beschleunigt worden und fand am 26. Juli statt. Es war ein schwerer Gang für den König, den versammelten Pairs und Abgeordneten selbst das Unglück verkünden zu müssen, welches Frankreich und sein Haus betroffen; diese feierliche Besprechung mußte den ganzen Schmerz wieder aufwühlen. Es war ein ergreifender Anblick, den König unter der Last dieser Empfindung mühsam und mit schweren Schritten die Stufen zum Thron heransteigen zu sehen. Der Saal war in allen Räumen gefüllt, Alle Gegenwärtige waren in tiefe Trauer gekleidet und bezeugten ihre Theilnahme durch wiederholten enthusiastischen Zuruf so wie der König erschien. Mit bisweilen fast versagender Stimme sprach der König folgende Anrede: „Tief gebeugt von dem Verlust meines Sohnes, habe ich im Gefühle „des Schmerzes um ihn, den ich den Ruhm wie den Trost meiner alten „Tage nennen konnte, den ich bestimmt glaubte, mich auf dem Throne „zu ersetzen, lebhaft das Bedürfniß empfunden, Sie sobald als möglich

„hier um mich versammelt zu sehen. Wir haben mit einander eine 1842.
„große Pflicht zu erfüllen. Wenn es Gott gefallen wird mich zu sich
„zu rufen, darf in der Ausübung der königlichen Gewalt kein Augen-
„blick der Unterbrechung eintreten, wobei Frankreich und die consti-
„tutionelle Monarchie gleich sehr leiden würden. Die nothwendigen
„Maßregeln um während der Minderjährigkeit meines vielgeliebten
„Enkels dieser unermeßlichen Gefahr vorzubeugen, werden Ihrer Be-
„rathschlagung zugewiesen werden. Der Schlag, der mich getroffen,
„macht mich nicht undankbar gegen die Vorsehung, die mir noch
„Kinder gelassen, welche meiner vollen Liebe und des Vertrauens
„Frankreichs würdig sind. Für jetzt, meine Herren, wollen wir in
„unsrem Vaterlande Ruhe und Sicherheit für die Zukunft feststellen.
„Nachher werde ich Sie auffordern, den gewöhnlichen Lauf Ihrer
„Arbeiten in den Staatsangelegenheiten wieder vorzunehmen."

Schon am 29. Juli überreichte die Pairskammer dem König ihre Adresse. Sie war, wie die Commission sie vorgeschlagen, ohne Erörterung angenommen worden, und nur zwei Stimmen hatten gegen dieses Verfahren sich erklärt. Sie enthielt eine Anerkennung der trefflichen Eigenschaften des verstorbenen Thronfolgers, welche zu so schönen Hoffnungen berechtigt hatten, und tröstete sich mit der Aussicht, daß die Erziehung des künftigen Königs von Frankreich der Obhut der tugendhaftesten und einsichtsvollsten Mutter anvertraut sey.

Die letzten Ehren waren den sterblichen Ueberresten des Herzogs von Orleans mit Pracht und Feierlichkeit erwiesen worden. Am 30 Juli wurde die Leiche nach der Liebfrauenkirche in Paris gebracht. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt; nirgends fielen Störungen vor, überall zeigte das Volk Theilnahme und eine ehrfurchtsvolle Haltung. Am 3. August fand der große Gottesdienst mit dem Seelenamte für den Verblichenen statt, wonach der Sarg mit Weihwasser besprengt wurde von den Prinzen, von Abordnungen der großen Körperschaften des Staats, vom Grafen Apponyi im Namen des diplomatischen Corps. An demselben Tage begab sich der König mit dem Ministerpräsidenten und dem Intendanten der Civilliste nach

1842. Dreux. Am 4. August morgens um vier Uhr verfügten sich die Prinzen nach der Frauenkirche in Paris, wo der Sarg vom Katafalk gehoben und auf den Leichenwagen gebracht wurde. Die Trauerfahrt nach Dreux wurde sogleich unter Militairbedeckung angetreten; die Prinzen begleiteten die Leiche, der Erzbischoff von Paris und der Bischoff von Evreux waren an der Spitze der Geistlichkeit, welche sich im Zuge befand. Um zwei Uhr Nachmittags erreichte man Dreux. An der Stadt begann der feierliche Züg bis an die Schloßcapelle, wo der König sich an die Spitze der Leidtragenden stellte. Mit Fassung wohnte er der ganzen kirchlichen Feierlichkeit an und blieb lange in einsamem Gebet am Sarge. Ludwig Philipp hat in Dreux die Familiengruft seines Hauses erbaut, er hat dort seine Mutter, seine Tochter und seinen ältesten Sohn begraben, er hat die Stelle ausersehen und einrichten lassen, wo er selbst ruhen soll; er betrachtet den Tod ruhig und unverzagt, denn er ist und war immer gläubiger Christ, und hat das Bewußtseyn, eine große Sendung auf Erden zu vollziehen mit voller Hingebung und mit der unerschütterlichen Kraft womit die Vorsehung ihn ausgerüstet hat.

Der Herzog von Orleans ruhte nun in der Gruft seiner Väter zwischen seiner Großmutter und seiner Schwester. Er war ein ritterlicher Fürst, voll Geist und Muth, tapfer im Felde, wohl vorbereitet für die Regierung durch Kenntnisse, Tüchtigkeit und die einsichtsvollen Lehren seines königlichen Vaters, der trefflichste Sohn, der liebevollste Gatte und Vater gewesen. Er hatte seine Zeit gut angewendet und war unermüdlich im Vorschreiten; großmüthig und hingebend förderte er jedes ehrenwerthe Streben; wo er sich zeigte und thätig auftrat, im Frieden wie im Kriege, kamen Hochachtung und Liebe ihm freiwillig entgegen. Wahrlich Frankreich trauerte mit Recht an dem Sarge dieses Prinzen, von dem es so viel Gutes zu erwarten hatte. Wie viele Hoffnungen knüpften sich an dieses Leben, das so frühzeitig und so grausam zerrissen worden war. Die Anhänger verschiedener politischen Ansichten erwarteten von der künftigen Regierung des Herzogs von Orleans ein anderes Auftreten als das der gegenwärtigen Regierung, namentlich nach Außen hin. Man glaubte, daß der

hochselige Herzog lebhaft sympathisirte mit denen, welche die gegenwärtige Stellung Frankreichs als eine geringere betrachten, als seiner Macht und seinem Einflusse zusteht; man schrieb ihm die Absicht zu, dereinst nachfordern zu wollen was bisher aus Klugheit nicht ausgesprochen worden sey; man erwartete überhaupt von seiner Regierung ein kühneres Voranstellen der Nationalwünsche für Frankreichs Größe. Wenn die vielfach sich kreuzenden Verhältnisse einer schwierigen Zeit und wohl auch die Besorgniß vor dem schwer zu meisternden Ueberströmen eines zu schnell auflodernden Nationalgefühls einer künftigen Regierung Ansprüche solcher Art hinterlassen sollte, so zweifle ich nicht daran, daß sie in dem Herzog von Orleans einen gewissenhaften Vertreter gefunden hätten, aber auch daran nicht, daß ihm als König die Plane des Kronprinzen in einem ganz neuen Lichte erschienen seyn würden. Wie nahe immer ein Nachfolger dem Throne steht, der Schritt auf den Gipfel ist größer als man glaubt, und verbirgt mehr, als derjenige ermessen kann, der noch nicht die Spitze erklommen. Noch hatte er nur eine theilweise Ansicht Alles dessen, was unter ihm lag, und erst wenn er allein oben gestanden wäre im vollen Lichte des erhabenen Standpunkts, hätte er das ganze Gebiet übersehen können, dessen gleichzeitige Erhaltung ihm zugefallen wäre; und dort geschieht es, daß so manche Erscheinung früherer Perioden in der Stralenbrechung der höchsten Region wie eine Nebelgestalt zerfließt. Der König verkümmert seinen Söhnen nie die großsinnigen Vorwürfe des jugendlichen Gemüths; er sendet sie, wo die Gelegenheit sich darbietet, auf die Schauplätze der That, und hier lernen sie, den Entschluß ermessen nach der vorhaltigen Kraft, über welche sicher verfügt werden kann; denn Ludwig Philipp weiß sehr gut, daß die Schule des Lebens nur zurückgelegt werden kann auf dem Wege selbsteigener Erfahrung. Daß es übrigens dem Nachfolger Ludwig Philipps vorbehalten seyn werde, Richtungen einzuschlagen und zu verfolgen, die jetzt nicht zugänglich sind, oder nur mit Gefahr betreten werden können, ist unzweifelhaft und liegt in der Entwickelung des staatlichen und gesellschaftlichen Bildungsganges. Die letzte Handlung der Gedächtnißfeier für den Herzog von Orleans war die Weihe

1842. des Orts, wo die wahrhaft unerforschliche Vorsehung seinem Leben Stillstand gebot. Das Haus in Sablonville wurde gekauft, niedergerissen, und an dessen Stelle eine Kapelle gebaut zum Andenken an dieses traurige Ereigniß.

Die Kammern waren constituirt. Bei der Präsidentenwahl wollte der Tiersparti eine eigene Rolle spielen, die indessen nicht gelang. Kaum hatten die Herren Dufaure und Passy die Candidatur des Herrn Dupin vernommen, als sie sich beklagten, daß man ihren Freund Sauzet opfern wolle. Ministerium und conservative Seite wollten einer Zersplitterung vorbeugen und entschieden sich für Sauzet, als plötzlich Herr Dufaure selbst Präsident werden wollte, und als die Maiorität auf der einmal getroffenen Wahl bestand, gingen Dufaure und die kleine Zahl seiner Anhänger mit Sack und Pack, wie man sagt, zur Linken über. So wurde Sauzet, dem man unter den vorwaltenden Umständen Dupin vorgezogen hätte, zum Präsident ernannt. In der Urne der Präsidentenwahl hatte Herr Laffitte eine Stimme, und welche? die des bekannten Legitimisten Laroche-Jacquelein — und warum? weil Herr Laffitte dem Himmel seinen Antheil an der Revolution abgebeten habe. In die Adreßcommission kamen nur zwei Mitglieder der Opposition, Berville und Lavalette, die übrigen aber, die Herren Amilhou, Dejean, Lefebvre, Dumon, Lamartine, Bignon, waren Angehörige der Maiorität.

Die Adresse der Deputirtenkammer, von Herrn von Lamartine verfaßt, in der das innigste Beileid mit dem Schmerze des Königs und die höchste Anerkennung des herben Verlustes, den Frankreich erlitten, so wie das vollste Vertrauen, daß es gelingen werde, beruhigende Anordnungen für die Zukunft festzustellen, in einer blumenreichen Sprache ausgedrückt waren, ging mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit durch, und wurde vom König unter Bezeugung großer Erkenntlichkeit für die ausgesprochene Gesinnung entgegengenommen. Gerade am Jahrestage der Thronbesteigung, am neunten August, an welchem zwölf Jahre vorher der König vor den Kammern den Eid auf die Charte geleistet hatte, wurde das Gesetz den Kammern vorgelegt, welches während der Minderjährigkeit seines Enkels die Regentschaft und die Vormundschaft regeln sollte.

Dieses Gesetz enthielt folgende Bestimmungen: Art. 1. Der König ist mit vollendetem achtzehnten Jahre volljährig. 2. Ist im Augenblicke des Todes des Königs dessen Nachfolger minderjährig, so wird der dem Throne zunächst stehende Prinz in der von der Charte von 1830 eingeführten Reihenfolge, falls er das ein und zwanzigste Jahr vollendet hat, für die ganze Dauer der Minderjährigkeit mit der Regentschaft bekleidet. 3. Die volle und gänzliche Uebung der königlichen Gewalt im Namen des Königs gebührt dem Regenten. 4. Der zwölfte Artikel der Charte und alle gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Person und der constitutionellen Rechte sind auf den Regenten anwendbar. 5. Der Regent leistet vor den Kammern den Eid, treu zu seyn dem König der Franzosen, zu gehorchen der constitutionellen Charte und den Gesetzen des Königreichs und zu handeln in allen Dingen im einzigen Endzweck des Interesses, des Glücks und des Ruhms des französischen Volks. Sind die Kammern nicht versammelt, so ruft sie der Regent binnen drei Monaten ein. 6. Die Aufsicht und Vormundschaft über den minderjährigen König stehen der Königin oder Prinzeßin-Mutter zu, falls diese nicht zur zweiten Ehe geschritten, in ihrer Ermangelung aber der Königin- oder Prinzeßin-Großmutter von väterlicher Seite, falls diese gleichfalls nicht zur zweiten Ehe geschritten. Gegeben im Palast zu Neuilly am 9. August 1842. 1842.

Die Regentschaft war nach der Analogie der Thronfolge, wie die Charte sie bestimmt, mit Ausschluß der weiblichen Linie festgestellt worden. In dem Vortrage, womit der Ministerrath-Präsident, Herzog von Dalmatien, die Vorlage des Gesetzentwurfs einleitete, hieß es ausdrücklich: „Da Frauen nicht die königliche Gewalt aus eigener „Machtvollkommenheit üben können, dürfen sie auch nicht durch De„legation dazu berufen werden. Entgegengesetzte Beispiele unserer „Geschichte dürfen hier nicht den Ausschlag geben über die Funda„mentalsätze der Monarchie und die wichtigsten Interessen des Landes. „Die Sicherheit des Staats, das Wesen unserer Institutionen, die „energische Entwickelung der öffentlichen Freiheiten gebieten, daß die „königliche Gewalt in männlichen Händen sey.“ Diese Gründe, und

1842. die Ueberzeugung, daß die überwiegende Mehrzahl der Stimmen in und außer der Kammer unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf die zunächst in Anschlag kommenden Persönlichkeiten, einer männlichen Regentschaft den Vorzug geben würden, hatten den König bestimmt in Abfassung des Gesetzentwurfes, der von ihm dem Ministerrathe vorgelegt worden war. Niemand mehr, als Ludwig Philipp, kennt und schätzt die seltenen Eigenschaften des Geistes und des Charakters, welche die Herzogin von Orleans schmücken. Daß die Prinzeßin nicht von Geburt Französin ist, versetzt sie in keine andere Lage, als fast alle erlauchte Frauen, welche den Thron Frankreichs bestiegen haben oder dazu bestimmt waren; auch Blanca von Castilien und Anna von Oestreich hatten die Regentschaft in Frankreich geführt. Daß die Herzogin von Orleans Protestantin ist, mußte jedenfalls viel bedenklicher erscheinen und die Spannung bedeutend vermehren, in welcher die katholische Geistlichkeit seitdem mit der Regierung beharrt; unter einer protestantischen Regentin würde der katholische Clerus seine Forderung begründen in einer vorausgesetzten unkatholischen Gesinnung der obersten Staatsgewalt. Allerdings haben diejenigen, welche die Regentschaft als ein Recht der Herzogin-Mutter bevorworteten, angeführt, daß ein verantwortliches Ministerium und die verfassungsmäßig nothwendige Theilnahme der Kammern an Ausübung der Regierung jedes bestehende Recht hinlänglich schützen und den Verdacht eines persönlichen Einflusses entkräften müßten. Es würde sich aber dabei nicht nur um die Geistlichkeit handeln, denn in einem sehr großen Theile von Frankreich ist die religiöse Gesinnung ausgesprochen katholisch, entschieden mißtrauisch gegen jede akatholische Einmischung. Außerdem wäre auch Thüre und Thor geöffnet für politische Parteigänger, sich unter den Mantel religiöser Besorgniß zu stellen. Die, welche eine rein parlamentarische Kammerregierung erstreben wollen, wünschten eine weibliche Regentschaft, weil sie diese besonders günstig erachteten für die Erreichung ihrer Absicht. Diese legten besonders in die Wagschaale, daß die Herzogin von Orleans populair, und der Herzog von Nemours der Volksgesinnung mehr entfremdet sey. Diese Gründe aber konnten die Regierung nicht

bestimmen, welche eine männliche Regierung für weit geeigneter hielt, 1842.
den Parteibestrebungen, welche bereits in der Forderung eines parlamentarischen Systems nach Geltung rangen, das Gleichgewicht zu halten und eine Minderung der königlichen Gewalt zu verhindern. Die Volksgunst aber ist eine Frage der Zeit, und wie wesentlich auch ihre Bedeutung ist, so hat die Erfahrung genugsam gelehrt, daß sie gewonnen und verloren werden kann; am wenigsten aber konnte sie der leitende Beweggrund werden bei einem Gesetze, das für die Zukunft bestimmt ist. Die radicale und die legitimistische Partei läugneten die Competenz der Kammern zur Erlassung eines Regentschaftsgesetzes als einer organischen Bestimmung für die Zukunft, welche nur aus einem Akt der Volkssouverainetät hervorgehen könne. Natürlich aber mußte dieser Einwurf fallen vor den Kammern, welche die Competenz geübt hatten, eine Verfassung und eine Dynastie einzusetzen, welche beide von der Nation angenommen, und von Europa anerkannt waren.

Ziemlich befremdend ist auch eine politische Bedenklichkeit, welche dennoch vorgebracht worden ist. Man hat nämlich gemeint, daß dem Andrange der Kriegspartei gegenüber, eine Regentin sich in einer vortheilhafteren Lage befinden werde, da es natürlich wäre, wenn eine Frau die Erhaltung des Friedens wolle, und daß dagegen ein jugendlicher Prinz sich fast nicht dem Kriegsgelüste entziehen könne ohne sich dem Verdachte einer unritterlichen Gesinnung auszusetzen. Aber wenn die Zukunft sich so gestalten sollte, daß ein Prinz genöthigt würde, eine agressive oder doch kriegerische Politik anzunehmen, wie sollte eine Prinzeßin leichter dem Andrange zu widerstehen vermögen? Man würde ihr entgegenhalten, daß die Wahrnehmung der französischen Ehre auch von einer Frau ritterliche Gesinnung verlange. Wer den Herzog von Nemours kennt, der muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er einen scharfen Verstand und ein richtiges Urtheil, einen festen und besonnenen Charakter hat, der sich nicht in Worten ankündigt, sondern die That abwartet, daß er den Krieg nicht scheut und den ganzen Werth des Friedens kennt. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer zuverläßigen und redlichen Gesinnung, befähigen

1842. der Deputirtenkammer angenommen ohne Amendement mit 310 Stimmen gegegen 94. Am 27. August stattete der Herzog von Broglie den Commissionsbericht in der Pairskammer ab, welcher die Annahme des Gesetzes beantragte. Die Pairskammer betrachtete die Erörterung des Gesetzes als erschöpft und widmete ihr kaum eine volle Sitzung. Nur der Herr von Dreux-Brézé trat dagegen auf mit einer bitteren Feindseligkeit gegen eine Maßregel, welche die Fortdauer der Gewalt in der Dynastie Orleans befestigen soll. Ohne Zweifel hielt er ein Regentschaftsgesetz für unnöthig, da der Herzog von Bordeaux volljährig ist; das hatte auch Laroche Jacquelein sagen wollen in der Deputirtenkammer, als er vom Präsidenten zum Schweigen gebracht wurde. Das Gesetz wurde von der Pairskammer angenommen mit 163 Stimmen gegen 14. Am 30. August wurde die Sitzung beider Kammern auf den 9. Januar 1843 vertagt. Unmittelbar nach der Sitzung empfing der König, umgeben von allen Ministern in feierlicher Audienz die Aufwartung von dem größten Theile der Pairskammer und von einer großen Abordnung der Deputirtenkammer, welche gekommen waren, um Seiner Majestät ihre Anhänglichkeit zu erkennen zu geben.

Als eine Vervollständigung der Vorsorge des Königs für die Angelegenheiten der Dynastie ist auch der Familienrath zu betrachten, welcher eingesetzt wurde. Er besteht aus den volljährigen Prinzen, dem Herzog von Nemours und dem Prinzen von Joinville, dem Kanzler von Frankreich, der den Vorsitz führt, den Präsidenten des Cassations- und des Rechnungshofes und dem Familienanwalt Dupin.

Seit der Zeit haben sich keine wesentlichen Ereignisse zugetragen in dem Leben des Königs oder der königlichen Familie, außer der Vermählung des Prinzen von Joinville mit einer Prinzessin von Brasilien und aus dieser Ehe der Geburt einer Prinzessin-Tochter; alle größere Fragen, welche angeregt wurden, sind schwebend, in kein Stadium der Entscheidung getreten, und können erst später in den Bereich unserer Darstellung fallen; wir betrachten demnach dieses Werk als vorläufig geschlossen.

1843.

Wenn es seit dem Tode des Herzogs von Orleans sich satt- 1843.
sam herausgestellt hatte, daß Frankreich nicht gesonnen sey, einer Aenderung des politischen Zustandes im Ganzen und Großen vor der Hand irgend eine Aussicht zu gewähren, so versäumte dennoch die Opposition nicht, alle Anordnungen zu treffen, um bei den bevorstehenden Kammer-Verhandlungen wenigstens das Ministerium aus dem Sattel zu heben. Ein Erfolg der Opposition mußte allerdings unter den obwaltenden Verhältnissen von großer Bedeutung seyn, denn das Ministerium vom 29. October war schon damals der entschiedene Ausdruck des königlichen Regierungssystems, der conservativ-constitutionellen Staatsgewalt, getragen von der Mehrheit der Kammer, mit dieser fest entschlossen, der Bewegung keine Zugeständnisse zu machen und unter dem Schilde des Friedens die innere Entwickelung fortzusetzen mit Niederhaltung der demokratischen Gewalt. Man wußte recht gut, daß der König der innere Kern dieses Ministeriums sey, durch welches er fortfahren werde, seine Dynastie zu befestigen als geborne Vertretung des constitutionellen Systems nach der Verfassung von 1830. Der Fortbestand dieses Ministeriums war also ein Sieg des Systems, nicht nur für den Augenblick, sondern auch mit immer wachsender Wahrscheinlichkeit für die Zukunft, denn von jetzt an sollten die Vorbereitungen getroffen werden, um den Einfluß zu bestimmen, unter welchem die dynastische Nachfolge auftreten kann. Diese Zukunftsfrage ist der

1843. Hintergedanke des oppositionellen Kampfes, der sich nun entspann, und wird es bleiben; aber eine Aenderung ist auch nur dann von Bedeutung, wenn sie eine andere Politik herbeiführt, wenn sie den König nöthigt, das Programm eines nicht-conservativen, oder doch nicht in seinem dynastischen Sinne conservativen Ministeriums, anzunehmen und ausführen zu lassen. Wäre der Herzog von Orleans der Thronfolger geblieben, so hätten manche Erwartungen sich vielleicht geduldiger vertagt in der Hoffnung auf eine mit dem Regierungswechsel eintretende Gesinnung, von der sie, mit Recht oder Unrecht, annahmen, daß sie ihren Planen viel günstiger seyn werde. Nunmehr aber war es wahrscheinlich, daß der König gleichsam nach seinem Tode fortregieren werde in einem System, das elastisch genug ist, um sich unter veränderten Zeitverhältnissen behaupten zu können, das ein Reichsverweser wahrscheinlich als ein väterliches Vermächtniß betrachten und nicht ohne Noth Wesentliches darin ändern werde. Wenn man daher bei Lebzeiten des Königs eine Aenderung darin erlangen könnte, so sey es, meinte die Opposition, während der Minderjährigkeit eines künftigen Königs um so unhaltbarer. Daher beschlossen die Gegner des Ministeriums, auf jede Weise mit dem System anzubinden, entamer le systeme, so viel als möglich daran zu rütteln um sein Gefüge zu lockern.

Als die Opposition ihre Kräfte musterte, war sie nicht in einer besonders günstigen Verfassung, um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen. Um etwas von Bedeutung auszurichten, mußte man entschieden mit der Sprache herausgehen, und ein kühnes Programm konnte auf keine Zustimmung rechnen, weder in der Kammer noch im Lande; das hatte der eben erlebte Trauerfall deutlich an den Tag gelegt, man hatte sich um so dichter um das erhaltende Princip des Königs geschaart. Ohne ein solches Programm aber konnte man nicht erwarten, die äußersten Meinungen für sich zu haben, und die Opposition mußte alle Schattirungen vereinigen um einen kräftigen Anlauf machen zu können. Der Radikalismus und der Legitimismus waren zwar immer bei der

Hand, um mitzuhelfen wenn das System bedrängt werden soll, 1843.
aber sie waren dahinter gekommen, daß wie viele Ministerien auch gestürzt und geändert worden waren, das System dennoch immer geblieben sey. Die Abgeordneten dieser beiden Farben stimmten zwar meist, aber doch nicht immer, mit der Opposition; im Ganzen aber, und gerade wo am meisten darauf ankam, hielten die Radikalen und Legitimisten sich grollend bei Seite. Der National sprach es klar und deutlich aus. Bei all seinem gründlichen Haß gegen Guizot — den er hauptsächlich wegen seiner unerschütterlichen Ausdauer haßt — konnte er doch keineswegs seine Rechnung dabei finden, daß Molé, Thiers, oder sonst irgend eine der ehemaligen ministeriellen Möglichkeiten statt Guizot eintrete; dazu wollte er und die Seinigen nicht mithelfen. Thiers sey bei aller scheinbaren Ungeberdigkeit doch ein Freund des Hofes, ein Feind der Reform, und habe ausdrücklich erklärt, daß man nicht daran denken könne, daß Frankreich als Seemacht gleichen Schritt halte mit England. Der National also, wie auch die Abgeordneten seiner Farbe in der Kammer, erklärten ausdrücklich, daß die Gegner des Ministeriums nur dann auf ihre Unterstützung rechnen könnten, wenn sie sich förmlich verpflichteten, eine andere Politik an die Stelle der bisherigen setzen zu wollen. Dabei aber fand wiederum ein großer Theil der Opposition keinesweges seine Rechnung. Im conservativen Lager waren Mehrere zur Abtrünnigkeit reif und nicht in Verlegenheit, eine scheinbare Veranlassung zu finden, um zur Opposition überzugehen; sie wollten aber nicht im Voraus verzichten auf das was sie eigentlich suchten und das im Grunde nur darin bestand, mit anderen Führern und anderen Namen dasselbe, oder so gut als dasselbe fortzusetzen. Die entschiedenen Demokraten aber, die lieber warten als etwas Ungenügendes vorkehren wollen, meinten, es sey besser, das System werde mit Guizot als in seiner schärfsten Ausdruckweise fortgesetzt, denn seine Unpopularität werde helfen, es Frankreich zu verleiden; dagegen waren sie bereit, mitzuhelfen um diese Unpopularität nach Kräften zu vermehren und so viel Haß aufzuregen gegen das System als nur immer aufge-

1843. bracht werden konnte. Demach war die Opposition ohne entschiedene Farbe, ohne Halt in sich und zersplitterter als je; dagegen waren die Mitglieder der Regierung vollkommen einig unter sich, entschieden und fest, und wußten genau was sie wollten.

Die Kammern wurden am 9. Januar vom König in gewohnter Weise eröffnet. In die Kammerbureaux und die Adreßcommission brachte die Opposition so wenige der Ihrigen hinein, daß sie kaum darin vertreten war. Man hatte sogleich mehrere Gesetzvorschläge über materielle Interessen hineingebracht um lange Adreßdebatten zu verhindern. Die Adresse der Pairskammer in Beantwortung der Thronrede war durchaus nur eine Umschreibung davon und kein Paragraph über das Durchsuchungsrecht wurde darin aufgenommen. Dessen ohnerachtet war die Sache in den Verhandlungen erörtert worden und Guizot hatte sich weitläufig darüber ausgesprochen. Er hatte besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der gegenwärtige Augenblick sehr ungeeignet sey, um wegen Aufhebung des Durchsuchungsrechts zu unterhandeln. Er hatte auch hingewiesen auf die Inconsequenz in welcher die französische Diplomatie sich befinde, wann sie jetzt auftrete und die Verträge vom 30. November 1831 und 22. März 1833 vernichten wolle in ihren wesentlichsten Bestimmungen, denn seit der Zeit habe Frankreich grade eine Reihe von Staaten vermocht, sich diesen Verträgen anzuschließen, als Dänemark, Sardinien, Schweden, die Handseestädte, Toscana, Neapel, was Alles geschehen sey in dem Zeitraum von 1834 bis 1838; demnach hätten verschiedene Ministerien mit gleichem Eifer und ohne Arges dabei zu vermuthen die Sache betrieben und die brittische Regierung hätte die größte Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, allen gerechten Klagen vorzubeugen. Diese Bemerkungen sind an sich vollkommen wahr und richtig, aber es ergab sich, nicht grundsätzlich sondern thatsächlich, bei Ausübung des Durchsuchungsrechts eine Unterordnung der französischen Flagge, welche das Nationalgefühl nicht ertragen konnte und die bei den früheren Verträgen der allgemeinen Aufmerksamkeit entgangen, seit 1840 aber gehörig von der Opposition und der

Presse hervorgehoben war. Wenn der Minister mit seinen Vorstellungen erreichte, daß die Pairskammer des Durchsuchungsrechtes nicht erwähnte, so rechnete er ohne Zweifel nicht auf einen ähnlichen Erfolg in der Deputirtenkammer, vor deren Abreß-Commission er mehrstündige Entwickelungen dieses Gegenstandes vortragen mußte. Es kam auch so, daß die Depuitrtenkammer in der Adresse der Regierung empfahl, eine Aenderung im Durchsuchungsrechte zu bewirken, ohne daß jedoch eine allgemeine Mißbilligung der ministeriellen Politik darin enthalten war. Diese kleine Niederlage des Ministeriums war vorauszusehen, weil viele Conservative in diesem Punkte die Unpopularität Guizots nicht theilen wollten und hierin gegen ihn stimmten weil man keine Kabinetfrage daraus machte und die Kammer damit kein Mißtrauensvotum abgeben wollte. Vorbereitet wurde es durch den Paragraph über das was die Thronrede gesagt hatte in Betreff dessen was in Syrien ausgerichtet worden, weil hier ebenfalls die Rivalität mit England ins Spiel kam. Die Commission hatte im Adreßentwurf die Leistungen der Regierung anerkannt. Auf Berryers Vorschlag wurde diese Anerkennung ausgelassen, und man beschränkte sich auf eine Beglückwünschung wegen „Herbeiführung einer geregelten Verwaltung für die christlichen Bevölkerungen in Syrien." Dieser Vorschlag wurde zwar angenommen, jedoch nur mit 206 gegen 203 Stimmen. Hierauf aber beschränkte sich auch während der diesjährigen Kammersitzung der Erfolg der Opposition, weil sie nur in diesem Punkte in der öffentlichen Meinung eine Mehrheit für sich hatte. 1843.

Lamartine war plötzlich und so zu sagen aus dem Stegreif zur Opposition übergegangen und dieser Uebertritt machte damals viel Aufsehen. Die Opposition nahm natürlich den Ankömmling mit allen Ehren in ihre Reihen auf, sah ihn aber doch mit einiger Verwunderung, wenn auch nicht grade mit Mißtrauen auf ihrer Seite. Waren es ehemalige legitimistische Erinnerungen, welche Herrn von Lamartine plötzlich wegen seines dreizehnjährigen Orleanismus Reue eingeflößt, oder war auf einmal ein demokratisches

1838. Bewußtseyn in ihm zum Durchbruch gekommen — denn demokratisch kündigte sich der neue Oppositionsmann an — und wenn das der Fall war, konnte man denn darauf rechnen, daß dies Bewußtseyn in ihm andauern werde? Diese Zweifel konnten die Einsichtsvolleren der Opposition sich nicht genügend beantworten, während sie natürlich jubelnd das Banner des neuen Zuzugs begrüßten, in dem jedoch vor der Hand der Bannerträger allein war; er jedoch wie seine neuen Bundesbrüder erwarteten, daß bald eine Schaar sich ihm zugesellen werde. Diese konnte nur erworben werden aus den Reihen der Conservativen, wiewohl Herr von Lamartine ohne Zweifel erwartete, daß es ihm bald gelingen werde, in der Opposition eine Partei zu bilden. Bis jezt jedoch ist in beiden Beziehungen die Hoffnung nicht verwirklicht worden und dadurch um so mehr die Meinung derer bestätigt, welche schon damals meinten, Herr von Lamartine rechne auf die Zukunft und wolle daran arbeiten, der künftigen Regentschaft einen unvermeidlichen Minister aufzulegen. Herr von Lamartine ist ein von der Natur reich begabter Mann mit hellem Kopf und warmem Herzen. Geburt und Vermögen haben ihm eine günstige Stellung in der Welt gegeben, auf die er sich stützt ohne weder durch Adelsvorurtheile noch durch Reichthum zu verletzen. Sein Haus war und ist Einheimischen wie Fremden offen, die er anzieht durch Ernst und Anmuth wie durch den Nimbus, den die Poesie um seine merkwürdige und elegante Persönlichkeit webt. Lamartine wollte nun ohne Zweifel nicht Conservativer seyn im Sinne derer, die vorzugsweise nur ihre eigenen Interessen conserviren wollen, aber auch nicht Oppositionsmann im Sinne einer unklaren Unzufriedenheit mit allem Bestehenden. Wir wollen ihm gerne gute und edle Absichten für sein Vaterland zutrauen. Er hat das Vorgefühl einer politischen Inspiration, daß das gegenwärtige System dereinst nicht die Sympathie des Landes haben wird, und das wird ohne Zweifel der Fall seyn, denn ein System paßt nicht für alle Zeiten und in der Zukunft wird vielleicht ein anderes das rechte seyn, gerade aus denselben Gründen vermöge welcher das gegenwärtige bis jezt das

rechte war um einen Halt zu schaffen, allen Interessen einen Mittel- 1843.
punkt zu geben in einem Augenblicke wo nach einer erschütternden Revolution alle Interessen centrifugal auseinander zu streben drohten. Zuverläßig hat dieses System seine Gebrechen, weil der Schwerpunkt des Interesses leicht den Materialismus herbeiführt, und auch seine Gefahr, wenn es nicht elastisch genug bleibt, um sich, wo es nöthig ist, über das materielle Interesse erheben zu können. Auf solche Gefahren und Gebrechen aufmerksam zu machen, ist die Pflicht eines patriotischen Abgeordneten, und zuverläßig war Lamartine durch seinen Geist und seine glückliche Unabhängigkeit vor Vielen dazu berufen, in solchen Fällen aufzutreten. Aber indem er diese Zukunftspolitik einführen wollte, äußerte er sich über die Vergangenheit und die Gegenwart in einer Weise, welche deutlich zeigte, daß er von beiden kein positives Verständniß hatte. Er drang auf eine demokratische Constituirung der französischen Gesellschaft, und später, bei dem Riesenbankett, das ihm in Mâcon gegeben wurde, sagte er unter anderem: „Der größte Fehler der „Regierung von 1830 besteht darin, daß sie nicht mit aller Macht „die französische Gesellschaft demokratisch organisirt hat, denn ganz „Frankreich strebt darnach, sich zu einer einzigen nationalen großen „Partei zu vereinigen.“ Was ist das nun anderes, als das hundertmal vorgebrachte und eben so oft abgewiesene compte rendu? Hatte denn Herr von Lamartine übersehen und überhört, was oft genug behauptet und zugestanden worden war, daß man damit Krieg mit ganz Europa und darnach einen Zustand gehabt hätte, von dem man sich eben so wenig im Falle des Siegs wie der Besiegung eine deutliche Vorstellung machen könnte? Aber er sollte bald Gelegenheit bekommen, in einer wichtigen Erörterung seine Anklage des Systems vollständig zu entwickeln. Er versäumte nicht diese Gelegenheit, er sprach, der Form nach, mit glänzender Beredsamkeit, und Guizot blieb ihm die Antwort nicht schuldig weder für sich noch für das System.

Die Forderung der geheimen Gelder sollten diesmal, wie schon so oft, eine Machtprobe des Kabinets wie der Opposition abgeben.

1843. Die Minister wollten indessen diese Forderung nicht als eine Kabinetsfrage ankündigen, vielleicht darum, weil sie je nach dem Ausgang doch im Grunde immer, besonders unter Umständen wie die damaligen, eine ist, denn da immer der Angriff sich gegen die Gesammtpolitik eines Kabinets richtet, so muß ein solches, wenn es entschieden unterliegt, früher oder später doch nothwendig das Feld räumen. Meiner Ansicht nach hätte es Furcht verrathen, die Bewilligung der geheimen Gelder als Kabinetfrage zu erklären, denn das ist immer ein Nothsignal, ein Aufruf an die Anhänger, bei Anwendung des letzten Mittels das Kabinet nicht im Stiche zu lassen. Wenn man aber der Sache ihren natürlichen Verlauf läßt und die Erörterung ohne besondere Vorbereitung annimmt wie sie sich darbietet, so zeigt man das ruhige Bewußtseyn, allen Fragen, welche vorgebracht werden können, vollständig gewachsen zu seyn, man theilt so zu sagen redlich Sonne und Wind mit dem Gegner, und die Sache wurde diesmal wirklich in einem parlamentarischen Zweikampfe entschieden. Unter den oppositionellen Rednern gegen die Bewilligung der geheimen Fonds, oder vielmehr gegen die Politik der Regierung, waren nur die Herren von Tocqueville und von Lamartine, und allenfalls noch Billaut von Bedeutung; der Stoff war, namentlich von den beiden Ersteren, erschöpft, und die nachher kamen, konnten nicht wohl etwas Erhebliches noch hinzufügen. Guizot antwortete besonders und fast ausschließlich auf Lamartines Rede, und nach seiner Antwort war die Sache entschieden für das Ministerium; es konnte nur noch darauf ankommen zu bestimmen, ob die Opposition mit einer größeren oder geringeren Minorität unterliegen sollte. Lamartine sprach glänzend, mit der Wärme der Ueberzeugung und der Würde einer edlen Entrüstung, aber er brachte keinen einzigen neuen Beweisgrund hervor und seine Rede war nur eine Umschreibung des alten compte rendu, eine neue modernisirte Ausgabe davon. Neu, wenn man will, war nur die Einleitung, denn er begann damit, daß er nicht gegen das Kabinet als solches spreche, sondern gegen das System, welches immer seit 1830 dasselbe geblieben sey, wie auch die Kabinette

gewechselt hätten. Er meinte, der leitende Gedanke, der in allen 1843.
Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten seit sieben Jahren wirksam gewesen, beruhe auf dem doppelten Irrthum, daß man einerseits angenommen habe, das Volk sey ein unbotmäßiger Haufe, in dem es stets koche und gähre, in dem stets Alles bereit sey, die Welt zu überfluthen mit Propaganda und Eroberung, und andererseits, daß man immer Frankreich die fremden Mächte geschildert habe als eine enggeschlossene Schaar, die bei jeder Regung Frankreichs bereit sey, mit vereinten Kräften dagegen aufzutreten und ihm jeden rechtmäßigen Platz in der politischen Welt zu verschließen. Nun aber finde er (Lamartine), daß es zwischen einer ernsten und großen Freiheit in Frankreich und den monarchischen Einrichtungen auf dem übrigen Festlande nie eine Unverträglichkeit gegeben habe noch geben werde. Manche Mitglieder der Opposition, die recht gut und genau unterrichtet waren von dem was geschehen war und noch geschieht, mögen bei diesen Behauptungen innerlich gelächelt und sich gefragt haben, ob das ehrenwerthe Mitglied für Mâcon es nicht besser wisse, oder nur dieser rhetorischen Wendung sich bediene, um Wirkung zu machen; in letzterem Falle mögen sie das für gewagt gehalten haben, denn die Opposition war, nach den so oft vorgekommenen und sonnenklar bewiesenen Thatsachen in fast allen politischen Processen, und bei der ihnen wohlbekannten Kenntniß der Polizei von allen Umtrieben, schon längst verstummt mit Behauptungen von der Unbefangenheit der revolutionären Bestrebungen in Frankreich, und sie wußte recht gut, wie die Propaganda in allen Ländern des Festlandes Verbindungen unterhalte und keine Veranlassung vorbeigehen lasse, um aufwieglerische Bestrebungen anzufachen in der Schweiz, Italien, Spanien, Polen, kurz wo es immer anging, und wo für den Augenblick nichts zu machen sey, fraternisirte sie wenigstens mit den Unzufriedenen wie mit künftigen Bundesbrüdern. Wenn nun das allen Gegenwärtigen bekannt war, so lag eine fernere Einwendung gegen Lamartine's Behauptung sehr nahe in folgender Betrachtung: grade weil das französische Volk nicht ein unbotmäßiger Haufe ist, besteht die

1843. Regierung, denn das Volksbewußtseyn in Frankreich will Ordnung und Friede, so lange dieser ohne Verletzung der Nationalehre möglich ist; die Regierung könne daher den fremden Kabinetten gesagt haben, daß die Bewegungspartei für den Frieden Bedingungen stelle, die unfehlbar den Krieg herbeiführen müßten, und wenn diese Partei behauptete, daß mit ihrem Programm die inneren Aufstände nicht statt gefunden, so bestand die Garantie nur in einer aggressiven Politik nach Außen, obwohl dadurch die Friedigung im Innern nicht gesichert wurde, denn die Propaganda konnte nicht Krieg führen ohne außerhalb Frankreich eine politische Assimilation zu erstreben, und wenn diese die Grenzen — natürlich die nach Norden und Osten bis an den Rhein vorgerückten Grenzen — sicher stellen könnte, so verbürgte sie keinesweges die Ordnung im Innern, wo die parlamentarische Bewegungspartei von den radikalen Demokraten bedrängt worden wäre so gut wie ein conservatives Ministerium — gerade in dieser Lage hatte Casimir Perier sich befunden, der doch noch nicht zur Bewegungspartei gehörte, auf den aber Lamartine hinwies als den Mann seiner Politik — wenn die Regierung das Alles den fremden Kabinetten vorgestellt, so hatte sie nur die Wahrheit gesagt, und diese kannten die fremden Kabinette ohnedies ganz gut. Befremdend war ferner Lamartine's Nachweis dafür, daß unter den fremden Kabinetten unmöglich die Absicht bestehen könne, sich zu vereinigen um Frankreich zu erdrücken, denn, sagte er, sie brauchen ein großes und mächtiges Frankreich um unter sich unabhängig zu bestehen, Rußland, damit Frankreichs Gewicht auf England und Deutschland drücke und ihm dadurch in Asien die Hand frei werde, Oestreich habe ein solches Gegengewicht nöthig gegen Rußland und Preußen, und so suchte er durch alle internationale Kathegorien zu beweisen, daß ein großes und mächtiges Frankreich unentbehrlich sey für die Europäische Politik, und daß ihm das gegenwärtige Frankreich für diese Aufgabe nicht genüge, bewies ja gerade die Anklage, die er gegen das System erhob, einer Poltiik der Befangenheit zu huldigen, welche Frankreichs Machtentwickelung verhindere — denn, sagte er, alle

bisherigen Dynastien und Regierungen in Frankreich hätten der Nation eine Morgengabe gebracht — die Bourbons die französische Einheit, Richelieu die Schwächung des Hauses Oestreich, Ludwig XIV. den Einfluß in Spanien und die Rheingrenze, Napoleon die Eroberung des Continents, die Restauration sogar die durch die Waffen aufrecht erhaltene spanische Allianz — aber, so fragte er die conservativen Minister, „wo ist jetzt Eure Morgengabe?“ Welche Morgengabe meinte nun wohl Lamartine, daß die Regierung Frankreich hätte bringen sollen? die Rheingrenze? Nein — würde Lamartine, damals und jetzt antworten, wenn nicht etwa die deutschen und niederländischen Rheinbewohner es verlangten, denn nach seinen international-philantropischen Grundsätzen wollte und will er keinen Zwang angewendet wissen. Ja — würde ein praktischer Politiker antworten, denn wenn Du, Lamartine, es auch nicht willst, so werden diejenigen, ohne welche Du Deine Ideen nicht durchführen kannst, es wollen und Du könntest es nicht verhindern. Lamartine aber hat sich bis jetzt nur bedingt der Opposition angeschlossen und wartet noch auf die Gelegenheit, seine Ideen zur Ausführung zu bringen, so daß es bis jetzt nicht den Anschein hat, daß er von der Kammer einer künftigen Regentschaft als Minster-Präsident auferlegt werden wird. Damals aber schloß er seine Philippika mit folgenden Worten: „Was man braucht, ist „nicht daß Minister kommen und gehen, immer dieselben Irrthümer, „dieselben Unfähigkeiten wieder bringen; nein, das System muß „fallen und mit ihm alle Männer, die versucht seyn könnten, es „von neuem zu personificiren. Von Zweien ist nur Eines möglich: „entweder muß Frankreich aufhören Frankreich zu seyn, oder Ihr müßt „aufhören zu regieren!“ Diese Rede brachte in der Kammer eine große Aufregung hervor, die indessen Guizot nicht lange bestehen ließ. 1843.

Lamartine selbst hatte in seiner Rede gesagt, daß nur die Verzweiflung ihm die Kühnheit eingegeben habe, die Nothwendigkeit auszusprechen, daß das System gestürzt werden müsse; an dies Wort knüpfte Guizot seine Entgegnung. „Ei, begann er, es „ist in dieser Rede noch etwas Kühneres als das Schlußwort, etwas

1843. „worüber ich noch weit mehr erstaunen muß. Der Redner klagt „einen steten bleibenden Gedanken an, der seit dreizehn Jahren in „den Angelegenheiten des Landes der waltende ist. Wem soll die„ser Angriff gelten? Wem? Dem Lande selbst, denn was man „den Gedanken der Regierung nennt, ist der Gedanke des Landes „ebensowohl als der Gedanke seiner Verwaltung. Alle Kräfte, „welche die Regierung jetzt besitzt, alle Mittel des Handelns, die „in ihren Händen sind, sie hat sie erobert durch die Oeffentlichkeit „und die parlamentarische Erörterung. Was sie that, das hat „sie gethan mit Wissen und Willen des Landes, des freien und „überzeugten Landes, das hat sie gethan inmitten Eurer Berathun„gen, unter dem Feuer Eurer Einwürfe, Angesichts der Opposition „ebensowohl als der Majorität, die sie aufrecht hielt. Ihr wißt nun, „wem der Angriff gilt, wessen der Gedanke ist, der hier verfolgt „wird. Es ist der Gedanke Frankreichs, des freien und durch „öffentliche Erörterung überzeugten Frankreichs.“ Der Minister zeigte dann, daß es grade die Opposition gewesen, die immer Europa mit der Revolution bedroht, die immer behauptet habe, daß ganz Europa gegen Frankreich verbündet sey, und eben der vom vorigen Redner angerufene Casimir Perier habe diese Ansichten der Opposition in dieser Versammlung angegriffen und zu Boden geworfen. „Was die damalige Opposition vor„brachte,“ sagte er dann, „waren die nämlichen Ideen, die näm„lichen Gesinnungen, die nämlichen Entwürfe, die nämliche Politik „zu der Ihr Euch bekannt habt. In Wahrheit, das ist seltsam! „Die beiden Ergebnisse, die wir errungen haben, errungen im „Schweiße unseres Angesichts, nach fünfjährigen Verhandlungen — „das Eine: daß Frankreich in Frieden mit Europa leben könne, „daß das Frankreich der Julirevolution, daß die Juliusregierung „die Sicherheit Europa's nicht bedrohe — das Andere: daß Europa, „das so lange wider die französische Revolution in Waffen gestan„den, die Sicherheit Frankreichs nicht bedrohe, mit ihm in Frieden „leben könne — diese beiden Ergebnisse, unsere Errungenschaft, „stellt Ihr uns jetzt entgegen, damit bewaffnet Ihr Euch gegen uns.

„Aber, erlaubt mir es Euch zu sagen, das ist schreiender Undank 1843.
„und Hohn!“ Guizot ließ sich auf Lamartine's sonderbare Gleichgewichtstheorie nicht ein, bat die Kammer, ihm zu erlauben, diese unaufhörlichen Promenaden nach Rußland, Oestreich und Preußen vornweg als werthlose Abschweifungen zu beseitigen. Nur bei England und Spanien verweilte er, wies nach, daß alle Verträge mit England auf der Grundlage der vollsten Gegenseitigkeit abgeschlossen seyen, daß die Opposition im Parlament den brittischen Ministern vorgeworfen hätte, daß der französischen Flagge zu viel eingeräumt worden sey. Er bemerkte dabei, daß Verträge allein nicht Alles bestimmen könnten, daß die Gesinnungen beider Völker für einander wohlwollend seyn müßten. „Aber,“ meinte er, „die „Verhältnisse können nicht gut bleiben, wenn harte Reden, Vor„schläge voll Bitterkeit, heftige Empfindungen von der Rednerbühne „des einen Landes ohne Unterlaß vernommen werden, die Sprache „soll gleich billig, gleich wohlwollend von beiden Seiten seyn.“ Er vertheidigte dann die Politik des Kabinets in Betreff Spaniens, zeigte, daß Frankreich dort gethan habe was unter den gegebenen Umständen nur immer möglich gewesen sey, daß man sich aber nicht solcher Mittel jetzt bedienen könne, wie Frankreich sie in früheren Zeiten in jenem Lande angewendet habe, daß man keine Gewalt brauchen könne, daß er jetzt, wie früher, gegen alle bewaffnete Einmischung sey, und daß nur in dem Falle, daß die spanische Monarchie gestürzt werde, daß man versuchen wolle, Spanien einem ausschließlichen und drohenden, für Frankreich gefährlichen Einflusse zu überliefern, er seinem König und seinem Lande rathen werde, aufzuschauen. Nachdem Guizot alle Schwächen einer Neulingspolitik aufgedeckt, die Erfahrungen der Wirklichkeit und die Forderungen der Opposition gegen einander abgewogen hatte, wurde seine Dialektik schneidender, geistesgegenwärtiger, seine Haltung stolzer, seine Kraft war gewachsen als er sich einem Gegner gegenüber sah, der ihn in seinen innersten Gefühlen verletzt hatte, in allen Bestrebungen seines Lebens vernichten wollte, den er daher auch nicht zu schonen brauchte. Diese, unter solchen

1843. Umständen gerechtfertigte Rücksichtslosigkeit war sein Sieg. Mit hohem Selbstbewußtseyn sagte er: „Ihr dürft ruhig seyn, wenn „die großen Gelegenheiten kommen sollten, werden wir unserer „Aufgabe nicht entstehen. Freilich sind wir nicht so rasch, nicht so „leichtsinnig wie Ihr, wir glauben nicht gleich an die großen Ge„legenheiten, an die letzten Nothwendigkeiten. Die Interessen und „Beweggründe, um deren Willen ein großes Volk und eine große „Regierung den Degen ziehen und die Geschicke ihres Landes wie „ihr eigenes Schicksal gefährden dürfen, sind selten, und es ist das „Verdienst unserer Zeit und unserer Staatsform, sie noch seltener „zu machen. Es ist wahrhaft wunderbar, daß wir unaufhörlich „genöthigt werden, die Politik des Friedens zu rechtfertigen. „An der Politik des Krieges wäre es, zu beweisen daß sie Recht „habe. Der Krieg ist eine beklagenswerthe Ausnahme, und wir „können diese beständige, bald offene, bald verdeckte Anklage wider „die Politik des Friedens nicht gleichgültig betrachten und weisen „sie zurück. Was liegt daran, daß Ihr vom Frieden sprecht, daß „die Politik des Friedens stets auf Euren Lippen ist, wenn aus „Euren Reden, aus den Handlungen, welche Euern Reden ent„sprechen, nothwendig der Krieg hervorgehen muß? Ich trage in „mir die tiefe Ueberzeugung, daß wenn die Politik, zu der Ihr „Euch bekannt, obsiegte, wir in sechs Monaten, in drei, in einem „Monate, vielleicht in vierzehn Tagen unfehlbar den Krieg hätten.“ Hier rief eine Stimme von Links dem Redner zu: das ist das Princip der Furcht! Guizot antwortete fortfahrend: Ich habe „vor Niemand Furcht, nicht für mein Land und auch nicht für mich. „Es wird ein sonderbarer Mißbrauch getrieben mit den Worten: „Furcht und Muth. Man hat mir die Ehre erwiesen, zu sagen, „daß ich Muth gezeigt hätte, weil ich mir aus der Volksgunst „nichts mache und sie nicht suche. Ich glaube nicht, daß es in der „Gesellschaft, in der wir leben, viele Gelegenheiten gibt, um Muth „zu zeigen. Heutzutage kommt so leicht Niemand in Gefahr. Man „kann populär und unpopulär seyn, Gefahr ist keine dabei, und „ich meines Theils mache wegen meines Betragens keinen Anspruch

„auf Muth. Ich handle nach meinem Sinn, in voller Freiheit, 1843.
„in voller Sicherheit. Unterlassen wir daher, von Muth und Furcht
„zu reden, auf unsere Angelegenheiten passen diese Worte nicht.
„Man spricht von Frankreichs Mangel an Einfluß, seiner Erniedri-
„gung, dem Boden, den es in Europa verloren haben soll, indeß
„die anderen Mächte gedeihen und sich ausbreiten. Das ist nicht
„wahr. Wenn Ihr wissen wollt was Frankreich in Bezug auf
„Macht und Einfluß in Europa durch die Julinsrevolution, durch die
„Politik des Friedens gewonnen hat, so hört. Frankreich hatte vor
„seinen Thoren ein Königreich, das gegen es errichtet und ver-
„schanzt war — das Königreich der Niederlande. Es ist gefallen.
„Ein neutrales und befreundetes Königreich hat sich statt seiner an
„unserer Grenze erhoben. Die feindliche Grenze berührte Lille, sie
„ist jetzt an die Schelde zurück verlegt worden. In der Schweiz
„wurden neue Regierungen aufgerichtet und die uns weniger gün-
„stigen gestürzt. In Spanien ist der Absolutismus gefallen, und
„trotz der Schwierigkeiten der Lage, trotz der Nöthigungen und
„Hemmnisse welche unsere Politik dort erfährt, hat Frankreich
„großen Nutzen gezogen von dem was in Spanien geschehen ist.
„Diese großen Ereignisse, längs einer ganzen Gränze im Schatten
„der Julinsrevolution vollbracht, sind sie nichts? Wißt Ihr, warum
„diese Ereignisse ohne größere Hindernisse vollbracht worden sind?
„Weil die Weisheit der Politik Frankreichs sie gedeckt und beschützt
„und zugleich seine Macht sie beschirmt hat. Und diese Macht und
„die gute Politik Frankreichs sind ohne europäischen Krieg zu Stande
„gekommen. Sagt Euch selber, was würde in Europa geschehen
„seyn, wenn diese Ereignisse zehn Jahre früher, zehn Jahre vor
„der Julinsrevolution, wenn sie im Jahe 1820 eingetreten wären?
„Ich frage, was geschehen seyn würde? Ich antworte nicht. Klar
„ist nur, daß die Julinsrevolution, daß der Name, die Macht, das
„Ansehen Frankreichs im Jahre 1830 geschützt haben, was sie nicht
„geschützt hätten im Jahre 1820. Ist das nun Nichts? Ist das
„ein Beweis der Erniedrigung? Ein Beweis des verlornen Ein-
„flusses? Ich sage aber, es ist nicht allein die Macht Frankreichs,

1843. „es ist die seit 1830 fortgesetzte gute Politik Frankreichs, welche „alle diese Ergebnisse erlangt hat. Ihr dürft gewiß seyn, daß die „Sache unserer Politik seit 1830, die Weisheit, die Güte, die „Moralität, die Wirksamkeit dieser Politik anerkannt ist in der „Welt von Washington bis Calcutta. Wollt Ihr von einem popu„lären Fürsten reden hören so geht nach den Vereinigten Staaten „und fragt nach dem Rufe des Königs der Franzosen. Bei einem „andern Anlaß hat der ehrenwerthe Herr von Lamartine von der „Aufopferung gesprochen und ihrer Nothwendigkeit um große Dinge „im Namen der Völker zu vollbringen. Er hat vollkommen Recht „gehabt; es gibt nichts Schönes in dieser Welt ohne Aufopferung. „Das Leben hat Bürden für alle Zustände, und die Höhe, zu wel„cher man sie heranträgt, erleichtert die Schwere nicht. Ihr tragt, „sagt man, Eure Blicke gerne hoch; erhebt sie einmal über Euch „empor. Seyd Ihr seit zwölf Jahren der Zielpunkt der Kugeln „und der Dolche der Meuchelmörder? Sind Eure Söhne seit zwölf „Jahren unabläßig zerstreut über die Oberfläche des Erdballs, um „überall die Ehre und die Interessen Frankreichs aufrecht zu er„halten? Da ist Aufopferung, wahre praktische Aufopferung. Soll„ten wir das nicht erkennen, sollten wir ihm nicht unsere Huldi„gung darbringen, sollten wir gegen seine Regierung undank„bar seyn?“

Der Eindruck, den diese Rede hervorbrachte, war darum so überwältigend weil Guizot sie wie eine Improvisation aus einem Worte seines Vorgängers gesponnen, und damit im Vorbeigehen dessen etwas selbstgefällig behauptete Kühnheit auf ein sehr geringes Maß gebracht hatte, um dann mit großer Ruhe seine Entgegnung mit unwidersprechlichen Beweisen zu belegen, denn sie bestanden in Thatsachen, die alle Gegenwärtige mit erlebt und die Niemand läugnen konnte, und statt bei Erwähnung des Urhebers des Systems, des leitenden Gedankens, in Verlegenheit zu kommen, hatte er aus einer Anklage einen Triumph hergeleitet für denjenigen, den man, ohne ihn zu nennen, demüthigen wollte. Guizot hatte nirgends die ministerille Verantwortlichkeit abgelehnt,

war persönlich kühn und zuversichtlich aufgetreten, und hatte dennoch Mittel gefunden, ohne Uebermuth bescheiden zu seyn. Die Forderung der geheimen Fonds wurde dem Ministerium bewilligt mit einer Mehrheit von 85 Stimmen — es wurden 244 weiße und 155 schwarze Kugeln abgegeben. Es waren gegen hundert neue unschlüssige Mitglieder in der Kammer, welche durch die Rede des Ministers bestimmt worden waren, weil vor der Logik der Thatsachen eine unklare Eingenommenheit nicht Stich halten konnte. Der National meinte, die Mehrheit Guizots sey nicht ein Beweis seiner Macht, sondern der Unmacht der parlamentarischen Parteien, denn wenn die materiellen Fragen, wie Handelsverträge, Zollermäßigung, Zuckerbesteuerung zur Verhandlung kämen, so würde man sehen, daß eine Elle Tuch und ein Pfund Zucker herüber und hinüber den Ausschlag geben könnten. Man darf dabei nicht vergessen, daß wenn der National die Friedenspolitik des Materialismus anklagt, sein Spiritualismus nur darin besteht, mit Krieg zu drohen, um dadurch größere materielle Vortheile zu erreichen; der Krieg tödtet nicht die Selbstsucht und führt an sich keineswegs die bürgerliche Selbstverläugnung herbei, welche nur aus einer hohen Gesinnung für das Gemeinwohl hervorgehen kann. 1843.

Alle andere Versuche der Opposition gegen das Ministerium mißlangen, weil es so entschieden aufgetreten und ohne Scheu seine bisherige Politik auch als seine Richtschnur für die Zukunft aufgestellt hatte, weil darin die Vergangenheit sprach für seine Fähigkeit, sie auch ferner durchzuführen, und weil die Zukunftpolitik der Gegner nur Worte aufweisen konnte, deren mehr oder weniger sophistische Gruppirung Guizot gesprengt hatte. Er allein blieb auf dem Kampfplatze, und wenn auch während der übrigen Sitzung Lamartine und Tocqueville sich dort zeigten, so konnten sie doch keine irgend bedeutsame Abstimmung für die Opposition durchsetzen. Diese hatte vor den Verhandlungen über die geheimen Gelder Großes erwartet von der noch in der vorjährigen Sitzung angeordneten Untersuchungscommission über beanstandete Wahlen, aber was dabei zum Vorschein kam, war, was Jedermann vorher wußte,

1843. daß jede Partei, die Regierung wie die Opposition, bei den Wahlen ihr Möglichstes thut, und daß beide Parteien nicht immer sehr gewissenhaft sind in den dabei angewendeten Mitteln, die Opposition so wenig als die Beamten, welche allerdings bei solchen Gelegenheiten für ihr Amt oder Beförderung kämpfen so gut wie manche Gegner, die, wenn sie sich dabei rüstig bewiesen, Aussicht auf Anstellung haben wenn der politische Schicksalswechsel ein Oppositionsministerium herbeiführen sollte. Der ganze Sieg der Opposition bei dieser Untersuchung bestand darin, daß die Wahl des ministeriellen Abgeordneten Pawels ungültig erklärt wurde. Andere außerparlamentarische Bemühungen der Opposition brachten auch kein Ergebniß. Thiers Freunde versuchten eine Zeitlang eine Combination zusammen zu bringen gegen das Ministerium zu Gunsten des Grafen Molé, aber dieser verhielt sich ganz passiv, beschränkte sich nur auf häufige Besuche im Schlosse, wo er zwar sehr gut aufgenommen aber nicht nothwendig befunden wurde, da man ja ein Ministerium hatte, dem die Mehrheit in der Kammer gesichert war. Die Radikalen wie die Legitimisten blieben ganz theilnahmlos bei allen solchen Versuchen, weil sie erkannt hatten, daß auf ihrem Wege das Ministerium nicht gestürzt werden könne. Nicht besser ging es mit einem Antrag auf ein Gesetz über die Unverträglichkeit gewisser Beamtungen mit der Stellung eines Kammermitglieds. Es war der alte Vorschlag Remilly und Ganneron, welchen diesmal die Herren de Sade und Duvergier de Hauranne anzuregen vergebens versuchten.

Duvergier de Hauranne machte in der Kammer einen Vorschlag über die Form der Abstimmung, dessen Erörterung von Interesse war für die Behandlung des constitutionellen Systems im Allgemeinen. Es handelte sich nämlich darum, ob die öffentliche und mündliche Abstimmung vor der geheimen durch Kugelung den Vorzug verdiene. Die geheime Abstimmungsart ist keineswegs etwa eine moderne Erfindung, denn in den Volksgerichten und Volksversammlungen von Griechenland und Rom wurde die ursprünglich öffentliche Abstimmung im Verlauf der politischen Stürme mehr oder weniger

in eine geheime verwandelt. In England ist der Grundsatz der 1843.
Oeffentlichkeit bei Wahlen und Abstimmungen aufrecht geblieben und man erhält diese Einrichtung als ein Zeugniß für den altbrittischen Bürgerstolz. Allein auch dort hat man erkannt, daß die geheime Abstimmung keineswegs der Freiheit nachtheilig, sondern häufig nothwendig ist um die Unabhängkeit der Stimmenden zu erhalten; die Radikalen in England suchen sie durchzusetzen, weil sie glauben, daß ohne eine solche Maßregel die Parlamentswahlen sich von den aristokratischen Einflüssen des Parlaments nicht befreien lassen. In Frankreich ist allerdings bisweilen die Heimlichkeit der parlamentarischen Abstimmung auf eine skandalöse Weise mißbraucht worden. Die Heimlichkeit konnte nicht immer bewahrt, die Bekanntmachung von Abstimmungsverzeichnissen nicht immer verhindert werden, und ihre Ungenauigkeit verbreitete Verdächtigung der Abgeordneten und Argwohn unter den Wählern, welche sich immer das Recht anmaßen, das Verhalten ihrer Abgeordneten zu beobachten. Bisweilen brachte man auch heraus, daß manche Abgeordnete schwarze Kugeln eingelegt hatten gegen Vorschläge, die sie in ihren öffentlichen Reden vertheidigt hatten. Duvergier de Hauranne schlug nun vor, daß man die Kugelung, durch welche immer jede Verhandlung zuletzt bestimmt wird, gänzlich abschaffen solle. Der Antragsteller wollte dadurch Ränken und Corruption den Weg verlegen, da er der Meinung war, daß durch öffentliche Abstimmung der Muth der Ueberzeugungen sich stählen müsse, und man dann nicht einen angeblichen Despotismus der Parteien zu fürchten brauche, welche die öffentliche Stimmabgabe mißbrauchen könne zur Einschüchterung oder Aechtung der Personen, welche sich ihnen nicht gefällig zeigen wollen. Herr de L'Espée verwarf den Vorschlag weil die Erfahrung gezeigt habe, daß viele sehr redliche Abgeordnete doch schwach genug seyen, sich von den Parteien einschüchtern zu lassen, so daß ihnen eine gewissenhafte Abstimmung durch die Oeffentlichkeit sehr erschwert werde. Ohnedies würde durch Annahme des Vorschlags die gegenwärtige constitutionelle Praxis gänzlich umgestaltet werden, weil man dann auch die geheime

1843. Stimmenabgabe bei den Wahlen nicht lange mehr aufrecht erhalten könne. D'Haussonville empfahl der Kammer die Annahme des Vorschlags als ein geeignetes Mittel, um die Achtung des Volkes zu gewinnen und zu erhalten. Saglio bemerkte, daß die Sicherheit und Unabhängigkeit der Abstimmung wesentlich sey und diese nur durch die geheime Abstimmung verbürgt werde. Herr von Lasteyrie stellte die Redlichkeit der Abstimmung noch höher und meinte, das geheime Votum sey nur erfunden, um seine Ueberzeugung verhehlen zu können, und ein gesinnungsvoller Mann solle sich kühn und unerschrocken aussprechen. Vivien äußerte sich weitläufiger über die Geschichte der geheimen Abstimmung und wies nach in einem beredten Vortrage, daß sie abwechselnd gedient habe als eine Waffe der Freiheit gegen den Despotismus und auch für die Staatsgewalt gegen die Drohungen der Factionen. Er bemerkte, daß der Sieg der Vernunft oft nur entschieden werden könne durch Guerillas von Abtrünnigen, welche sich durch die geheime Abstimmung der Nöthigung der Parteien entzögen, und daß man ohne geheime Abstimmung einer Art von stehenden Banden in der Kammer organisiren könne, welche im Solde der Stärksten und Gewandtesten seyn würden; deswegen sey auch das geheime Scrutinium zuerst eingeführt worden nach dem Sturze Robespierres, und zwar damals nicht als ein Artikel der Geschäftsordnung, sondern der Verfassung. Schließlich bemerkte er noch, daß die Presse und die Centralisation jetzt furchibare Mächte seyen, gegen welche nur sehr charaktervolle und feste Menschen anzukämpfen vermochten. Odilon-Barrot versuchte den Eindruck zu heben, den Viviens zwar nicht schmeichelhafte aber ohne Zwefel sehr wahre Schilderung hervorgebracht hatte. Die geheime Abstimmung wurde durch eine geheime Abstimmung gerichtet. Die Kammer glaubte nicht, daß der Vorschlag geeignet sey, die parlamentarische Moralität herzustellen, und verwarf ihn mit 201 gegen 193 Kugeln.

Die Kammersitzungen hatten anfangs großes Interesse erregt und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so wie aber der Bestand des Ministeriums gesichert war, verlor sich die Theil-

nahme. Im Ganzen geschah nicht viel für die positiven Interessen des Landes. Die Sache der Eisenbahnen, die seit sechs oder acht Jahren fortwährend auf allerlei Hemmungen gestoßen war, wurde nur um ein Unmerkliches gefördert. In der einen wie in der andern Kammer verhandelte man wochenlang die dringendsten Gesetzvorschläge, wägte jede einzelne Bestimmung derselben wie auf der Goldwage ab, und wenn es sich endlich darum handelte, an dem mühsam Stein für Stein aufgeführten Gebäude den letzten Hammerschlag zu thun, so wurde manchmal das Werk von vielen arbeitvollen Stunden in einem Augenblick bei der letzten Abstimmung durch schwarze Kugeln umgestoßen. Man machte in solcher Weise mehreremale Gebrauch von dem Rechte, die artikelweise angenommenen Vorschläge der Regierung hintennach bei der Abstimmung über das Ganze zu verwerfen, man zerstörte was man selbst gebilligt hatte, weil der oder jener Artikel dem oder jenem Localinteresse nicht entsprach und manche Abgeordnete sich vor den Vorwürfen ihrer Wähler daheim fürchteten. So geschah es kurz nacheinander mit den Gesetzen über Fuhr- und Wegpolizei, über die Reformen des Criminalprocesses und das Münzwesen. Bei der Behandlung anderer Gesetzgebungsangelegenheiten setzten sich die Kammern zwar nicht geradezu in Widerspruch mit sich selbst, faßten aber doch solche Beschlüsse, welche eher einer Vertagung als einer Lösung der Aufgaben ähnlich sahen. Das war auch der Fall mit der seit einigen Jahren immer wiederkehrenden Zuckerfrage. Die Finanzgesetze wurden mit ziemlicher Leichtigkeit bewilligt, wiewohl an manchen Forderungen, namentlich an den für das Kriegsministerium Abzüge, aber keine von großer Bedeutung für das Ganze gemacht wurden. Das Gesammtbudget berechnete sich zu 1,404,513,710 Franken. Der Unterschied zwischen den veranschlagten Einnahmen und den wahrscheinlichen Ausgaben für 1844 wurde auf 130 Millionen berechnet. Zu diesem Ausfall kam als Erbschaft der vorigen Jahre eine schwebende Schuld von 576 Millionen, welche theils durch königliche Schatzscheine, theils durch die laufenden Rechnungen des Staats mit den Sparkassen und den verschiedenen

1838. Banken repräsentirt wurden. Somit ergab sich für das nächste Finanzjahr ein Gesammtausfall von 706 Millionen, eine unter allen Umständen gewiß sehr bedenkliche Summe. Die Kammern wurden am 24. Juli geschlossen. Das System war durch die abgeschlagenen Angriffe fast noch mehr befestigt als vorher, und im Großen und Ganzen war der Regierung nichts Wesentliches verweigert worden.

Die französische Regierung hatte seit einiger Zeit sich besonders bemüht, ihren Einfluß in den transatlandischen Ländern zu vermehren. Man ordnete Geschäftsträger nach Buenos-Ayres und Mondivideo ab, und besetzte die Consularposten an wichtigen Punkten mit jungen und rüstigen Leuten, die im Handelsministerium und im Marineministerium mit allem nöthigen Aufschluß über Handel und Seefahrt versehen worden waren. So unterhandelte man einen Handelsvertrag mit Chili und bereitete Alles vor um in dem bisher vernachläßigten französischen Guyana die Colonisirung besser zu betreiben. Daß dort viel geschehen kann, ist unzweifelhaft, aber Alles kommt darauf an, ob man die geeigneten Männer findet, die Sache zu leiten, denn in solcher Entfernung vom Mutterlande muß nothwendigerweise Vieles ihrer willkührlichen Behandlung anheimgestellt bleiben. Der Moniteur vom 20. März veröffentlichte Depeschen vom Gegenadmiral Dupetit-Thonars, nach welchen die Königin Pomare auf Taïti, der größten unter den Gesellschaftsinseln, sich unter französischen Schutz gestellt hatte. Der Admiral war dort erschienen, um Ersatz zu fordern für Beschädigung dort angesiedelter französischer Unterthanen, und namentlich der Missionäre, welche vertrieben worden waren. Man kam hier unmittelbar in nebenbuhlerische Berührung mit dem englischen Einfluß, denn es waren hauptsächlich die schon lange auf den Gesellschaftsinseln angesiedelten protestantischen Missionäre, welche die Eingebornen aufgeregt hatten gegen die Franzosen, meist wohl weil die katholische Mission von ihnen ausging, und diese nahm nun die französische Regierung unter ihren Schutz. Sie wollte die alte Stellung nicht aufgeben, nach welcher Frankreich überall in

fremden Welttheilen die christliche Religion, und namentlich die 1843.
katholischen Missionen zur Verbreitung des Glaubens mit Kraft
und Aufopferung beschirmt hatte, sie wollte beweisen, daß die
Könige der Franzosen, so gut wie die Könige von Frankreich und
Navarra, ihrer Abstammung vom heiligen Ludwig eingedenk, und,
so gut wie jene, allerchristlichste Könige sind, und diesen Charakter
verläugnete sie nicht in ihren Bestrebungen für die Christen in
Syrien wie in Polynesien; sie kümmerte sich nicht darum, wie die
Freidenker dies Verfahren betrachteten, und wenn ein Theil der
französischen Geistlichkeit der Regierung nicht Rechnung trug, so
bekam sie später Beweise dafür, daß der heilige Stuhl es nicht
übersehen, sondern in dankbarer Erinnerung bewahrt hatte. Als
die Regierung eine Forderung für die Niederlassungen auf den
Polynesischen Inseln in die Kammer brachte, machte sie im Betreff
der Marquesasinseln besonders gelten, daß es höchst wahrscheinlich
sey, daß die Landenge des Panama, entweder durch Canalisation
oder Eisenbahn, oder vielleicht durch ein combinirtes System von
beiden Beförderungsarten, bald den Weg vom atlantischen in's
stille Meer bilden werde, und dann müssen die polynesischen Niederlassungen
wichtige Seestationen für Frankreich werden. Wenn
man das auch zugeben kann, so kommt es noch immer darauf an, ob
die von Frankreich gewählten Niederlassungen die Knotenpunkte
bilden werden in einer künftigen Handels- und Schifffahrtsbewegung
im stillen Meere, und jedenfalls werden die Kosten, besonders bei
einem Seekriege, sehr hoch auflaufen bis der Nutzen davon praktisch
ermittelt werden kann. Die englische Regierung, welche auf so
lang aussehende Zukunftspläne nicht eingeht, sondern lieber eine
Macht erhält, durch welche sie, wenn der Augenblick kommt, sich
Alles verschaffen kann was ihr nothwendig ist, beobachtete zwar
Frankreichs Verfahren, aber ließ es gewähren ohne eine offizielle
Verdrießlichkeit an den Tag zu legen; sie ließ ja sogar Frankreich
gewähren in Algier, das doch von ganz anderer Bedeutung ist,
warum denn nicht auf den Marquesasinseln? Die Ausgaben für
die Colonien waren dies Jahr überhaupt bedeutend. Außer den

1843. bereits angeführten, kamen noch dazu die Entschädigung für die einheimische Zuckerbereitung, welche eben durch die Rücksicht für den Colonialzucker-Einfuhr herbeigeführt worden war, und dann beinahe fünf Millionen, wovon ein Theil allerdings durch Privatbeiträge aufgebracht worden war, als Hülfe für das Unglück, das ein verheerendes Erdbeben auf Guadeloupe angerichtet hatte; die Hülfe wurde sehr schnell an Ort und Stelle gebracht, und war daher sehr wirksam.

Noch immer litt, besonders die arme Bevölkerung der französischen Städte an den demoralisirenden Folgen des Stadtzolls, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß dies Uebel so bald geändert werden kann, wenn nicht einmal ein allgemeines Gesetz durchgreift und es mit einem kathegorischen Imperativ aufhebt, denn die Stadträthe haben in großen und kleinen Städten durch kostspielige, wenn auch nützliche Unternehmungen das Einkommen des Stadtzolls für Jahre hinaus in Anschlag gebracht, so daß von dieser Seite eine Minderung, oder gar Aufhebung nicht vorgeschlagen werden kann, da man einen Ersatz dafür nicht zu ermitteln vermag. Folgende bemerkenswerthe Zusammenstellung ergab sich bei Verhandlungen in der Kammer über den französischen Weinbau. Der Octroi in Paris war eingeführt worden als außerordentliche Einnahme für die Spitäler. Man bezahlte ursprünglich 1½ Frank für jedes Muid Wein, welches zum Verbrauch nach Paris gebracht wurde. Allmälig war nun diese Abgabe gestiegen auf 20 Franken 35 Centimen für jedes Hectoliter; der Zoll an der Linie in Paris betrug also mehr als ein Hectoliter Wein an Ort und Stelle im Süden von Frankreich kostet, und nahezu so viel als es in Burgund kostet. Im Jahre 1808 betrug der Stadtzoll in Paris 18 Franken von einem Hectolitre Wein, und Paris hatte damals 600,000 Einwohner, und es wurden in Jahresfrist verzollt 1,037,900 Hectolitre Wein. Im Jahre 1841 hatte Paris 912,000 Seelen, das Hectolitre bezahlte 20 Franken Gebühr, und es wurden verzollt — 970,728 Hectolitres! Also mit 312,0000 Einwohnern mehr, und noch dazu eine Masse von Fremden, die 1808 nicht da seyn

konnten, und deren Zahl man, wenn man nur die Engländer und die Außer-Europäischen abrechnen will, auf ein Mehr von wenigstens 30,000 anschlagen kann, hätte Paris 67,174 Hectolitres Wein weniger als 1808 eingeführt? Es ist klar, daß eher um so viel mehr als 1808 getrunken worden ist, aber etwas davon ist eingeschmuggelt, das meiste aber verfälscht worden. Die Fälschungen des Weins werden systematisch und gewerbsmäßig betrieben, wie es denn auch in Deutschland Fabriken von Rhum und Cognac gibt, deren Erzeugnisse für ächte Waaren verkauft werden. Die Weinmacher haben entdeckt, daß geringe und herbe Weine, die im natürlichen Zustande auch nicht um den geringsten Preis Abgang finden, gut bezahlt und gerne genommen werden als Bordeaux oder Burgunder Weine, wenn sie durch allerlei Zusätze bearbeitet werden. Diese Art von Verfälschungen gehören noch zu den gewissenhaften, denn sie verkaufen ihren Kunden doch noch zum Theil Wein, nur nicht denjenigen, den sie angeben. Aber es wird auch Wein gemacht und verkauft in dem kein Tropfen Traubensaft ist. Die Behörde, wenigstens die höhere, thut alles was sie kann, um diesem Unfug zu steuern, läßt Weinlager auslaufen wenn sie verfälschten Wein entdeckt, veröffentlicht Recepte zur Verfertigung von falschen Weinen mit Angabe der Merkmale an welchen man die Verfälschung entdecken kann; aber der Gewinn, den die Verfälscher machen, ist so ungeheuer, daß sie der Gefahr, schwere Geldstrafen entrichten zu müssen, Trotz bieten, und noch geringer ist leider die Scheu vor der moralischen Aechtung. 1843.

Ein großer Theil der Geistlichkeit verfolgte die Universität, ihr Vorrecht und ihre Lehrmethode mit noch größerer Erbitterung als bisher. Unter einem Heer von Flugschriften über diesen Gegenstand zeichnete sich namentlich die eines Abts Vedrine durch maßlose Heftigkeit aus. Uebrigens kamen in seiner Darstellung nicht nur die französische Universität, sondern alle Fürsten und Völker der Gegenwart fast ohne alle Ausnahme gleich schlecht weg. So eiferte er gegen den Kaiser von Oestreich, der sich einen orthodoxen Katholiken nenne, und doch seinen Statthaltern erlaube, das

1843. Toleranzedict des gottlosen Joseph II. zu beobachten, der sogar gestatte, daß Menschen, die in gemischter Ehe verbunden wären, in seinen Staaten sich aufhalten dürften, während sie doch von jedem guten Katholik als religiöse Verbrecher betrachtet werden müßten. Wir wollen das Genauere über diesen Gegenstand später mittheilen bei der, wenigstens vorläufigen Krise, als nämlich der Papst selbst der französischen Geistlichkeit untersagte, diesen ultramontanen Kreuzzug in solcher Weise fortzusetzen.

Bei der Beglückwünschung des Königs zu seinem Namensfeste am 1. Mai erschien zum ersten Mal seit der Julinsrevolution der päbstliche Nuntius, Monsignore Fornari, an der Spitze des diplomatischen Corps, in dessen Namen er das Wort führte. Wenn der König im vorigen Jahre in seiner Familie so schweres Unglück erlebt hatte, so war er in diesem Jahre als Familienvater glücklicher. Am 20. April wurde die Tochter des Königs, Prinzessin Clementine von Frankreich vermählt mit dem Prinzen August von Sachsen-Coburg-Gotha, Sohn des Prinzen Ferdinand von Coburg, östreichischen Feldmarschalls, und der Fürstin Cohary, Bruder des Königs von Portugal und Vetter der Königin von England. Die Trauung geschah in St. Cloud durch den Bischof von Versailles und der Hof beging den Tag in einem Familienfeste, zu welchem außer den Ministern nur die Zeugen der hohen Vermählten eingeladen waren.

Im folgenden Monat langte die Nachricht an aus Afrika von einer schönen Waffenthat des Herzogs von Aumale, der im afrikanischen Heere einen Befehl führte. Bei Ain-Taguin hatte der Prinz auf die Kunde, daß die Araber in der Nähe waren, sich schnell an die Spitze eines Theils der ihm untergebenen Reiterei gestellt, den Feind angegriffen und in die Flucht gejagt. Bei dieser Gelegenheit, wo der Prinz mitten unter seinen Truppen focht und mit ihnen Gefahr und Sieg theilte, hatte er die Smahla, oder das Gepäck Abd-el-Kaders erobert. Die in diesem kühnen Angriffe eroberten Fahnen wurden nach Paris gebracht und im Dom der Invaliden den übrigen Trophäen des französchen Heeres beigesellt.

Der Prinz wurde zum Generallieutenant und später zum Gouverneur von Constantine ernannt. In diesem Jahre wurde auch seine später erfolgte Vermählung mit einer Prinzessin von Neapel eingeleitet. Ein Theil des Pallastes Bourbon, in welchem die Deputirtenkammer ihre Sitzungen hält, waren auffallenderweise noch immer Eigenthum des Herzogs von Aumale aus der Condéschen Erbschaft. Der Theil vom Pallaste, den der Staat besaß, hatte, ungerechnet großer Summen, die in verschiedenen Epochen darin verbaut worden waren, 5,250,000 Franken gekostet. Die Güterverwaltung des Herzogs hatte die Veräußerung des ihm angehörigen Theiles vom Pallaste Bourbon beschlossen und die Kammer mußte also fürchten, der Aumal'sche Antheil könne Speculanten in die Hände fallen und diese könnten möglicherweise damit Veränderungen vornehmen, welche der Kammer unangenehm und ihrer Würde nicht angemessen wären. Der Aumal'sche Antheil war angeschlagen worden zu 5,047,475 Franken, und auf diese Bedingung hatte der Minister des Innern den Kaufhandel abgeschlossen mit dem Bevollmächtigen des Herzogs, dem Herrn Lacave-Laplagne-Barris. Dieser Vertrag bedurfte der Genehmigung der Kammer. In der Verhandlung über diesen Gegenstand wurde der Anschlag als zu hoch gegriffen getadelt; man behauptete, daß der Prinz in Folge früherer Verpflichtungen der Condéschen Erbschaft noch dem Staate mehr als der angegebene Werth des Antheils vom Pallaste Bourbon schulde und wollte damit liquidiren. Es wurde indessen nachgewiesen, daß der Fiskus den Proceß verloren und nur noch einen kleinen Betrag von Zinsennachzahlung zu fordern habe, und der Kauf wurde von der Kammer genehmigt mit 213 Stimmen gegen 104. 1843.

Der Prinz von Joinville war im Frühjahre am Bord seines Schiffes Belle-Poule nach Rio de Janeyro gegangen und hatte sich dort bei dem Kaiser von Brasilien beworben um die Hand dessen Schwester, der Prinzessin Francisca Carolina von Braganza. Die Vermählung hatte am 1. Mai in Rio Statt gefunden und der Prinz führte nun selbst seine Gemahlin am Bord seines Schiffes nach

1843. Frankreich. Er landete gegen Ende Juli in Brest und ging dann nach dem Schlosse Bizy bei Vernon, das dem Herzog von Penthièvre gehört hatte, und durch die Mutter Ludwig Philipps der Familie Orleans zugebracht worden war. Hier erwartete der Hof die Neuvermählten. Der Prinz von Joinville wurde zum Gegenadmiral ernannt und zugleich ermächtigt, den Sitzungen des Admiralitätsrathes mit deliberativer Stimme beizuwohnen, denn eine Verordnung vom 19. August 1836 bestimmt, daß die Prinzen der königlichen Familie, welche den Rang von Generalofficiren haben, berufen sind, in den verschiedenen Kriegscomites mit delibrativer Stimme Platz zu nehmen.

Kurz vorher hatte Ludwig Philipp einer Feier der traurigsten Erinnerung beigewohnt. Die dem Andenken des Herzogs von Orleans gewidmete Capelle von St. Ferdinand wurde am 11. Juli vom Erzbischof von Paris geweiht. Diese Capelle ist in der Allee de la Révolte an der Stelle errichtet worden, wo der Prinz den letzten Seufzer aushauchte. Das Denkmal ist von den Baumeistern Lefranc und Fontaine im byzantinischen Styl ausgeführt. Es bildet ein griechisches Kreuz, den oberen Theil nimmt der der heiligen Jungfrau gewidmete Hochaltar ein, an der rechten Seite vom Kreuze befindet sich die Capelle St. Ferdinands, an der linken ist die liegende Figur des Herzogs in Generalsuniform in der Stellung, die er im Augenblicke des Scheidens einnahm. Scheffer hat die Zeichnung dazu entworfen und Triquetti sie darnach in Marmor gemeiselt. Ueber dem Haupte des Herzogs kniet ein betender Engel, eines der hinterlassenen Bilderwerke der Prinzessin Marie. Die zehn Fenster der Capelle sind mit gemaltem Glase geschmückt, vierzehn Heilige darstellend; diese Fensterbilder sind von Ingres entworfen und in der königlichen Fabrik von Sevres gemalt worden. Die ganze königliche Familie wohnte der für sie so erschütternden Feierlichkeit bei.

Gegen Ende August, kurz nachdem der Graf von Syrakus einen Besuch bei der königlichen Familie abgestattet, unternahmen die Prinzen von Joinville und von Aumale einen Kreuzug nach

der englischen Küste, von wo aus sie einen Besuch in London 1843. machten, und bald darauf sprachen die englischen Blätter davon, daß die Königin von England eine Einladung Ludwig Philipps angenommen habe und der königlichen Familie von Frankreich einen Besuch abzustatten gedenke. Dieses Gerücht erwies sich bald als wahr, zum nicht geringen Erstaunen auf beiden Seiten des Kanals aber zur Freude beider Nationen, welche die gesegneten Folgen ihres guten Einvernehmens dankbar anerkennen und eine freundliche Zusammenkunft beider Monarchen als ein frohes Ereigniß betrachteten, in dem die Völker auch ihre Einigkeit mitfeierten. Die Zusammenkunft sollte in Eu stattfinden. Dies Schloß, wo die königliche Familie jährlich einen Theil der schönen Jahreszeit zubringt, liegt in einem großen Park, der bei der hübschen kleinen Hafenstadt Treport an's Meer stoßt mit einer weiten Aussicht auf den Canal zwischen England und Frankreich. Das Schloß Eu ist ein sehr altes Gebäude, zu dem schon 902 der Herzog Rollo den Grundstein gelegt hat, das später am Ende des sechszehnten Jahrhunderts von der Herzogin von Guise, der Wittwe des „Benarbten“ (Balafré) ausgebaut wurde und wo sie ihren langen Wittwenstand fern von Welt und Hof zubrachte. Das von rothen Backsteinen und behauenen Bruchsteineu erbaute Haus ist nicht sehr groß, hat nur 14 Fenster in der Fronte und zwei Stockwerke, von denen nur das eine große Gemächer enthält. Ludwig Philipp hat Eu von seiner Mutter geerbt, und wie es ein Lieblingssitz seines Großvaters, des Herzogs von Penthièvre gewesen, so ist es auch der des Königs der Franzosen.

Kurz vor der Ankunft der Königin von England war Ludwig Philipp in Eu einer großen Gefahr glücklich entgangen. Der König, die Königin und die Königin der Belgier waren in einem offenen vierspännigen Wagen ausgefahren. Als man über eine Brücke bei Treport fuhr, scheuten die Pferde, und ohne die Geschicklichkeit des einen Reitknechts, dem es noch gelang, die Stangenpferde so zu lenken, daß der Wagen gegen einen Pfeiler kam, der ihn aufhielt, wäre er von einer bedeutenden Höhe in's Wasser gestürzt worden.

1843. Die Königin von England war auf ihrer Dampfyacht „Victoria und Albert" von der Insel Wight nach der französischen Küste abgefahren. Der Prinz von Joinville war ihr mit einer kleinen französischen Escadre entgegengefahren und begleitete sie. Am 2. September fuhr sie um 6½ Uhr morgens an Cherburg, einige Kilometres vom Hafendamme vorüber. Bald darauf trennte sie sich von den sie begleitenden Schiffen, benutzte die volle Kraft ihrer schönen Yacht und war gegen 6 Uhr Abends auf der Rhede vor Treport eingetroffen. Sobald das Nahen der englischen Yacht signalisirt worden war, begab sich Ludwig Philipp mit der ganzen königlichen Familie, in Begleitung der Minister des Auswärtigen, der Marine und der Finanzen, des englischen Botschafters, des Grafen St. Aulaire, französischen Botschafters in London, des Marschalls Grafen Sebastiani, der früher diesen Posten lange in London bekleidet hatte, nach Treport. Am Landungsplatze war ein prachtvoll verziertes Zelt zum Empfang der englischen Königin aufgeschlagen. Hier wurde sie erwartet von der Königin der Franzosen, der Königin der Belgier, der Herzogin von Orleans, Madame Adelaide, der Prinzessin von Joinville und der Herzogin von Coburg, während der König mit den Prinzen und dem übrigen Gefolge Schaluppen bestieg und an Bord der englischen Königsyacht ging, um die Souveränin von England, die Tochter seines alten und getreuen Freundes, des Herzogs von Kent, zu begrüßen, den er im Jahre 1799 in Canada kennen gelernt hatte. Er führte dann die Königin an's Land, wo sie vor dem Zelte von der Königin der Franzosen empfangen wurde. Sehr interessant war für alle Anwesende die kindliche und ehrfurchtsvolle Weise mit der Königin Victoria der Königin Amalie entgegentrat; es war die Huldigung der hohen Tugenden der ehrwürdigen Mutter des französischen Königshauses, welche die jüngere Frau und Mutter ihr entgegenbrachte. Es war eine große Menge Zuschauer zugegen, von denen manche von Paris, Rouen und Dieppe herbeigeeilt waren. Man fuhr dann in königlichen Wagen durch den Park nach Eu, wo Abends ein Bankett von sechszig Gedecken gegeben wurde.

Die Königin Victoria blieb mit dem Prinzen Albert und ihrem kleinen Gefolge, in welchem der Englische Staatssecretär des Auswärtigen, Graf Aberdeen, der einzige Staatsmann war, einige Tage in Eu. Mit Ausnahme von einigen Abendconcerten und einer theatralischen Vorstellung der Truppe des Vaudevilletheaters, die aus Paris herbeschieden worden war, wurden den hohen englischen Gästen nur ländliche Unterhaltungen im königlichen Familenkreise dargeboten, die zwar mit viel Geschmack angeordnet waren, bei denen aber aller königlicher Prunk absichtlich vermieden war; dieser war nur bei der Ankunft der Königin gezeigt worden und wiederholte sich bei ihrer Abreise, welche, wie während des ganzen Aufenthalts von dem schönsten Wetter begünstigt war. Prinz Joinville hatte den Auftrag, Königin Victoria nach Brighton zurückzugeleiten, wo sie beim Landen von der französischen Flagge mit vollem Bord begrüßt wurde. 1843.

Wiewohl nur dieser Aufenthalt der englischen Königin in Eu durchaus nur den Charakter eines Familienbesuchs haben sollte und auch hatte, so war er doch nicht ganz ohne politische Bedeutung; wenn nicht seiner Absicht nach, so war er es doch als Thatsache an und für sich. Es kam bis jetzt nicht häufig vor, daß Regenten von England das Festland besuchten, aber seit Jahrhunderten hatte kein englischer Monarch Frankreich betreten als Freund und Bundesgenosse. Da aber außerdem der Besuch erfolgte zu einer Zeit, wo kurz vorher in der französischen Kammer, zwar nicht von der Mehrheit, aber doch von manchen Mitgliedern der Opposition eifersüchtige Reden über England gehört worden waren, die Regierung in biteren Ausdrücken beschuldigt worden war, die Ehre Frankreichs aus Rücksicht für England verletzt zu haben, und dabei mehr als einmal geäußert wurde, daß die englische Regierung es nie mit Frankreich gut meinen könne noch werde, so war die, wenn auch kurze Anwesenheit der Königin Victoria in Frankreich allerdings als eine Erklärung zu betrachten, daß sie und ihr Ministerium die Ueberzeugung hatten, daß weder der König noch die Mehrheit der Franzosen andere als freundschaftliche und aufrichtige Gesinnungen

1843. für England hegten, denn wenn darüber jenseits des Kanals der leiseste Zweifel bestanden wäre, so hätte dieser Besuch nicht statthaben können, und um so mehr nicht, als er nothwendig vom englischen Ministerium gebilligt seyn mußte nach den parlamentarischen Grundsätzen in England und die Anwesenheit Lords Aberdeen im Gefolge der Königin Victoria das öffentlich bezeugte. Daß Ludwig Philpp die erlauchte Dame, die er mit ritterlicher Galanterie bewirthete, nicht mit Staatsangelegenheiten heimsuchte, läßt sich annehmen, schwerlich aber, daß der König und Guizot bei diesem persönlichen Zusammentreffen mit Lord Aberdeen politische Gegenstände, wenn auch nicht förmlich verhandelt, so doch überall nicht berührt haben sollten, und Staatsmänner auf sochen Standpunkten können in kurzer Zeit und mit wenigen Worten sich direkte und indirekte viel sagen. Wie dem auch sey, man weiß, daß in Beziehung auf Spanien und namentlich in Betreff der Vermählung der Königin Isabelle und der Candidaten dazu, welche von England und Frankreich vorgeschlagen worden waren, in Eu zwischen den erlauchten Personen und ihren vertrauten Rathgebern gesprochen und wenigstens negative Abrede gepflogen worden war. Was hierüber mit einiger Gewißheit gesagt werden kann, findet passender seine Stelle wenn wir an die Zeit kommen, wo die Doppelhochzeit in Madrid gefeiert wurde.

Ein anderer Gegenstand war jedenfalls in Eu besprochen worden. Der Herzog von Bordeaux hatte eine Rundreise an mehrere Höfe angetreten und war auch durch dritte Hand angesagt worden in London. Bei der Innigkeit der Familienfreundschaft, welche nunmehr zwischen dem französischen und dem englischen Hofe herrschten, war es natürlich, daß Lord Aberdeen diesen bevorstehenden Besuch in Eu anregte, denn Ludwig Philipp und Guizot kennen ja beide England und sein Gastrecht. Der König erkannte diese Aufmerksamkeit vollkommen an und sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß man doch ja dem Herzog von Bordeaux den Aufenthalt angenehm machen möge in England, wo er als Herzog von Orleans zu wiederholtenmalen eine so gute Aufnahme gefunden

habe in der damaligen königlichen Familie sowohl wie beim Adel 1843.
und Volk.

Der Hof von St. James war demnach gesonnen, dem Herzog von Bordeaux, der unter dem Namen eines Grafen von Chambord reisen wollte, alle Artigkeit zu erweisen, und die Minister wollten ihm die Hochachtung bezeigen, auf welche sein Ursprung und sein unverschuldetes Unglück bei allen edeldenkenden Menschen Anspruch machen konnten; man wollte ihn wie eine erlauchte Privatperson behandeln.

Damals hatte man noch keine Ahnung von den Absichten, welche die Anhänger des ausgewanderten Prinzen mit seinem Auftreten in England hatten, und als vom Festlande aus allmälig Dies und Jenes verlautete, so zweifelten die englischen Minister nicht daran, daß der Prinz verständig genug seyn werde, um durch ein kluges Benehmen die Gastfreundschaft zu erwiedern, welche man ihm angedeihen zu lassen bereit war. Sie sollten indessen bald in dieser Annahme getäuscht werden. Die Legitimisten, denen natürlich der Besuch in Eu ein Gräuel war, hatten schon vor der Zeit ihre Vorbereitungen begonnen und betrieben sie nachher nur um so eifriger. Sie legten es darauf an, von den nordischen Höfen eine indirekte Anerkennung des Herzogs von Bordeaux als Prätendenten zur französischen Krone dadurch zu erwirken, daß man ihm von diesen Höfen Einladungen zum Besuch verschaffte. Die Legitimisten wollten dann dafür sorgen, daß ein Hauptschlag in England geschehe, denn auf dem Festlande war der nicht auszuführen nach den Erfahrungen, welche sie früher beim Aufenthalte weiland Karls des Zehnten in Prag gemacht hatten, wo man dem massenhaften Auftreten der Karlisten bald einen Riegel vorgeschoben hatte, und was in Oestreich nicht durchgegangen war konnte anderswo in Deutschland nicht versucht werden. Ein Herr von St. Priest, der unter der Restauration französischer Gesandte in Berlin gewesen war und am preußischen Hofe manche persönliche Verbindungen unterhalten hatte, bekam den Auftrag, dort eine Einladung einzuleiten; er merkte aber bald, daß man ihn nicht verstehen wollte und sich auf

1843. die Versicherung beschränkte, daß der Herzog von Bordeaux am Berliner Hofe freundlichst aufgenommen werden solle. Die Legitimisten drangen daher auf die Thatsache dieser Aufnahme, vielleicht ließe sich nachher doch etwas daraus machen; es ließ sich aber nichts daraus machen, als Correspondenz-Artikeln in den Zeitungen, woran man es auch dann nicht fehlen ließ. Der legitimistische Prinz wurde in Berlin freundlichst behandelt, aber durchaus nur als eine fürstliche Privatperson, welche der königlichen Familie einen persönlichen Besuch abstattet. Es gelang ihm auch nicht, was die Legitimisten so gerne vermittelt hätten, den Kaiser von Rußland, der in Deutschland erwartet wurde, in Berlin zu sehen, und er reiste von dort ab ohne daß sein Besuch weiter ausgebeutet werden konnte. Alle Hoffnung beruhte nun nur auf England, wo man indessen den torystischen Adel zu Gunsten des Prinzen gestimmt hatte. Der höhere englische Adel ist bekanntlich sehr unabhängig und hat von jeher einen edlen Stolz darin gesetzt, fremde fürstliche Personen mit glänzender Gastfreundschaft aufzunehmen; es lebten noch vornehme Herren in England, welche den Vater des Grafen von Chambord und seine andere hohe Verwandte gekannt und bewirthet hatten und die daher sehr bereit waren, dem Sohne dieselbe Freundschaft zu bezeigen. Das war ganz in der Ordnung und konnte Niemand auffallen. Gleich nach Ankunft des Prinzen in England wurde aber doch seine Aufnahme auf den Landsitzen der Großen etwas auffallend, und zwar hauptsächlich aus folgendem Grunde. Die legitimistische Geistlichkeit in Frankreich hatte nämlich bei dem katholischen Adel in England für den Prinzen lebhaft gewirkt, hatte ihn geschildert als den wahren und verkürzten Sohn des heiligen Ludwig, auf dem die Hoffnungen des Katholicismus in Frankreich beruhte, hatte dabei nicht unterlassen, die gegenwärtige französische Regierung als der katholischen Kirche feindselig zu erklären, als Beförderer der gottlosen Universität darzustellen, und die Erwartung ausgesprochen, daß die Katholiken Englands den Herzog von Bordeaux mit Auszeichnung aufnehmen und dadurch allen guten Katholiken in und außerhalb Frankreich

eine fromme Genugthuung gewähren würden. Bei dem ungeheuren Aufschwung des Katholicismus in England hatten diese Vorstellungen ihre Früchte getragen, und so wurde der Prinz namentlich auf den katholischen Edelsitzen wie überhaupt in den katholischen Diöcesen mit Auszeichnung, und besonders bei dem Grafen Schrewsbury, dem Abkömmling der Talbots, dem Präsidenten der Gesellschaft zur Förderung des katholischen Glaubens, mit geräuschvollem Glanze empfangen. Auf dem Gute des Grafen, Alton-Towers, waren zur Aufnahme des Herzogs wahrhaft fürstliche Zurüstungen gemacht, die Pächter des Earls empfingen ihn mit einem ungeheuren Fackelzug, das Schloß war festlich beleuchtet, das Schlafgemach des Herzogs war ausgeschlagen mit weißem Atlas der von Lilien übersäet war, während seines Aufenthalts las ein Erzbischof alle Tage die Messe, und alle Tage gab der Graf eine Tafel von fünfzig Gedecken. So geschah es, wenn auch in bescheidenerer Art auf den Gütern vieler anderer, auch protestantischer Mitglieder des toryistischen Adels. Diese Aufnahme zeigte allerdings etwas Absichtliches, der englische Adel hatte mehrere mal vorher schon Gelegenheit gehabt, landesflüchtige Prinzen der Bourbonischen Familie als Gäste bei sich zu sehen, und das war immer geschehen mit loyaler Ehrfurcht vor erlauchtem Unglücke, aber ohne Geräusch. Dem Hofe mußte daher die Art, wie der Graf von Chambord auf den Edelsitzen herumgeführt wurde, etwas auffallend erscheinen, auch ehe er für längere Zeit nach London kam; man schrieb es aber theils dem Stolze des Adels, der bei solchen Anläßen gerne seine Unabhängigkeit von den Hofrücksichten an den Tag legt, und dann insbesondere dem Parteibestreben der Katholiken zu, da die Orthodoxen unter ihnen ihre Sympathie mit der ultramontanen Geistlichkeit zu erkennen geben wollten durch ein Benehmen, welches der französischen Regierung bemerkbar machen sollte, daß man sie als der katholischen Kirche abhold betrachte, und jedenfalls lag es noch in der Hand des Prinzen, durch sein Verhalten in London die Art seiner Aufnahme von Seiten der englischen Regierung selbst zu bestimmen, denn bis jetzt war er passiv geblieben, war nur als Gast 1843.

1843. aufgetreten wo man ihn mit Zuvorkommenheit eingeladen hatte. Allerdings hatten mehrere legitimistische Edelleute ihn auf dieser Rundreise aufgesucht, allein diese waren auch Gäste wo der Prinz es war, ihr Besuch konnte als eine persönliche Aufmerksamkeit für die Familie betrachtet werden, und wenn sie ihn etwas enthusiastisch als Sohn Frankreichs begrüßt hatten, so war es eine persönliche Huldigung, und man war nicht geneigt, streng zu rechnen mit ihrer hyperbolischen Courtoisie, da sie einem Prinzen erwiesen wurde, der unter unverschuldetem Unglücke litt. Mittlerweile war das Haus des Sir John Shelley auf dem Belgrave-Square für einen längeren Aufenthalt des Herzogs von Bordeaux in London gemiethet worden. Viele Legitimisten warteten auf ihn in der Hauptstadt, und ihre Zahl vermehrte sich täglich. Nicht nur machten diese dem Prinzen ihre Aufwartung, sondern sie erklärten laut, daß sie ihn allein als den rechmäßigen Thronfolger in Frankreich anerkannten, manche von ihnen sagten laut, daß sie Abgeordnete der oder jener Provinz seyen, und der Prinz nahm das an und antwortete darauf in demselben Sinne. Dazu kam, daß es keineswegeseine Hausangelegenheit auf Belgrave-Square blieb, sondern es wurde öffentlich und so zu sagen officiel verkündigt in der Londoner Morgen-Post, welche Zeitung ganz im Styl einer Hofzeitung für die ältere Linie in und außerhalb Frankreich auftrat; sie gab tägliche Verzeichnisse von den Personen, welche vom Herzog empfangen worden waren nnd berichtete auf's Genaueste was vorgegangen und gesagt worden war. Aus diesem Allem ging hervor, daß der Herzog von Bordeaux als Prätendent auftrat, als solcher Huldigungen empfing und in seinen Antworten unverhohlen äußerte, daß er der Hoffnung keineswegeses entsagt habe, dereinst den Thron seiner Väter einzunehmen. Unter solchen Umständen mußte der Hof darauf Verzicht leisten, seine wohlwollende Gesinnungen für den Prinzen an den Tag zu legen, denn diese konnten nur dem Prinzen als Privatmanne, aber keineswegeses dem Prätendenten bezeigt werden. Der Prinz wurde daher nicht am englischen Hofe empfangen, und wenn die legitimistischen Blätter oft und laut wieder-

holten, daß er auch nie darum nachgesucht habe, so war das erstens doch eigentlich nur formell wahr, denn vor seiner Ankunft in England war, wenn auch nicht von ihm selbst, so doch in seinem Interesse eine Vorfrage darüber gestellt worden, die auch in der Voraussetzung, daß er nur als Privatmann erscheinen wolle, günstig für ihn beantwortet worden war, und wenn während seines Aufenthalts in England direkt nicht gefragt wurde, so war das sehr natürlich, denn die englischen Minister erklärten ungefragt so laut als möglich, daß er als Prätendent des französischen Thrones am Hofe von St. James weder öffentlich noch vertraulich angenommen werden könne. Die englischen Zeitungen, Times und Standard an der Spitze, sprachen sich in diesem Sinne aus. Die Times äußerten, daß das Spektakelstück, das die französische Legitimistenpartei in England aufführten, den größten Unwillen am Hofe der Königin, und nicht geringe Entrüstung in der Gesellschaft im Allgemeinen errege, daß man die Absicht gehabt, dem Prinzen als Privatmann alle Artigkeit zu bezeigen, sich aber nicht habe einfallen lassen, daß seine Wohnung in London ein Hoflager französischer Unzufriedenen werden solle. Zu gleicher Zeit waren die legitimistische Partei in Frankreich in großer Bewegung. Ganze Schaaren von Edelleuten und Bürgerlichen, welche der ersten Bourbonischen Linie anhängten, wanderten nach London, sogar Landleute aus der Bretagne und Vendée wurden von ihren Gutsbesitzern über den Kanal geschafft, um im Belgrave-Square die huldigenden Gesinnungen dieser Provinzen dem Prätendenten zu Füßen zu legen; die legitimistischen Blätter, voran die Gazette, gaben täglich Bülletins nach der Londoner Morgenpost und lange Brief von denen, welche auf Belgrave-Square dem unvergleichlichen Heinrich von Frankreich ihre Huldigungen dargebracht hatten. Im Grunde hatte das, politisch genommen, wenig zu bedeuten, die namhaften Personen, welche nach London gegangen waren, wie Chateaubriand, die Herzoge von Fitz-James, Lewis, von Valmy, Berryer, thaten nur an der Themse was sie seit Jahren an der Seine gethan, von einem ganzen Haufen anderer Wallfahrer kannte man nur die Titel aus

1843. Heraldischen Werken, und diejenigen unter ihnen, welche Güter, und zwar mitunter sehr bedeutende in Frankreich hatten, wollten ihre Einkünfte nicht auf's Spiel setzen, um irgend ein ernsthaftes Unternehmen zu unterstützen, sondern nur auf wohlfeile Art entweder einer aufrichtigen Pietät oder einer Parteileidenschaft Genüge thun. Eine Regierung kann indessen einer solchen, wenn auch nur formellen Demonstration nicht gleichgültig zusehen, und die französische Regierung konnte es um so weniger, weil sie sich den Vorwurf aller anderen Parteien, also der unermeßlichen Mehrzahl des französischen Volkes, zugezogen hätte, wenn sie theilnahmlos geblieben wäre. Man frug an bei dem englischen Kabinette, ob ihm gesetzlich die Befugniß zustehe, dem politischen Skandal von Belgrave-Square Einhalt zu thun, bekam aber eine verneinende Antwort, denn in England kann Jedermann, Einheimischer oder Fremder, seine Huldigung bezeigen wem er will, so lange es bei Worten bleibt, und in Belgrave-Square blieb es dabei. Der englische Hof legte aber auf jede Weise sein Mißfallen an diesem Vorfalle an den Tag, und namentlich in der ausgezeichneten Aufnahme des Herzogs und der Herzogin von Nemours, welche nach London kamen während der Herzog von Bordeaux sich in England aufhielt. Das herzogliche Paar wurde indessen früher als beabsichtigt abberufen durch die Nachricht von dem plötzlichen Erkranken ihres jungen Sohnes, des Grafen Eu, in Paris, der indessen bald nach der Rückkehr seiner Eltern wiedergenaß. Der Herzog von Bordeaux wurde von seinen Rathgebern, welche zu den Exaltirtesten der Partei gehörten, veranlaßt, das Spiel nicht sogleich aufzugeben; er blieb in England, abwechselnd in London und auf dem Lande, bis zum 12. Januar des künftigen Jahrs, wo die Erkrankung des Herzogs von Angoulème in Görz eine gute Veranlassung darbot, um nach dem Festlande zurückzukehren. Das ganze Unternehmen war mit den größten Hoffnungen begonnen worden, man erwartete von dieser Darlegung eine schlagende Wirkung, Freunden und Feinden sollte gezeigt werden, daß die legitimistische Sache keinesweges verloren, sondern daß ihr Prätendent

aller Anstrengung werth sey; aber just das Gegentheil davon kam 1843.
zum Vorschein, und die Legitimisten, welche nicht ganz verblendet sind, brachten die Ueberzeugung mit nach Frankreich zurück, daß sie nun die Hoffnungen aufgeben müßten, welche sie vor der Reise nach England doch noch hegen konnten, worüber aber jetzt unter denen, welche in Belgrave-Square gewesen waren, keine Täuschung mehr bestehen konnte.

Herr Teste trat ab vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Hr. Dumon wurde sein Nachfolger. Gegen Letzteren erhoben sich alle Oppositonsorgane; man wollte ihn nicht kennen, nie etwas von ihm gehört haben. Diejenigen, welche ihn anstellten, kannten ihn aber sehr gut, und er hat sich auch in einer sehr schwierigen Stellung bewährt so gut als das überhaupt möglich war in dem nachher folgenden Eisenbahnsturm; der wahre Grund zum Unwillen der Opposition war aber, daß man diesen vereinzelnten Ministerwechsel nicht verwenden konnte zu einem Sturm gegen den Bestand des ganzen Ministeriums.

Der Herzog von Montpensier war nach Metz gegangen um den Vorträgen in der Applicationsschule beizuwohnen; er erkrankte aber an einer Gehirnentzündung und mußte nach Paris zurück, um sich zu erholen.

1844.

1844. Man hatte erwartet, daß die Thronrede, mit welcher die Kammern am 27. December eröffnet worden waren, einen Wink enthalten werde über die legitimistischen Umtriebe mit denen das Jahr beschlossen wurde, und die noch immer im besten Gang waren. Das war nun nicht der Fall gewesen, und ohne Zweifel deshalb weil die Regierung ihnen dadurch nicht ein Gewicht beilegen sondern es den Kammern überlassen wollte, den ersten Schritt zu thun. Vielleicht war es aus diesem Grunde, daß der Hof wünschte, den wegen seiner dynastischen Anhänglichkeit zuverläßigen und energischen Dupin zum Kammerpräsident ernannt zu sehen; indessen war die Ernennung Sauzets zu diesem Posten jedenfalls der Regierung und der conservatien Partei angenehm, welche ebenfalls die meisten Kammerbureaux in ihrem Sinne organisirt sah.

Eine kleine Episode fand statt als Lafitte als Alterspräsident dem neu erwählten Präsidenten den Vorsitz übergab. Er, der früher Kammerpräsident gewesen war, benutzte diese Gelegenheit, um seine Oppositionsgesinnung und seine Abneigung gegen das System an den Tag zu legen. Er bedauerte den Zustand Frankreichs, den er weder für beruhigt noch beruhigend hielt, indem es zwar scheine als wenn Alles auf der Oberfläche still, glatt und gedeihlich sey, während sich einem schärferen Beobachter offenbare, daß in der Tiefe Unordnung und Anarchie sich verberge. Etwas auffallend konnte man es finden, daß Sauzet in seiner Antrittsrede diesem

allgemeinen Vorwurf, der nicht nur die Regierung sondern auch die Kammermehrheit traf, nichts entgegenhielt, denn wenn allerdings der Präsident in seiner Unparteilichkeit der Erörterung nicht vorgreifen soll, so galt das auch von dem abgehenden Alterspräsidenten und Sauzet hätte in einer allgemeinen Zurückweisung der erhobenen Anklage nur die Kammermehrheit vertreten — was unter solchen Umständen gewiß in seiner Befugniß war — und damit nur das Gleichgewicht hergestellt. Dupin wäre Herrn Lafitte die Antwort nicht schuldig geblieben, der, ohne es zu ahnen, das letzte bedeutende Wort in der Kammer gesprochen, denn dieser, seinem Charakter und seinen edlen Absichten nach höchst achtbare Mann, der sich aber immer noch nicht darüber zufrieden geben konnte, daß die Revolution aufgehalten worden war, starb einige Monate darauf. Diese seine letzte Präsidentenrede wurde von der Opposition sehr gefeiert, nicht nur in ihrer Presse, sondern es wurden ihm Beglückwünschungsadressen von mehreren Seiten zugestellt und von Abordnungen überbracht, deren Anreden er beantwortete. 1844.

Die Adreßcommission der Deputirtenkammer war größtentheils im conservativen Sinne gewählt worden. Sie begann sofort eifrig ihre vorbereitenden Sitzungen und die Punkte, über welche sie von den Ministern vorläufige Aufklärung verlangten, stellten sich als diejenigen heraus, welche die Hauptgegenstände der Erörterung in den Kammern bilden sollten. In den letzten Monaten des vorhergehenden Jahres hatten sich Gerüchte verbreitet über die Absicht, die Dotationsfrage des Herzogs von Nemours als künftigen Regenten wieder vor die Kammern zu bringen. Man befragte das Ministerium, ob diese Gerüchte gegründet seyen, es verweigerte aber jede Erklärung darüber. Diese Weigerung konnte nun allerdings auch als eine Antwort betrachtet werden, und es zeigte sich auch nachher, daß diese Absicht, wenn auch nicht von Seite des Ministeriums, vorhanden und in der That nie aufgegeben war; die Ablehnung einer Erklärung bewies aber auch, daß das Ministerium noch nicht entschlossen sey, die Verantwortung einer Dotationsforderung zu übernehmen. Dagegen sprach Guizot sich unverholen über die

1844. Reisen und Umtriebe der Legitimisten aus und theilte alle Schritte mit, welche das Ministerium des Aeußern in dieser Angelegenheit gemacht, sowohl bei dem englischen als den andern Kabinetten, und die Commission erklärte sich vollkommen zufrieden gestellt mit den Antworten, welche die französische Regierung bekommen hatte. Ueber die Stellung, welche die Regierung zu nehmen gedenke in der zwischen der Universität und der Geistlichkeit ausgebrochenen Mißhelligkeiten ertheilte sowohl Guizot als der Sigelbewahrer, Martin du Nord, als Minister der Justiz und des Cultus, die beruhigendsten Erklärungen, die von der überwiegenden Mehrheit der Commission als vollkommen zufriedenstellend betrachtet wurden.

Die Adresse der Pairskammer wurde, wie gewöhnlich, bald zu Stande gebracht. Sie enthielt, ebenfalls wie gewöhnlich, nur eine Umschreibung der Thronrede. Dennoch befand sich darin folgende Stelle über die legitimistischen Umtriebe: „Frankreichs Zukunft „ist gesichert. Die Herrschaft der Gesetze ist hergestellt. Die Fac„tionen sind besiegt, und die Staatsgewalten, die es unter ihrer „Würde finden, die eitlen Kundgebungen derselben zu beachten, „haben ein offenes Auge auf ihre verbrecherischen Umtriebe.“ So war es unbedenklich, daß die Regierung wollte, daß ihr Stillschweigen verstanden werden sollte.

In der Adressecommission der Deputirtenkammer fand man, daß die Thronrede das Verhältniß mit England etwas übertrieben, man möchte sagen zu zärtlich bezeichnet hatte, indem sie das Bundesverhältniß zwischen beiden Ländern ein „herzliches Einverständniß“ (entente cordiale) genannt hatte. Man freute sich über das Einvernehmen mit England, man erkannte vollkommen an was Guizot sagte über die Bedeutung und Wichtigkeit des englischen Bündnisses sowohl für Frankreich in seiner friedlichen Entwickelung als auch in Beziehung auf seine Stellung in Europa, und selbst wenn die Opposition damals und später ihm widersprach, so lag darin nicht eine Mißkennung der politischen Bedeutung, welche Frankreich daraus erwuchs, Hand in Hand mit England auftreten

und handeln zu können, sondern nur die Befürchtung, daß England vorkommenden Falles sich den Löwenantheil in diesem Bunde aneignen, Frankreich zu vertrauensvoll sich hingeben und dadurch eine untergeordnete Rolle spielen werde. Man fühlte instinctmäßig, daß zwischen den Völkern auf beiden Seiten des Kanals kein von Herzen kommendes Einverständniß bestehe, als höchstens zwischen Individuen, welche vom Standpunkte einer höheren Bildung und einer weltbürgerlichen Bruderliebe sich zu allen fremden Nationen hingezogen fühlen, und überhaupt eine scharf ausgesprochene Vaterlandsliebe als eine edle Beschränktheit betrachten. Man gab zu, daß die Staatsmänner beider Nationen von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß die Interessen beider Nationen durch friedliches Zusammenhalten gefördert würden, aber man fürchtete, daß die Engländer das Minimum, welches dem Einverständniß zugestanden werden müsse, zu hoch, und Frankreich seine Bereitwilligkeit zu wohlfeil anschlage. Im Ganzen gelang es dem Minister sowohl in der Commission als später vor den Kammern, solchen Manifestationen vorzubeugen, welche in England einen zu üblen Eindruck hervorbringen könnten, aber man gab nur widerstrebend nach, selbst in der Mehrheit der Kammer, es blieb eine ungeminderte Empfindlichkeit vorherrschend in allen englischen Bundesangelegenheiten, und man schaut hoch auf bei allen Berührungen der gegenseitigen Interessen. Außerdem fand die Commission, daß der Seehandel und der Weinbau Frankreichs leidend seyen und wollte beide durch einen energischen Paragraph der besonderen Sorgfalt der Regierung empfehlen. In beiden Beziehungen traf nun in der That die Regierung kein gerechter Vorwurf, denn sie that Alles was in ihrer Macht stand, um Frankreichs Handel und Schifffahrt in den Weltmeeren zu fördern, wofür namentlich die Absendung des Herrn von Lagréné nach China mit einer der Gesandtschaft beigegebenen industriellen Commission ein sprechendes Zeugniß gab. Um dem Absatz der französischen Weine einen Aufschwung zu geben, müßte die Regierung es durchsetzen können, daß der Zoll auf mehrere fremde Einfuhrartikel herabgesetzt würden,

1844.

1844. weil sonst die Verminderung des Eingangszolls für französische Weine und Oel in fremden Ländern nicht erlangt werden kann, dabei fand die Regierung aber unter den industriellen, oder den von industriellen Wählern abgeordneten Mitgliedern die größten Hindernissen. Die Empfehlung dieser Interessen in der Adresse geschah auch auf eine Weise, die keinen mittelbaren Vorwurf für die Regierung enthielt. Den Wunsch der Herstellung der polnischen Nationalität theilte die Regierung mit der Kammer, aber Guizot bemerkte, daß so lange die Umstände Frankreich nicht erlaubten, in dieser Sache handelnd aufzutreten, ein Paragraph in der Adresse unwirksam sey und keine andere Folge habe, als daß der Czar auf eine oder die andere Art der französischen Diplomatie seinen Unwillen zu erkennen gebe. Spätere Ereignisse haben allerdings an den Tag gelegt, daß er sich durch Verbalprotestationen nicht gehindert erachtete, die polnischen Angelegenheiten so zu behandeln wie sein Interesse es erheischt.

Die Abfassung des Adreß-Entwurfs wurde dem Commissionsmitglied St. Marc-Girardin übertragen. Man war der Meinung, daß Vignon, wie schon so oft, diesen Auftrag bekommen haben würde, wenn er nicht ausdrücklich erklärt hätte, daß er die Verheißung der Thronrede, ein Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herstellen zu können, für eine Täuschung halte. Der am 12. Januar der Kammer vorgelesene Adreß-Entwurf enthielt in Beziehung auf die Finanzen folgenden Paragraph, deren Wendung nur andeutete, daß man entschlossen sey, die Regierung beim Worte zu nehmen. „Wir vernehmen mit lebhafter Befriedigung, daß die Wirkungen „der allgemeinen Wohlfahrt erlauben, das Gleichgewicht zwischen „den Ausgaben und Einnahmen des Staats in den Finanzgesetzen, „die uns vorgelegt werden sollen', herzustellen. Wir werden in „weisen Ersparnissen die Mittel suchen, ein von Rechtswegen so „ersehntes Gleichgewicht zu stärken.“

In Beziehung auf die legitimistischen Kundgebungung enthielt der Adreß-Entwurf eine sehr starke Rüge. Der vorgeschlagene Paragraph lautete nämlich so: „Ja, Sire, Ihre Familie ist

„wahrhaft national. Zwischen Frankreich und ihr ist ein unauflös- 1844.
„liches Band. Ihre und unsere Eide haben dieses Band noch fester
„gemacht. Die Rechte Ihrer Dynastie sind und bleiben gestellt
„unter die unvertilgbare Gewährschaft der Unabhängigkeit und Loya-
„lität der Nation. Das öffentliche Gewissen brandmarkt strafbare
„Kundgebungen. Indem die Julinsrevolution den Bruch des be-
„schworenen Wortes bestrafte, hat sie der Heiligkeit des Eides die
Weihe ertheilt."

Der Reihe nach war der eben angeführte Paragraph der letzte des Entwurfs, aber Berryer brachte seinen Inhalt sogleich zur Verhandlung, indem er um das Wort bat wegen einer persönlichen Thatsache. Er bemerkte dann, daß da der Adreß-Entwurf auf ihn und mehrere seiner Freunde Ausdrücke anwenden wolle wie „brandmarken" und „strafbar" so müsse Jedermann einsehen, daß sie dadurch in eine Stellung kommen würden, die es ihnen unmöglich mache, einen Augenblick länger in dieser Versammlung der Erörterung beiwohnen zu können. Er behauptete, daß an der Reise der Legitimisten nach London durchaus nichts verbrecherisches gewesen sey, denn sie hätten nur dem Erben einer langen Geschlechtsreihe von Königen ihre Huldigung darbringen, einen jungen Prinzen die Wahrheit vernehmen lassen wollen. Dupin hatte durch ein in die Rede hineingerufenes Witzwort das Lachen der Kammer erregt und Berryer seine Rede unterbrochen mit der Bemerkung, daß, da er sehe, daß die Mehrheit der Kammer sich über die würdigsten Dinge lustig mache, so wolle er weiter nichts sagen und setze ihrem Tadel dieselbe Gleichgültigkeit entgegen. Guizot hatte aber den Redner gebeten, seine Rechtfertigung nicht zu unterbrechen und als er es gethan, antwortete er ihm sogleich. Der Minister bemerkte, daß die Reise der Legitimisten keinesweges so harmlos gewesen sey, wie der Redner behauptet, sondern die Thatsache sey vielmehr offenkundig die gewesen, daß man in London kleine Generalstaaten auf eigene Faust versammelt, daß man ein neues Königthum für Frankreich verkündigt und sich bemüht habe, Alles als ungethan zu betrachten was seit 1830 in Frankreich geschehen sey. Um guten

1844. Rath zu ertheilen, seyen die Herren nicht nach London gegangen, an gutem Rathe habe es überhaupt der älteren Dynastie nie gefehlt. Das Land könne sich über die Absicht der legitimistischen Kundgebung in Belgrave-Square nicht täuschen und der Ausdruck einer Nationalmißbilligung sey vollkommenn gerechtfertigt. Berryer bestieg noch einmal die Rednerbühne und sagte: „Wir setzen kein „Princip einem anderen Princip entgegen. Wir fangen keinen „Kampf an, aber wenn ich nicht alle Eure Meinungen theile, so „nimmt unsere Meinung doch einen hinlänglich großen Platz in „diesem Lande ein, daß man ihr einige Beachtung schuldig ist, daß „es ihr erlaubt seyn muß, sich mit der Zukunft zu beschäftigen. „Ich glaube, die Männer aller Parteien können zum Glücke Frankreichs beitragen.“ Dupin versicherte auf's Bestimmteste, daß die Kammer nicht die Personen der legitimistischen Mitglieder sondern nur die Partei und das System habe brandmarken wollen, welches der Charte von 1830 widerspreche, derzufolge die Kammer versammelt sey. Diese persönlichen Erklärungen, denen mehrere folgten, zeigten, daß die Legitimisten sich in der Kammer nicht anders zu helfen wußten, als durch Verläugnung der politischen Bedeutung ihres geräuschvollen Auszugs nach England. Warum aber war er denn unternommen worden? Doch offenbar nur in der Absicht, daß er in Frankreich einen Eindruck hervorbringen, die Legitimisten darauf aufmerksam machen sollte, daß wenn ein günstiger Zeitpunkt eintrete, der Mann den sie an die Spitze der Zukunft zu stellen wünschten, weit geeigneter sey als jeder Andere, Frankreichs Glück zu vollziehen. Der Auszug nach England war aber in doppelter Beziehung mißlungen, denn er hatte die persönlichen Erwartungen nicht bestätigt und die Aufmerksamkeit der Andersdenkenden nur so weit erregt, daß sie über die Bestrebungen einer geringen Minderheit, welche offen gegen die Ruhe des Landes conspirirten, einen Unwillen fühlten, der indessen gemäßigt genug war, um es gelassen abzuwarten, daß die Kammer ihrer Pflicht gemäß eine solche politische Unbill politisch rüge. Daher war die Enttäuschung der Legitimisten am fühlbarsten in der Verlegenheit womit sie nun vor einer Kammer

ihren mißlungenen Plan rechtfertigen sollten, welche persönlich nach- 1844.
sichtig und mitleidig war, aber doch darauf bestand, daß eine nachdrückliche Rüge ausgesprochen werden müsse. Man verließ die legitimistische Episode, um den ordentlichen Faden des Geschäftsganges wieder aufzunehmen und auf den angefochtenen Paragraph wieder zurückzukommen wenn die Reihe an ihm sey. Als nun dieser Zeitpunkt kam, erklärte St. Marc-Girardin als Berichterstatter, daß die Commission zwar auf der Rüge beharre, aber dabei nur die Sache, keine Personen im Auge habe. Diesmal war der Auftritt sehr heftig und der ganze seit dreißig Jahren in den Gemüthern angehäufte Parteigroll wurde aufgerüttelt. Die Legitimisten mußten sich vorzüglich vertheidigen gegen die Beschuldigung des Eidbruchs, und das thaten sie mit einer Spitzfindigkeit, die darum lächerlich war, weil sie selbst unmöglich erwarten konnten, daß Jemand von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt werden konnte, so wenig als sie es selbst waren. Der Minister des Innern, Duchâtel, protestirte gegen die Annahme, als ob es zwei Eide gebe, einen vor 1830 gegen den Souverain, der unauflöslich binde trotz der Fehler desselben und seines Eidbruchs — einen andern aber nach 1830, der solcher Natur wäre, daß er Handlungen und Meinungen gestatte, welche über die Grenze der Verfassung hinausliegen und dieselbe verläugnen. Er bemerkte, daß Frankreich auch vor 1830 durch kein absolutes Legitimitätsprincip gebunden gewesen sey, sondern, wie heute, durch einen Vertrag, und an dem Tage, wo die absolute Gewalt auf ein vermeintlich göttliches Recht gepocht, ihren Schwur gebrochen habe, sey auch das Land seines Schwurs entbunden gewesen. Er fuhr dann fort: „Frankreich „hat im Jahre 1830 seinen Eid nicht verletzt, und ich stehe nicht „an es auszusprechen — ich kann es, denn die Voraussetzung wird „sich nicht verwirklichen — wenn heute die königliche Gewalt sich „dem Grundgesetze des Landes gegenüber betragen würde wie die „königliche Gewalt vor 1830, so sind Sie Alle Ihres Eides ent„bunden. Das sind die Grundbestimmungen des französischen „Staatsrechts, des politischen Glaubens, der den Triumph von

1844. „1830 gesichert hat. Der Eid ist ein Vertrag, wie für den einen „Theil bindend, so auch verpflichtend für den andern.“ Was konnte man dieser eben so aufrichtigen als klaren Auslegung, die nicht mehr für sich verlangte als sie der gegentheiligen einräumen wollte, Vernünftiges entgegensetzen? Das that man auch nicht, weil es unmöglich war, denn wenn man erklärte, daß der erste Eid, vor 1830 der älteren Dynastie geleistet, noch bindend sey ohnerachtet alles dessen was seitdem vorgegangen, so wäre Jeder, der sich durch den ersten gebunden glaube und dennoch nach 1830 einen anderen geleistet, meineidig, ja ganz Frankreich wäre dann meineidig. Die Legitimisten wollten aber bald durch trotzige, bald durch spaßhafte Wendungen ihre Fahne aufrecht erhalten und für sich das Recht behaupten, nach Belieben bald das Eine bald das Andere thun zu können. Da sie aber wohl merkten, daß Sie damit nicht ausreichen konnten weil man ihnen ernst und gemessen darauf antwortete, so nahmen sie ihre Zuflucht zur Aufregung der Leidenschaften. Für diejenigen, welche gerne das Talent des Herrn Berryer anerkennen, war es ohne Zweifel auffallend, daß er dieses Hülfsmittel herbeirief. Aber er war auf's Aeußerste gebracht, war, wie man sagt, mit allen ernsthaften Gründen an die Mauer gestellt, und weil er mit richtigem Vorgefühl merkte, daß der rügende Paragraph eine Mehrheit bekommen werde, so wollte er ohne Zweifel einen letzten Versuch wagen und durch Berufung an gehässige Leidenschaften wenigstens nach Kräften die Mehrheit zu schwächen suchen; er verschmähte sogar nicht die Beihülfe der radikalen äußersten Opposition, die er aber nicht erwarten konnte außer wenn er ihrem Hasse ein Opfer vorführte. Berryer also erinnerte an die Reise nach Gent, zwar ohne den Namen zu nennen, aber bezeichnend genug, daß ihn Jeder verstehen konnte. Man verstand ihn auch und ein beispielloser Sturm brach aus, den der Präsident mit seiner Glocke, mit Rufen zur Ordnung, mit der Drohung, daß er sich bedecken werde, nicht beschwichtigen konnte. Guizot aber beschwichtigte ihn weil er sich den Angriffen nicht entzog sondern ihnen kühn entgegen ging, sich weder einschüchtern noch ermüden

ließ, sondern mit unerschütterlicher Beharrlichkeit dem Geschrei, den 1844. Schimpfwörtern sogar kalte Ruhe und Zuversichtlichkeit entgegenstellte, weil er sich ganz als der Mann bewährte, der schon einmal gesagt hatte: „Man kann meine Kraft aber nicht meinen Muth „erschöpfen.“ Er verschaffte sich allmälig Gehör, bewies daß er im Dienste der constitutionellen Freiheiten nach Gent gegangen sey, und schloß mit diesen Worten: „Ich kenne die Herrschaft der „Worte, die Herrschaft der Vorurtheile, der blinden Volksleiden„schaften, aber ich habe Vertrauen zur Wahrheit und dem gesun„den Sinne des Landes. Mit diesen Kräften, mit dem Beistand „der öffentlichen Einsicht und Gesinnung haben wir unsre mühsame „Bahn seit 1830 durchgewandelt — so werden wir fortwandeln „und zum Ziel gelangen. Beleidigungen, Verläumdungen mag „man vervielfältigen, auf mich häufen so viel man will, man wird „sie nie erheben über meine Verachtung.“ Es sprachen noch Mehrere, die weiter keinen bedeutenden Eindruck, auch nicht Lamartine, hervorbrachten. Zuletzt hatte noch Herr von Lasteyrie das Amendement gebracht, daß man statt flétrit setzen möge a fait justice. Das Amendement wurde verworfen und der Adreß-Entwurf angenommen mit 210 Stimmen gegen 190. Fünf legitimistische Abgeordnete, darunter Berryer und Larochejacquelin, welche die Reise nach London gemacht hatten, erklärten ihren Austritt aus der Kammer, wurden aber Alle wieder gewählt.

Garnier-Pagès stellte einen Antrag auf Umwandlung der fünfprocentigen Renten. Dieser Antrag wurde verworfen mit 163 gegen 154 Stimmen. Die Zurückweisung des Antrags war besonders darum bemerkenswerth, weil die Kammer damit eine Maßregel fallen ließ, die seit acht Jahren jedem Ministerium aufgedrungen werden sollte. Die Verhandlung drehte sich nur um die Frage der Opportunität, denn die Rechtmäßigkeit der Maßregel an und für sich wurde von keiner Seite bestritten.

Der Herzog von Montpensier wohnte im März als Hauptmann der Artillerie einer Heerfahrt bei, welche unter dem Oberbefehl seines Bruders, des Herzogs von Aumale, von Constantine

1844. aus in der Richtung nach der Wüste Sahara * unternommen wurde. Laut Berichten von Batna vom 22. März hatte sich in einem Gefecht gegen die Araber der junge Artillerist sehr gut gehalten. Er richtete während des ganzen Tags die Geschütze gegen den Feind und beschoß ihn mit Vortheil und Geschick. Sobald er erfuhr, daß sich sein Bruder, weil eine Sturmsäule wankend geworden war, an die Spitze der Grenadire gestellt hatte, übergab er seinen Lieutenanten den Befehl über die Geschütze und eilte zum Herzog von Aumale, mit dem er an diesem Angriffe Theil nahm. Der Feind wurde nach hartnäckigem Gefecht vertrieben und dem Herzog von Montpensier zerriß eine Kugel das obere linke Augenlied. Hier hatte also auch der letzte Sohn des Königs seine Sporen verdient. Der Herzog von Monpensier wird in allen Beziehungen seinen Brüdern nacheifern und ist durch gründliches Studium seiner Waffe so wie durch allgemeine Kenntnisse gut darauf vorbereitet, sich überall seines Geschlechts würdig zu zeigen.

Im März war die Zahl der Enkeln des Königs vermehrt worden durch die Geburt eines Prinzen, eines Sohnes des Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha und der Prinzessin Clementine von Orleans.

Durch Espartero's Vertreibung von Spanien war der Königin Marie Christine die Rückkehr nach Madrid freigestellt, ja sie ward von den Abgeordneten der spanischen Regierung, der Herren Donoso Cortes und Ros de Olano feierlichst dazu eingeladen. Mitte Februar verlies sie Paris, wo sie sich so lange aufgehalten hatte als Espartero's Herrschaft in Spanien dauerte. Das Verhältniß zwischen Frankreich und Spanien werden wir im Zusammenhang darstellen bei der Schilderung der Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin.

Die Niederlassungen in Polynesien, auf den Marquesas-Inseln sowohl als auf Taïti müssen dereinst wichtige und einträgliche Punkte für den französischen Handel und Schifffahrt zwischen den Molukken, Sunda-Inseln und der Westküste von Amerika werden, wenn die

---

* Wiewohl Sahara im Arabischen „die Wüsten" bedeutet, so nennt man doch die Wüste südlich von Algerien vorzugsweise Sahara.

grossen Kosten sowohl als die verdrießlichen Verlegenheiten aufge- 1844.
wogen werden sollen, welche besonders Taïti dem Ministerium bereitete. Die Königin Pomare, welche natürlich nur ein Spielball der Europäer seyn konnte und ist, war von ihren alten Freunden, den Engländern, und besonders von dem methodistischen Missionär und englischen Consul auf den Gesellschafts-Inseln, Pritchard, gegen die französische Schutzmacht aufgestiftet worden. Diese war, besonders gegenüber von den rivalisirenden Engländern, nicht ganz regelmäßig ausgeübt worden, und wenn es auch ohne Zweifel sehr wahr ist, daß das Benehmen der Königin, welche sich wieder unabhängig machen wollte, eine eigene Flagge aufpflanzte die sie unter englischen Schutz stellte, von den englischen Missionären veranlaßt worden war, so verfuhr dagegen der französische Schiffslieutenant d'Aubigny eigenmächtig und gewaltthätig gegen den Consul Prischard, den er mehrere Tage gefangen hielt und dann von der Insel wegbringen ließ. Diese wilde Königin von einigen Morgen Landes im Ocean tauchte auf einmal wie eine Najade mitten in den französischen und englischen Kammerverhandlungen auf und die ersten Staatsmänner der zwei größten Nationen Europa's mußten Reden halten und Kämpfe bestehen wegen dieses politischen Fantoms. Die äußerste Linke verschmähte auch diesen erbärmlichen Zank nicht, um alle Gehässigkeit, welche in der Adreßdebatte gegen Guizot aufgebracht worden war, zu erneuern. Eine Zeit lang wechselten die Kabinette von London und Paris nicht besonders erfreuliche Noten, aber es läßt sich nicht verkennen, daß das Londoner Kabinet die unangenehme Lage Guizots mit möglichster Rücksicht in Betracht zog und so wurde die Sache, welcher man eine so unverdiente Wichtigkeit beigelegt, zwischen beiden Mächten friedlich und freundschaftlich geschlichtet. Es wurde vom Londoner Kabinet anerkannt, daß Pritchard den französischen Behörden auf Taïti gegründete Veranlassung zur Klage gegeben hatte und deshalb wurde er nach einem anderen Punkte in Polynesien versetzt, wo er künftig seine doppelten Aufträge als Missionär und Consul ausrichten kann. Dagegen wurde vom französischen Kabinette anerkannt, daß Pritchard als

1844. Privatmann durch unnöthige Gewaltmaßregeln Schaden erlitten habe, wofür ihm Entschädigung gebühre. Dieser Punkt veranlaßte ein ungeheures Geschrei der oppositionellen Presse, welche später die Abgeordneten, welche in der Kammer für die Bewilligung der Entschädigung stimmten, Pritchardisten nannte.

Das Gesetz über den Unterricht war der Pairskammer vorgelegt worden und die Verhandlungen darüber begannen im April. Hier traten die Vertheidiger des Beaufsichtigungsrechts der Universität und die Vorkämpfer des Rechtes der Geistlichkeit auf Unabhängigkeit ihres Unterrichts von aller Beaufsichtigung des Staates, und besonders der Universität, gegen einander auf und an der Spitze beider Parteien standen, Allen Andern voran, Cousin, ehemaliger Minister des öffentlichen Unterrichts im Thiersschen Ministerium, und der Graf Montalembert, der von jeher die kirchliche Ansicht der Ultramontanen in der Pairskammer vertritt. Cousin vertheidigte mit Wärme und Beredtsamkeit die Sache der Universität als die der Intelligenz gegen die Eingriffe der Geistlichkeit, welche diese sich überall erlaubte wo nur irgend die Gelegenheit sich darbot, der Aufsicht des Staates durch offenen Trotz oder heimliche Umgehung des Gesetzes zu entgehen; er wies auf das hin was man in dieser Beziehung von ihr zu erwarten haben werde, wenn ihr ein größeres Recht eingeräumt würde, wofür allerdings die von Geistlichen herausgegebenen Flugschriften gegen die Universität ein bedenkliches Zeugniß gaben, denn die Verfasser solcher Schriften, welche vor den Gerichten angeklagt worden, waren überall verurtheilt worden weil der Trotz womit sie gegen die Gesetze des Landes ankämpften, eben so maßlos als offenkundig war; was besonders angeführt werden müsse, sey, daß dies Benehmen nicht etwa isolirte Eigenmächtigkeit einzelner untergeordneter Priester wäre, denn eine nicht unbedeutende Anzahl von Bischöfen hatten es in öffentlichen Zuschriften gebilligt und gelobt. Graf Montalembert erklärte auf der andern Seite, daß die unbedingte und unbeschränkte Freiheit der Lehre ein Recht sey, auf welches die Kirche nie verzichtet habe und in der That auch nicht verzichten

könne noch wolle. Die Beaufsichtigung des religiösen Unterrichts 1844. durch die Universität sey ein Eingriff in die Rechte der Kirche, der nicht länger geduldet werden dürfe. Er lobte den Muth der Geistlichkeit, welche ohne sich von weltlichen Rücksichten abschrecken zu lassen, die apostolische Freiheit der Kirche forderten und vertheidigten. Er auch vertheidige und fordere sie, denn ohne sie würde nie ein aufrichtiger Friede zwischen der geistlichen und weltlichen Regierung statt finden können. Wir bemerken nur noch, daß das Unterrichtsgesetz nach langen, oft heftigen, im Ganzen gründlichen Verhandlungen in der Pairskammer zu Ende gebracht wurde mit mehreren Abänderungen, die zwar weit entfernt waren, die Geistlichen zufrieden zu stellen aber doch die Herrschaft der Universität beschränkte in einigen Punkten, wo sie zu weit zu gehen schien, wie denn z. B. von der Pairskammer angeordnet wurde, daß die von Privatpersonen gehaltenen Schulen zwar unter Aufsicht der Universität bleiben, aber nicht mehr die bisher an die Universität entrichtete Abgabe bezahlen sollten. Das Gesetz, wie es von der Pairskammer angenommen worden war, konnte während der gegenwärtigen Kammersitzung nicht mehr in die Deputirtenkammer gebracht werden.

Dieser Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht fand auch einen etwas unerwarteten Nachhall unmittelbar vor dem Thron. Als nämlich am 1. Mai der Erzbischof von Paris an der Spitze seiner Geistlichkeit in den Tuilerien erschien, um dem König zu seinem Namensfeste ihre Glückwünsche darzubringen, hielt er folgende Anrede: „Sire, wir bringen Eurer „Majestät mit unsrer ehrfurchtvollsten Huldigungen die unsrer „gegenwärtigen Lage entsprechenden Empfindungen dar. Wir werden nie einsehen lernen, daß der Staat durch den Frieden und „die Freiheit der Kirche leiden könne, so wenig als die Kirche „durch die Größe und Wohlfahrt der weltlichen Regierung. Diese „Ueberzeugung, welche vor sechshundert Jahren ausgesprochen „wurde von einem heiligen französischen Lehrer (St. Bernhard), „der durch sein Genie sein Jahrhundert und durch seine Tugend „das Priesterthum verherrlichte — diese Ueberzeugung ist auch die

1844. „der Geistlichkeit und des Erzbischofs von Paris, und wir sprechen „sie aus, Sire, als ein unzweideutiges Zeugniß der Geradheit „unserer Gesinnungen und als ein Pfand unserer Hoffnungen. Wir „versichern Eure Majestät, daß Frankreich uns so theuer ist, daß „wir Niemand nachstehen wollen in dem ruhmvollen Bestreben, sein „Glück zu vermehren und seinen Gesetzen Gehorsam zu leisten. „Möge Gott verhüten, daß für solche Wohlthaten Männer un„empfindlich seyn sollten, welche die Ausübung der Gerechtigkeit „mit Dankbarkeit anerkennen und die Freiheit ihres Amtes nur „verwenden wollen, um die Achtung für die Staatsgewalt zu vermeh„ren. Diese Hingebung wird von der hohen Weisheit des Königs „verstanden und geschätzt werden, und Er wird sie unserer fried„lichen Sendung wie der Rechtlichkeit unsers Charakters würdig, „und ebenso der Religion als dem Vaterlande nützlich erachten. „Erlaubt, Sire, daß wir damit die aufrichtigsten Wünsche ver„binden, daß Gott fortfahren wolle, auf Eure Majestät und dero „erhabene Familie seine reichste Segensfülle zu ergießen."

In dieser Anrede war der Umstand besonders bemerkenswerth, daß der Erzbischof die Beschwerde, denn eine solche enthielten doch seine Worte deutlich genug, dem Glückwunsche voranstellte und dadurch, vielleicht unabsichtlich, aber nothwendig den Eindruck hervorbringen mußte, als wenn letzterer abhängig wäre von der Erfüllung der vorher ausgesprochenen Hoffnungen. Der König ertheilte auf diese Rede folgende Antwort: „Ich danke Euch, Herr Erzbischof, für „die guten Wünsche, welche Ihr mir persönlich und im Namen der „Geistlichkeit von Paris darbringt. Ich glaubte hinlängliche Be„weise gegeben zu haben von meinem Willen, die Freiheit der „Religion aufrecht zu erhalten, die Geistlichkeit mit der ihr gebüh„renden Ehrfurcht zu umgeben, so daß es vielleicht nicht nöthig gewesen „wäre, mich daran zu erinnern in der Art, wie ich es so eben „vernommen. Was ich Euch sagen kann, Herr Erzbischof, und „was Ihr bereits wißt, ist daß die Geistlichkeit auf mein ganzes „Wohlwollen, auf meine volle Theilnahme zählen kann, und eben „so auf die Beharrlichkeit meiner Anstrengung, um Frankreich die

„Wohlthaten der Religion zu sichern, welche die beste Schutzwehr 1844.
„ist gegen alle Laster, durch welche Unordnungen in der Ge-
„sellschaft erzeugt werden, so wie die unerschöpfliche Quelle aller
„Tugenden durch welche das Glück der Völker gesichert wird.“

Der König hatte den Theil seiner Rede, worin er die Andeutungen des Erzbischofs zurückwies mit ernstem Nachdruck gesprochen, den Schluß aber gnädig und mit aufrichtigem Wohlwollen; in dem darauf folgenden Gespräch verläugnete er auch diese Stimmung nicht und erinnerte mit keinem Worte daran, daß irgend etwas vorgefallen sey. Was er aber dem Erzbischof officiel erwiedert hatte, bekam eine fernere Bedeutung durch seine Aeußerung zu Herrn Villemain, den Großmeister der Universität. „Ich „schätze den Eifer des königlichen Raths der öffentlichen Erziehung „in Erfüllung der wichtigen Verrichtungen mit denen er beauftragt „ist. Fahret fort unserer Jugend Liebe zur Arbeit einzuprägen, Ge„schmack an guten Studien, Achtung der Gesetze, der Religion und „der Moral, welche ihre Führer seyn sollen auf allen Wegen des „Lebens. Als ich vor langen Jahren meine Söhne in Eure Schulen „sandte, geschah es, weil ich es für zweckmäßig hielt, daß sie frühe „in Berührung kämen mit der Generation unter der sie leben soll„ten, ihre Zeitgenossen kennen lernen und ihnen das Vertrauen „einflößen könnten, das den Prinzen so unentbehrlich ist in jedem „Berufe, der ihnen zugeschieden werden kann. Das Ergebniß hat „meiner Erwartung — und ich darf wohl sagen — derjenigen „Frankreichs entsprochen.“ — Der König darf in der That diese stolze, das Vaterherz so beglückende Zuversicht hegen, und wie schon in diesem Jahre früher, sollte er noch mehr Beweise dafür bekommen. Ludwig Philipp konnte nicht besser seine Achtung für die Universität an den Tag legen als indem er öffentlich daran erinnerte, daß seine Söhne in ihren Schulen Erziehung und Unterricht empfangen hatten. Der Erzbischof, der das vergessen zu haben schien, konnte hieraus am besten erkennen, daß der König nicht gesonnen sey, den Universitäts-Unterricht über den Haufen zu stürzen. Ob es indessen nicht vielleicht nützlich wäre, der Geistlichkeit

1844. auf die religiöse Erziehung einen Einfluß einzuräumen, der bis jetzt von dem ausschließlichen Universitätsmonopol eifersüchtig beseitigt wurde, ist eine andere Frage, die wir am gehörigen Orte besprechen werden. Die Geistlichkeit aber wollte Nichts oder Alles, wollte mit Niemand Hand in Hand gehen, Niemand neben sich dulden, der sich ihr nicht vollständig unterordnen will.

Im Mai-Monat fand in Paris eine Industrie-Ausstellung statt, so umfassend wie nie vorher, deren Ergebnisse die höchste Befriedigung gewährten. Die französische Industrie steht der Englischen eigentlich nur an massenhafter Production nach, sie wird in einzelnen Bereichen allerdings von der Englischen überflügelt, hat aber auch Artikel, die von jener nicht erreicht werden, und wenn sie dieselben Absatzmittel, dieselbe Schifffahrtsbewegung hätte wie England, so würde sie dieselbe Stufe einnehmen. Auf dem europäischen Festlande aber wird die französische Industrie im Ganzen genommen von keiner anderen erreicht, geschweige denn überboten. Der König besuchte diese Ausstellung so oft seine Zeit es erlaubte und immer mehrere Stunden hinter einander. Ludwig Philipp hat sich von Jugend an emsig mit den Fortschritten der Industrie beschäftigt in allen Ländern wo er sich aufgehalten, namentlich in England, wo er, so oft er in früheren Jahren hinkam, immer jeder neuen Entwickelung der dortigen colossalen Nationalthätigkeit seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er konnte das mit Nutzen weil er immer wohlbewandert war in den Hülfswissenschaften ohne deren Kenntniß man kein klares Verständniß bekommen kann von den eigentlichen Hebeln der Fortschritte in der mechanischen Fabrikation. Ich will als Beweis dafür nur anführen, daß Ludwig Philipp, als Herzog von Orleans und noch heute, mit seinen Baubeamten persönlich arbeitet, namentlich mit seinem alten ehrwürdigen Hofbaumeister Fontaine, daß er alle Risse und Kostenanschläge selbst prüft bis in die kleinste Einzelheit, sie beurtheilt und verbessert, so oft er kann bei der Ausführung gegenwärtig ist, und daß fast jeder Handwerker, der in seinen Schlössern beschäftigt gewesen ist, oft Gelegenheit gehabt hat, über die seltene Sachkenntniß

zu erstaunen, womit der König jede Arbeit prüft und beurtheilt. 1844.
So war der König auf der großen Industrie-Ausstellung mehr als neugieriger Liebhaber, er wußte mehr zu sagen, als die Bewunderung auszudrücken, welche der Reichthum der Gegenstände und die großartige und geschmackvolle Ausstellung jedem, auch dem unkundigen Betrachter abnöthigte. Er hatte nicht nur für Jeden, mit dem er in Berührung kam, freundliche und gnädige Worte im Allgemeinen, er untersuchte die Sachen und nach ihrem Werthe ließ er sich mehr oder weniger mit deren Verfertigern ein, er gewann ihr Herz weil seine Fragen immer den kundigen Beobachter verkündigten, weil sie so gestellt waren, daß die Verfertiger erkannten, daß sie nicht nöthig hatten, ihren Antworten eine lange Belehrung vorauszusenden, sein Lob schmeichelte ihnen nicht nur, es that ihnen wohl weil es immer das wahrhaft Verdienstliche heraushob. Ludwig Philipp sprach hier mit manchem Manne, der seiner Regierung mit den Waffen in der Hand gegenüber gestanden war und den er nun bezauberte durch seine Einsicht und Leutseligkeit, dem es nun klar wurde, warum der König den Frieden gewollt und erkämpft habe, daß er ihn auch zu nützen verstehe. Eben deshalb konnte der König mit gerechtem Stolz das prachtvolle Schauspiel dieser Gewerbthätigkeit betrachten, er war ein rüstiger Mitarbeiter an diesem Werke für welches der Friede die unentbehrliche Grundlage gewesen, und der Friede war des Königs Werk. Diejenigen, welche dereinst gemeint hatten, durch einen Krieg der französischen Industrie Abnehmer zu erobern, sind wohl längst von dieser ausschweifenden Idee abgekommen, denn sie setzte voraus, entweder, daß man das ganze Festland unterjoche, oder daß die durch Sympathie gewonnenen Völker desselben aus Dankbarkeit gegen Frankreich auf alle eigene Gewerbthätigkeit hätten verzichten wollen.

Der König gab den Industriellen, welche an der großen Gewerbausstellung Theil genommen, ein Fest in Versailles. Es bestand in einer großen Operndarstellung worin lauter französische klassische Musik gegeben wurde, nämlich: der zweite und dritte Akt

1844. des Oedippe in Kolonos, der vierte Akt der Favorite, die Polka, der zweite und dritte Akt der Stummen von Portici. Um sieben Uhr begann die Vorstellung und endete erst nach Mitternacht. Es waren fünfzehn hundert Personen dazu eingeladen, hauptsächlich Industrielle aller Kathegorien, Herren und Diener, Meister und Gesellen, Diplomaten und Pairs von Frankreich, Deputirte und Minister. Jeder nahm Platz wo er wollte, ohne irgend eine Rücksicht auf Rang; viele Arbeiter saßen in den ersten Logen, mancher Pair war zufrieden mit einem bescheidenen Plätzchen im Parterre. Der König in Begleitung der Königin, Madame Adelaide, des Herzogs von Nemours, des Prinzen Joinville, des Herzogs von Montpensier und des Grafen von Syracus, nahm Platz im Amphitheater, von wo aus er am besten das interessante Schauspiel des Publikums beobachten konnte. Die königliche Familie wurde mit einem donnernden Lebehoch begrüßt und es herrschte fortwährend die heiterste Stimmung. Zwischen den Akten wurden von einer Unzahl von Hofdienern die ausgesuchtesten Erfrischungen zü gleicher Zeit in allen Rängen angeboten. Dies Fest, wo Jeder, auch der geringste Mann, wahrhaft als der Gast des Königs behandelt wurde, verfehlte seine Wirkung nicht, es brachte den besten Eindruck hervor bei so vielen Gewerbsleuten aus allen Gegenden von Frankreich, die, so lange die Ausstellung dauerte oft Gelegenheit gehabt hatten, mit dem König und den Mitgliedern seiner Familie zu sprechen und zum Abschied ihn als wahren Bürgerfreund mitten unter den Seinigen gesehen hatten und Zeugen davon gewesen waren, wie Er, der rastlos Arbeitsame, die Arbeit geehrt hatte.

Prinz Joinville wollte nicht umsonst Sitz und Stimme im Rathe des Seeministeriums bekommen haben. Er ist ein junger Mann von großer geistiger Fähigkeit, seinem Stande leidenschaftlich ergeben, ein von Feind und Freund anerkannter ausgezeichneter Seemann, der mit eisernem Fleiße Alles studirt was in sein Fach einschlägt, ein biderer Kammerad seiner Standesgenossen; wenn Jemand diese Schilderung für geschmeichelt halten sollte, so möge

er nur den ersten besten französischen Seemann fragen, und er 1844. wird sie bestätigen hören — noch mehr, er wird sie auch bestätigen hören von den englischen Marineoffizieren, welche auf der See mit dem Admiral Joinville in Berührung gekommen sind. Es ist sehr natürlich, daß der Prinz, der von seiner ersten Jugend an fast immer einen großen Theil des Jahres auf der hohen See zugebracht hatte und vertraut geworden war mit den Zuständen der französischen Flotte, wie er auch in allen Breitegraden die Flotten anderer Seestaaten kennen gelernt hatte, von dem Wunsche beseelt seyn mußte, alle Hindernisse hinweggeräumt zu sehen, welche der vollen Entwickelung des französischen Seewesens im Wege stehen können, und die Mängel zu heben, welche er zu beobachten Gelegenheit gehabt. Noch nie vielleicht hat ein eifriger Admiral gefunden, daß seine Regierung für die Flotte genug thut; er muß Marineminister werden, um das zu begreifen, und auch dann muß er in einer Budgetverhandlung den Ständen eine Schlacht geliefert haben bis er sich davon überzeugt, daß es Verhältnisse gibt vor denen auch der tapferste Admiral die Flagge streichen muß. Prinz Joinville war vom Marineminister zum Präsident einer Commission in Angelegenheiten der Flotte ernannt und so veranlaßt worden, Untersuchungen anzustellen, die seine bereits praktisch gemachten Erfahrungen erweiterten. Die Ergebnisse dieser Untersuchung stellte der Prinz in einer Schrift zusammen, die mit dem glühendsten Eifer für die Ehre der französischen Flagge und mit der Aufrichtigkeit eines Seemannes geschrieben war. Diese Schrift war ohne Zweifel sehr zweckmäßig abgefaßt, um das zu erreichen was der Prinz bewirken wollte, nämlich die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Zustand der französischen Flotte zu lenken. Als Denkschrift des Präsidenten einer vom Minister angeordneten Commission hätte sie unbedenklich nur im Kreise des Dienstverhältnisses bleiben sollen; zur Ueberraschung des Hofes und der Regierung aber, und zum maßlosen Erstaunen des Publikums erschien sie öffentlich im Druck unter dem Titel: Note sur les forces navales de la France, ohne Name des Verfassers zwar, aber man erfuhr

1844. sogleich, daß dieser kein Anderer sey, als der Prinz-Admiral. Die Losung dieser Schrift war, daß man keinen Augenblick säumen dürfe, um die Kriegs-Damfschifffahrt emporzubringen, und dabei enthielt sie eine ins Einzelste gehende Beurtheilung der französischen Flotte, besonders in ihrem Verhältnisse zur Englischen als der ersten Seemacht, und eine Aufforderung zum Wettkampfe mit dieser. Diese Schrift eines französischen Prinzen war aber auch sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der Nachbarländer zu erregen; denn es hieß unter Anderem darin: „Mit einer Dampfmarine ist auch „der kühnste Angriffskrieg zur See ermöglicht. Wir sind unserer „Bewegungen, unserer Handlungen gewiß. Wetter, Wind, Ebbe „und Fluth kümmern uns nicht mehr. Wir berechnen Tag und „Stunde. Im Falle eines Continentalkrieges sind die unerwartetsten „Diversionen ausführbar. Man wird fast nur Stunden brauchen, „um von Frankreich aus Heere nach Italien, Holland oder Preußen „zu bringen. Was einmal mit einer durch die Winde begünstigten „Schnelligkeit in Ancona geschah, kann alle Tage ohne Winde, ja „fast ihnen zum Trotz, und in noch viel größerer Geschwindigkeit „geschehen.“ Die Schrift verhehlte Nichts, wies nach wie schwach Frankreich sey an Dampfschiffen gegenüber von England, sie billigte sogar, daß Frankreich bei den orientalischen Verwickelungen keine Kriegsflotte in die Levante gesendet habe, denn man hätte keinen Sieg benützen, keinen Verlust ersetzen können, Frankreich hätte keine zweite Flotte zu entsenden gehabt. Diese Schrift stellte sich also, wenn nicht der Absicht, so doch den Folgerungen nach auf die Seite der kriegslustigen Opposition, die sie auch mit Jubel begrüßte; sie bereitete aber nicht nur dem Marineminister sondern dem ganzen Ministerium Verlegenheiten, denn sie widersprach dem königlichen System. Eine Flotte, wie der Verfasser sie für Frankreich wollte, müßte eine Revolution des Budgets veranlassen und hätte doch nicht den Zweck erreicht, England gleichzustehen, denn diese Seemacht kann es nicht ruhig mit ansehen, daß eine andere des Festlandes sie erreiche, sie hätte also in gleicher Weise sich gerüstet und der Abstand wäre derselbe geblieben. Der Prinz hatte die

Schrift politischen Personen mitgetheilt, in deren Interesse es lag, 1844.
daß der leicht vorherzusehende Eindruck einer Veröffentlichung des Zustandes der Flotte von einem französischen Prinzen ausgehen sollte, und diese überredeten ihn, sie zu gestatten weil es das beste Mittel sey, seinen Zweck zu erreichen, indem das Ministerium dadurch genöthigt werde, übel oder gerne auf den wesentlicheren Theil der Vorschläge des Prinzen einzugehen. Den letzten Zweck erreichte die Veröffentlichung der Schrift nicht, wohl aber erwarb sie dem Prinzen große Popularität, wenn auch allerdings auf Kosten des Ministeriums. Das Journal des Debats sprach sich sehr entschieden darüber aus und der Artikel über diese Flugschrift war durchweg verweisend und sagte das Stärkste was man einem Prinzen sagen kann. Der eifrige Admiral sollte bald Gelegenheit bekommen, durch eine wackere Waffenthat einen Schritt vergessen zu machen, der etwas aus dem Wege der militärischen Disciplin lag und ohne Zweifel nur einem Prinzen zu Gute gehalten worden war.

Ein paar Monate später machte eine andere Veröffentlichung kaum geringeres Aufsehen. Es erschien nämlich im Moniteur ein Artikel, welcher die Rechtmäßigkeit, ja die Nothwendigkeit einer Dotation für den Herzog von Nemours darzuthun bemüht war. Schon früher hatte man vernommen, daß der König wünschte, dem Herzog von Nemours, der im Falle einer minderjährigen Regierungsepoche des Grafen von Paris Regent seyn soll, einen besonderen Hofstaat und einen Sitz im Palais-Royal zu geben, wozu ihm aber die Beihülfe des Staatsschatzes unentbehrlich sey. Der Artikel im Moniteur wollte diese Nothwendigkeit klar machen und sagte im Eingange, daß wie man früher gesagt habe: „Wenn der „König es wüßte“ so sage jetzt die Regierung des Königs: „Frank„reich soll es wissen.“ Ein Gesetz nämlich vom 15. Januar 1825 bestimmt, daß die der Linie Orleans zurückgegebenen Güter dem Haupte des Hauses Orleans verbleiben sollen unter den alten Bedingungen, bis zum Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft, in welch letzterem Falle sie an die Staatsdomainen zurückkehren. Unter

1843. den Bedingungen war aber die Ertheilung eines Leibgedings an die Nachkommen und Geschwister des Familienhauptes, und, für den Fall, daß Letzterer auf den Thron gelange, Rückfall der Güter an die Krondomaine, wofür aber die Nachkommen und Geschwister Rechte bekämen an die Krondomaine, wenn diese ihren Erbtheil fortnehme. Das über die Civilliste erlassene Gesetz vom 2. März 1832 sagt, daß die Dotationen der nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen durch besondere Gesetze geordnet werden sollten wenn die Privatdomaine sich als unzulänglich erwiese. Bei der Thronbesteigung Ludwig Philipps war das Leibgeding des Hauses an die Krondomaine zurückgefallen, und da demnach die nachgeborenen Prinzen des Königs ihr Erbrecht daran verloren hatten, so stand ihnen laut geschriebenen Rechtes und nach der Billigkeit ein Entschädigungsrecht zu. Ludwig Philipp hatte als Herzog von Orleans die väterliche Erbschaft mit 31 Millionen Schulden belastet vorgefunden, während die Activa kaum 16 Millionen betrugen, und noch jetzt habe er an dieser Schuld nachzuzahlen. Als Entschädigung nach dem Gesetz von 1825 hatte der König 5 Millionen bekommen und diese hatte er verwendet auf den Aufbau und die Verschönerung vom Palais-Royal, welcher als ein Theil des alten Leibgedinges der Krondomaine zugefallen ist. Da es nun Unrecht sey, daß die nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen durch die Thronbesteigung ihres Vaters Rechte verlieren sollen, die ihnen zugehört hätten wenn er Herzog von Orleans geblieben wäre, so seyen die Dotirungen der Prinzen eine Nothwendigkeit, welcher nicht das Recht, sondern nur Lüge und Verläumdung widersprechen. In der darauf folgenden Sitzung der Deputirtenkammer fragte Lherbette die Minister, ob sie die Verantwortlichkeit für den über die Dotation im Moniteur erschienen Artikel übernähmen, und als Guizot erklärt hatte, daß die Minister verantwortlich seyen für Alles was im Moniteur erscheine, beklagte Lherbette sich über den Artikel, weil er sowohl das Königthum als die Kammer, ja das Land verletze. Nachdem darauf Guizot daran erinnert hatte, wie er schon vor ein paar Monaten in der Pairskammer erklärte, daß die Dotation der Prinzen

eine natürliche Consequenz der monarchischen Organisation sey, 1844.
bemerkte er, daß er es für eine Pflicht der Minister halte, die Dotationsfrage nicht eher der Kammer vorzulegen, als bis eine günstige Stimmung dafür vorhanden sey, bis alle Vorspiegelungen der Lüge und Verläumdung widerlegt seyen. Dupin mißbilligte daß eine Frage so zarter Natur früher vor das große Publikum gebracht worden sey ehe sie den Kammern vorgelegt werde. Diese günstige Stimmung wollte sich aber noch nicht finden lassen, und es muß bemerkt werden, daß namentlich die Conservativen in überwiegender Mehrheit der Ansicht waren, daß der Artikel im Moniteur eher einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht habe; man wollte sich nicht von der Unzulänglichkeit der Einkünfte der königlichen Familie im Ganzen überzeugen und stützte sich vornämlich darauf, daß wenn das Orleanische Leibgeding auch zur Krondomaine geschlagen, der König dennoch die Nutznießung davon habe, weil die Krondomaine immer im Verwaltungsbesitze des Königs bleibe; für jetzt und bis zur Eröffnung der Erbschaft Ludwig Philipps hielt man daher den Verlust des Leibgedinges nur für scheinbar.

Der Herzog von Nemours hat ohne Zweifel alle die Eigenschaften, welche dazu gehören, um einst für seinen Neffen das Reich zu verwesen oder die ersten Schritte des künftigen Königs durch seinen Beistand zu stützen: staatsmännischen Geist und durch gründliche Studien gereifte Einsicht, strenge Redlichkeit und Unparteilichkeit, Ruhe des Gemüths und zähe Beharrlichkeit. Die Dotationsfrage schadet seiner Popularität und vermehrt die Schwierigkeit seiner künftigen Stellung, für die er aber, so weit es von ihm abhängt, vorbereitet und gerüstet ist, so daß er zuverläßig nicht hinter seiner großen Aufgabe zurückbleiben wird. Er war in diesem Jahre in Lyon, wo er, Anfangs kalt aufgenommen, bald Alle für sich gewann, welche mit ihm in Berührung kamen. Er besah nicht nur, er untersuchte bis in die kleinste Einzelheit die Lyonneser Industrie mit ihren zahlreichen Verzweigungen, sprach oft und lange mit den geringsten Arbeitern nicht nur in Betreff der Fabrikation sondern über ihre Lebensweise, über die Mittel zu Verbesserungen ihrer

1844. Lage, zeigte so viel aufrichtige Theilnahme in seiner ruhigen, nicht vordringlichen aber Alles erschöpfenden Untersuchungsart, daß er nicht nur die Hochachtung sondern auch die Liebe Aller gewann und auch lebhafte Beweise der ihm günstig gewordenen Volksstimmung empfing. Diese Art für sich einzunehmen ist langsamer aber zuverlässig, sie bleibt in der Erinnerung. Wer den Prinzen kennen gelernt, ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß wenn die großen Gelegenheiten kommen, er die Wahl rechtfertigen wird, welche sein königlicher Vater getroffen. Im Juli wurde dem Herzog ein Sohn geboren, der den Titel eines Herzogs von Alençon bekam.

Unterdessen hatten die kriegerischen Verhältnisse in Algerien sich zu einer Krise gestaltet. Der unzerstörbare Abd-el-Kader hatte zwar allen Halt in der Statthalterschaft Algerien selbst, wenigstens für den Augenblick, eingebüßt, aber er hatte einen andern Standpunkt gewählt, von dem aus er, wenn ungestört, den französischen Besitzungen in Arfrika gefährlicher werden konnte als es bis jetzt der Fall gewesen. Abd-el-Kader hatte sich nämlich auf marokkanisches Gebiet zurückgezogen und von dort aus organisirte er in aller Sicherheit, als wäre er im eigenen Lande, die Empörung in Algerien, rüstete Truppen, verschaffte sich von den marokkanischen Häfen aus Gewehre und Munition, beschied die algerischen Unzufriedenen zu sich, machte Einfälle in die Dörfer der Provinz Oran, führte aus der Gegend von Tlemcen über fünfzehn Hundert den Franzosen bis dahin befreundeten Araber mit sich auf marokanisches Gebiet, und hatte in Marocco mit so gutem Erfolg den heiligen Krieg gepredigt, daß er des Kaisers Sohn gewonnen und ein marokkanisches Heer sich an der algerischen Grenze zusammenzog. Ein solcher Zustand konnte von Frankreich nicht gleichgültig betrachtet werden, weil man sonst gewärtig seyn mußte, daß zu gleicher Zeit überall in Algerien der Aufruhr auflodern und ein Einfall von Marokko aus statt finden werde. Nachdem alle Unterhandlungen mit Marokko zur Genüge dargethan hatten, daß man im Guten die Marokkaner nicht bewegen konnte, Abd-el-Kader aus ihrem Gebiete zu entfernen, sey es nun, daß der Kaiser

Mulai-abd-el-Rhamann dies nicht bewerkstelligen konnte weil er den Fanatismus seiner eigenen Unterthanen fürchtete, oder sich dieses Vorwandes bediente weil er es selbst nicht wollte, so zog Bugeaud, der Marschall-Gouverneur der französischen Besitzungen in Afrika, ein Truppencorps zusammen mit welchem er nach Tlemcen marschirte, um, wenn fernere Unterhandlungen fruchtlos blieben, die marokkanische Grenze zu besetzen. Zugleich bekam der Contre-Admiral Prinz Joinville den Befehl, seine Flagge auf einem Schiffe des Uebungsgeschwaders im Mittelmeer aufzupflanzen, und mit einer Abtheilung von einigen Linien- und Dampfschiffen sich nach der marokkanischen Küste zu begeben. Dieser Befehl wurde schleunigst ausgeführt und in kurzer Frist erschien der Prinz an der Meerenge von Gibraltar. Nachdem Marschall Bugeaud bis an die marokkanische Grenze vorgerückt war, auf alle seine Vorschläge zu einer friedlichen Uebereinkunft entweder keine oder nur ausweichende Antworten bekam, die Marokkaner auch bereits das französische Gebiet wiederholt verletzt hatten, theilte er dem Prinzen-Admiral mit, daß wenn auf eine zu übergebende letzte Aufforderung nicht zugestanden und ausgeführt werde was Frankreich zu fordern berechtigt sey, er das marokkanische Heer angreifen werde. Demzufolge wurde Marokko fast zu gleicher Zeit zu Lande und zu Wasser, im Norden und im Osten angegriffen, und in einem Tage wurde es am Isly und vor Mogador gezwungen, Frankreichs Forderungen zu erfüllen. 1844.

Auf die letzte Aufforderung des Marschalls erfolgte gar keine Antwort. Er setzte daher am 14. ohnerachtet einer großen Hitze über den Isly und griff nachdem einige Angriffe der Marokkaner, welche vergebens seinen Marsch aufzuhalten suchten, abgeschlagen waren, das Lager des Prinzen von Marokko an. Der Marschall kam damit den Marokkanern zuvor, denn diese warteten nur die Ankunft einiges Fußvolks aus dem Gebirge ab, um die Franzosen anzugreifen. Die Stärke der Marokkaner bestand in einer zahllosen und vortrefflich berittenen Reiterei, und wenn diese sich auf eine Basis von zuverläßiger und gut geführter Infanterie gestützt hätte, so

1844. wäre sie auch den Franzosen sehr gefährlich geworden. Die Marokkaner waren ganz davon überzeugt, daß die Franzosen nicht im Stande wären, den massenhaften Reiterei-Angriffen zu widerstehen, allein der Marschall hatte seine Infanterie in beweglichen Carrés formirt mit Artillerie und Cavallerie in der Mitte, einige Stücke Feldgeschütz voraus, und so schlug er den Feind in einem beständigen Marsch. Die Angriffe der feindlichen Reiterei brachen sich an der Entschlossenheit der französischen Infanterie, und so oft die feindlichen Reitergeschwader zurücksprengten um sich wieder zu sammeln, öffneten sich die französischen Carrés, die Artillerie bestrich den Feind mit Kartätschen und die französische Cavallerie verfolgte die Fliehenden. Unterdessen hatten die französischen Heersäulen ihre Bewegungen so gerichtet, daß die feindliche Reiterei getheilt wurde, und nun erst konnte die Artillerie und 19 französische Schwadronen unter Obrist Tartas die Feinde in Unordnung bringen und zur allgemeinen Flucht nöthigen. Mittlerweile sah Oberst Morris vom zweiten reitenden Jägerregiment eine große Masse arabischer Reiter sich von neuem auf den französischen rechten Flügel stürzen, und setzte über den Isly um durch einen Flankenangriff eine Diversion zu Gunsten der Infanterie zu machen, welche den Angriff der arabischen Reiter abschlug wie die anderen. Oberst Morris aber konnte sich nicht wieder zurückziehen ohne sich einer Niederlage auszusetzen, und so beschloß er sich zu schlagen bis ihm Hülfe gesandt würde. Diese bewerkstelligte General Bedeau, sobald er die Gefahr des zweiten Jägerregiments inne geworden war, indem er durch einige eiligst abgesandten Bataillone den Feind von der Seite angreifen ließ und so dem Oberst Morris Luft schaffte, der nun wieder die Offensive ergreifen konnte; er hatte sich mit 550 Jägern zu Pferde gegen 6000 feindliche Reiter länger als eine halbe Stunde geschlagen. Das feindliche Lager wurde ganz genommen, es war voller Leichen von Menschen und Pferden; die ganze Artillerie, alle Kriegs- und Mundvorräthe, die Gezelte des Prinzen und aller Anführer, der große rothe Sonnenschirm, das Zeichen des Oberbefehls, die Buden der Kaufleute im Gefolge des Heers, mit einem Worte

alles unmittelbare und mittelbare Kriegsmaterial blieb in den Händen der Franzosen, welche erst eine Stunde jenseits des marokkanischen Lagers die Verfolgung des Feindes einstellten und dann sich auf das Lager zurückzogen. Der Sieg bei Ysly war von großer Wichtigkeit, denn er vernichtete alle Aussichten Abd-el-Kaders in Marokko, befestigte die wankende Treue der eingeborenen Stämme im Westen, welche nun alle Hoffnung aufgeben mußten, den heiligen Krieg gegen die Christen durch fremde Hülfe führen zu können, und überzeugte die Marokkaner davon, daß Niemand die Franzosen daran verhindern könne, jede Unbill, welche ihrem Gebiete zugefügt werde, mit den Waffen in der Hand zu rächen. Der schlaue Abd-el-Kader hatte an der Schlacht keinen Theil genommen, hatte keinen seiner Anhänger ins Feuer geführt, sondern einige Stunden weit hinter dem marokkanischen Lager dem Ausgang des Kampfes abgewartet, wonach er sich ins Innere zog; später aber, als er sich überzeugte, daß die Muthlosigkeit der Marokkaner ihm alle fernere Hoffnung auf Beistand vereitelte, verließ er das Gebiet von Marokko. Er ist allerdings noch vorhanden, erscheint dann und wann unter den den Franzosen unterworfenen Stämmen, aber es ist wahrscheinlich, daß er nicht mehr im Stande seyn wird, etwas Umfassendes auszuführen. 1844.

Seinerseits hatte Prinz Joinville, sobald er die Depesche des Marschalls Bugeaud empfangen und auf sein Ultimatum von den Marokkanern keine befriedigende, sondern wiederum eine ausweichende Antwort bekam, die Schiffe seiner Division zum Angriff auf Tanger geführt. Die Hafenbatterien begannen ein lebhaftes Feuer auf die heransegelnden Schiffe, welche es erst erwiederten nachdem sie die ihnen angewiesene Stellung eingenommen hatten, dann aber bald das feindliche Feuer zum Schweigen brachten, die Kanonen der Batterien demontirten und die Stadt nahmen. Der Admiral ging dann mit einigen Schiffen nach Mogador, wo er die Batterien beschoß, an den befestigten Inseln landete und mit dem Degen in der Hand die Schanzen erstürmte und nahm. Der Prinz hatte bei diesen Angriffen sich durch kaltblütige Unerschrockenheit ausgezeichnet,

1844. war von Schiff zu Schiff geeilt und überall an der Spitze wo die Gefahr am größten gewesen, so wie er vorher die größte Geduld und Mäßigung gezeigt hatte und erst zum Angriff geschritten war als alle andere Mittel, um Genugthuung zu erhalten, erschöpft waren. Frankreich hatte von vorne herein erklärt, daß es in Marokko keinerlei Eroberung beabsichtige sondern nur seine Besitzungen in Afrika gegen Angriffe und Beunruhigung vom marokkanischen Gebiete aus sicher stellen wolle. Bulwer, der englische Gesandte in Spanien, hatte den Marokkanern ausdrücklich erklärt, daß sie auf keinen englischen Beistand zählen dürften und daß die englischen Kriegsschiffe vor Tanger und überhaupt an den marokkanischen Küsten Befehl hätten, die strengste Neutraliät zu beobachten. Frankreich bewies auch beim Friedensschluß die größte Mäßigung, denn die Bedingungen waren für Abderrhaman nicht härter als vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, ja man verlangte nicht einmal eine Kriegsentschädigung, die füglich nicht hätte versagt werden können, allein man wollte auf jede Weise zeigen, daß man nur Genugthuung und nicht mehr hatte haben wollen. Unter Englands Vermittelung kam der Friede auch bald zu Stande und die Friedensurkunden wurden ausgewechselt zwischen dem Herzog von Glücksberg und dem Abgeordneten Abd-el-Rhaman's.

Mit stolzer Freude konnte Ludwig Philipp in einem Briefe an seinen Sohn, ihm und dem ihm untergebenen Geschwader den Dank Frankreichs abstatten für die ehrenvolle Haltung bei Mogador. Nicht weniger fühlte der König sich dem Landheer verpflichtet für den Tag bei Isly. Es fehlte nicht an Merkmalen der Zufriedenheit durch Ehrenbezeugungen an Offizieren und Soldaten des See- und Landheeres. Marschall Bugeaud wurde zum Herzog von Isly ernannt und Prinz Joinville zum Vice-Admiral befördert.

Der König war im Begriff, mit der Königin, Madame Adelaide, nach Eu abzugehen, von wo aus er einer Einladung der Königin von England nach Windsor folgen wollte. Für die Zeit seiner Abwesenheit aus Frankreich arbeiteten die Minister mit dem Herzog von Nemours. Auf die telegraphische Nachricht, daß das Dampfschiff

des Prinzen von Joinville vor Havre signalisirt worden sey, 1844.
verschob er die Abreise um seinen Sohn noch zu empfangen. Prinz Joinville kam auf der Rouener Eisenbahn eiligst nach Paris, wo er, ehe er in die Tuilerien ging, seinem unmittelbaren Dienstvorstande, dem Seeminister, einen Besuch abstattete; diese Aufmerksamkeit war eine Ausgleichung der Note über die französische Seemacht. Nachdem der König den Sieger von Mogador umarmt hatte, reiste er nach Eu ab. Hier feierte Ludwig Philipp am 6. October seinen zwei und siebenzigsten Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Beförderungen, Ehrenertheilungen und Begnadigungen verfügt, wobei auch Dupoty, der ehemalige Redacteur des Journals Le Peuple, der wegen eines Artikels über den Mordversuch gegen den Prinzen Aumale verurtheilt worden war in Freiheit gesetzt wurde. Natürlicherweise war die demokratische Presse mit einer bedingten Amnestie nicht zufrieden; sie betrachtet, wenigstens so lange als sie in der Minderheit ist, eine politische Handlung oder Meinungsäußerung nie als strafbar, und wenn man politisch Verurtheilte freigebe, so mache man nur ein geschehenes Unrecht wieder gut, die Freigewordenen seyen aber zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, und am wenigsten dem König, der die Entwickelung der Revolution ihnen so hartnäckig vorenthielt. Der König schiffte sich von Treport ein auf das Dampfschiff Gomer. Er war begleitet vom Herzog von Montpensier, den Ministern Guizot und Admiral Makau, General Athalin und mehreren Adjutanten. Das königliche Geschader bestand außerdem aus den Dampfschiffen Pluton, Camiau, Elan und wurde befehligt vom Vice-Admiral de La Susse, der seine Flagge am Bord des Gomer aufgehißt hatte. Die Yacht Reine Amelie und der Kutter Favori waren nach Spithead vorausgegangen, wo sie die Ankunft des Königs erwarten sollten. Mit Tagesanbruch des 8. October erschien das königlich französische Geschwader vor Spithead von der Insel Wight langsam heransteuernd. Mehrere englische Linienschiffe waren zwischen Spithead und Portsmouth aufgestellt und begrüßten die französische Königsflagge. In Portsmouth waren außer der zur Bewillkommnung des Königs der

1844. Franzosen in Bereitschaft vorhandenen Civil- und Militärbehörden eine große Menge Menschen zusammengeströmt, und als der Gomer auf der Rhede vor Anker ging, wurde Ludwig Philipp, der auf dem Hinderdeck stand, von einem langanhaltenden Lebehochruf begrüßt. Nach den Admiralitätslords und dem Hafenadmiral Sir Henry Parker erschienen der Lordmayor und die Gemeinderäthe von Portsmouth am Bord des Gomer um Ludwig Philipp zu beglückwünschen zu seiner Ankunft in England. Nachdem der Syndikus die Adresse des Stadrathes abgelesen hatte, dankte der König in sehr gutem Englisch für die guten Wünsche der Stadt, sprach seine Freude aus, noch einmal die gastfreundlichen Gestade Englands zu betreten, und die Hoffnung, daß der Besuchsaustausch zwischen beiden Souverainen dazu dienen werde, die freundnachbarlichen Gesinnungen zwischen beiden Ländern zu befestigen. Bald darauf verkündigte Kanonendonner die Ankunft des Prinzen Albert und nach ihm kam der Herzog von Wellington als Grafschaftsgouverneur und Lord der fünf Hafen. In Portsmouth waren Garde- und Linien-Regimenter aufgestellt bis zum Stationshof der Eisenbahn, auf welcher das Dampfgeschwader mit dem König der Franzosen und seinem glänzenden Gefolge über London bald im Slough anlangte, von wo aus ihn königliche Wagen unter Bedeckung eines Schwadrons der blauen Leibgarde in einigen Minuten über Eton nach Windsor brachten. Ludwig Philipp wurde während der wenigen Tage, die er in Windsor zubrachte von der brittischen Monarchin in ächt königlicher Weise bewirthet und empfing nicht nur Beweise ihrer Freundschaft sondern auch der hohen Achtung des englischen Volks, das sich überall auf seine Wege drängte, um den Mann zu sehen, der so kräftig und unerschrocken die Uebergriffe einer erschütternden Revolution gebändigt und den Frieden erhalten hatte. Man hatte bis jetzt in England die Bourbonen nur als Flüchtlinge gesehen und Ludwig Philipp war der Erste dieses Geschlechts, der im Vollglanze königlicher Herrlichkeit an der Themse erschien. John Bull hatte früher helfen müssen, einen König einsetzen in Frankreich, das seinen Nachfolger ihm wieder zurücksandte; der König

der Franzosen aber hatte sich selbst geholfen, hatte in seinem Vater- 1844.
lande und in seiner eigenen Geisteskraft die Mittel gefunden, um den Thron zu befestigen, den er aller Wuth revolutionairer Leidenschaften zum Trotz erhalten und gekräftigt hatte, und nun kam er nach England um persönlich den Dank abzustatten für die Gastfreundschaft, welche er früher in Albion genossen. John Bull fand, daß ein solcher Mann wohl der Ehre werth sey, die ihm erwiesen wurde, und daß er die Hochachtung der englischen Nation verdiente, welche vorzugsweise die Männer der That zu schätzen versteht. Das gab sich auch kund bei der feierlichen Auffahrt des Londoner Gemeinderathes um in Windsor Schloß dem Könige der Franzosen die Achtungsbezeugungen der Hauptstadt des brittischen Reichs darzubringen. Das Gedränge der von allen Seiten bis von Bath und Bristol auf der großen westlichen Eisenbahn herbeigeströmten Menschen konnte die Stadt Windsor nicht fassen, eine Mauer von Menschen stand von der Station Slough, auf der Straße über Eton, die Themsebrücke und die den Berg sich heranwindende Straße in Windsor bis an das große Burgthor des Schlosses heran. Um eilf Uhr war der Lordmayor von London, die Sheriffs, Aldermen, Common Councillors, Gemeindeverordnete, dann die Corporationsbeamten: Syndikus, Stadtkämmerer, Archivar, Stadtschreiber, Schwerdt- und Scepterträger, im Ganzen 60 Personen, in einem besonderen Bahnzuge von London abgefahren und kamen in einer halben Stunde nach dem 20 engl. Meilen entfernten Stationsplatze Slough, wo die vorausgesendeten Staatswagen, namentlich der reich vergoldete und bemalte des Lordmayors, warteten, um sie nach dem 2 engl. Meilen entfernten Windsor zu bringen. Sie wurden am Eingange der St. Georgshalle von Hofbeamten empfangen, im Namen der Königin bewillkommt, und nachdem sie mit einem glänzenden Frühstücke bewirthet worden, erfolgte um 2 Uhr der Vorlaß bei dem Könige der Franzosen, zu welchem sie von dem dienstthuenden Kammerherrn in den großen Empfangsaal geführt wurden. Ludwig Philipp stand am großen Fenster in Generalsuniform mit dem Knie-Brustband und Stern des Hosenband-

1844. Ordens, womit er einige Tage vorher feierlichst bekleidet worden war; neben ihm waren der Minister des Aeußern Herr Guizot, der Marineminister, Admiral Mackau, der französische Botschafter in England, Graf von Sainte-Aulaire, und die Herren des königlichen Gefolges von Frankreich. Der Recorder des Gemeinderaths trat vor und las folgende Adresse: „Mög' es Eurer Majestät „gefallen. Wir, der Lordmayor, die Aldermen und Gemeinen der „Stadt London, in gemeinem Rathe versammelt, nahen uns Eurer „Majestät, um unsern aufrichtigen Glückwunsch darzubringen zu „Höchstdero Besuch bei unserer geliebten und huldvollen Königin „Victoria. Tief betheiligt bei jedem für die Wohlfahrt Europa's „und der Menschheit einflußreichem Ereignisse, begrüßen wir mit be„sonderem Vergnügen Eurer Majestät Anwesenheit in diesem Lande „als ein sicheres und verläßiges Anzeichen des wechselseitigen Wohl„wollens und achtungsvollen Vertrauens, das zwischen zwei mächti„gen Nationen obwaltet, welche im Stande sind durch ihre Einig„keit und ihr Zusammenwirken, unter der Gunst der Vorsehung, „den Völkern der Erde die Segnungen des Friedens zu wahren. „Wir wünschen Eurer Majestät diese Gefühle darzulegen gegen die „freie, tapfere und aufgeklärte Nation über welche Sie herrschen, „und wir hegen die feurige Hoffnung, Eurer Majestät theures „Leben noch lange erhalten zu sehen zur fernern Förderung der „besten Interessen Ihres Volkes und zugleich des allgemeinen Wohls „der Menschheit. Sire! Sie besuchen einen Ort, wo das schönste „Familienglück zusammenwohnt mit den höchsten Verrichtungen der „Souveraineität, und nach kurzem Aufenthalt kehren Sie zurück in „den Schooß einer erlauchten und einträchtigen Familie, um die Seg„nungen einer väterlichen Regierung zu spenden, und Alles was „das gesellschaftliche Leben theuer macht selbst zu empfinden und „Anderen zu erhalten.“ Als der Lordmayor eine Abschrift dieser Adresse an Ludwig Philipp überreichte, sagte ihm der König: „Ich „erinnere mich sehr wohl Ihres Vaters, Herr Magnay. Ich sah „ihn im egyptischen Saale im Mansionhouse als er dasselbe hohe „Amt bekleidete, das Sie jetzt verwalten. Es freut mich, eine solche

„Adresse aus Ihrer Hand zu empfangen.“ Die Antwort des Königs sprach im Ganzen seinen Dank aus für die Aufmerksamkeit der Stadt und enthielt folgende bemerkenswerthe Stelle. „Ich „schätze mich glücklich, daß die Stadt London — diese hochbe„rühmte Stadt, die eine so hervorragende Stellung in der Welt „einnimmt und Interessen von solcher Größe vertritt — mir den „Ausdruck von Empfindungen darbringt, die mit meinen Gefühlen „und mit dem Bewußtseyn meiner Pflicht gegen mein Vaterland, „Europa und die Menschheit so vollkommen übereinstimmen. Die „Wahrung des guten Einverständnisses zwischen Frankreich und „England ist zugleich eine Friedensbürgschaft für die ganze Welt „und sichert allen Nationen den ruhigen und regelmäßigen Fort„schritt der Gesittung. Ich betrachte meine Mitwirkung zu diesem „heiligen Werke, unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung, als „Aufgabe und Ehre meiner Regierung; das war Ziel und Endzweck „aller meiner Anstrengungen, und der Allmächtige, das hoffe ich „zuversichtlich, wird sie mit Erfolg krönen.“ Ludwig Philipp unterhielt sich noch geraume Zeit mit den Herren des Gemeinderathes von London, bedauerte einer Einladung der Stadt zu einem Bankett im Mansion-Hause wegen der Kürze seines Aufenthalts nicht Folge leisten zu können, und bat unter Anderen den Lordmayor sein Bildniß malen lassen zu dürfen, um es zur Erinnerung an diesen schönen Tag im Schlosse zu Versailles aufzuhängen in dem von ihm gestifteten Salle de mes contemporains. Einer der Anwesenden bei dieser interessanten Audienz äußerte sich zum Verfasser dieses Buchs darüber folgendermaßen: „Ludwig Philipp machte auf uns „Alle den Eindruck eines Mannes, der mit der vollen Ueberzeugung, „eine große Stellung in der Geschichte seiner Zeit einzunehmen, „auch die verbindet, sie durch seinen persönlichen Werth errungen „zu haben; aber diese männliche Entschiedenheit hat nichts herbes „an sich, sondern kleidet sich in die anmuthigsten Formen einer Leut„seligkeit, die ohne der königlichen Würde das Geringste zu ver„geben, doch nie förmliche Herablassung wird. Dazu kommt der „sittliche Werth des patriarchalischen und tadellosen Familienhauptes, 1844.

1844. „diese ehrfurchtgebietende väterliche Würde, die uns Engländern „so wesentlich ist bei Hohen und Geringen, wenn sie uns Hochachtung einflößen sollen, und ohne Zweifel wurde der günstige Eindruck auch dadurch erhöht, daß der König sich so gut und gewählt „in der englischen Sprache ausdrückte, so daß ich mit Wahrheit „sagen kann, daß wenn Jeder von uns sagte, daß er vom König „bezaubert sey, er es aufrichtig meinte.“

Ludwig Philipp besuchte auch in Gesellschaft der Königin und des Prinzen Albert die lustigen Nachbarn von Windsor in dem unter dem Schloßberge an der Themse liegenden Schule von Eton, aus welcher so viele berühmte Männer Englands hervorgegangen sind. Die siebenhundert Schüler machten von ihrem Vorrechte vollen Gebrauch und empfingen die gekrönten Häupter mit einem ohrzerreißenden Hurrahrufe. Im Bibliothekzimmer schrieb der König in das Frembenbuch: Louis Philippe, encore ému de l'accueil que lui ont fait les élèves de cet honorable collège.

Der König, der Herzog von Montpensier und die katholischen Herren ihres Gefolges wohnten am folgenden Morgen dem Hochamte bei in der neuen Kapelle im Clewer, in der Nähe von Windsor. Der Geistliche, Herr Wilkenson, hielt nach der Messe eine Predigt, ohne Anspielung auf den hohen Zuhörer, nur mit der Einleitung: „May it please your Majesty“ über den Text: „Gib Rechenschaft „für Deine Haushaltung, denn vielleicht wirst Du nicht länger „Haushalter seyn.“ Diesen Sonntag über — berichteten die Londoner Blätter — sey es gewesen als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre nach Windsor, und auch die Landleute in einem großen Umkreise kamen heran — wie sie sagten — um den Franzosenkönig zu sehen, von dem der Londoner Gemeinderath so viel Gutes zu erzählen wisse. Um 2 Uhr Nachmittags wurde das Publikum auf die Schloßterasse zugelassen, und bald waren an 16,000 Menschen dort versammelt. Als Ludwig Philipp, die Königin Victoria am Arm führend, erschien, und hinter ihnen Arm in Arm Prinz Albert und der Herzog von Montpensier, wurden

sie von einem betäubenden Zuruf der Menge empfangen; die heiterste 1844.
und loyalste Stimmung herrschte in dieser großen Menschenmasse.

Die Königin und Prinz Albert geleiteten Ludwig Philipp nach Portsmouth. Das Wetter war den ganzen Tag über stürmisch gewesen, und als man in Portsmouth ankam zogen Gewitter heran und das Meer brandete wüthend in die Hafenmündung. Deshalb, und besonders weil bei sehr hoher See die Landung in Tréport mit Gefahr verbunden ist, wurde der Reiseplan des Königs dahin abgeändert, daß er über London nach Dover ging, von wo aus er über Calais und Boulogne nach Eu zurückkehrte, welches die königliche Familie nach kurzem Aufenthalte verließ und in Saint Cloud eintraf.

Einige Tage darauf kam der Herzog von Aumale aus Afrika zurück. Bereits im September war dieser Prinz verlobt worden mit der Prinzessin Marie Karoline von Salerno. Im November begab er sich mit dem Prinzen von Joinville von Toulon aus zur See nach Neapel. Die Flotille bestand aus drei Linienschiffen und drei Kriegsdampfschiffen. Die Prinzen kamen am 19. November nach Neapel, wo die Trauung am 25. November statt fand. An demselben Tage feierte Ludwig Philipp in St. Cloud mit der Königin Marie Amalie den fünf und dreißigsten Jahrestag ihrer Vermählung. Mit der rüstigsten Kraft und in der heitersten Stimmung welche nur vorübergehend unterbrochen wurde von dem trüben Hinblick auf die beiden zu früh geschiedenen Sprößlinge dieser glücklichen Ehe, brachte Ludwig Philipp die Gesundheit seiner jüngsten Schwiegertochter aus, die im December mit ihrem Gemal glücklich in Paris eintraf.

1845.

1845. Wie immer beginnt das Jahr mit einer Kammersitzung und mit einem Anlauf gegen das Ministerium. Diesmal hatte man alle Kräfte, alle Menschen und alle Mittel aufgeboten, geheime Ränke und fast offene Verbündung, Haß der Parteien ja der Völker, Wichtiges und Erbärmliches, Alles was helfen konnte oder nur eine Spur von Aushülfe gab. Dieses ganze Aufgebot wurde gerüstet und in Bewegung gebracht gegen einen Mann, der zwar nicht allein war, aber im parlamentarischen Kampfe fast allein stand, denn Guizot hatte allerdings Vieles für sich, den König und die Vernunft des Landes, aber er fast ganz allein mußte in der Kammer dem Sturme persönlich die Stirne bieten, um die Vielen für sich zu bekommen durch welche eine Mehrheit wird, und diese wollte man sprengen oder zerbröckeln, denn je länger die Macht des Ministeriums vom 29. October dauerte und sich befestigte, um so gefährlicher wurde Guizot den Ministerlustigen, welche einen Systemswechsel im Munde führten, aber nur einen Wechsel der Personen wollten, und den Demokraten, welche mit allen anderen Personen eher fertig zu werden meinten, als mit Guizot, und durch seinen Sturz hofften, den König aus seinem Wege zu nöthigen. Wie immer sollte die Adresse die Wahlstatt werden auf der die parlamentarische Schlacht geschlagen wurde, und war in dieser das Ministerium nicht ganz erlegen, so sollte, ebenfalls wie immer, seine Haltbarkeit erprobt werden in einer Abstimmung über

die Bewilligung der geheimen Gelder. Wollten wir nun auch diesmal den Gang dieses Ringkampfes ins Einzelne verfolgen, Beweggründe und Worte anführen, so würde der Leser meinen, wir wiederholten die Darstellung der Neujahrsdebatten früherer Jahre nur mit einer Aenderung des Datums, er würde nichts darin neu finden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Neues dabei weder gethan noch gesagt wurde. Die diesmal auftretenden Personen waren nicht neu und spielten schon seit Jahren dieselben Rollen, und weil eben nichts Neues erreicht wurde, so blieb es beim Alten, in Gutem wie im Schlechten, das Ministerium wurde nicht anders, es wurde nur älter, diesmal aber nicht nur um eines, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach um mehrere Jahre. Diese voraussichtliche Folge eines ministeriellen Siegs vermehrte den Zorn und den Eifer der Gegner. Da einige Conservative von Namen und Bedeutung so weit abfielen, daß sie zwar nicht, wie der Ausdruck läuft, mit Sack und Pack zum Gegner übergingen, aber doch dem Ministerium in wesentlichen Punkten abwehrend gegenüberstanden, so wurde die ministerielle Mehrheit eine Zeit lang unschlüssig und schwankend. Dessen ohnerachtet war das Ergebniß in so weit für das Ministerium, daß von fünf Abstimmungen bei den Adreßverhandlungen nur eine Mehrheit als unzulänglich betrachtet werden konnte, die nämlich über die dem Consul Pritchard auf Taïti zuerkannte Entschädigung. Bei dieser Gelegenheit siegte das Ministerium nur mit drei Stimmen, aber diese erregten den heftigsten Zorn der Gegner, in der Oppositionspresse häufte man Beschimpfungen auf Guizot; Thiers Organ, der Constitutionel, nannte die 213 Conservative, welche für die Entschädigung gestimmt hatten, die Partei Pritchard, zeigte diese sogenannte Pritchardisten ihren Wählern namhaft an, damit ihre Namen nie mehr aus einer französischen Wahlurne hervorgingen, und diese wuthentbrannte Uebertreibung, als dies Lärmen um Nichts blieb auch nicht ohne Wirkung, denn es öffnete den unsicher gewordenen Conservativen die Augen und sie sahen nun klar um was es sich handelte. Daß Graf Montalivet, der Generalintendant der Civilliste und einer der

1845.

1845. Vertrauten des Schlosses, daß Saint-Marc-Girardin, ein entschiedener Conservativer und Mitarbeiter des Journals des Debats, auch gegen Guizot aufgetreten waren, veranlaßten Manche anzunehmen, daß Letzterer nicht mehr, wie man sagt, am Hofe in gutem Geruch sey, und man verbreitete das Gerücht, er habe sich Ungnade zugezogen durch Weigerung, die Dotation der Prinzen vorzuschlagen. Als aber die wiedererwählten Mitglieder der Kammerbureaux — es waren genau dieselben wie in der vorhergehenden Sitzung — dem König vorgestellt wurden, äußerte Seine Majestät zu De Belleyme gesprächsweise: Ceux qui croient que j'abandonne le ministère, sont des dupes. Eben dieser De Belleyme machte bald darauf, als Berichterstatter der Commission für die Gewährung der geheimen Gelder, der Kammer den Vorschlag, dem Ministerium in der Abstimmung ein Vertrauensvotum zuzugestehen, und da die Conservativen nun nicht mehr die Gefoppten der Opposition seyn wollten, so bekam das Ministerium mit einer Mehrheit von 24 Stimmen die Bestätigung seiner parlamentarischen Fortdauer. Bei dieser Gelegenheit hatte Guizot, der sich keinem Angriffe entzog, keine ungegründete Behauptung fortbestehen ließ, eine von diesen parlamentarischen Reden gehalten, denen auch die Geschlagenen den Beifall nicht versagen können; nachdem er mit thatsächlichen Beweisen und scharfen logischen Schlüssen alles Unhaltbare abgewiesen, das durch Parteitaktik Verbogene und Verdrehte in sein natürliches und wahres Verhältniß gebracht hatte, zeigte er die ruhigste und unbekümmertste Sicherheit in einem feinen Humor, in einer Ironie, die weder bitter noch persönlich beschämend war, aber dennoch den Nagel auf den Kopf, die Betheiligten am wunden Fleck traf und ihre Wirkung auf die Versammlung nicht verfehlte, denn diese bestand aus Franzosen. Diesmal war Graf Molé nicht hinter den Coulissen geblieben, war in der Pairskammer gegen das Ministerium aufgetreten und hatte dabei geäußert, daß er fast dasselbe wolle was das Ministerium wolle, den Frieden, das gute Einvernehmen mit England, fast alle Punkte des ministeriellen Programms, aber auf solche Art, daß Frankreich

nicht erniedrigt sondern erhoben werde. Vor den Pairs vertheidigte Guizot auch siegreich sein Programm und leitete seine Verantwortung mit der Aeußerung ein: „Graf Molé will was wir wollen — „er will es, und wir haben gethan was er nur gewollt.“ Die Hauptwaffe der Opposition war immer die Politik England gegenüber, vor dem Frankreich gedemüthigt werde, wie im Durchsuchungsrechte so im marokkanischen Frieden. Guizot bewies, daß man in Marokko erreicht habe was man wolle, daß es nämlich Abd-el-Kader nicht unterstütze, ihm den Aufenthalt untersage, ihm nicht gestatte, von dort aus und mit dort zusammengebrachten Mitteln Einfälle in Algerien zu machen. Wenn der Emir später in diesem Jahre einen Einfall in die Provinz Oran machte, der eine Verstärkung des Heeres in Afrika veranlaßte, so geschah es nicht von Marokko aus und bewies nur, wie viel gefährlicher er geworden wäre wenn er von diesem Lande Hülfe bekommen hätte. Das und das Aufgeben aller Ansprüche Marokkos auf Lalla-Magrhnia, die westlichste Landschaft von Oran, waren durch den marokkanischen Feldzug gewonnen worden. Noch während der diesjährigen Kammersitzung konnte der Minister die durch die Unterhandlung des Herzogs von Broglie in London erwirkten und Frankreich günstigen Veränderungen im Durchsuchungsvertrage anzeigen; diese Anzeige machte geringen Eindruck auf die Opposition, welche es mit der angeblichen Demüthigung nie sehr ernstlich gemeint hatte und an dem Umstande nur geringes Interesse nahm seitdem er nicht mehr zum Sturz des Ministeriums verwendet werden konnte. 1845.

So wie man erfuhr, daß die Regierung eine Forderung von 17 Millionen zum Beginne der Waffnung der Festungswerke von Paris in die Kammer bringen wollte, bot die Opposition Alles auf um durch die Presse im Lande wie in der Kammer einen heftigen Widerstand gegen dieses Ansinnen zu Wege zu bringen. Wir haben diesen Gegenstand weitläufig erörtert als zu seiner Zeit das Gesetz über die Befestigung zum erstenmal vor die Kammer kam. Neue Einwendungen dagegen wurden diesmal nicht aufgebracht,

1845. der Entwickelungsgang aller übrigen Staatsverhältnisse ruhig und ungestört.

Die Herzoge von Nemours und von Aumale statteten der Königin von Spanien einen Besuch in Pampeluna ab, wo sie mit großen Ehren aufgenommen wurden, und die Königin von England begrüßte auf ihrer Rückreise von Deutschland die königliche Familie in Eu. In diesem Jahre wurden Ludwig Philipp drei Enkel geboren: ein Sohn des Prinzen von Coburg und der Prinzessin Clementine — ein Sohn des Prinzen von Joinville, der den Titel eines Herzogs von Penthièvre bekam — und ein Sohn des Herzogs von Aumale, welcher Prinz von Condé genannt wurde.

1846.

Wie die Ministerkrisis in England einen für das Ministe- 1846.
rium Guizot glücklichen Ausgang genommen, so hatte es auch entschiedenen Erfolg in dem parlamentarischen Kampfe, der regelmäßig im Beginne jeden Jahres bei Constituirung der Kammern stattfand.

Wenn in den Reden und Antworten, welche aus Veranlassung der herkömmlichen Neujahrsglückwünsche zwischen dem König und den Sprechern der großen Staatskörperschaften die Lage Frankreichs nach Außen und Innen als eine billige Forderungen zufriedenstellende, ja blühende geschildert wurde, so glaube ich, daß man jetzt, im Jahre 1850, mit historischer Gewißheit sagen kann, daß, mit Abrechnung der in Staatsreden nie fehlenden Hyperbelen, des officiellen Selams, den man nie und nirgends nach dem Buchstaben nahm noch nimmt, die Darstellung der Wirklichkeit entsprach. Die Geldkrisis war vorüber, sie hatte nur die Handelshäuser erschüttert, welche aus gewagten Spekulationen ihr tägliches Geschäft machen, und solche werden immer und unter allen Verhältnissen dem wechselnden Spiele der unberechenbaren Conjuncturen unterworfen bleiben. Der achtbare Handelstand, der über die natürlichen Grenzen seines Betriebs nicht hinausgreift, war fest geblieben in der Geldklemme, welche jene Wagehälse und die Wirkungen fremder Börsenbeziehungen ihm bereitet hatte. Der Umsatz der natürlichen wie der künstlichen Ausfuhr-

1846. produkte Frankreichs trug gute Rechnung, und überall fanden arbeitwillige Kräfte lohnende Verwendung. Der Ackerbau befand sich in stetem Fortschreiten, und wenn dieser nicht so gedeihlich war noch ist, als er es seyn kann, so lag das nicht an der Regierung, sondern an allgemeinen Zuständen, die nur allmälig durch Gesinnung und Thätigkeit des Volks und nicht durch Verordnungen gegeben werden können. Was den französischen Ackerbau drückt ist bei weitem am wenigsten die Steuer an den Staat, sondern vorzugsweise der hohe Zinsfuß der von ihm verwendeten Kapitalien, und in so fern ein verbessertes Hypothekengesetz dabei Hülfe bringen kann, hatte die Regierung gerade in der Kammer, ohne welche eine Besserung nicht erreichbar war, Hindernisse gefunden. Durch beharrliche Verwendung der Initiative, durch Hülfe der Departementalräthe, der von der Regierung in jeder Weise begünstigten Ackerbaugesellschaften wäre die Hülfe gekommen, und sie kann auch jetzt nicht auf anderem Wege herbeigeführt werden.

Bei alledem bestanden allerdings Mißbräuche und Mängel; solche, die man kannte, aber nicht gleich abstellen konnte, und solche, die man jetzt kennt, aber damals nicht kannte, weil immer die Zeit Aufklärungen bringt, zumal eine Revolution, wie die von 1848, welche Alles Bestehende durchbrach.

Die Mißbräuche und Mängel, welche die Regierung, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, wurden allerdings nicht in den officiellen Staatsreden blosgelegt, weil man damals wie jetzt mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß die Opposition nicht versäumt, sie zur Sprache zu bringen, weil ihre Erörterung überhaupt vor die Kammer gehört, damit durch gründliche Verhandlung ein Beschluß erzielt werde. Die wesentlichsten von diesen Erörterungen mit ihren Gegenständen werden, wenn auch nur nach den Ergebnissen im Verlauf berührt werden, vorläufig aber wollen wir hier die Frage aufwerfen: waren diese Mißbräuche nothwendige Ausflüsse des angenommenen Regierungssystems in solcher Weise, daß man, um dieses zu erhalten, jene wissentlich

bestehen ließ? Ganz gewiß lag es nicht in der Absicht weder 1846.
des Königs noch seines ersten Ministers, Mißbräuche hervorzurufen oder vorhandene bestehen zu lassen, allein eben so wenig kann man läugnen, daß die Regierung eine Stütze hatte, welche sie verhinderte manche wünschenswerthe Verbesserung durchzuführen, sie nöthigte, manchen Uebelstand zu dulden. Dabei muß man aber ja nicht aus den Augen verlieren, daß das Regierungssystem keineswegs ein freigewähltes, sondern ein angenommenes war, weil es sich als das einzige Auskunftmittel dargeboten hatte. Der Bürgerstand hatte Ludwig Philipp zur Regierung berufen und das Grundgesetz beschlossen, wonach Frankreich regiert werden mußte. Er war damit der regierende Stand geworden und der König konnte keineswegs nach Gutdünken verfahren, sondern nur in so fern er die Notabilitäten und damit die Parteien in beiden Kammern für seine Absichten gewann, und die Mitglieder der Pairskammer gehörten auch dem Bürgerstande an, weil zu diesem ohne Ausnahme alle Individuen gehören, welche durch Besitz und Bildung in höherem oder geringerem Grade einen Einfluß ausüben, der sie aus den Reihen des Volkes heraushebt. Die Macht, welche der König besaß, verlieh ihm der Bürgerstand keineswegs umsonst, denn er unterstützte die Maßregeln der Regierung, gab ihnen die gesetzliche Weihe eines Kammerbeschlusses nur in so fern als mit dem königlichen Einflusse der des Bürgerstandes mit fortbestehen und erhalten werden konnte. Der Bürgerstand wachte so eifersüchtig auf Erfüllung der zwar nicht ausgesprochenen aber darum nicht weniger anerkannten Bedingung, daß er und seine Interessen in der Landesverwaltung vorwiegend bedacht werden mußten, als es der Adel zur Zeit des alten Regime gethan hatte. Ich habe früher in dieser Darstellung bemerkt, daß Ludwig Philipp bei Antritt seiner Regierung keine andere Wahl gehabt habe, um eine Stütze im Lande zu bekommen, als die Interessen des Bürgerstandes zu fördern. Der Bürgerstand hatte sich 1830 so wacker gezeigt, so tüchtig bewährt, daß man wohl erwarten durfte, er werde die Regierung eben so

1846. eifrig unterstützen in Förderung des sittlichen wie des materiellen Wohls. Das geschah auch so lange die Gefahr vor der Thüre war, aber nachdem die Ruhe erkämpft war und durch zweckmäßige Maßregeln der Regierung erhalten werden konnte, zeigte es sich, daß der sittliche Beweggrund, der die frühere Energie des Bürgerstandes hervorgerufen, der patriotische Enthusiasmus der ihn beseelt hatte, einem maßlosen Streben nach materiellen Vortheilen und nach Bevorzugung jeder Art gewichen war. Wenn man nun sagt, die Regierung hätte diesem unsauberen Gelüste nicht Vorschub thun, hätte an das edlere und höhere Bewußtseyn des Landes Berufung einlegen müssen, so soll zwar die Dringlichkeit dieser Pflicht keinen Augenblick in Zweifel gestellt werden, aber wenn man die Art und Weise, wie das bewerkstelligt werden konnte, näher in's Auge faßt, so wird man einräumen müssen, daß ganz eigenthümliche, ich möchte sagen verhängnißvolle Schwierigkeiten sich diesem Vorhaben entgegenstellten, von denen ich nicht sagen will, daß sie unbezwingbar gewesen, wohl aber, daß sie nur allmälig und im Verlaufe einer geraumen Zeit entfernt werden konnten. Der Bürgerstand gebot thatsächlich über das was man das legale Land genannt hat, das heißt über die Wahlen, von denen es abhing, ob der Regierung die gesetzliche Berechtigung ertheilt oder verweigert werden sollte. Allerdings haben wir auch die Kammeroppsition eine Wahlreform mit Vermehrung der Wählerzahl beantragen und verfechten sehen, aber mit Ausnahme von einigen freisinnigen und uneigennützigen Männern geschah das gewiß nicht in der Absicht, den Einfluß des Bürgerstandes auf die Regierung zu vermindern, sondern man wollte sich nur dieses Hebels bedienen, um ein Ministerium aus dem Sattel zu heben, um seine Leute heranzubringen, um die Regierung noch abhängiger von den Kammern zu machen. Niemand wird daran zweifeln können, daß wenn die Regierung die Initiative genommen und eine Wahlreform beantragt hätte, welche die Macht des Bürgerstandes brechen konnte, sich dafür in der Kammer keine Mehrheit gefunden hätte. Die Opposition wußte recht gut,

daß die Regierung sich ihrer Initiative in diesem Sinne nicht 1846.
bedienen konnte, denn eben diese Opposition hatte dafür gesorgt, daß eine Wahlreform, welche der Regierung einige Bedeutung gelassen und sie dabei dem übermäßigen Einflusse des Bürgerstandes entzogen hätte, außerhalb der Kammer keine Unterstützung fand; angestachelt von der Oppositition verlangte die außerparlamentarische Presse und ihre zahlreichen Anhänger nicht Wahlreform, sondern das allgemeine Stimmrecht, und seitdem nicht nur die radikale Partei, sondern eine beträchtiche Kathegorie des legitimistischen hochbegüterten Adels (gerade diejenigen, welche im Jahre 1850 auf Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes drang) sich diesem Schlachtrufe angeschlossen, war der Regierung dieser einzige Ausweg, um sich dem Einflusse des Bürgerstandes zu entziehen, verlegt worden. So kam es, daß die Regierung Frankreichs unwiderruflich an den Bürgerstand gefesselt, daß sie genöthigt wurde, seine Unterstützung zu erhalten um einen Preis, der das sittliche Ansehen der Regierung wie des regierenden Standes erschütterte, und ich erblicke in diesem verhängnißvollen, und, meiner Ansicht nach, von Seite der Regierung in diesem Maße unfreiwilligen Punkte, dessen zeitweilig glänzender Erfolg beide Theile über Gebühr sicher machte, die Hauptursache zum Gelingen der Katastrophe, welche Ludwig Philipp stürzte, den Bürgerstand und mit ihm Frankreich an den Rand des Abgrundes brachte von dem es noch nicht gerettet ist. Ludwig Philipp und Guizot litten täglich zu viel durch die maßlosen Forderungen, welche man an die Regierung stellte, um nicht die moralische Unzuverläßigkeit der damit erworbenen Unterstützung zu bemessen, aber im Angesichte der extravaganten Anschläge der außerparlamentarischen Opposition, der anarchischen Pläne der socialistischen Bestrebungen, blieb ihnen keine Wahl, sie mußten auf dem einzigen gangbaren Wege vorschreiten, um zu Resultaten zu gelangen, welche es gestatteten, mit Sicherheit abzuwarten, bis die Vernunft des Landes sich über die wahren Absichten der Regierung aufkläre. Allein dieses Verfahren ist äußerst beschwerlich eine in

1846. solcher Weise gestellte parlamentarische Regierung verbraucht so ausschließlich die Zeit und die persönliche Thätigkeit der Minister, daß während eines großen Theiles des Jahres die eigentliche Landesverwaltung untergeordneten Leitern überlassen werden muß, die viel weniger gerüstet sind, Mißbräuchen zu steuern, zumal in solchen Fällen, wo sie indirekten Schutz finden bei Personen, deren Zustimmung der Regierung unentbehrlich geworden ist. Auf solche Weise erklärt sich das Vorhandenseyn von Mißbräuchen, die nicht geläugnet werden, aber auch, wie später gezeigt werden soll, keineswegs von der Bedeutung waren, daß sie an der Katastrophe einen bestimmenden Antheil haben konnten.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß eine Wahlreform, welche die rechte Mitte eingehalten zwischen den äußersten Unformen, die Juliusmonarchie gerettet haben würde, und noch heute erscheint sie als das einzige Mittel, um auch in der Republik, wenn diese überhaupt Bestand haben kann, eine geordnete Regierung herbeizuführen. Eben so weit verbreitet ist aber die Ansicht, daß die Regierung einen solchen Ausweg gar nicht anstrebte, daß namentlich Ludwig Philipp sehr zufrieden war, im Bürgerstande bereitwillige Unterstützung für seine Plane zu finden, gern den Preis gab, um den sie zu haben war, und das Mißliche dieses Wechselverhältnisses nicht erkannte, oder mit blinder Zuversicht die schädlichen Folgen zu entfernen sich getraute. Ohne Zweifel glaubte er an seinen Beruf, an das Gelingen seines Werkes, an die Dauer seiner Dynastie, vor Allem glaubte er gewiß, daß die Einsichtsvollen aller Stände die Ueberzeugung hegten, daß sein Regierungssystem im Großen und Ganzen den Bedürfnissen des Landes entspreche und über alle Hindernisse den Sieg davon tragen werde, denn ich wüßte gar nicht, wie es ohne eine solche ermuthigende Zuversicht möglich gewesen wäre, so viele Jahre hindurch eine so beispiellos schwierige Regierung zu leiten, aber ich sehe keine Berechtigung zu der Annahme, daß er die Gefahr übersah, von der er fortwährend bedroht war. Wenn er sich getröstete, diese Gefahr auch ferner bestehen zu können, so rechnete er wohl

darauf, daß der Bürgerstand ihm treu bleiben werde, und daß er 1846.
diesen durch zu leicht gewährte Begünstigung seines Vortheils und seiner Eitelkeit verdarb, zu unersättlicher Begier und dadurch zum Undank reizte, ist wohl der einzige Vorwurf der Vermessenheit, der ihn mit Recht trifft. Daß Ludwig Philipp, wie so oft behauptet worden, im Grunde seines Herzens die absolutistische Neigung Ludwig des Vierzehnten hegte, kann man nur ableiten von dem Vorwalten seiner Persönlichkeit in der Regierung, denn sonst berechtigt keine seiner Handlungen zu der Annahme, daß er sich einer gemäßigten Wahlreform widersetzt haben würde, wenn eine solche der verhängnißvollen Lage hätte abgewonnen werden können. Daß das damals nicht ohne große Gefahr zu erreichen war, habe ich im Obigen zu zeigen gesucht; gewiß glaubte der König, diese Maßregel als Morgengabe einer neuen Regierung seinem Nachfolger zuscheiden zu können. Schwerlich wird Jemand läugnen, daß die Verblendung des Bürgerstandes, der so schmälich und leichtfertig von dem König seiner Wahl abfiel, viel vermessener war, als die Zuversicht Ludwig Philipps.

Wahlreform war aber auch vom Beginn dieses Jahres an das Losungswort der Opposition in und außer der Kammer und blieb das Banner, unter dem aller Widerstand gegen die Regierung auftrat. In welchem Sinne die außerparlamentarische Opposition es damit aufrichtig meinte, habe ich bereits bemerkt, und ein Bündniß zur Erlangung einer Reform wurde namentlich unter den Redactionen politischer Blätter in ganz Frankreich geschlossen, dem im Anfange dieses Jahres einige dreißig beigetreten waren. Wiewohl man sich nicht über ein bestimmtes Programm einigte, Jeder sich im Geheimen vorbehielt, so weit zu gehen, als die Umstände es gestatteten, oder je nach seinem Vortheil in eine andere Nüance hinüber zu wechseln, so wurde dennoch dies Bündniß von Bedeutung, denn aus ihm ging nachher die Idee hervor zu den verhängnißvollen Reformbanketten, durch welche vorzugsweise das Volk aufgestachelt wurde, das anfangs für die Reform nicht passionirt war. In der Kammer war im Grunde Niemand

1846. für eine Reform, durch welche dieses Regierungselement so wesentlich umgestaltet werden mußte, daß Niemand den Antheil bemessen konnte, der ihm nach der Veränderung zufallen werde. Daher kam auch in der Kammer der Gegenstand nicht in seiner wahren Bedeutung, in seiner vollen Tragweite für die Zukunft Frankreichs und der Dynastie zur Sprache. Jeder Leiter der Oppositionsnüancen hatte einen Schweif, den er mit sich an die Stelle des Ministeriums bringen wollte, um mit einem veränderten Programm zu regieren, in das er aber keinesweges Capitalpunkte aufnehmen wollte, die sein eigenes politisches Daseyn in Frage stellen konnten. Hätte man ausschließlich die Sache selbst im Auge behalten, wären die reinen und wahren Beweggründe, welche ohne Zweifel eine bemessene Wahlreform als rathsam erscheinen lassen konnten, eindringlich vorgehalten worden, von uneigennützigen Führern frei von allem Verdachte eines Portefeuilleneħrgeizes, dann hätte die conservative Partei vielleicht Zugeständnisse einräumen müssen, die sie wohlbekannten Stellenjägern in voller Sicherheit verweigerten. Im März kam die Reformfrage zur Verhandlung in der Kammer. Thiers trat auf gegen die persönliche Regierung des Königs, welche die Verantwortlichkeit der Minister zu einer Illusion mache, gegen die große Zahl der Beamten, namentlich die Adjutanten des Königs, welche als Abgeordnete in der Kammer saßen, allein wie richtig auch manche von seinen Anführungen unbezweifelt waren, er ging nicht auf die entscheidende, ich möchte sagen auf die Wetterseite der Frage los, blieb bei pikanten Persönlichkeiten, die auch immer noch so temperirt aufgetragen wurden, daß dabei seine eigene pikante Persönlichkeit an einem Ministertische möglich blieb, die Opposition klatschte Beifall, diejenigen, welche mit ihm in ein neues Ministerium eintreten wollten, drückten ihm in stummer Bewunderung die Hand, die Blätter wiederholten zwei Tage lang schlagende Stellen aus der göttlichen Rede, die das Ministerium zu Boden geschmettert hatte, aber es fiel Niemand ein, nur einen Augenblick zu glauben, daß sie den geringsten Einfluß auf die Entscheidung

der Frage üben werde, und das Ministerium siegte auch ohne Anstand, nachdem noch Guizot seinem talentvollen Gegner die persönliche Aufmerksamkeit erwiesen hatte, den von ihm hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Seine Ansichten über die Wahlfrage und den Umfang von Wahlfreiheit, welche Frankreich verträgt, sprach Guizot am vollständigsten aus bei Verhandlung dieses Gegenstandes im nächstfolgenden Jahre, und sie sind von großem Interesse besonders bei Betrachtung des Schicksals, dem das allgemeine Stimmrecht nach dem Sturze der Orleanischen Dynastie unterworfen wurde. Guizot's Rede bei dieser Gelegenheit war eine vollständige Weissagung, die binnen Jahresfrist buchstäblich in Erfüllung ging. Uebrigens muß man einräumen, daß die Opposition der Regierung keine ernste Hindernisse bereiten konnte, sie hatte nur wenige talentvolle Männer, und diese waren, wie Thiers, durch Rücksichten gebunden, geniale Kräfte besaß sie gar nicht. Hätte sie Kräfte gehabt, wie einst die englische Opposition in Fox, Burke oder nur in Sheridan, oder ehedem die französische in Mirabeau oder nur in Royer-Collard aufweisen konnte, so wäre diese Grundfrage des politischen Lebens ohne Zweifel nicht in dem engen Rahmen eines Portefeuillenkampfes geblieben, ihre Entscheidung hätte in weiteren Kreisen Alles gebieterisch bestimmt und vielleicht die spätere Katastrophe verhindert — wiewohl die Ereignisse uns belehrt haben, daß es geradezu unmöglich ist, die französischen Zustände nach irgend einem sonst geltenden Maßstabe zu berechnen. So wie die Opposition war, blieb sie aber beharrlich, nagte an jeder Vorlage, welche die Regierung der Kammer machte, und was dort nicht angebracht werden konnte, sagte Thiers im Constitutionnel und Odilon-Barrot im Siècle. Uebrigens erlitt die Opposition nicht nur Niederlagen, sondern auch Abfall, und letzterer hatte sich schon vom Anfange gezeigt in der Wahl Sauzets zum Kammerpräsidenten, den die Conservativen siegreich durchsetzten.

1846.

Von jetzt an konnte man übrigens deutlich wahrnehmen, daß das Land das Ministerium Guizot mit einer gewissen Ungeduld

1846. ertrug, daß jeder neue Erfolg ihm Sympathieen entzog, in immer weiteren Kreisen betrachtete man einen Sieg des Ministeriums, als wäre er auf Kosten der Nation errungen. Seit Frankreich durch eine Verfassung regiert wird, hat jedes Ministerium von langem Bestande Unwillen erregt. Es war unter der Restauration dem Ministerium Villèle gerade so gegangen. Man betrachtete ein langes Ministerium als eine Anmaßung, beinahe wie eine widerrechtliche Occupation des legalen Landes von einer Oligarchie von Auserwählten, ja diese gereizte Stimmung richtete sich gegen alle Beamte, die man mit Mißtrauen ansah, als Betraute von Männern, die so viel mehr Macht und Einfluß besaßen, als man irgend Jemand gönnte. Man hatte ein Königthum, sogar ein vom Bürgerstande gewähltes Königthum, man liebte es, oder man interessirte sich wenigstens für dieses Königthum, so lange es um sein Daseyn kämpfen mußte, je mehr es aber erstarkte, je entschiedener es jeden Angriff zurückwies, um so mehr fand das von den Zurückgewiesenen erregte Mißtrauen in seine Absichten Eingang. Wenn das Königthum oft Minister wechseln mußte, so erblickte man darin gleichsam eine Garantie seiner beschränkten Macht, aber eine so beispiellose Einigung zwischen dem König und den Vorständen seiner Regierung, wie sich in dem unerschütterlichen Ministerium Guizot offenbarte, erregte ein unwilliges Staunen, das immer geneigter wurde, in dieser ihm unbegreiflichen Uebereinstimmung einen Verrath an der Nation zu vermuthen. Hat eine solche Stimmung sich Bahn gebrochen in einem durch Temperament ungeduldigen und leicht erregbaren Volke, das noch dazu durch eine lange Revolution an Wechsel gewöhnt worden ist, so beginnt die unheilvollste Periode, wo man nur durch Widerstand gegen die Regierung populair werden kann, und ohne Popularität immer Unrecht bekommt. Eine solche Stimmung kann nicht beschwichtigt werden durch Nachgeben, denn sie erblickt darin nur die Bestätigung ihres Argwohns, sie muß überdauert werden wie eine Epidemie. Hier wollen wir nur ihren Anfang bezeichnen, um weiter hin zu berichten, durch welche außerordentliche

Constellation der Ereignissen sie ihren verderblichen Verlauf nahm. 1846.

Die im März erfolgte Besetzung, oder vielmehr Einverleibung von Krakau in die österreichischen Erbstaaten erregte ein offizielles Erstaunen der nicht betheiligten Kabinette, die dagegen protestirten, weil dies Verfahren allerdings gegen den Wortlaut der Verträge lief, im Geheimen aber es ohne Zweifel sehr natürlich fanden, daß Rußland, Oestreich und Preußen nicht dulden wollten, daß immer neue Verschwörungen gegen sie angezettelt und ausgerüstet wurden in Krakau, dessen Regierung viel zu schwach war, um es verhindern zu können. Vor der Hand konnte man indessen nichts thun, als protestiren gegen die bereits vollzogene Thatsache. Die polnischen Flüchtlinge hatten damals schon in Frankreich, wie fast in allen andern Ländern die Theilnahme verscherzt, mit der man ihnen vom Anfange entgegen gekommen war, indessen man versuchte, ob es nicht möglich sey, diese Angelegenheit nochmals zu benützen, um eine Aufregung gegen die Regierung hervorzurufen. Es gelang nur schlecht, vorübergehend brachte man zwar einen revolutionairen Schwindel in ein Paar Vorstädten zuwege, aber eigentlich politische Männer wollten sich nicht damit abgeben, die Zeitungen mußten die polnischen Artikel aufgeben, welche sehr bald ihre Leser langweilten, und Alles war vorbei.

Am 18. April fand ein Mordversuch auf den König statt. Die königliche Familie hielt sich damals in Foutainebleau auf. Von einer Spazierfahrt im Walde zurückkehrend, saßen in einem großen Charabanc der König, die Königin, Madame Adelaïde, die Herzogin von Nemours, der Prinz von Salerno, Schwager des Königs, und seine Gemahlin, welche zu einem Besuche am Hofe waren. Wie der Wagen an einer Parkmauer vorüber fuhr, feuerte der Mörder, der hinter der Mauer auf einer Erhöhung stand, so daß er über dieselbe hinweg anlegen konnte, eine Jagdbüchse ab; die Kugel blieb, ohne Jemand verletzt zu haben, im Wagen stecken. Der Mörder schoß aus solcher Nähe, daß es unbegreiflich war, daß er sein Ziel verfehlte; er selbst erklärte es

1846. nur dadurch, daß er unmittelbar vorher den Platz gewechselt hatte, der Wagen um einige Minuten früher herankam als er erwartet, weßhalb er so schleunig seine Vorbereitungen machen mußte, daß wahrscheinlich seine Hand etwas zitterte. Dieser Mordanfall stand übrigens gar nicht in Verbindung mit der Politik. Der Mörder hieß Lecomte, war Forstwart im Walde von Foutainebleau gewesen, und wollte den König ermorden aus Rache weil man mehreren von ihm erhobenen Reklamationen keine Beachtung gewidmet hatte. Lecomte hatte ein Gehalt von 2100 Franken gehabt, war unverträglich und sehr eitel, verlangte seinen Abschied weil er sich zurückgesetzt glaubte, und erhob einen großen Streit mit dem Intendanten der königlichen Civilliste wegen seiner Pensionirung, die man ihm nicht in solcher Weise bewilligen wollte, wie er es verlangte. Daß seine Forderungen größtentheils unbillig waren, beweist so ziemlich eine. Er verlangte nämlich, daß man seine Pension kapitalisiren und ihm diese Summe sogleich ausbezahlen sollte, denn er wollte in einen Privatdienst treten und das Geld als Caution brauchen. Da ihm das natürlicherweise nicht bewilligt werden konnte, so verklagte er den Intendanten der Civilliste, Graf Montalivet beim König, und da er auf mehrere dringende Bittschriften keine Antwort bekommen hatte, concentrirte seine ganze Wuth sich auf den König, den er aus Rache zu ermorden beschloß. Er hatte weder Mitschuldige noch Vertraute seiner Absicht, er lebte überhaupt ganz vereinsamt. Lecomte wurde vor den Pairsgerichtshof gestellt und zur Strafe der Vatermörder verurtheilt. Der König wollte ihm das Leben schenken, weil seine That eine rein persönliche gewesen und keinen Bezug auf Politik gehabt habe, allein der Ministerrath drang in den König, des Beispiels halber das Urtheil vollstrecken zu lassen, und in der That, waren politische Mörder gefährlicher, so verdiente darum wohl nicht derjenige Gnade, der sich von einem noch gemeineren Motiv zu derselben Handlung hatte bestimmen lassen. Lecomte erhielt in öffentlicher Hinrichtung die Strafe der Vatermörder.

Ein anderer Mordanfall auf den König hatte im September 1846. stattgefunden. Bei einem Concert im Garten der Tuilerien, wobei gewöhnlich die königliche Familie sich auf dem Balkon des Schlosses zeigte, war ein Pistolenschuß abgefeuert worden. Der Thäter wurde ergriffen. Er hieß Henry, war ein Stahlarbeiter, der in einer Unternehmung seines Gewerbes zu Grunde gegangen war. Es blieb ungewiß, ob er durch eine solche That eine ihm vortheilhafte Umgestaltung der Verhältnisse herbeizuführen hoffte, oder von der Monomanie angesteckt war, die öffentliche Aufmerksamkeit anf sich lenken, durch ein Verbrechen berühmt werden wollte. Da man gar keine Spur entdecken konnte, daß er mit irgend einer politischen oder revolutionären Gesellschaft in Verbindung gestanden, die Waffe deren er sich bediente auch so schlecht war, daß es ungewiß blieb, ob der Schuß, wenn er getroffen, in der Entfernung von welcher er geschossen, den Tod oder eine gefährliche Verletzung hätte verursachen können, so verurtheilte der Pairshof Henry zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit.

Der letzte Versuch, der während der diesjährigen Kammersitzung gegen das Ministerium gerichtet wurde, fand statt bei der Abstimmung über die geheimen Fonds. Die rein radikale Opposition betrachtete natürlich immer solche Fonds für deren Verwendung die Regierung keine Rechenschaft schuldig war als einen Mißbrauch und widersetzte sich unter allen Umständen ihrer Bewilligung. Jedes Ministerium, und von jeder Farbe, hat indessen für nothwendig erachtet, Summen mit solcher Befugniß zur Disposition zu bekommen, weil die unablässig fortdauernde Bewegung der geheimen Gesellschaften eine Aufsicht unumgänglich nothwendig machte deren Betrieb durch Ablegung einer Rechnung öffentlich werden mußte und damit ihr Zweck unerreichbar wurde. Die Opposition, welche das Ministerium stürzen wollte, um an seine Stelle zu treten, erkannte die Unentbehrlichkeit der geheimen Fonds an, beantragte nicht ihre Verweigerung, sondern irgend eine oft unbedeutende Verminderung um dem Ministerium eine Schlappe beizubringen, und um es wegen seiner Politik im

1846. Allgemeinen zu katekeisiren, denn die geheimen Fonds boten eine von diesen köstlichen Gelegenheiten dar, wo man von Allem sprechen konnte. Dießmal nun brachte Odilon-Barrot, der, wenn er Minister werden konnte, jedenfalls geheime Fonds haben wollte, das Amendement ein, daß die vom Ministerium verlangte Summe bewilligt werden sollte mit einem Abzug von 10,000 Franken, allerdings ein bescheidener Abschlag, denn die Verhandlung darüber in der Deputirtenkammer wird nahezu zehnmal so viel gekostet haben. An der Verhandlung selbst nahm Odilon-Barrot ebenfalls nur einen bescheidenen Antheil, den bei Weitem größeren überließ er Thiers, der ihn ohne Zweifel ohnedies selbst genommen haben würde. Wie es nicht anders kommen konnte, erwiderte ihm Guizot, der bei dieser Gelegenheit folgende denkwürdige Bemerkung machte. „Wir arbeiten alle," sagte er, „an der Gründung „einer monarchischen Verfassung. Es ist die Vierte seit sechszig „Jahren. Die erste war die Monarchie der Revolution von 1791. „Die zweite war das Kaiserthum von 1804, und dann kam die „Restauration von 1814. Alle drei sind gefallen. Das beweist „zwei Dinge. Erstens, daß die Monarchie in Frankreich als eine „Nothwendigkeit betrachtet werden muß, weil man immer wieder „darauf zurückkommt, und zweitens, daß es sehr schwer ist, in „Frankreich eine Monarchie dauerhaft zu gründen." Man könnte versucht seyn, es für unmöglich zu halten, aber wenn die Franzosen ebenfalls sich der strengen Zucht republikanischer Sitten nicht fügen wollen, so werden sie allerdings dazu verdammt, den schweren Sysiphusstein irgend einer Monarchie heranzuwälzen oder sich in fortdauernder Anarchie abzuschwächen.

Am 26. Mai entwich Prinz Ludwig Napoleon aus der Festung Ham, wo er bis dahin gefangen saß in Folge der Verurtheilung welche die Pairskammer nach dem Attentat von Boulogne über ihn verhängt hatte. Der Prinz entkam dadurch, daß er sich als Arbeiter verkleidete und sich dadurch unkenntlich machte, daß er seinen Bart abrassirt hatte. Ein Strohmann war in sein Bett gelegt worden und diejenigen, welche beauftragt waren, ihn jeden Mor-

gen zu besuchen, wähnten ihn in tiefem Schlafe. Weder der 1846.
König noch das Ministerium hatte sich geweigert, die Haft des Prinzen zu beenden und er war schon seit einiger Zeit von dieser Gesinnung unterrichtet. Er hatte mehrere Deputirte beauftragt, deßhalb mit dem Minister des Innern Grafen Duchâtel zu sprechen. Der Minister erwiderte, daß weder der König noch das Ministerium abgeneigt wären, seinen Wunsch zu erfüllen, daß es aber durchaus nöthig sey, daß der Prinz sich in einer persönlichen Eingabe an den König wende. Ludwig Napoleon weigerte sich auf das Bestimmteste diesen Schritt zu thun, und zwar, wie wenigstens jene Deputirten versicherten, weil er gegen ihn benutzt werden könnte als eine indirekte Entsagung seiner Ansprüche. Damals war er selbst vielleicht der Einzigste, der diesen vermeintlichen Ansprüchen einen Werth beilegte, und jetzt können sie vielleicht dazu bestimmt seyn, den Probestein abzugeben, ob Guizot's Ausspruch noch wahr ist, daß man nämlich in Frankreich nothwendig immer auf die Monarchie zurückkomme. So viel ist aber gewiß, daß damals die Flucht des Prinzen als ein rein persönliches Ereigniß betrachtet wurde, dem man nicht die geringste politische Bedeutung beilegte.

Im Juli erfolgte die Wahl des Cardinals Mastai Feretti zum Papst. Pius der Neunte war vor seiner Wahl in Rom wie im Auslande so gut wie unbekannt. Man erfuhr bald, daß er stets ein sehr würdiger Priester gewesen, und wie es immer geht, Viele, die erst nach seiner Wahl Kunde bekamen von seinem bisherigen Lebenslauf, wollten schon seit Jahren ihn als ein Licht der Kirche im Auge gehabt haben. In Frankreich freute man sich Anfangs über diese Wahl, da man sogleich erfuhr, daß Pius der Neunte den französischen Botschafter in Rom, Graf Rossi, mit ehrender Auszeichnung behandelte. Der Graf war ein Mann, der durch Geist, gründliche Kenntnisse und einen edlen Charakter der hohen Stellung vollkommen würdig war, zu welcher die Anerkennung Ludwig Philipps ihn erhoben hatte. Frankreich sandte ihn als seinen Vertreter am heiligen Stuhl nach Rom, aus dem

1846. er früher wegen eines noch immer gemäßigten Liberalismus, den man aber noch mehr fürchtete als den tollsten Carbonarismus, hatte fliehen müssen, und vor seinen Augen erreignete sich dort das Wunder, daß aus einem Conclave das in seiner Mehrzahl aus entschieden orthodoxen Kardinälen bestand, ein Nachfolger Petri hervorging, der sich zu denselben politischen Ansichten bekennte, wegen welcher Rossi früher verfolgt worden war. So erklärt es sich zwar, daß Rossi, der Gelegenheit gehabt, an der herben Praxis des Regierungswerkes in Frankreich die Unzuverlässigkeit mancher Theorie zu erkennen, an deren Unfehlbarkeit er als Rechtslehrer in Italien und Genf geglaubt hatte, begeistert wurde für Pius den Neunten, aber gewiß ahnte er nicht, daß durch diese Wahl vorzugsweise von Rom aus eine Bewegung angefacht werden sollte in deren nächstem Verlaufe Ludwig Philipp den Thron und er selbst das Leben einbüßen mußte. In Frankreich erkannten Einsichtsvolle sehr bald die Gefahr der sinnlosen Popularität, welche der heilige Vater nährte mit einer Naivetät, welche jedenfalls nicht in demselben Grade seiner politischen Klugheit wie seinem volksfreundlichem Herzen Ehre machte, die sogar einen Ciceroachio, die Karikatur eines Mas Aniello, der erstaunten Christenheit als einen Vertrauten des Vaticans vorführte. Die französische Revolution begriff augenblicklich den Nutzen den sie von dieser Naivetät ziehen konnte, sang die Ode an Pio Nono so devot wie die Marseillaise, übersetzte mit ironischer Gewissenhaftigkeit den Bombast in den Beschreibungen der Römischen Volkssaturnalien, verlor keinen Augenblick um durch verschlagene Aussendlinge mit der Italienischen Revolution zu fraternisiren, huldigte zum ersten Mal aufrichtig, aber gewiß ohne alle Naivetät, dem Pabste und rief jubelnd ç'a ira! — und es ging auch wirklich ganz nach Wunsch.

Das nächste Ereigniß von Bedeutung in diesem Jahre war die so berufene Spanische Doppelheirath, welche dem wohlverstandenen Interesse nicht nur der Dynastie sondern auch der Französischen Staatspolitik gemäß war, und auch ohne die Revolution,

welche alle Stellungen verschoben hat, ihren ersprießlichen Einfluß 1846.
bald bethätigt haben würde.

Schon längere Zeit beschäftigte die Verheirathung der Königin Isabella von Spanien die Aufmerksamkeit der diplomatischen Welt. Die dabei zunächst politisch interessirten Mächte waren Frankreich und England, die von jeher in Madrid Nebenbuhler waren, denn die Eine von diesen Mächten hat immer entschiedene Nachtheile zu gewärtigen, wenn die Andere einen bestimmenden Einfluß auf die Spanische Regierung ausüben kann. Seitdem daher die Königin Isabel mündig geworden war und ihre Verheirathung in häuslicher wie politischer Beziehung als rathsam erscheinen mußte, war das Cabinet von St. James so gut wie das der Tuilerien auf seiner Hut, um dabei nicht zu kurz zu kommen. Man wußte, daß bei der letzten Anwesenheit der Königin von England in Eu die Haltung beider Mächte bei einer Vermählung der Königin von Spanien zur Sprache gekommen sey, daß dabei eine Vereinbarung statt gefunden, deren Inhalt man jedoch nicht kannte, weil bei der deshalb gepflogenen Unterhandlung Niemand zugegen gewesen war als Königin Victoria, Ludwig Philipp, Lord Aberdeen und Guizot. In immer wachsendem Verhältnisse beschäftigte dieser Gegenstand die Neugierde aller Zeitungen und aller Salons, und letztere waren durchaus nicht besser unterrichtet als jene; da figurirte denn bald ein Koburg, bald Montpensier, auch Don Enrique als der erwählte Bräutigam. In den letzten Wochen ehe die Entscheidung eintraf, schienen manche Umstände darauf zu deuten, daß der englische Einfluß den Sieg davon tragen werde, als auf einmal im September das Gerücht sich verbreitete, die Königin Isabel werde ihren Vetter, Don Francisco de Assis, Sohn ihres Ohms, des Don Francisco de Paula, heirathen, und ihre jüngere Schwester, die Infantin Donna Luisa Fernande dem Herzog von Montpensier ihre Hand reichen. Man blieb nicht lange in Ungewißheit, gegen Ende Septembers eilte der Herzog von Glücksberg mit dem ratifizirten Heirathsvertrag nach Madrid, der Französische Botschafter, Graf Bresson, warb in

1846. Madrid offiziel um die Hand der Infantin, und am 28. September traten die Herzöge von Montpensier und von Aumale mit einem glänzenden Gefolge die Reise nach Madrid an. Die Spanische Doppelheirath war eine offizielle Thatsache.

In Spanien wurden die Französischen Prinzen auf ihrer Reise überall sehr gut aufgenommen. In Tolosa führte eine zahlreiche Quadrille von Damen und Herren aus den edelsten Geschlechtern Guipozcoas nach altem Gebrauch eine Comparsa aus vor dem Palaste worin die Prinzen ihr Nachtlager hatten. Ueberhaupt zeigte man sich in Spanien ganz zufrieden mit dem Ereignisse, auch in Madrid, wo die Prinzen ihren Einzug zu Pferde hielten und vom Volke gut aufgenommen wurden. Am 10. Oktober Abends fand die Vermählung der Königin und der Infantin in der Schloßkapelle in Madrid statt, und am folgenden Tage wohnte der Hof in großem Aufzuge der Hochzeitmesse bei, welche in der Kirche der heiligen Jungfrau von Atocha gelesen wurde.

Unterdessen quoll aus der englischen Presse eine Fluth von Schmähungen gegen den König Ludwig Philipp, worin er als ein heimtückischer Verräther geschildert wurde, der Treu und Glauben mit Füßen getreten, das in seine Redlichkeit gesetzte Vertrauen gemißbraucht habe um seine Verbündete zu hintergehen, die Königin Mutter Christine verleitet habe, mit Hülfe des französischen Botschafters in Madrid der armen, verlassenen Isabella moralischen Zwang anzuthun um ihr die Einwilligung zu entreißen, und dies Alles nur durch die schmählichsten Bestechungen und Ränke erreicht habe, wofür man den Fluch der Mit- und Nachwelt auf ihn herabrief und Drohungen beifügte, die beinahe einen Spanischen Erbfolgekrieg in Aussicht stellten. Da selbst die besseren englischen Zeitungen in diesen Ton mit einstimmten, da auch der Englische Hof in Aeußerungen an Mitglieder des diplomatischen Corps sich äußerst gereizt zeigte über den König der Franzosen, und dabei in hohen Kreisen die absonderlichsten Erzählungen herumliefen von der Art wie in jener famosen Nacht in Madrid der Königin Isabella die Einwlligung abgenöthigt worden, so

stutzte Europa und sah mit gespannter Erwartung den Enthüllungen 1846.
entgegen, die ja um so weniger ausbleiben konnten, da Lord Palmerston, der wieder Minister des Aeußern war, den Schmähchor anführte und man ihm wohl zutrauen konnte, daß er in seinen Noten energisch auftreten und mit Belegen eines so beispiellosen Verraths nicht zurückhaltend seyn werde; und alle Welt versicherte, daß er deren in Hülle und Fülle und noch dazu die volle Berechtigung hatte, keine Schonung walten zu lassen.

Die Französische Presse, mit Ausnahme der dynastischen natürlich, wiederholte nicht nur die Anklage der Englischen, sondern stimmte mehr oder weniger mit ein und zeigte dabei eine auffallende Selbstverleugnung des sonst so reizbaren Nationalgefühls, ja die Reforme ermunterte geradezu die Engländer, in Spanien einzugreifen. Man kann nicht zählen wie oft die Französische Oppositionspresse der Regierung Ludwig Philipps vorgeworfen hatte, sich vor England zu erniedrigen; die Gegner der sogenannten Pritchardisten hatten alle Ausdrücke erschöpft, um die Schmach zu bezeichnen, in welche Guizot durch seine feige Nachgiebigkeit gegen England Frankreich gestürzt haben sollte. Nie wurde in der Kammer oder in leitenden Artikeln der Partei-Organe die Politik gemustert, und das geschah bei Besprechung der Fischereien oder des Viehzolls so gut wie der Staatsverträge, ohne daß bei dem Artikel Spanien Klage erhoben wurde, daß der Französische Einfluß dort vernachläßigt werde, dem Englischen weichen müsse. Es war ein stehender Klagepunkt in jeder legitimistischen Rundschau, daß die Julireglerung sich nicht erheben könne zu der Idee, die Politik Ludwigs XIV. in Spanien zu erneuen, daß sie weder Geschick, noch Autorität noch Diplomaten besitze, um sie durchzuführen. Nun war das Alles, was man so jammernd vermißt hatte, geschehen: der Englische Einfluß in Madrid hatte dem Französischen weichen müssen, der Grund war gelegt um, wie man sich ausgedrückt hatte, die Politik Ludwig XIV. in Spanien erneuern zu können, die erneute Allianz mit dem regierenden Zweige der Spanischen Bourbons eröffnete sogar die keineswegs

1846. unwahrscheinliche Aussicht, daß der Sohn eines Französischen Prinzen den Spanischen Thron besteigen könne, und diese, mehr als alles Andere, hatte die ungemeine Entrüstung in England verursacht, was ja gerade ihre Bedeutung bewies. Aber die Französische Presse klagte noch immer, ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Haß bis zur Dummheit anschwoll. Die Legitimisten wollten die Politik, die sie empfohlen, ihrem Prätendenten vorbehalten wissen, von der Orleanischen Dynastie in die Hand genommen, könne sie nur Verderben bringen, weil ihr die Begnadigung der Legitimität abgehe. Die Radikalen wollten eine radikale Revolution mit Hülfe der Spanischen Radikalen und der Esparteristen, und daher hatten sie gewünscht, daß der Esparteristisch gesinnte Don Erique, zweiter Sohn des ganz gesinnungslosen Don Franzisco da Paula, die Königin von Spanien heirathete.

Mit unverholener Schadenfreude verkündigte die Französische Oppositionspresse, daß Lord Normanby, der Englische Botschafter in Paris, Herrn Guizot eine Note in sehr energischen Ausdrücken übergeben habe, und daß darin gegen die Spanischen Heirathen remontrance et protestation eingelegt sey. Daß es nur eine Verbalnote sey, womit man in der Regel einen politischen Hauptschlag nicht führt, schien zwar auffallend, aber sie konnte ein Avertissement seyn, womit man eine feierlich protestirende Erklärung vor ganz Europa einleitete, denn Geringeres erwartete man nicht, und die Englische Presse, die bei ernster Veranlassung gewöhnlich nicht großsprecherisch verfährt, hatte einigermaßen zu dieser Annahme berechtigt. Jedoch nichts der Art erfolgte, und ich will hier beifügen, daß auch die Februar-Revolution keine beglaubigte Enthüllung gebracht hat, durch welche irgend eine von den schändlichen Behauptungen über die Spanischen Heirathen erwiesen worden wäre. Durch den Notenwechsel zeigte sich allmälig, daß diese Angelegenheit kein Gespenst mit oder ohne Racheschwert verbarg, sondern sich so einfach und natürlich zugetragen hatte wie hundert andere dynastische Heirathen, in welchem persönliche Rücksichten dem politischen Interesse weichen mußten.

Die Legitimisten hätten gerne dem Grafen Montemolin, dem Sohne Don Carlos, die Hand Isabellens zugewendet, aber dieser Plan mußte sogleich aufgegeben werden, weil der Graf nicht nur der Gemahl der Königin, sondern selbst regierender König werden wollte, und wenn das seinem persönlichen Charakter Ehre macht, so konnte doch England so wenig als Frankreich einen Punkt einräumen, welcher alle mit der weiblichen Linie in Spanien geschlossenen Verträge aufhob. Sobald daher eine andere Verbindung zwischen England und Frankreich zur Sprache gekommen war, hatte Ludwig Philipp erklärt, daß er für seinen Sohn keinen Anspruch mache auf die Hand Isabellens, dagegen aber erwarte, daß die Krone Spaniens in dem Hause Bourbon bleibe. Wenn nun auch, wie behauptet wird, von Englischer Seite die Erwartung ausgesprochen wurde, daß auch eine Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Donna Luisa nicht eher statt finde, als bis Nachkommen aus einer Ehe der Königin Isabel vorhanden seyen, und zwar ohne daß Französischerseits dagegen Einspruch geschah, so ist jedenfalls klar, daß auch die ausdrückliche Annahme dieser Bedingung die andere in sich schloß, daß nämlich England keinen andern Candidaten begünstigen wolle, als einen Prinzen aus dem Hause Bourbon. England stellte allerdings als von ihm begünstigten Candidat Don Enrique auf, da man aber in Paris sehr genau unterrichtet war von dem was in Madrid vorging, so erfuhr man bald, daß der Englische Gesandte in Madrid, Henry Bulwer, für einen Koburg arbeitete. In wie fern er dazu instruirt, oder nur persönlich geglaubt hatte, daß Englands Interesse auf solche Weise besser wahrgenommen werde, was unbedenklich der Fall war, mag dahingestellt bleiben. Auf Andeutungen des Französischen Botschafters in London, daß ein solches Verfahren der getroffenen Verabredung zuwider laufe, bekam man von dem damaligen Englischen Minister des Aeußern, Lord Aberdeen, die loyalsten Zusicherungen, und hatte dabei wenigstens die Beruhigung, daß er ein Mann von dem zuverlässigsten Charakter ist. Es trat indessen in England ein Ministerwechsel

1846.

1846. ein und Lord Palmerston bekam das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Man preist den Lord als ein Muster der Anmuth wie der Ungezogenheit Englischer Aristokratie, je nach Bedürfniß; entschieden dargethan ist jedenfalls sein rücksichtloses Verfahren in machiavellister Leitung der Englischen Interesse-Politik. Er zeigte scheinbar große Gleichgültigkeit, äußerte, daß keiner Macht das Recht zustehen könne, in einer wesentlich Spanischen Frage die Freiheit des Spanischen Hofes zu beschränken, und bezeichnete den Infanten Don Enrique und seinen Bruder, den Herzog von Cadix als England willkommene Candidaten. Später machte er eindringliche Schritte in Paris, um das Französische Cabinet zu bewegen, bei der Königin Isabella ausschließlich Don Enrique zu unterstützen. Aber weder dieser noch sein Bruder war der wirkliche Candidat Lord Palmerstons, sondern Bulwer betrieb in Madrid die Wahl des Herzogs von Koburg mit allen ränkevollen Mitteln des heimlichen Einflusses und der Ueberredung, und dießmal gewiß mit Vorwissen und Billigung seines Chefs. Das fragliche Cabinet ließ in London und Madrid anzeigen, daß es, wenn eine solche Combination Festigkeit gewinne, sich an keine frühere Verbindlichkeit gebunden glaube und seinerseits die ihm erreichbaren Vortheile anstreben werde. Es geschah also keinesweges aus einem Hinterhalte und mit Verletzung geleisteter Zusage, wenn Ludwig Philipp von nun an seinen ganzen Einfluß auf Marie Christine anwendete, um der von ihm vorgeschlagenen Combination Eingang zu verschaffen, die ohnedies in wesentlichen Punkten dem Spanischen Hofe zusagen mußte. Don Enrique war Esparterist, also notorisch in Verbindung mit einer Partei, welche der Königin viel Unangenehmes bereitet hatte, und der Infant selbst hatte Gesinnungen an den Tag gelegt, welche den bestimmten Schluß erlaubten, daß er als Gemahl der Königin in Wahl der Mittel, um seinen Ideen Eingang zu verschaffen, nicht schüchtern verfahren werde. Dagegen hatte Don Francisco de Assis der Königin immer viel Ehrfurcht bezeigt und es war in dieser Hin-

sicht kein moralischer Zwang nothwendig, um sie zu bewegen, 1846. ihm den Vorzug zu geben.

Wenn man die Sache von einem persönlichen und sittlichen Standpunkte aus betrachtet, so konnte allerdings die Wahl des Prinzen von Koburg den Vorzug verdienen, in so fern er persönlich geeigneter schien, die Liebe der Königin zu erwerben, das Glück eines Familienlebens zu schaffen, welches auf die sittliche Entwickelung einer so jungen Fürstin und damit auf das Wohlergehen des Landes einen kräftigenden und erhebenden Einfluß üben mußte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, mußte denn dieselbe Vorsorge nach der anderen Seite hin walten und dargethan werden, daß diese Verbindung für das Glück des Prinzen eine in allen Beziehungen ersprießliche gewesen wäre. Beides zugegeben, so kann jedenfalls der daraus abgeleitete Vorwurf gegen Ludwig Philipp, daß er das Glück einer jungen Fürstin dem politischen Interesse Frankreichs und dem Ehrgeize seiner Dynastie geopfert habe, ihn nicht härter treffen als jeden Anderen, der in ähnlicher Lage das rein Persönliche dem Staatsinteresse unterordnet. Das wohlverstandene Staatsinteresse ist übrigens keinesweges eine abstracte Idee, sondern ganz persönlicher Natur in seinen Wirkungen, da es dem Interesse aller Staatsangehörigen entspricht, und für regierende Fürsten ist es ohne Zweifel Pflicht, ihm ihre persönlichen Neigungen hintanzustellen. Aber war es nicht grausam, wenn Ludwig Philipp der Spanischen Königin ein solches Opfer zum Vortheil Frankreichs zumuthete? Das wäre es gewesen, wenn vorher eine Neigung bestanden, wenn ein Seelenbund hätte zerrissen werden müssen, aber das Herz der Königin war frei. Man hat gesagt, daß Isabella eine persönliche Abneigung empfand gegen den Gemahl, welchen die Französische Politik ihr vorschlug und daß es Mühe kostete, diese zu überwinden. Was daran war, und wie weit man in dieser Beziehung mit gutem Gewissen gehen durfte, mußte zunächst dem Ermessen der Königin Mutter, Marie Christinen, anheimfallen. Nie ist der Vorwurf gegen Marie Christine erhoben worden, daß sie

1846. ihre Tochter mit Strenge behandelt oder Zwang gegen sie geübt habe, es ist vielmehr allgemein anerkannt, daß sie eine zärtliche Mutter war, die mit großer Aufopferung sich der Pflichten einer mühseligen und gefahrvollen Regentschaft unterzog. Mir scheint, daß Ludwig Philipp wohl verantworten konnte, einen Vorschlag zu machen, dem die eigene Mutter der Königin beipflichtete. Die Verhältnisse Marie Christinens als Gemahlin des Herzogs von Rianzares sind privatrechtlicher Natur und waren daher so festgestellt, daß jede Verbindung der regierenden Königin keinen ändernden Einfluß darauf üben konnte. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß die Erhebung des Don Francisco zum Gemahl der Königin einen fortdauernden Einfluß Marie Christinens auf die Regierung Spaniens wahrscheinlicher machte als jede andere Combination, und diese Erwartung mag sie geneigter gemacht haben, den Französischen Vorschlag zu unterstützen. Daß Ludwig Philipp diesen Umstand benutzte, wird man doch im Ernst ihm nicht zum Vorwurf machen wollen, denn da sein Plan ganz im Interesse Frankreichs war, so mußte ihm auch erlaubt seyn, die Unterstützung dafür zu suchen, ohne welche er nicht verwirklicht werden konnte. Wenn man solche Verwendung Intrigue nennen will, so wurde allerdings intriguirt, und zwar von beiden Seiten, denn Bulwer buhlte mit so großem Eifer, als nur Bresson es thun konnte, um weibliche Gunst im Schlosse zu Madrid. Hätte Ludwig Philipp irgend etwas versäumt von dem, was er in dieser Sache that, hätte er, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß er Familienvortheile suche, Frankreichs Interesse geopfert, hätte er passiv den Engländern das Feld überlassen, wie hätte man solch romantisches Zartgefühl verhöhnt, welche Flut von einstimmigen Klagen über die unverantwortlichste Vernachlässigung hätte sich über das Ministerium ergossen, wie wäre Frankreich ausgelacht worden von Lord Palmerston, der ohnedies nie an politische Romantik glaubte, und zum Ueberfluß nachher als Patron des würdigen Don Pacifico in Athen uns den Maßstab seines Zartgefühls in politischen Verhandlungen gab.

Mehrere auf einander folgende Noten Lord Palmerstons nach 1846. vollzogener Thatsache der Spanischen Heirathen beschuldigten die Französische Regierung, auf den Spanischen Hof einen moralischen Zwang geübt zu haben, legten Protest ein gegen die Ehe des Herzogs von Montpensier und die eventuelle Erhebung eines Nachkommens daraus auf den Thron von Spanien, behaupteten, daß diese Ehe selbst den Stipulationen des Vertrags von Utrecht widerstreite. Guizots Antwort bezeugte Erstaunen, die Beschuldigung der Anwendung von moralischem Zwang zu vernehmen von Lord Palmerston, der kurz zuvor dem Französischen Cabinet zugemuthet habe, seinen ganzen Einfluß in Madrid aufzubieten zu Gunsten des Don Enrique, dessen notorische Verbindung mit den heftigsten Widersachern der Spanischen Regierung der Königin Isabella gerechte Abneigung gegen ihn eingeflößt hatte. Der Französische Minister bemerkte, daß es unzulässig sey, gegen eine Thatsache zu protestiren, weil sie Einem mißliebig wäre, eine Protestation müsse sich gründen auf ein früheres Recht, und ein solches, um gegen die Ehe des Herzogs von Montpensier zu protestiren, gebe der Utrechter Vertrag nicht, dessen Hauptabsicht gewesen sey, die Vereinigung der beiden Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte zu verhindern. Nie sey der Utrechter Vertrag betrachtet worden als ein Hinderniß für Eheverbindungen zwischen den Zweigen des Bourbonischen Hauses in Frankreich und Spanien, denn 1721 heirathete Ludwig I. von Spanien, ein Sohn Philipp V., Louise Elisabeth von Frankreich, und der Dauphin, ein Sohn Ludwig XV., heirathete die Tochter Philipp V.

Der Notenkrieg ging noch lange fort, Lord Palmerston grollte fortwährend, wollte namentlich im auswärtigen Amte in London keine Spur vorgefunden haben, daß die französische Regierung hätte anzeigen lassen, daß sie sich an keine Verpflichtungen gebunden glaube, wenn die Englische Regierung ihre bezeichnete geheime Politik in Madrid fortsetze. Es wurde indessen dargethan, daß diese Anzeige wirklich gemacht worden war, jedoch in einer Verbal-

1846. note, welcher Mittheilungsweise man sich von beiden Seiten in dieser Angelegenheit häufig bedient hatte, und während der Amtsführung Lords Aberdeen; die französische Regierung mußte voraussetzen, daß er seinem Nachfolger alle dienliche Mittheilungen gemacht habe. In den ersten Monaten des nächsten Jahres ging Palmerston noch weiter, denn er versuchte, die Continentalmächte zu veranlassen, sich einem Proteste Englands beizugesellen, nach welchem in Rückblick auf den Geist und die Absicht des Utrechter Vertrags die präsumtiven Nachkommen des Herzogs von Montpensier von der Erbfolge des Spanischen Throns auszuschließen seyen. Dieser Versuch mißlang indessen gänzlich und mußte mißlingen. Die Continentalmächte erkannten, daß der Utrechter Vertrag keine Berechtigung ertheile zu einer solchen Ausschließung, die überdieß der Zukunft so auffallend vorgreife, daß sie in die kleinliche Zumuthung zusammen schrumpfe, dem gegenwärtigen Hader des Englischen Ministeriums mit dem Französischen Cabinet Vorschub zu geben. Abgesehen davon, daß die fremden Mächte es unter ihrer Würde erachten mußten, für einen solchen Zweck einzutreten, so mußte auch ihr Interesse davon abrathen, denn dieses war vielmehr dadurch gefördert, daß der Rival Englands im Mittelländischen Meere durch die Spanische Allianz gekräftigt worden war. In den ersten Monaten des folgenden Jahres kam die ganze Angelegenheit in den landständischen Verhandlungen diesseits und jenseits des Canals zur Sprache. Der bekannte grüne Sack des auswärtigen Amtes, das heißt, die vollständige Mittheilung aller Urkunden brachte Nichts zum Vorschein, wodurch nachgewiesen wurde, daß man das Französische Cabinet eines Treubruchs zeihen konnte, es hatte gewarnt, und als Lord Palmerston dessen ungeachtet für Begründung des Englischen Einflusses in Madrid fortarbeitete, so arbeitete Frankreich dagegen und mit mehr Erfolg, weil sein Vorschlag den einflußreichen Personen in Madrid mehr zusagte. Da das Englische Interesse unterlag, so gab sich der Aerger darüber kund in den Englischen Verhandlungen, jedoch nicht mehr als bei vielen anderen Gele-

genheiten. In der Französischen Kammer, wo die Sache später 1846. besprochen wurde, war man dadurch zur Einsicht gekommen, daß das Geschehene durchaus dem National-Interesse entsprochen habe, die ganze Verhandlung ging in einer Sitzung zu Ende, nachdem Guizot in einer gründlichen Rede den Verlauf klar dargestellt hatte. Ludwig Philipp hatte ganz einfacherweise das Staatsinteresse Frankreichs und das seiner Dynastie wahrgenommen und sich dabei keiner anderen Mittel bedient als solcher, welche sein Gegner auch anwendete. Seitdem hat Lord Palmerston in seinem Verfahren gegen Griechenland Alles überboten, was die Geschichte je an schamloser Nichtachtung des gewöhnlichsten Schicklichkeitgefühls aufzuweisen hat, und wer sich überzeugen will, in welchem Geiste demokratische Regierungen, welche die Macht dazu besitzen, ihren Vortheil anstreben, der studire die Geschichte des Eroberungskrieges der Nordamerikanischen Staaten gegen Mexico und des Ueberfalles in Cuba. Die Geschichte wird in der Spanischen Doppelheirath nur einen schon oft da gewesenen Auftritt erblicken, in dem zwei Gegner kämpften mit gleichen Waffen und von beiden Seiten die gewöhnlichen Rücksichten dem Staatsinteresse untergeordnet wurden.

In Folge der Vermählung wurden von beiden Seiten manchen Personen Gnadenbezeugungen ertheilt. So wurde der Sohn des Grafen Bresson, des Französischen Botschafters in Madrid, zum Grand von Spanien und Herzog von Santa Isabel ernannt. Die Königin von Spanien belehnte auch Herrn Guizot mit der Würde eines erblichen Grand und eines Herzogs von San Antonio, die er indessen ablehnte. Seitdem ist Guizot gestürzt worden, aber er ist geblieben was er war, ein Mann, den seine politischen Gegner verketzern, dessen Charakter und Tüchtigkeit Alle achten müssen.

Man hat den Reichthum der Infantin Luisa Fernande sehr übertrieben. Die Mitgift, welche sie ihrem Gemahl zubrachte, belief sich auf etwas über acht Millionen Franken. Sie machte in Paris durch ihre liebenswürdige Unbefangenheit einen sehr gün-

1847. Furcht vor der Revolution aufgegeben hatte, sich in Sicherheit wiegte, dabei aber, um den Verdacht des Spießbürgerthums von sich abzuwenden, mit der Revolution kokettirte, ohne jedoch etwas Anderes zu bezwecken, als die Machthaber zu ärgern, höchstens das lange Ministerium abzukürzen. Der Bürger lachte über die geheimen Gesellschaften, die ja nur eine Erfindung der Polizei seyen, von der er sich nicht mehr einschüchtern lasse; das hatten die Führer der geheimen Gesellschaften in der Presse, die Vertheidiger der politisch Angeklagten vor den Gerichtshöfen oft genug wiederholt, und der durch die immer siegreiche Macht der Regierung sorglos und zugleich neidisch gewordene Bürger hatte richtig an den Köder gebissen. Es kam nun darauf an, ein Mittel zu finden, um den Bürger auf der Oppositionsbahn weiter voranzuschieben, um zu sehen, wie weit er mitgehen wolle, und, wohl zu merken, dies Mittel mußte unverfänglich scheinen, dem Wohlbehagen des Bürgers wie seiner Eitelkeit zusagen, beiden einen Genuß bereiten, der ihn unvermerkt an abschüssige Punkte hinbrachte, wo jeder Schritt vorwärts in den Abgrund führt. Was scheint unverfänglicher als ein Zweckessen, wo der Wein mit der Redegier im Bunde einen Schwindel erzeugt in dem — der Nüchterne namentlich — viel wagen, und mit dem er das zu Gewagte nachher entschuldigen kann, wenn allenfalls ein kühner Griff Bedenken erregen sollte. Zudem hat uns ja Alt-England gezeigt, daß man dabei recht gut gedeihen kann; seit beinahe zwei hundert Jahren zieht sich die Englische Politik durch eine unabsehbare Reihe von zahllosen Zweckessen, welche nie den Staat, der immer nüchtern blieb, sondern nur diejenigen umwarfen, welche zu tief in die Flasche guckten. In Paris muß Alles, was auftauchen und sich bemerkbar machen will, mit einem Prunkworte bezeichnet werden, Zweckessen ist zu gemein bürgerlich, Bankett königlicher Abkunft, und da die Reform, mit der es durchaus Niemand Ernst war, sich wie von selbst als ein unverdächtiger Aushängeschild darbot, so war das Reformbankett ausnehmend geeignet, um sogleich populär zu werden. Die Sache wurde sehr

klug geleitet und so vorsichtig, daß die radicalen Revolutions- 1847.
männer nicht vorantrieben, sondern zurückhielten, dadurch gemäßigte Oppositionsmänner und Beamte heranlockten, die populär werden wollten, um bei Beförderungsgesuchen dem Ministerium imponiren zu können, und diese brachte man dann ins Feuer, um die Zaghaften zu entflammen und den Abfall vom Ministerium um so greller heraus zu heben. Dabei wurden diese wohlgeführten Bestrebungen vom Zufall mit wahrhaft fatalistischer Dienstfertigkeit begünstigt; in dem Zeitraume von einigen Monaten kam alle Unbill vergangener Jahre zu Tage, Verbrechen, die mit Schauder erfüllten, erschienen wie Banko's Geist am Bankett des Schottenkönigs; als wäre die Natur mit in den verrätherischen Bund getreten, brach Mißwachs hervor, wiegelte durch unnöthige aber emsig genährte Furcht vor Hungersnoth die Bevölkerung auf dem Lande und in den kleinen Städten auf, um dem durch diese Furcht zu hoch angeschlagenen Mangel an Lebensmittel durch schnelle Zufuhren zu begegnen, wurde dem Landesverkehr so viel baares Geld entzogen, daß die Bank von Frankreich nur durch eine große Geldanlage des Kaisers von Rußland in französischen Staatspapieren der peinlichsten Verlegenheit entrissen wurde. So finden wir am Schlusse dieses Jahres das Reformbankett in voller Blüthe, eine Pandorabüchse, die ihren noch nicht geahnten unheilschwangeren Inhalt in dem noch unheilvolleren Jahre von Achtundvierzig über Frankreich und über die ganze Europäische Welt ergießen sollte.

Die Reform kam im März wieder nur als Parteifrage zur Verhandlung in der Kammer, denn etwas Anderes war der Incompatibilitätsvorschlag, oder die Unverträglichkeit gewisser Stellungen im Staatsverband mit einem Sitze in der Kammer, eingebracht von Duvergier de Haurance, der parlamentarischen Bedeutung der augenblicklich wirksamen Parteikräfte nach allerdings nicht; da aber dabei auch der Vorschlag gemacht wurde, daß gewissen Ständen, bei deren Angehörigen geistige Fähigkeit und gereiftes Urtheil vorausgesetzt werden müssen, wie Graduirten den Fakul-

1847. säten, Akademischen Künstlern, Geprüften der polytechnischen Anstalten und ähnlichen Kathegorien, ohne Rücksicht auf den Census Antheil an den Wahlen gestattet werden solle, so kam der Grundsatz des Wahlsystems allerdings zur Sprache.

Guizot entwickelte in einer bemerkenswerthen Rede die Ansicht der Regierung. Er konnte keinen ernsten Grund auffinden für den eingebrachten Antrag und gestand, ohne Zweifel mit etwas vermessener Aufrichtigkeit, daß er ihn nur betrachten könne als eine Parteimaschine oder ein Phantasiestück. Nach seiner Ansicht komme es bei jeder Wahlgesetzgebung vornehmlich darauf an, umsichtig, klar und mit richtiger Würdigung der wahren Sachlage folgende Fragen zu beantworten: wer sind die Wähler, welches Vertrauen können sie, ihrer persönlichen Fähigkeit wie ihrer Stellung im Staatsverbande zufolge, in Anspruch nehmen, und, wie geschehen die Wahlen? Von 1789 bis 1817 sey Frankreich beständig damit beschäftigt gewesen, das Princip des allgemeinen Stimmrechts zu verwirklichen oder es zu umgehen, denn das Princip des allgemeinen Stimmrechts sey an sich so ungereimt, daß Niemand es seinem ganzen Umfange nach zu behaupten oder seine ganze unbedingte Ausführbarkeit zu empfehlen wage — das könnten nur Solche, die es als einen Schirm verschieben hinter dem andere Absichten sich versteckten — nie werde der Tag kommen, wo alle Menschen, wer sie auch seyn möchten, zur Ausübung politischer Rechte berufen werden könnten, ohne jede Garantie des Bestandes Preis zu geben. Zum ersten Male habe man 1817 den Muth gehabt, bei der Wahlgesetzgebung das Princip des allgemeinen Stimmrechts offen zu verläugnen, man setzte das Wahlrecht nicht in die Zahl, sondern in die Fähigkeit, und damit wurde die politische Gewalt dem Bereiche der Menge entrückt und nach den höheren und festen Regionen verlegt, wo das wahre Verständniß der großen Interessen der gesellschaftlichen Ordnung wohne, und die beiden Grundsätze des französischen Wahlsystems blieben von nun an: politische Fähigkeit und naturgemäße Wählergruppen nach den Wahlverwandschaften der In-

tereffen, so daß Menschen, die zusammenleben, sich kennen, ge- 1847
meinsame Interessen haben, sich bei Wahlen zusammenthun. In Betreff der Eigenschaften, welche vorausgesetzt werden müssen bei den Menschen, denen anvertraut werden könne, den Großrath eines Volks zu wählen, müsse man wohl unterscheiden zwischen der politischen und der rein intellectuellen Fähigkeit. Politische Fähigkeit kann vorhanden seyn in einem natürlichen, gesunden Urtheile ohne formelle Ausbildung der Intelligenz, geleitet von den Erfahrungen, welche die Handhabung und Erhaltung eines vorhandenen Besitzstandes gewähren. Die Intelligenz an sich gewährleistet noch nicht die politische Fähigkeit; wie sie zu falschen Schlüssen führen kann, so setzt sie nicht nothwendig den Willen voraus, die richtige Einsicht auch richtig verwenden zu wollen; man kann ein sehr intelligenter Mann und dabei ein höchst gefährlicher Bürger seyn, sogar ohne einen bösen Willen vorauszusetzen, wenn man eine der thatsächlichen Erfahrung widerstrebende Theorie hartnäckig verwirklichen will. Guizot meinte, die Intelligenz müsse belehrt, geleitet, gezügelt, Prüfungen unterworfen werden, Bürgschaften ihrer Rechtschaffenheit stellen, ihrer treuen Anhänglichkeit an die großen Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung. Wenn man sagt, daß Mangel an Besitz würdige Intelligenzen ausschließe, so komme das ohne Zweifel vor, sey aber doch bei weitem nicht so verderblich für das Gemeinwesen, als eine Invasion unzuverlässiger, ehrgeiziger, und dadurch gefährlicher Intelligenzen, deren Einfluß nicht aufgewogen werden kann durch den Erwerb einzelner Ausnahmen, denn man dürfe nicht vergessen, daß Geistesstolz und übertriebenes Vertrauen auf menschliche Einsicht eine Krankheit der Zeit sey. Auf die Klagen über Wahlcorruptionen ging Guizot nur ein mit der Bemerkung, daß die Kammer-Commission zur Prüfung der Wahlen befugt sey, eine etwa statt gefundene Corruption zu beanstanden. Er meinte übrigens, daß man das besser mit dem Ausdrucke „Mißbrauch der Einflüsse“ bezeichne, denn was der Gegner Mißbrauch nennt, kommt von seiner Seite und für seine Zwecke auch vor und heißt

1847. dann glühender Eifer für die gute Sache; diese Fälle, wo Jeder die Vortheile anbiete, über die er verfügen kann, entstehen ganz natürlich aus dem Ringen der Parteien und finden überall statt auch in England und Nord-Amerika, und werden mehr oder weniger immer statt finden.

Meiner Ansicht nach hatte Guizot vollkommen Recht, namentlich in Beziehung auf den Zustand der Intelligenz in Frankreich; die Gefahr lag nicht blos darin, daß sie sich der Demokratie zugewendet, die nur unter Voraussetzung einer streng sittlichen Zucht zulässig seyn kann, sondern sie lag in der absurden Confusion, mit der die hohlsten Theorien wetteiferten, um jede gesellschaftliche Ordnung zu untergraben. Bei Alle dem kam es nur darauf an, ob es nicht noch gefährlicher war, alle und jede Modification zurückzuweisen mit einer Strafpredigt, die freilich nur gegen die verkehrte Intelligenz gerichtet, durch ihre parlamentarische Wirkung aber der ganzen besitzlosen Intelligenz jeden Antheil an den Wahlen versagte. Eine falsche Aufklärung hat in Frankreich große Verheerung unter den Gemüthern angerichtet, und darum ist man geneigt, jedes Zugeständniß zu mißbrauchen; eine vorsichtige Zulassung, wenn auch von gemischten Kräften, hätte vielleicht gestattet, den Mißbrauch zu beschränken bei dem Uebergewicht von conservativen Ansichten in der Kammer. Eine strenge Ausscheidung der geläuterten Kräfte von den noch mit Schlacken gemischten kann eine konstitutionelle Regierung auf die Dauer nicht durchführen, ohne die Gefahr hervorzurufen, daß die Massen einer Coalition der Zurückgewiesenen anheimfallen, die, um sie an sich zu ziehen, noch volksthümlicher werden als das Volk, dessen unreinen Begierden sie schmeicheln. Berryer machte auf die Gefahr aufmerksam, daß durch eine fortdauernde Beschränkung des Wahlrechts der Bürgerstand immer mehr vom Volke getrennt und seinem Hasse blosgestellt werde; und in der That, um diesen Haß systematisch anzufachen, hatte sich schon eine Literatur von Schriften und Zeitungen gebildet mit Louis Blanc an der Spitze, der seine Feder der Verfolgung der Bourgeoisie förmlich gewidmet hatte. Berryer

bemerkte, daß der Bürgerstand zwar herrsche, aber immer mehr 1847.
gedrängt werde von den unteren Ständen, die ihrerseits aufsteigen und zur Intelligenz gelangen, und daß er vor der Nähe dieser Gefahr warne.

In der Kammer siegte die Regierung, aber die doctrinaire Schroffheit, womit die Intelligenz abgefertigt und zur Ruhe verwiesen worden war, entrüstete die Presse, die nicht ermüdete, durch die bittersten Ausfälle sich zu rächen und namentlich Herrn Guizot den Vorwurf des geistigen Hochmuths zurückgab, denn man konnte ihm nicht verzeihen, daß er, in der Literatur gleichsam geboren und zuerst durch sie emporgetragen, nie einen Gegner in der Presse einer directen Antwort würdigte, sondern nur gelegentlich gegen eine Richtung auftrat und dann mit der doctrinairen Ruhe und Entschiedenheit, die, stets in den Formen des Anstandes, aber gleichsam über den ungenannten Gegner hinweg und auf seine Kosten einen Dritten belehrt; ein Verfahren, welches die Franzosen weit mehr empört als die vornehme Herablassung des Geburtstolzes. Eine solche Stellung ist immer gefährlich, weil sie isolirt, keine Versöhnung anbietet, nur Anerkennung des Grundsatzes verlangt und selbst diejenigen, welche sie durch die Macht der Wahrheit überzeugt, nicht anzieht. Bald aber zeigte sich, daß die gefährlichsten Feinde Guizots auf seiner Seite standen, diejenigen nämlich, welche er, selbst über jeden Verdacht eines sträflichen Eigennutzes erhoben, gegen die Anklagen der Bestechlichkeit und der Veruntreuung nicht vertheidigen konnte. Diese Fälle waren zwar keinesweges so zahlreich, daß sie dadurch ein Uebergewicht bekommen konnten, weit ärgere sind in anderen Ländern vorgekommen, ohne mehr als einen vorübergehenden Eindruck hervorgebracht zu haben, aber sie fielen in eine unglückliche Epoche, wo eine ergrimmte Partei darnach lechzte jeden Umstand gehässig auszubeuten, und durch Zusammentreffen mit manchen widerlichen Verhältnissen bekamen sie den Anschein einer solidarischen Bedeutung, die sie an und für sich gar nicht hatten.

1847. Bereits hatten sich Unordnungen gezeigt in dem Proviantwesen einiger Marinestationen und auch bei Lieferungen an das Landheer. Einige Fälle kamen zur gerichtlichen Verhandlung, und da bei solchen Gelegenheiten die Controle nur immer hintergangen werden kann durch das Zusammengreifen Mehrerer, so verfielen immer Gruppen der Beamten der gesetzlichen Strafe, der auch keine verdächtige Gunst der Oberen sie zu entziehen versuchte. Man hatte indessen von jeher in Frankreich so viele Beispiele der Bestechung erlebt, unter der ersten Republik, während der Revolutionskriege und auch unter den folgenden Regierungen; es war gleichsam angenommen, und leider auch oft mit Recht, daß ein einträgliches Geschäft, namentlich mit öffentlichen Behörden, nicht zu Stande gebracht werden konnte ohne nahmhafte pots de vin, daß immer bei Abschluß solcher Verträge der Verdacht rege war, daß der Zuschlag erkauft wurde. Der Schwindel mit Actienvereinen, der, seit Law's berüchtigten Mississippi-Actien im vorigen Jahrhundert, in Frankreich nicht aufgehört hatte, brauchte immer die Beglaubigung eines von der Behörde ertheilten Privilegiums, um Leichtgläubige durch eine solche scheinbare Garantie heranlocken zu können, und da solche Concessionen oft ertheilt wurden für Unternehmungen, deren Unhaltbarkeit dem halbwegs Kundigen einleuchten mußte, so lag die Vermuthung sehr nahe, daß man nicht umsonst die Augen schloß und die Sicherheit einflößende Ermächtigung einer Behörde nur durch Bestechung erlangt war. Manche Unternehmungen, welche ihren Theilnehmern reellen Gewinn brachten, erreichten dieß nur durch eine unverantwortliche Begünstigung zum Nachtheil von Mitbewerbern, die nicht reich genug waren, um sich ein Privilegium zu erwerben. Unter solchen Umständen legt ein erwiesener Fall Zeugniß ab für die Richtigkeit der Vermuthung bei vielen anderen, besonders zu einer Zeit, wo maßlose Genußsucht im Bunde mit dem raffinirtesten Luxus ungeheuren Gelderwerb zu einer unentbehrlichen Bedingung macht für diejenigen, welche um sich empor zu bringen eine Stellung nehmen müssen in dem Verkehr der großen Welt und dadurch in

einen Labyrinth gerathen, aus dem der Ausgang schwer zu fin- 1847.
den ist.

Ein solcher Fall der skandalösesten Art kam in diesem Jahre zur Verhandlung. Ende Juni versetzte der Pairsgerichtshof in Anklagestand: den Pair und Generallieutenant Despans-Cubieres, den Advocaten Parmentier, den ehemaligen General-Einnehmer Pellapra, weil sie den Minister der öffentlichen Arbeiten im Jahre 1842 durch Anerbieten von Geschenken bestochen hatten, um die Concession einer Steinsalzmine zu Gouhenans im Departement der oberen Saone zu bekommen: den Pair und Präsidenten des Kassationshofes, Teste, damals Minister der öffentlichen Arbeiten, weil er diese Bestechung angenommen hatte. Außerdem wurde noch die Anklage der Prellerei verhängt über Cubière und Pellapra, weil sie Gelder, welche ihnen von der Gouhenans-Gesellschaft zur Bestechung anvertraut waren, sich angeeignet hatten. Cubières war früher unter dem Ministerium Thiers Kriegsminister gewesen, Teste führte das Portefeulle der öffentlichen Arbeiten in den ersten Jahren des Ministeriums Guizot. Es stellte sich bei den Verhandlungen heraus, daß jedenfalls die ersten Angeklagten die Absicht gehabt hatten, durch Bestechung die Concession zu erlangen, ihren Mandanten angekündigt hatten, daß die Bestechung angenommen sey, oder, wenn das nicht der Fall war, ihre Gesellschaftsgenossen hintergangen und das Geld für sich behalten hatten. Die Untersuchung wurde vom Präsidenten des Pairgerichtshofes, Herzog Pasquier, mit so unparteilicher Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit geführt, daß Teste eingestehen mußte, die Bestechung angenommen zu haben; die Anklage der Prellerei fiel demnach weg, dagegen war gegen alle Angeklagte das Verbrechen der Bestechung erwiesen. Die volle gesetzliche Strafe wurde ausgesprochen, Einsperrung (réclusion) auf sieben und fünf Jahre, womit aber immer nach dem französischen Gesetzbuche die Infamie verbunden ist. Keine Spur wurde entdeckt und auch nicht der leiseste Verdacht begründet, daß Andere als die Verurtheilten an dem Verbrechen Theil genommen, es begünstigt, oder auch nur davon gewußt hatten. Man kann viel ärgere

1847. Beispiele aus anderen Ländern erfahren. Um nur bei England stehen zu bleiben, so ist bekannt, daß der berühmte Baco als Kanzler überführt wurde und öffentlich vor dem Parlamente eingestand, bei Anstellungen und in Rechtssachen Bestechung angenommen zu haben. Ein vor Kurzem erschienenes Werk *) weist auf zuverlässige Weise nach, welche Bestechlichkeit zu verschiedenen Zeiten unter den Staatsmännern und Parlamentsmitgliedern Englands geherrscht hat. Sogar der König Wilhelm der Dritte erreichte viele von seinen Zwecken nur durch Bestechung; dafür freilich ist er der Vater der englischen Staatsschuld, und es ist noch die Frage, ob, wenn auch im zwanzigsten Gliede, nicht noch die Strafe seine Nachfolger erreicht. König Wilhelm brauchte viel Geld, und um die Bewilligung zu Staatsanleihen vom Hause der Gemeinen zu erwirken, bestach er dessen Mitglieder und einflußreiche politische Parteiführer in den höchsten Regionen der Gesellschaft und weiter herab in so kolossalen Verhältnissen, daß von einer Anleihe von fünf Millionen Pfund Sterling kaum anderthalb Millionen dem Schatze zu Gute kam, und Aehnliches wiederholte sich mehr als ein mal. Die Bestechung unter dem Ministerium Walpole ist sprüchwörtlich geworden. Um nach dem für England glücklichen Seekriege den Frieden von 1763 herbeizuführen, mußte man das in seiner Mehrheit kriegslustige Parlament bestechen. Der Sekretair von Lord Bute berichtet, daß man 120 Stimmen geradezu kaufte, nämlich 40 mit 1000 Pfund jede und 80 mit 500 Pfund, zusammen also 80,000 Pfund. Bei einer Prorogation des Parlaments stellte sich der Vertheiler der Bestechungen im court of request auf und drückte den heraustretenden Mitgliedern des Unterhauses das Geld in die Hand.

Solchen Fällen gegenüber, die notorisch bekannt, bei denen es sich nicht um Privatangelegenheiten handelte, sondern um Staatsereignisse von der größten Tragweite und die ihres wahrhaft endemischen Charakters ohnerachtet keine revolutionaire Bewegung erzeugten,

*) Chronicles and Characters of the Stock Exchange. By John Francis, author of the history of the Bank of England its times and traditions.

traten die in Frankreich angeführten als isolirte und sporadische 1847.
Symptome auf, ohne natürlich damit sie entschuldigen oder ihre Bedeutung läugnen zu wollen. Die Zeiten waren verschieden, in Frankreich bereitete man in den geheimen Vereinen eine neue Revolution vor, spürte jedem Zündstoffe nach, und, wie schon gesagt, die einzelnen Fälle mußten als Zeugnisse gelten für eine geheime verbrecherische Solidarität zwischen der Regierung und den höheren Ständen, worauf die Presse so abgefeimt treulos anspielte, daß sie immer die Vermuthung bestehen ließ, daß jeder nächste Tag die Beweise bringen könne, daß man nur noch aus Schonung damit zurückhalte. Von allen Nationen in Europa horcht die französische am gierigsten und mit blinder Leichtgläubigkeit auf die Vorspiegelungen dieser gefährlichsten Gattung von Verläumdung.

Der beispiellose Aufschwung des materiellen Verkehrs in allen seinen Zweigen, an dem auch durch die großmüthigste Unterstützung der Regierung Wissenschaften und Künste ihren vollen Antheil hatten, setzte ungeheure Capitalien in Bewegung; alle Unternehmungen wurden im großen Maßstabe aufgefaßt und durchgeführt, weil man großen Gewinn machen mußte, um die großen Ausgaben bestreiten zu können, welche das Danaidenfaß einer hoch gesteigerten Ueppigkeit des Modelebens verschlang. Dadurch wurde manche Stellung untergraben, Körperschaften, deren Angehörige schon als solche ein unbedingtes Vertrauen in Anspruch nehmen konnten, sahen ihren Ruf erschüttert, nicht nur weil Einzelne ihrer Mitglieder der Veruntreuung überführt wurden, sondern auch, weil solche Stellen Gegenstände der Spekulation und um Preise verkauft wurden, die nur durch eben so unverhältnißmäßigen Gewinn aufgebracht werden konnten. So stieg der Preis einer Stelle als Wechsel-Agent oder Notar in die Hunderttausende, über eine Million sogar, und wenn es gewiß war, daß diese Summen von der Clientel erworben werden mußte, so wurde es zweifelhaft, ob dabei die Gewissenhaftigkeit in Ehren bleiben konnte, welche ein Grundpfeiler des Vertrauens war. Der Proceß des Notars Lehon hatte einen Mißbrauch der abscheulichsten Art aufgedeckt und da der Bruder des Schuldigen,

1847. der von Geburt ein Belgier war, sogar eine glänzende Stellung in dem diplomatischen Corps hatte, so fehlte die Gelegenheit nicht, um die höhere Gesellschaft zu besudeln, und sie wurde eifrig benutzt.

Der Journalismus kam auch an die Reihe. Ein Duell zwischen zwei Journalisten, Beauvallon und Dujarrier, endete mit des Letzteren Tod, er wurde von seinem Gegner erschossen. Eine Untersuchung dieses Falles vor dem Gerichtshofe in Rouen gründete sich auf den Verdacht, daß der Sieger und sein Sekundant den Grundsatz der gleichen Unbekanntschaft der Duellirenden mit den Pistolen, welche ihnen auf dem Kampfplatze in die Hand gegeben wurden, verletzt hatten. Mangel an Beweis hatte eine Freisprechung zur Folge, aber der Prozeß gab einen Einblick in die verworfenste Liederlichkeit des Lebens dieser Leute, welche in der Presse als unerbittliche Schiedsrichter über den Staat und die Gesellschaft auftraten. Nächtliche Gelage mit Buhlerinnen, Hader beim Landsknechtsspiele um schamlosen Gewinn, Schlemmerei und Vergeudung jeder Art bildeten die Bestandtheile dieses Bildes in dem der beliebteste Romanschriftsteller des Tages erschien an der Seite einer spanischen Buhlerin, die späterhin, aber nicht in Frankreich, in ganz anderer Gesellschaft auftrat als der der liederlichen Literaten, und zuletzt kam noch Mord hinzu, denn eine Nachuntersuchung, welche dieß Jahr statt fand, stellte heraus, daß Beauvallon sich eingeübt hatte mit den Pistolen, welche ihm sein Sekundant, ein sogenannter Vicomte d'Ecquevilley, gebracht, und daß also Dujarrier mit Vorsatz getödtet worden war. Die Schuldigen wurden zwar nicht zum Tode, aber zur Infamie verurtheilt, welcher in der öffentlichen Meinung mehrere ihrer Spießgesellen mit ihnen verfielen.

Der allerentsetzlichste Fall von allen war die Ermordung der Herzogin von Praslin, Tochter des Grafen Sebastiani, einer tugendhaften Frau und Mutter von neun Kindern, durch ihren Gatten, den Herzog von Choiseul-Praslin, Pair von Frankreich und Ehrencavalier der Herzogin von Orleans. Der Mord war aus den nichtswürdigsten Motiven, auf die gräßlichste Weise vollbracht worden, und bezeichnete den Thäter als einen in jeder Beziehung ruch-

losen Verbrecher. Indessen er stand allein, grell abstechend von 1847. seiner in jeder Rücksicht ehrenwerthen Familie, ein Phänomen der Schlechtigkeit in achtungswerthen Verhältnissen, die in jeder Beziehung frei blieben von dem Verdachte auch der entferntesten moralischen Gemeinschaft mit seiner niedrigen Gesinnung. Nichts konnte zu der Annahme berechtigen, daß er der gerechten Strafe entgehen werde vor einem Gerichtshofe, der kurz vorher zwei Standesgenossen schonungslos zu infamirenden Strafen verurtheilt hatte. Aber er fand Gelegenheit, sich durch Selbstvergiftung der Strafe zu entziehen, es geschah, was man in solchen Fällen immer voraussagt, daß vornehme Verbrechen wo möglich verdeckt werden, wenn auch mit dem Leichentuch, und nach Allem, was kurz vorher geschehen war, und in der damaligen Stimmung konnte die Presse mit Erfolg dem Volke zurufen: ein Verbrecher aus niederer Herkunft wäre mit Argusaugen gehütet worden, aber da man nicht verhindern konnte, daß ein Herzog und Pair Mörder wurde, so mußte er der Schande einer Bestrafung als Vatermörder entzogen werden, die Euresgleichen vorbehalten bleibt. Es war eine Unregelmäßigkeit, daß der Verbrecher, nachdem er als solcher erkannt war, nicht ins Gefängniß abgeführt wurde, und wenn auch die Untersuchung am Orte des Verbrechens nachdrücklicher geführt werden konnte, so war jedenfalls die Aufsicht mangelhaft gewesen, denn sonst hätte die Vergiftung nicht stattfinden können. Daß die Pairskammer erkannte, von welchem Gewicht der Eindruck war, zeigte der ungewöhnliche Schritt, alle Aktenstücke zu veröffentlichen, während das Gesetz bestimmt, daß wenn ein Angeklagter durch den Tod seinen zeitlichen Richtern entzogen wird, der Criminalproceß augenblicklich zu schließen ist.

Aber es war nicht genug, die höhere Gesellschaft wurde der Mißachtung Preis gegeben durch zwei bald darauf folgende Ereignisse, die zwar ohne Vergleich mit dem Vorangehenden dennoch Belege gaben einer traurigen Sittenlosigkeit. Der Fürst von Eckmühl, ebenfalls Pair von Frankreich, Sohn des tapfern Marschalls Davoust, hatte sich schon früh als leichtsinniger Verschwender bemerkbar gemacht und mußte, einige Jahre vorher, um seinen Gläubigern zu entgehen,

1847. Frankreich verlassen. Er kam zurück mit einer Maitresse, mit der er fortlebte und ein häuslicher Zwist brachte ihn so weit, daß er den Versuch machte, sie zu tödten, und wenn auch die criminelle Absicht nicht juridisch hergestellt wurde, so war doch genug geschehen, um seine skandalöse Lebensweise bloszustellen. Graf Alfred von Montesquiou, aus einer guten alten Familie, die von jeher dem Hause Orleans sehr ergeben gewesen war, hatte schon früher große Summen im Spiel verloren, wurde damals zwar gerettet durch seinen reichen Schwiegervater, erschoß sich aber nun in Folge abermaliger Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse.

Am Schlusse des Jahres kam noch ein Fall vor, der zwar im Entferntesten nicht mit Sittenlosigkeit in Verbindung stand, denn er betraf einen höchst ehrenwerthen Mann von tadelloser Aufführung, dem man aber dennoch eine politische Deutung aufnöthigte. Graf Bresson, der als französischer Botschafter in Madrid die Vermählung des Herzogs von Monpensier unterhandelt hatte, war nach Neapel versetzt worden und entleibte sich dort in einem Anfalle von Hypochondrie, die erweislich aus physischen Beschwerden entstand, aber die Presse wußte das besser, und Millionen von Lesern wiederholten, der Graf habe die Reue nicht ertragen können, welche er über seine Theilnahme an der spanischen Heirath empfand.

Unterdessen waren die Feinde der bestehenden Ordnung, denen so trefflich in die Hände gearbeitet wurde, ihrerseits nicht müßig gewesen. In der schon angedeuteten Art war das Reformbankett entstanden, mit dem sie sich wohl getrauten, den Versuch anzustellen, die Opposition mittelst Aufzüge auf die Straße zu bringen, dennoch aber sich nach einer Begleitung umsahen, in der sie Vertrauen einflößen konnten und nicht sogleich mit einem Aufruhr losbrechen mußten; denn wenn das auch ihre Absicht war, so hing doch der endliche Erfolg davon ab, ohne gedrängt zu werden, den günstigen Augenblick abwarten zu können. Die scheinbare Unverfänglichkeit des Reformbankets führte ihnen auch willkommene Gäste zu aus der Nationalgarde, worauf sie besonderen

Werth legten, auch Beamte, und sie verschmähten Niemand, Nationalgardisten in Uniform waren aber besonders nützlich, weil sie als eine Art von Blitzableiter gegen die Linientruppen dienten, welche ungerne einschritten in Fällen, wo sie der Nationalgarde gegenüber standen. Ein verhältnißmäßig nur geringer Theil der Nationalgarde, hauptsächlich nur die Artillerie, war republikanisch gesinnt im Styl des National, in allen Legionen zerstreut waren Einzelne in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, im Ganzen war die Nationalgarde keineswegs republikanisch, auch nicht ernstlich revolutionär gestimmt, aber in den Legionen der Stadt, viel weniger in denen des Stadtbannes, wollte man das Ministerium stürzen, allerhöchstens einen Systemswechsel herausreißen, und da auch der wohlhabende Kleinbürger so sicher gemacht worden war, daß er glaubte, ohne alle Gefahr eines Umsturzes dazu helfen zu können, so bankettirte die Nationalgarde mit ohne alle Bedenklichkeit. 1847.

Herr von Lamartine war bekanntlich ins Lager der Radikalen übergegangen mit großem Geräusch und einer überaus blüthenreichen Rede. Den Winter über hatte er großen politischen Salon in Paris gehalten, man kann sagen um die Wette mit den Ministern bei allen Krisen, namentlich als die Verstimmung mit der englischen Botschaft eintrat, und da er glänzend empfing, ohne Rücksicht auf seinen Beutel und mit anmuthiger Rücksicht für seine Gäste, da man immer sicher seyn konnte, bei ihm Neues und Geistvolles zu vernehmen, so waren Einheimische und Fremde ihm zugeströmt. Im Sommer ging er auf seine Güter in Burgund, wo man die Gelegenheit benutzte, um in Macon ein Bankett zu seiner Ehre zu geben. Hier hielt er natürlich eine Rede, und sprach, ganz gewiß, ohne es zu vermuthen, den Prolog zur Februarrevolution, die schon im Gange war, ohne daß er etwas davon wußte, und in der er eine Stelle improvisiren sollte, von der er auch nichts wußte. Die Rede in Macon enthielt Alles, was Franzosen gerne hören, und Schlagwörter, die sie behalten, wenn sie auch sonst gerne vergessen. Ein solches Schlagwort war:

1847. la France s'attriste, ein Gegenstück zu dem anderswo vernommenen: la France s'ennuie, das indessen naiver und französischer war. Das Lamartin'sche Schlagwort bezeichnet den Charakter der ganzen Rede, welches alles Unheil herbeizog, das zur Hand war und darauf hinwies, daß nur das Volk Frankreich retten könne. Ganz gewiß, wenn es nämlich selbst frei ist von dem Uebel, dem es entgegentreten soll und damit beginnt, sich davon zu reinigen; wenn man aber dem Volke sagt, daß es ein Ausbund von Vortrefflichkeit sey, so glaubt es seinen Schmeichlern, und bleibt wie es ist. Lamartine hatte nachher Gelegenheit zu erfahren, was es damit auf sich hat, als seine rethorische Figur aus Macon ihm vor den Barikaden in Paris blutig entgegen trat.

Das erste große, eigentlich politische Bankett mit entschieden revolutionärer Färbung war in Chateaurouge, ein ominöser Name. Hier wurde die Ausbringung der Gesundheit des Königs geradezu verweigert. Das wurde bei allen folgenden die Vorfrage, deren Beantwortung die größere oder geringere revolutionaire Absicht dabei von vorne herein bezeichnete. In Colmar wurde bei einem solchen Bankett die Gesundheit des Königs ausgebracht — aber Niemand stimmte mit ein, dagegen wurde gleich stürmisch die Marseillaise angestimmt. In Mans verlegte der Bankettausschuß den Festtag auf den 10. August, Jahrestag der Niederlage der Schweizergarde Ludwigs XVI. Das war denn klar genug. Diese Bankette mehrten sich überall und allmälig nahmen in aufsteigender Linie alle Nüancen der Opposition daran Theil. In Meaux führte bei einem Reformbankett Odilon Barrot das Wort mit Drouyn de Lhuys, ehemaligem Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in Orleans sprach Abatucci, Kammerpräsident am königlichen Gerichtshofe. Unter vielen anderen Banketten zeichnete sich das in Rouen aus durch revolutionaire Aufregung. So stieg diese Bankettwuth immer höher, die Bankette wurden eine Art von außerparlementarischen Kammersitzungen der Opposition, oder vielmehr, als solche hatten sie begonnen, wurden aber immer mehr den Sitzungen des Jakobinerclubs

ähnlich, wiederhallten immer mehr von Toasten, welche die Er- 1747.
innerungen an dreiundneunzig wach riefen und die Conventsmitglieder hoch leben ließen. In den Banketten war im voraus Lamartine mit seinen Girondisten schon überholt. Wenn das Alles denn doch Manchem bedenklich vorkam, wurden sie beschwichtigt, was konnte es verschlagen, wenn man bei einem Zweckessen ein Bischen über die Schnur haue, mit Tischreden baue man keine Barrikaden. Am Schlusse des Jahres, als die meisten Abgeordneten zur bevorstehenden Kammereröffnung eingetroffen waren, beschloß die Opposition während des Landtags alle vierzehn Tage ein Bankett zu halten in einem der Arondissements von Paris der Reihe nach.

Am 23. September war Guizot zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt worden, nachdem Soult sich zurückgezogen und durch die Ehrenstelle eines General-Marschalls von Frankreich ausgezeichnet worden war. Im Ministerium waren Aenderungen vorgenommen, General Trezel wurde Kriegs-Minister an der Stelle des Generals Moline de St. Yon, der Herzog von Montebello Marine-Minister statt Admiral Mackau, Dumon bekam die Finanzen und Jayr das Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

Die königliche Familie war vermehrt worden durch die Geburt eines Sohnes vom Herzog von Aumale, der den Titel eines Herzogs von Guise erhielt.

Der Liederdichter Beranger hatte kurz vor dem Sturze der älteren Linie der Bourbons ein Lied gedichtet mit dem Schlußreim: Les Barbons règnent toujours. Er hatte lange nichts von sich hören lassen, wollte als alter Republikaner nichts wissen von einem königlichen Frankreich. Im September dieses Jahres ließ er indessen ein neues Lied erscheinen unter dem Titel: Le Déluge mit dem Schlußreim: Ces pauvres rois, ils seront tous noyés.

Allein noch in den letzten Stunden des scheidenden Jahres sollte Ludwig Philipp getroffen werden von einem harten Schlage, der ihn und seine ganze Familie tief erschütterte, und den Anbruch

1847. des neuen Jahres mit einer Trauerwolke verhüllte, in der von nun an das irdische Geschick Ludwig Philipp's sich vollziehen mußte.

Am Sylvestertage des Morgens um halb vier Uhr starb unerwartet Madame Adelaide von Orleans, die Schwester Ludwig Philipp's. In den letzten Jahren nahmen ihre Kräfte allerdings ab, allein ohne Besorgniß erregende Symptome zu zeigen. Der Mordanfall Lecomte's hatte einen heftigen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte ein von Natur kräftig organisirtes Nervensystem, hatte von früher Jugend an in der Revolution, auf den vielen und weiten Reisen in Ungarn und Spanien während der Verbannung geistige und körperliche Anstrengungen ohne Erschütterung ertragen, ihr edles, für das Leiden Anderer theilnehmendes Gemüth war gottesfürchtig, aber ohne Neigung zur weichlichen Gemüthserregung, ihr scharfer Verstand übersah schnell die verwickeltste Lage und hob sie über kleinliche Befürchtung hinweg. Schon einmal früher war sie an der Seite ihres Bruders, als eine mörderische Kugel, die ihn verfehlte, dicht neben ihr einschlug; aber sie hatte das siebenzigste Jahr überschritten, die Spannung, in welcher eine nicht müßige, sondern ruhelose Theilnahme an dem Geschick ihres Bruders, der sie immer zu Rathe zog, ihren Geist versetzte, beugte ihre Kraft, ohne Erschütterung, still und unabläßig, der Mordanfall im Walde von Fontainebleau kam so unversehens, ihre erprobte Selbstbeherrschung meisterte jede Aeußerung von Schreck, aber am Abend, als sie sich in ihre Gemächer zurückzog, sagte sie zu der Ehrendame: „Ich kann wohl noch einige Zeit leben, aber darauf verlassen Sie sich, heute habe ich einen Todesstoß bekommen.“ Einige Tage vor ihrem Tode hatte sie einen Anfall von der damals in Paris herrschenden Grippe bekommen, der indessen größtentheils beschwichtigt worden war. Sie klagte über keine eigentliche Beschwerde, nur über große Müdigkeit, empfing jedoch Abends in ihren Zimmern den König und die ganze Familie, meinte, daß sie wohl den Neujahrsaufwartungen anwohnen könne, wenn sie nämlich dabei sitzen

dürfe, unterhielt sich heiter und launig mit dem Herzog von Mont- 1847.
pensier über Neujahrgeschenke, die sie mit ihm im Verein machen wolle. Im Lehnstuhle sitzend, schlief sie ein, Niemand ahnt eine Gefahr, aber als der Leibarzt kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand er sie todt. Mild, sorgsam, wie ein Freund hatte der Tod sie diesem irdischen Daseyn entrückt. Sie war die liebevollste Schwester, die treuste erprobteste Freundin ihres Bruders gewesen von der Jugend an bis ins Greisenalter. Louis Philipp war tief gebeugt und mußte seine ganze Kraft aufbieten, um sich aufzurichten.

1848.

1848. Die erste Neuigkeit des neuen Jahres war, daß der gefürchtete Emir, Abd-el-Kader, sich dem Herzog von Aumale ergeben hatte, der mit Glück seine Generalstatthalterschaft begann, die nur eine so kurze Dauer haben sollte. Der Emir war so weit gebracht worden durch eine lange Reihe von unermüdlichen Zügen, an denen fast alle Generale, die in Afrika commandirten, das Ihrige gethan, aber der Herzog von Aumale konnte wohl auch sagen, daß er daran Antheil genommen, denn bekanntlich hatte er bei einer früheren Anwesenheit in Afrika durch einen Reiterangriff, den er persönlich anführte, die Smala Abd-el-Kaders erobert, der damals nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft entging. Von den Waffen Abd-el-Kaders, die er vor dem Prinzen niedergelegt hatte, mit allen Zeichen der religiösen Resignation eines Muselmannes, der die unabänderliche Fügung der Vorsehung demuthsvoll erkannt, legte der Prinz die Pistolen bei Seite mit den Worten: „Das ist für den König!" dann ergriff er den Säbel, den Abd-el-Kader so lange geführt, reichte ihn dem Generallieutenant von Lamoricière und sagte: „Der gebührt Ihnen, Sie haben ihn redlich verdient!" Die Soldaten in Afrika liebten Aumale wegen seines muthvollen Benehmens, seines offenen hingebenden Charakters; die Kammeropposition in Paris verfolgte ihn mit gehässiger Bitterkeit, weil er zum Generalstatthalter von Algerien ernannt war.

Die Erörterungen in den Kammern kamen nicht über die Adresseverhandlungen hinweg. Die Opposition siegte in der Kammer nicht; nach den stürmischsten Sitzungen, welche die Juliusmonarchie erlebt, die nur überboten wurden von denen des Convents und von denen, welche etwas später stattfinden sollten, wurde die Adresse angenommen, wie sie von der conservativen Maiorität vorgeschlagen worden war; aber dafür gelang es der Opposition, den König, die Verfassung, die Kammer, sich selbst zum größten Theile zu stürzen, und in welcher Weise Frankreich sich aus diesem Sturze erheben werde, ist noch nicht entschieden. Eine Thronrede handelt von Allem was zunächst die Lage des Staates und der Regierung berührt, und die Adresseverhandlungen besprechen nicht nur das, sondern auch Alles Andere was nur immer herangezogen werden kann, was die Regierung gethan und was sie nicht gethan. Der größte Theil dieses Stoffs wurde in seiner damaligen Gestalt von eben diesen Verhandlungen getödtet; er ist mit seinen ehemaligen Beziehungen wahrscheinlich für immer verschwunden; er kann nunmehr nur von Interesse seyn, in so ferne er als Hebel gebraucht wurde um die Revolution zu Stande zu bringen. 1848.

Das Wichtigste in der Zeit war die Bewegung durch welche immer deutlicher die Revolution sich herandrängte. Der König und seine Räthe waren zu erfahren und hellsehend um sich darüber zu täuschen, sie wußten wohl daß die radicale Partei in Frankreich, in Italien, in der Schweiz eine Revolution wollte. Sie hatten aber die Zuversicht, daß der Bürgerstand in Frankreich keine Revolution wollte, und daß es nur darauf ankomme, ihm recht deutlich zu zeigen, daß wenn er sich von der Regierung trenne, er in die Revolution hineingerissen werde. Man erkannte vom ersten Augenblick an was aus den Banketten werden könne, als man sah, daß die Republikaner, alle Schattirungen der radicalen Partei sich dazu drängten, aber hätte man sie verboten von vorne hinein so lange sie noch als isolirte gesellige Vereinigungen betrachtet werden konnten, so wäre die Regierung beschuldigt wor-

1848. den, mit gehässiger Willkür in das Privatleben einzugreifen. Man zweifelte nicht daran daß wenn man die Bankettirer fortmachen ließ, die Ungeduldigen bald die Linie überschreiten würden welche die eigentliche parlamentarische Opposition eingehalten wissen wollte, man hoffte daß dann der Bürgerstand erkennen werde, um was es sich handle, daß dann durch Trennung der Gemäßigten von anerkannten revolutionären Bestrebungen, die Bankette in sich selbst zerfallen würden ohne Zuthun der Regierung. Der Mißbrauch blieb nicht aus, die wahre Absicht kam so klar zu Tage als nur immer denkbar; bei einem Bankett in Limoges wollte man nichts wissen von einem Toast auf den König, aber man brachte einen aus auf — Jesus Christus; aber die Wirkung, welche dadurch auf den Bürgerstand hervorgebracht werden sollte, täuschte alle Erwartung; er merkte nichts, sah nichts, taumelte blind den Umsturzmännern ins Netz; keine Trennung fand statt, im Gegentheil, das Bankett wälzte sich wie eine Lawine heran und hatte bis zu Ende des vorigen Jahres eine bedenkliche Gestalt angenommen. Ein Diplomat, der sich damals vom französischen Hofe verabschiedete, hat mich versichert, daß der König zu ihm sagte, die Bankett-Orgien überträfen die Zeiten des Compte rendu und des Klosters St. Mèry, sie hätten ihres Gleichen nur in den Jakobiner-Clubs — mais nous en aurons raison devant les chambres, habe er hinzugefügt. Um dies herbeizuführen hatte die Thronrede Veranlassung gegeben zu den Ausdrücken passions ennemies und entraînemens aveugles, die ganz gewiß nicht übertrieben, aber auch hinreichend waren, um das Uebel klar und ungeschminkt bloß zu legen. Ehe aber die Erörterung dahin kam, hatten mehrere Zwischenvorfälle die gegenseitige Erbitterung ungemein gesteigert.

In Frankreich bestand nur für einzelne Dienstzweige geregelte Pensionsbestimmungen durch welche lang gedienten Beamten ein Ruhegehalt gesichert wurde. Für solche Stellen deren Inhaber keinen gesetzlichen Anspruch auf Pension hatten, war ein Auskunftsmittel gebraucht worden. Man gestattete den Beamten einen Nachfolger vorzuschlagen, dem er, aber unter Voraussetzung des

gehörigen Ausweises über die erforderlichen Fähigkeiten und Eigen- 1848. schaften, sein Amt abtreten durfte, und der sich dafür verpflichtete, dem Abgetretenen, dessen Stelle er einnahm, eine jährliche Rente zu zahlen. Diese Verpflichtung beruhte natürlich nur auf einem Privatabkommen und die Verträge darüber wurden einregistrirt, ohne welche Formalität sie in Frankreich vor Gericht keine Beweiskraft haben. Auf solche Weise wurden Aemter, namentlich des Finanzdepartements, Einnehmer, sogar Rathstellen am obersten Rechnungshofe abgetreten. Das war ein offenbarer Mißbrauch, der aber lange stattgefunden hatte, sich von Alters herschrieb, ohne Scheu fortgeführt, sogar bei Streitigkeiten von den Gerichtshöfen durch Erkenntnisse als zu Recht bestehend bestätigt worden, der weder von der gegenwärtigen noch der vorigen Regierung eingeführt war. Das war zwar keinesweges ein Grund, um diesen Mißbrauch noch ferner fortbestehen zu lassen, und die Opposition hatte nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht, seine Abstellung zu verlangen. Sie that es, aber mit Hinweisung auf einen Fall der den Verdacht erregen sollte, daß Guizot solche Cessionen begünstige und persönlich davon Vortheil ziehe. Er wies die persönliche Anspielung zurück mit der Würde eines reinen Bewußtseyns, der Mißbrauch wurde durch einen Gesetzvorschlag gehoben. Unter den Punkten, weshalb später die Minister in Anklagestand versetzt werden sollten, war auch Aemterverkauf. Guizot ist unter der Republik nach Frankreich zurückgekehrt, es ist keinem Menschen eingefallen, ihn für schuldig zu halten; auch damals glaubte die anklagende Opposition es nicht, sie wollte nur das Ministerium in der Achtung des Volkes herabsetzen. In dieselbe Kategorie gehörten Reden wie die von Tocqueville und Billault, welche eine furchtbare Schilderung von dem moralischen Zustande in Frankreich machten. Ohne Zweifel enthielten sie viel Wahres — es wäre nicht schwer in andern Ländern Stoff zu ähnlichen Klagen zu finden — aber war das richtig, so war es doch erbärmlich, ein Ministerium als die Ursache davon und dessen Entfernung als ein Mittel dagegen anzugeben.

1848. Die Ernennung des Herzogs von Aumale zum Generalstatthalter von Algier hatte die erwünschte Veranlassung gegeben, um gegen die persönliche Regierung des Königs aufzutreten; Lherbette that das auf die heftigste Art, verdächtigte die Nachgiebigkeit des Ministeriums, namentlich in Betreff des angeführten Punktes, als abgenöthigt von dem Bewußtsein, durch gegenseitige Nachsicht strafbare Vortheile sich anzueignen. Guizot übernahm die ministerielle Verantwortlichkeit für diese und alle andern Handlungen der Regierung. Seine Gründe für den Antheil an der Regierung welcher einem fähigen Könige zusteht, unter vorausgesetzter Verantwortlichkeit der Minister, auch in einem constitutionellen Staate, ohne Gefahr für die gesetzmäßige Freiheit welche geschützt wird durch das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen, konnten vor einer demokratischen Auffassung des constitutionellen Systems allerdings nicht bestehen; aber man kann auf England hinweisen, wo die Anstellung der Prinzen der regierenden Familie in Staatsämtern ähnlicher Art nicht unverträglich erachtet wird mit der Constitution, sobald das Ministerium die Verantwortung dafür übernimmt. Die Presse benützte den Fall auf die gehässigste Weise. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. In der radikalen Presse war noch immer der National das gemäßigste Blatt, es hatte Haltung und Anstand bis zu einem gewissen Grade beobachtet, wenigstens noch nicht entschiedener Pöbelhaftigkeit seine Spalten geöffnet. Ueber Guizots Vertheidigung gegen Lherbette's Anschuldigungen äußerte der National: il y a des positions qui écrasent, et la plus audacieuse fourberie grimace et se tord quand on la prend en flagrant délit. Man nannte den Mann einen frechen Spitzbuben der noch heute, in der Republik, hochgeachtet ist. Der Redakteur Marrast, der ein paar Wochen darnach Mitglied der provisorischen Regierung wurde, war ungeduldig und weil er eine Revolution heranschieben wollte hielt er Alles für erlaubt, gleichviel ob wahr oder nicht, wenn man nur so lange den Verdacht rege erhalten konnte bis Alles umgestürzt war.

Die eigentliche Reform, welche jetzt schon der Bewegung eigentlich nur den Namen gab, war im Anfange Januar schon besprochen worden in der Pairskammer aus Veranlassung der Thronrede in der man die Berührung der Frage vermißte. Bei dieser Gelegenheit hatte Cousin, der zur Opposition gehörte, aber freilich nicht zur revolutionären, wohl die Zweckmäßigkeit einer Reform anerkannt, aber zugleich bemerkt, daß auch er es nicht für passend erachten könne, einer Deputirtenkammer, die erst vor achtzehn Monaten erwählt worden sey, eine Reform des Wahlsystems vorzulegen, daß wenn demnach das Ministerium dieß Jahr eine Reform nicht vorlegen wolle, es Recht habe, sich nicht verpflichten zu wollen, sie später vorzulegen. Später, und zwar in der Sitzung vom 12. Febr., erklärte Guizot in der Deputirtenkammer, daß das Ministerium die Idee einer sowohl parlamentarischen als electoralen Reform keineswegs zurückweise, daß der Gegenstand noch während der gegenwärtigen Legislatur, das heißt, noch während der Gültigkeit des Mandats der gegenwärtigen Deputirtenkammer zur vollen Erörterung kommen solle in solcher Weise, daß die Wünsche des Landes klar erkannt werden könnten; aber er sprach sich nicht aus über die Grenzen der Reform und übernahm keine absolute von allen Verhältnissen unabhängige Verpflichtung. Allein es war schon zu spät als Guizot diese Erklärung abgab, die Aufregung hatte schon solche Kräfte aufgeboten, daß nicht nur die Regierung, sondern auch die Opposition überholt waren. 1848.

Schon in den ersten Tagen vom Februar kam ein Versuch vor, durch öffentlichen Aufzug die Aufmerksamkeit zu wecken. Die Vorlesungen der radikalen Professoren Mickiewicz, Michelet und Quinet waren eingestellt worden. Die Studenten verfaßten eine Petition an die Deputirtenkammer um Wiedereröffnung der verbotenen Vorlesungen, und, ganz abgesehen von der Art, wie das verlangt ward, wurde sie überbracht von einem ungeheuern Zuge, an der Spitze die Redakteure der Avantgarde und der Laterne, zwei der skandalösesten Oppositionsblätter, und man erkannte an

1848. Die Ernennung des Herzogs von Aumale zum Generalstatthalter von Algier hatte die erwünschte Veranlassung gegeben, um gegen die persönliche Regierung des Königs aufzutreten; Lherbette that das auf die heftigste Art, verdächtigte die Nachgiebigkeit des Ministeriums, namentlich in Betreff des angeführten Punktes, als abgenöthigt von dem Bewußtsein, durch gegenseitige Nachsicht strafbare Vortheile sich anzueignen. Guizot übernahm die ministerielle Verantwortlichkeit für diese und alle andern Handlungen der Regierung. Seine Gründe für den Antheil an der Regierung welcher einem fähigen Könige zusteht, unter vorausgesetzter Verantwortlichkeit der Minister, auch in einem constitutionellen Staate, ohne Gefahr für die gesetzmäßige Freiheit welche geschützt wird durch das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen, konnten vor einer demokratischen Auffassung des constitutionellen Systems allerdings nicht bestehen; aber man kann auf England hinweisen, wo die Anstellung der Prinzen der regierenden Familie in Staatsämtern ähnlicher Art nicht unverträglich erachtet wird mit der Constitution, sobald das Ministerium die Verantwortung dafür übernimmt. Die Presse benützte den Fall auf die gehässigste Weise. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. In der radikalen Presse war noch immer der National das gemäßigste Blatt, es hatte Haltung und Anstand bis zu einem gewissen Grade beobachtet, wenigstens noch nicht entschiedener Pöbelhaftigkeit seine Spalten geöffnet. Ueber Guizots Vertheidigung gegen Lherbette's Anschuldigungen äußerte der National: il y a des positions qui écrasent, et la plus audacieuse fourberie grimace et se tord quand on la prend en flagrant délit. Man nannte den Mann einen frechen Spitzbuben der noch heute, in der Republik, hochgeachtet ist. Der Redakteur Marrast, der ein paar Wochen darnach Mitglied der provisorischen Regierung wurde, war ungeduldig und weil er eine Revolution heranschieben wollte hielt er Alles für erlaubt, gleichviel ob wahr oder nicht, wenn man nur so lange den Verdacht rege erhalten konnte bis Alles umgestürzt war.

Die eigentliche Reform, welche jetzt schon der Bewegung eigentlich nur den Namen gab, war im Anfange Januar schon besprochen worden in der Pairskammer aus Veranlassung der Thronrede in der man die Berührung der Frage vermißte. Bei dieser Gelegenheit hatte Cousin, der zur Opposition gehörte, aber freilich nicht zur revolutionären, wohl die Zweckmäßigkeit einer Reform anerkannt, aber zugleich bemerkt, daß auch er es nicht für passend erachten könne, einer Deputirtenkammer, die erst vor achtzehn Monaten erwählt worden sey, eine Reform des Wahlsystems vorzulegen, daß wenn demnach das Ministerium dieß Jahr eine Reform nicht vorlegen wolle, es Recht habe, sich nicht verpflichten zu wollen, sie später vorzulegen. Später, und zwar in der Sitzung vom 12. Febr., erklärte Guizot in der Deputirtenkammer, daß das Ministerium die Idee einer sowohl parlamentarischen als electoralen Reform keineswegs zurückweise, daß der Gegenstand noch während der gegenwärtigen Legislatur, das heißt, noch während der Gültigkeit des Mandats der gegenwärtigen Deputirtenkammer zur vollen Erörterung kommen solle in solcher Weise, daß die Wünsche des Landes klar erkannt werden könnten; aber er sprach sich nicht aus über die Grenzen der Reform und übernahm keine absolute von allen Verhältnissen unabhängige Verpflichtung. Allein es war schon zu spät als Guizot diese Erklärung abgab, die Aufregung hatte schon solche Kräfte aufgeboten, daß nicht nur die Regierung, sondern auch die Opposition überholt waren. 1848.

Schon in den ersten Tagen vom Februar kam ein Versuch vor, durch öffentlichen Aufzug die Aufmerksamkeit zu wecken. Die Vorlesungen der radikalen Professoren Mickiewicz, Michelet und Quinet waren eingestellt worden. Die Studenten verfaßten eine Petition an die Deputirtenkammer um Wiedereröffnung der verbotenen Vorlesungen, und, ganz abgesehen von der Art, wie das verlangt ward, wurde sie überbracht von einem ungeheuern Zuge, an der Spitze die Redakteure der Avantgarde und der Lanterne, zwei der skandalösesten Oppositionsblätter, und man erkannte an

1848. denen, die den Zug begleiteten und sich darin mischten, daß er von den geheimen Gesellschaften veranstaltet war. Dieser Zug bewegte sich zuerst nach der Deputirtenkammer, wo dem Abgeordneten Crémieux die Petition übergeben wurde, dann gings vor die Büreaux des National, wo dem Redacteur Marrast ein Lebehoch gebracht wurde, und dasselbe geschah dem Redacteur der Reforme Flocon. Diese drei Männer wurden bald darauf Mitglieder der provisorischen Regierung.

Am 12. Februar wurde über die ganze Adresse abgestimmt. Nachdem die Opposition nicht durchgesetzt hatte, daß die ihr Benehmen tadelnde Ausdrücke ausgelassen wurden, erklärte sie durch Odilon Barrot, daß sie an der Abstimmung sowohl wie an der Deputation zur Ueberbringung der Adresse keinen Theil nehmen werde. Die Adresse wurde angenommen mit 244 Stimmen, hätte also auch bei Mitstimmen der Opposition eine bedeutende Mehrheit bekommen. Von da an war es, daß die Opposition recht deutlich zeigte, daß sie den Vorwurf der Blindheit verdiene, denn sie appellirte nicht an das Land, sondern an die Straßenbevölkerung. Ueber hundert Mitglieder der Opposition versammelten sich unter Vorsitz von Odilon Barrot in einem Saale am Magdalenenplatze. Zuerst war vorgeschlagen worden, daß die Opposition in Masse aus der Kammer treten solle, was aber nicht durchging. Darauf wurde ein Manifest bestimmt worin die Opposition erklärte, daß sie auf ihrem Posten bleiben werde in der Bewegung, welche nicht sie sondern das Ministerium hervorgerufen, daß sie mit allen legalen Mitteln gegen die Schmälerung des Versammlungsrechtes ankämpfen werde, da die Regierung das Bankett des 12. Arrondissement verbiete. Es war wie immer in ähnlichen Fällen, die Opposition, welche die Bankette eingeführt, war nicht Schuld an den durch die Bankette hervorgerufenen Unruhen, die Regierung war daran Schuld, weil sie sich nicht von vorne herein der Opposition auf Gnade und Ungnade ergeben habe.

Die conservative Presse sagte der Opposition: das Bankett sey die Revolution, ob das vom Anfange an die Absicht gewesen

von Duvergier de Hauranne, den man den Vater des Banketts 1848.
nennen könne, darauf komme es nicht an, denn die Thatsache sey nun sonnenklar, daß die gemäßigte Opposition in der Bewegung bei Seite geschoben und ohne Einfluß sey. Alle Bankette seyen geleitet worden von Paris aus vom Comité central des électeurs du departement de la Seine, die Opposition habe die Geschäfte einer radikalen Revolution besorgt, habe sie es gewußt und gemeint, sie könne die Revolution meistern, habe sie es nicht gewußt, in beiden Fällen sey die Blindheit gleich unbegreiflich. Wenn jetzt die Regierung das Bankett erlaube in Paris, in einer so großen Stadt, wo Niemand die Wechselfälle berechnen könne, so hieße das die öffentliche Sicherheit auf's Spiel setzen, und wenn die Opposition sich dennoch dazu hergebe, die Abhaltung des Banketts durchzusetzen, so mache sie geradezu Revolution mit, denn die Regierung habe das volle Recht, eine Versammlung, die notorisch die öffentliche Sicherheit gefährde, zu untersagen, die scheinbar allerdings mit einer geschlossenen Zahl von Unterzeichnern (12 bis 1500) und in dem Garten eines Privatmannes stattfinden solle, aber mit Einladung an Hunderttausende, um an der Bewegung Theil zu nehmen. Der Bankett-Ausschuß hatte zuerst bestimmt, das Bankett solle stattfinden am Sonntag 20. Februar in einem Gartenpavillon bei der avenue Chateaubriand in den Elyseeischen Feldern, später wurde es auf Dienstag 22. Februar verlegt. Eine Fraktion der Opposition trat zusammen bei Billault und beschloß, am Bankett nicht Theil zu nehmen; ihre Zahl war aber nur fünfzehn.

Ein Ausweg wurde vorgeschlagen. Um den Gerichten die Entscheidung zu übertragen, sollte das Bankett in der Weise versucht werden, daß die Unterzeichner sich an den Ort begeben, dort aber von der verbietenden Behörde einen mandat de contravention empfangen würden, worüber sie alsdann vor Gericht Klage führen und so eine judicielle Entscheidung der Streitfrage hervorrufen könnten. Den Revolutionsmännern lag am Bankett selbst sehr wenig, was sie wollten waren die Randverzierungen dazu, einen

1845. solennen Aufzug, die Möglichkeit, große Volksmassen in Bewegung zu setzen. Die Oppositionsmitglieder erklärten in einem Anschlag, daß sie im Verein sich zum Bankett begeben würden und forderten das Volk von Paris zur Ruhe und Ordnung auf. Die Clubbisten lachten laut über die Einfalt der Opposition, welche sich noch einbildete, der Bevölkerung von Paris gute Lehren geben zu sollen, nachdem sie schon seit einem halben Jahre Revolution predigte, nachdem Duvergier de Hauranne seit beinahe eben so lange gestattet hatte daß vom Toast auf den König Umgang genommen werde, damit die Republikaner zu den Banketten herbeigezogen würden; sie meinten mit vollem Rechte, damals hätte der feine Herr begreifen sollen, welche Gäste er eingeladen. Es ist nicht zu läugnen, wenn jetzt die Opposition die Theilnahme von Störenfrieden untersagte, so war es nicht besser als wenn Don Juan sich den Besuch des steinernen Gastes verbeten wollte, den er selbst eingeladen; die Opposition war so vermessen gewesen als Don Juan und die Revolution hat viel Aehnlichkeit mit dem steinernen Gaste. Die Clubbisten kamen nun ihrerseits mit einem Anschlag unter dem Titel manifestation réformiste, worin sie unter Anderem wie in einem Tagebefehl über die Nationalgarde verfügten, die Legionen nach der Nummer nannten, die Orte bestimmten wo sie sich aufstellen sollten in doppelten Reihen, um den sich nach den Elyseeischen Feldern begebenden Zug der Reformfreunde in ihrer Mitte sich fortbewegen zu lassen. Diese Anordnung erschien in den Oppositionsblättern am Morgen des 21. Februar.

Die Behörde konnte nun nicht mehr zögern, das Bankett wurde verboten. Abends um fünf Uhr in der Kammer stellte Odilon Barrot eine Frage deshalb an das Ministerium und der Minister des Innern, Graf Duchâtel, rechtfertigte die Maßregel des Verbots vollständig; die Anordnung der Oppositionsblätter für den folgenden Tag war ganz einfacher Weise eine Aufforderung zum Aufruhr. Die Opposition war betreten, versammelte sich nach der Sitzung bei Odilon Barrot und faßte den Beschluß, nicht zum

Bankett sich zu begeben. Darüber lachten wiederum die Clubbisten 1848.
denen die Opposition so weit geholfen hatte daß sie auch ohne Bankett sich nun ferner selbst zu helfen hofften.

Bei alledem konnte die Opposition, ehe sie mitsammt der Regierung beseitigt werden sollte, der Revolution noch einen letzten Dienst leisten der ihr nicht erlassen wurde, den man aber von ihrem Hasse gegen das Ministerium leicht zu erreichen hoffte, sich darin auch nicht täuschte. Ein Theil der Opposition war zur Besinnung gekommen, man mußte eine Auswahl treffen. Daher versammelten sich am Morgen des 22. Februar zweiundfünfzig Mitglieder der Opposition und verfaßten ein Gesuch an die Kammer welches verlangte, daß das Ministerium in Anklagestand versetzt werden sollte als schuldig: die Ehre und das Interesse Frankreichs verrathen zu haben, der Fälschung der Grundsätze der Verfassung, einer systematischen Bestechung, des Verkaufs von Aemtern, des Ruines der Finanzen, der Verletzung des freien Vereinsrechts, durch offene Gegenrevolution alle Errungenschaften der jüngeren zwei Revolutionen in Frage gestellt zu haben. Dies Gesuch wurde dem Präsidenten übergeben, der am Schlusse der Sitzung erklärte, daß es der Geschäftsordnung zufolge den Büreau's zur Berichterstattung übergeben werden sollte.

Der Tag des 22. Februar war dabei nicht ruhig verlaufen. Die Clubbisten erklärten in ihren Morgenzeitungen, daß das Bankett nicht aufgehoben, sondern nur vertagt sey, nicht die Anwesenheit oder Nichtanwesenheit der Opposition wäre dabei die Hauptsache, die Theilnahme der ganzen Bevölkerung von Paris müsse einer reformistischen Manifestation den Charakter geben. In Folge der am 21. Februar Abends vom Ausschußvorstande des Bankettvereins, dem Abgeordneten Boissel, an den Minister des Innren ergangenen Meldung, daß die Abhaltung des Banketts am folgenden Tage aufgegeben sey, hatten die für den Morgen des 22. Februar beorderten Truppen Gegenbefehl bekommen und waren in den Kasernen consignirt. Von zehn Uhr Morgens an kamen an verschiedenen Punkten von Paris revolutionäre Massen

1848. in Bewegung, hier und da wurden Barrikaden errichtet, nirgends lange vertheidigt, dann und wann fand Angriff und Vertheidigung statt, die einige, im Ganzen aber wenige Opfer kosteten. Alle diese Auflehnungen, die sich nirgends feststellten, gleichsam nur den Eifer, womit man gegen sie einschreiten werde, auf die Probe stellten, waren indessen sehr zahlreich, hatten keinen gemeinsamen Erfolg in Behauptung einer festen Stellung, und noch vor Mitternacht war die Ruhe in der Stadt hergestellt. Sie hinterließen indessen einen beängstigenden Eindruck: die Nationalgarde hatte sich in einigen Stadtvierteln ziemlich zahlreich eingefunden, in anderen aber nicht, an manchen Punkten hatten sogar Nationalgardisten an der Auflehnung Theil genommen, an manchen die Linientruppen eine zweifelhafte Haltung gezeigt. Ueberall hatte man die Abdankung des Ministeriums verlangt.

Das Ministerium hoffte, daß es die Stimmung ändern könne durch seine Entlassung; das in der Kammer gestellte Gesuch wegen Anklage bot eine natürliche Veranlassung dazu, und da der König auch erkannte, daß es unerläßlich sey, die Gemüther zu beschwichtigen, so nahm er die am 22. Abends eingereichte Entlassungsgesuche Guizots und seiner Collegen an. Am 23. erklärte Guizot in der Deputirtenkammer, daß der König den Grafen Molé berufen und ihm aufgetragen habe, ein neues Ministerium zu bilden. Die Ueberraschung war von beiden Seiten groß. Die Opposition wollte das Gesuch um Versetzung des Ministeriums in Anklagestand zurücknehmen, allein das abgetretene Ministerium verlangte einstimmig, daß die Tagesordnung vom Tage vorher, wonach die vorgeschlagene Anklage den Büreaux überliefert werden solle, aufrecht bliebe und daß sogleich darüber abgestimmt werde. Die Abstimmung erfüllte den Wunsch des Ministeriums mit großer Mehrheit. Die Kammer konnte ferner nicht in dieser Sache das Urtheil sprechen, es wurde aber doch gesprochen; Guizot kehrte nach Frankreich zurück, die Republik nahm ihn als einen geehrten Bürger auf, Niemand machte gegen ihn eine Klage anhängig, obwohl er

in Wort und Schrift entschieden gegen die allmächtig gewordene Demokratie auftrat. 1848.

Während das Ministerium vom 29. Oktober 1840 der Deputirtenkammer seinen Rücktritt anzeigte, hatten an diesem 23. Februar vom Morgen zehn Uhr an die Unruhen in der Stadt wieder begonnen. Die Truppen rückten wieder aus, in allen Stadtvierteln riefen die Trommeln die Nationalgarde auf ihre Sammelplätze. Sie kam auch, aber in den meisten Legionen sprach man sich stürmisch für die Wahlreform aus in einer Weise, die deutlich zeigte, daß man auf die Nationalgarde nicht rechnen könne um die Unruhen zu dämpfen. Bataillone mehrerer Legionen rückten ohne Befehl aus unter dem Rufe: „es lebe die Reform!“ gefolgt von Blousenmännern, die sich unter ihren Schutz stellten und in ihren Ruf mit einstimmten, wie sie ihn veranlaßt hatten. Schon an diesem Tage zeigten sich die Linientruppen hie und da lau, allein immer noch war ein Kern vorhanden der zuverlässig blieb und um die Tuilerien versammelt war.

Der König hatte den Tag über noch immer die Hoffnung, daß ein neues Ministerium und Zugeständnisse über eine Wahlreform die Krisis zu beschwören im Stande seyn werde. Allein am Abend des 23. mußte Graf Molé dem König anzeigen, daß es ihm nicht gelungen sey, ein Ministerium zu bilden mit welchem er hoffen könne, der Lage gewachsen zu seyn. Thiers wurde in der Nacht berufen und nahm die Ministerpräsidentschaft an mit Odilon Barrot als Minister des Innern, beide verpflichteten sich, die Ruhe wiederherzustellen unter der Bedingung, daß die Truppen zurückgezogen würden.

Ludwig Philipp hat nachher oft, wenn man ihm zu verstehen gab, daß er durch Einwilligung in diese Forderung auf seine eigene Sache verzichtete, betheuert, alle Personen seiner Umgebung hätten bestätigt, daß durch Vermeidung von Blutvergießen Ruhe eintreten werde, daß Thiers und Barrot an der Spitze eines neuen Kabinets die Ueberzeugung gewähren würden, daß den Reformforderungen Genüge geschehen werde. Man kann wohl nicht daran

1848. zweifeln, daß diese Männer aufrichtig meinten was sie sagten, aber gewiß ist, daß sie sich täuschten, und eben so gewiß ist es, daß das Blutvergießen, diesmal aufgeschoben, Frankreich leider nicht erspart wurde. Wenige Monate später konnte die gesellschaftliche Ordnung in Frankreich nur gerettet werden durch einen Kampf der blutiger war als je einer unter der Juliregierung. War Ludwig Philipp nach siebzehn mühevollen Jahren überrascht worden von der unerwarteten Nothwendigkeit, die Krone nochmals mit dem Degen vertheidigen zu sollen; hatten die siebziger Jahre die Schnellkraft des Geistes und der Nerven erschlafft, daß er mehr auf Rathschläge hörte als mit eigener Willenskraft selbständig einschritt; oder mußte er einer providentiellen Fügung weichen, die sich darin manifestirte, daß der rechte, kurze Augenblick unbenutzt vorüberging? Ich weiß nicht, ob Denkwürdigkeiten irgend einer Art uns jemals in den Stand setzen werden, diese Fragen beantworten zu können; ich denke nicht, daß das in so nöthigender Weise geschehen kann, daß nicht mancher Ausweg bliebe für eine abweichende Erklärungsweise. Man vergegenwärtige sich die Lage. Ich glaube, daß Ludwig Philipp den Mann hatte, der Kraft, Einsicht und Ansehen beim Heere besaß um die Autorität des Gesetzes wiederherzustellen und wenigstens den Thron aufrecht zu erhalten. Wenn Ludwig Philipp dem Marschall Bugeaud unbedingte Vollmacht gegeben, wenn er sie angenommen, so ist die Annahme nicht unberechtigt, daß er den Auftrag seinem wesentlichsten Inhalte nach hätte ausführen können, wenn nämlich am 23., nach Entlassung des Ministeriums vom 29. Oktober eine imposante, die Tuilerien und den Pallast der Deputirtenkammer, und damit die Dynastie, die Regierung und die gesetzgebende Gewalt vor jeder Ueberrumpelung sichernde Stellung eingenommen worden wäre. Der Kampf wäre nicht ausgblieben, einen Theil der Nationalgarde hätte man gegen sich gehabt, aber die drohende Anarchie würde bald die, welche nur blind waren, entnüchtert haben — man hatte früher unter eben so schwankenden Umständen gesiegt. Nichts unterliegt mehr der Täuschung als die Berechnung der

wahrscheinlichen Folgen dessen was nicht geschehen ist — das gebe ich zu. Eben so gebe ich zu, daß die Verantwortlichkeit, welche Ludwig Philipp und der Vollstrecker seines Entschlusses übernommen, eine erschütternde gewesen wäre. Fünfzehn Jahre vorher hatte er die Verantwortung übernommen, als ihm das Comple rendu überreicht wurde von demselben Odilon Barrot, der seit fünfzehn Jahren nichts gelernt hatte als ministerielle Opposition machen. Daß nach so langer Zeit dieselbe Frage wiederum nur mit Waffen entschieden werden konnte, war allerdings entmuthigend; man war nach zahllosen Anstrengungen, Mühen und Gefahren wieder wie in einem Ringlaufe an den ersten Ausgangspunkt gekommen. In solchen Augenblicken, nach solchen Erfahrungen, schauert die menschliche Kraft zusammen vor den Mahnungen der allgewaltigen Vorsehung. Ludwig Philipp hatte nicht wie Carl X. die Verfassung verletzt, hatte keine durch sie gewährleistete Freiheit aufgehoben, und dennoch sah er sein Recht wieder derselben grausamen Prüfung unterworfen, dem von so rastloser und erfolgloser Arbeit ermüdeten Geiste konnte sie als Vergeltung vermessener Zuversicht erscheinen, das kühne Selbstvertrauen um das Geschick in die Schranken zu fordern gebrach in dem Augenblicke, der, einmal vorüber, Alles entschieden hat; der Beschluß, der dem Aergsten vorbeugen sollte, hat es vollzogen. Der Rückzug der Truppen verkündete den Sieg der Clubbisten, denn sie allein beherrschten den Aufruhr, gaben ihm Richtung und Nachdruck; sie aber versäumten den Augenblick, der ihnen zugefallen war, nicht und griffen kühn zu, ließen Niemand zur Besinnung kommen, warfen die Barricade der vollendeten That allen nachhinkenden Combinationen in den Weg.

Schon vor 6 Uhr Morgens am 24. Februar war das neue Ministerium der Linken den Legionen der Nationalgarde verkündet und auf jede Weise in Paris bekannt gemacht worden. Thiers und Odilon Barrot hätten es übernommen, die Ruhe in Paris wieder herzustellen. Barrot stieg zu Pferde und ritt, begleitet von einem Offizier des Generalstabs über die Boulevards bis an

1848. das Thor von St. Denis, überall auf dem Wege die Nationalgarde und die Gruppen anredend, sie beschwörend dem Gesetze Folge zu geben und sich ruhig zu verhalten. Da hatte er denn Gelegenheit zu sehen, welche Kräfte er und die Opposition zur Hülfe gerufen; an den meisten Orten wurden seine Ermahnungen mit Hohngelächter beantwortet; die Marseillaise und der Chant de Départ dröhnten ihm in die Ohren; constitutionelle Beschwörungsformeln konnten die steigende Flut des revolutionären Meeres nicht bannen. Ich zweifle jedoch keinen Augenblick daran, daß Barrot auch in solchen Augenblicken dem König und Guizot alle Schuld zuschob, fest glaubte, daß Alles auf's Beste gegangen wäre, wenn Barrot früher berufen wurde; hatte er zum Glück doch gerade zu rechter Zeit die Truppen entlassen, ohne diese weise Maßregel wäre am Ende noch ein Unglück entstanden, Jemand verwundet worden Thiers, dem ich keine ganz so naive Zuversicht zutraue, hatte seinerseits keinen besseren Erfolg. Barrikaden entstanden überall; das Pflaster wurde aufgerissen, und dem gegenüber verkündigte eine Proklamation, die kurz nach 10 Uhr erschien, daß der Befehl gegeben sey, das Feuer einzustellen und daß Genera Lamoricière zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt sey.

Da man das Mittel aus der Hand gegeben, die Ruhe erzwingen zu können, so wuchs der Aufruhr von Minute zu Minute, und um halb eilf Uhr wußte man dem König keinen andern Rath zu ertheilen, als eine Abdication zu Gunsten des Grafen von Paris mit einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Es war indessen vorauszusehen, daß auch dieser Schritt nutzlos werden müsse; denn wenn die Regentschaft der Herzogin von der Kammer auch anerkannt werden konnte, so besaß die Kammer kein Heer, um ihr Gehorsam zu verschaffen.

Unterdessen hatte der Aufruhr vollends gesiegt; an vielen Punkten fraternisirten die Linientruppen nicht allein mit dem Volke, sondern überließen ihm sogar ihre Waffen. Volkshaufen streiften bis an die Straße Rivoli; auf dem Carouselplatze und

auf dem Concordeplatze standen allerdings noch Abtheilungen von 1848.
Truppen, allein eine erfolgreiche Vertheidigung des Schlosses mußte unter solchen Umständen sehr zweifelhaft erscheinen, und es wurde immer deutlicher, daß der Aufruhr in Masse diese Richtung nahm. Kurz vor Mittag mußte das letzte Mittel ergriffen werden — die Flucht. Der König, die Königin und einige von ihren Enkeln konnten noch mit Mühe den Garten der Tuilerien durchschreiten und bestiegen zwei Stadtwagen, welche auf dem Eintrachtplatze am Gitterthore des Gartens sie erwarteten; sie waren so klein, daß die Einsteigenden nur mit Mühe darin Platz fanden. Mitten auf dem Eintrachtplatze konnten die Wagen wegen der Menschenmege nicht weiter. Es war ein Augenblick der ängstlichsten Spannung; es gelang aber einer Abtheilung der Reiterei eine Durchfahrt frei zu machen, und die Flüchtenden erreichten glücklich Versailles. Der König hatte aber kein Geld bei sich, eine kleine Summe wurde durch treue Freunde herbeigeschafft und sogleich die Reise angetreten. In Verkleidungen, oft zu Fuß, den härtesten Entbehrungen und Anstrengungen ausgesetzt, schlichen der König und die Königin von Versteck zu Versteck und erreichten endlich einen Ort an der Küste, wo sie einige Tage bleiben mußten bis man ohne Aufsehen ein Fahrzeug herbeischaffen konnte, das sie nach England brachte.

Ludwig Philipp hatte noch nicht Versailles erreicht, und schon war seine Dynastie vom französischen Throne zurückgewiesen; der Tag, der mit einer constitutionellen Monarchie begonnen hatte, endigte mit einer Republik.

Die Regentschaft der Herzogin von Orleans mußte vor Allem ihre Anerkennung von den Abgeordneten empfangen. Die Herzogin mit ihren Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, und der Herzog von Nemours, begleitet von einer ziemlichen Zahl von ergebenen Nationalgardisten, verließen bald nach der Flucht des Königs die Tuilerien, gingen zu Fuß durch den Garten über den Eintrachtplatz und die Brücke nach dem Pallast Bourbon, und kamen in guter Ordnung in den

1848. das Thor von St. Denis, überall auf dem Wege die Nationalgarde und die Gruppen anredend, sie beschwörend dem Gesetze Folge zu geben und sich ruhig zu verhalten. Da hatte er denn Gelegenheit zu sehen, welche Kräfte er und die Opposition zur Hülfe gerufen; an den meisten Orten wurden seine Ermahnungen mit Hohngelächter beantwortet; die Marseillaise und der Chant de Départ dröhnten ihm in die Ohren; constitutionelle Beschwörungsformeln konnten die steigende Flut des revolutionären Meeres nicht bannen. Ich zweifle jedoch keinen Augenblick daran, daß Barrot auch in solchen Augenblicken dem König und Guizot alle Schuld zuschob, fest glaubte, daß Alles auf's Beste gegangen wäre, wenn Barrot früher berufen wurde; hatte er zum Glück doch gerade zu rechter Zeit die Truppen entlassen, ohne diese weise Maßregel wäre am Ende noch ein Unglück entstanden, Jemand verwundet worden Thiers, dem ich keine ganz so naive Zuversicht zutraue, hatte seinerseits keinen besseren Erfolg. Barrikaden entstanden überall; das Pflaster wurde aufgerissen, und dem gegenüber verkündigte eine Proklamation, die kurz nach 10 Uhr erschien, daß der Befehl gegeben sey, das Feuer einzustellen und daß Genera Lamoricière zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt sey.

Da man das Mittel aus der Hand gegeben, die Ruhe erzwingen zu können, so wuchs der Aufruhr von Minute zu Minute, und um halb eilf Uhr wußte man dem König keinen andern Rath zu ertheilen, als eine Abdication zu Gunsten des Grafen von Paris mit einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Es war indessen vorauszusehen, daß auch dieser Schritt nutzlos werden müsse; denn wenn die Regentschaft der Herzogin von der Kammer auch anerkannt werden konnte, so besaß die Kammer kein Heer, um ihr Gehorsam zu verschaffen.

Unterdessen hatte der Aufruhr vollends gesiegt; an vielen Punkten fraternisirten die Linientruppen nicht allein mit dem Volke, sondern überließen ihm sogar ihre Waffen. Volkshaufen streiften bis an die Straße Rivoli; auf dem Carouselplatze und

auf dem Concordeplatze standen allerdings noch Abtheilungen von 1848.
Truppen, allein eine erfolgreiche Vertheidigung des Schlosses mußte unter solchen Umständen sehr zweifelhaft erscheinen, und es wurde immer deutlicher, daß der Aufruhr in Masse diese Richtung nahm. Kurz vor Mittag mußte das letzte Mittel ergriffen werden — die Flucht. Der König, die Königin und einige von ihren Enkeln konnten noch mit Mühe den Garten der Tuilerien durchschreiten und bestiegen zwei Stadtwagen, welche auf dem Eintrachtplatze am Gitterthore des Gartens sie erwarteten; sie waren so klein, daß die Einsteigenden nur mit Mühe darin Platz fanden. Mitten auf dem Eintrachtplatze konnten die Wagen wegen der Menschenmege nicht weiter. Es war ein Augenblick der ängstlichsten Spannung; es gelang aber einer Abtheilung der Reiterei eine Durchfahrt frei zu machen, und die Flüchtenden erreichten glücklich Versailles. Der König hatte aber kein Geld bei sich, eine kleine Summe wurde durch treue Freunde herbeigeschafft und sogleich die Reise angetreten. In Verkleidungen, oft zu Fuß, den härtesten Entbehrungen und Anstrengungen ausgesetzt, schlichen der König und die Königin von Versteck zu Versteck und erreichten endlich einen Ort an der Küste, wo sie einige Tage bleiben mußten bis man ohne Aufsehen ein Fahrzeug herbeischaffen konnte, das sie nach England brachte.

Ludwig Philipp hatte noch nicht Versailles erreicht, und schon war seine Dynastie vom französischen Throne zurückgewiesen; der Tag, der mit einer constitutionellen Monarchie begonnen hatte, endigte mit einer Republik.

Die Regentschaft der Herzogin von Orleans mußte vor Allem ihre Anerkennung von den Abgeordneten empfangen. Die Herzogin mit ihren Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, und der Herzog von Nemours, begleitet von einer ziemlichen Zahl von ergebenen Nationalgardisten, verließen bald nach der Flucht des Königs die Tuilerien, gingen zu Fuß durch den Garten über den Eintrachtplatz und die Brücke nach dem Pallast Bourbon, und kamen in guter Ordnung in den

1848. Sitzungssaal der Abgeordneten, wo sie unter der Rednerbühne Platz nahmen. Später begab sich die Herzogin mit dem Grafen von Paris nach der Tribüne worin sonst die königliche Familie bei den Kammeröffnungen Platz genommen hatte.

Dupin verkündigte die Abdankung des Königs, die Uebertragung der Regentschaft an die Herzogin von Orleans und den Wunsch Ludwig Phlipps, daß die Kammer diese Anordung anerkennen und aufrecht erhalten möge.

Odilon Barrot bestieg dann den Rednerstuhl. Seine Rede, die er nicht vollenden konnte, blieb nur eine Einleitung über die Pflicht, alle Elemente der Ordnung zu vereinigen und die Freiheit auf gesetzlichem Wege zu sichern.

Herr v. Larochejacquelein, der sich mit den Abgeordneten Berryer, Crémieux und einigen Anderen auf die Ministerbank gesetzt hatten, verlangte schon während Barrot sprach das Wort und sagte dann, er wolle Herrn Barrot zeigen, daß es nicht seine Absicht gewesen, gegen die Entsagung etwas einzuwenden, diese respektire er vollkommen, aber eine Folgerung daraus erkenne er nicht an — „da er abgedankt, hat er hier nichts zu thun!“ (puis qu'il a abdiqué, il n'est plus rien ici). Hier wurde er unterbrochen von heftigen Ordnungsrufen; man erkannte die Absicht der Legitimisten, die Rechte des Herzogs von Bordeaux geltend zu machen, von dem Herr v. Larochejaquilein zwei Jahre später in Wiesbaden sich zürnend und ohne Abschied zu nehmen trennen sollte.

Larochejacquelein mußte indessen so schnell abtreten wie Barrot, denn noch während des Tumults, den jene Worte hervorgerufen hatten, stürzte eine Menge von bewaffneten Nationalgardisten und polytechnischen Schülern mit Säbeln und Gewehren, eine dreifarbige Fahne voraus, in den Saal. Zu gleicher Zeit traten die Nationalgardisten des Ehrenpostens herein, um die Versammlung zu schützen.

Ledru-Rollin und Lamartine bestiegen beide zugleich die Rednerbühne. Ledru läugnete die Gültigkeit des Regentschaftsgesetzes, schon damals habe er hervorgehoben, daß die Kammer nicht be-

fugt gewesen sey, über diesen Gegenstand zu bestimmen, daß dazu 1848. nach einem Gesetze von 1791 ein Specialmandat gehöre — jetzt wolle man jene gesetzliche Bestimmung umstoßen mit einer Ordonnanz, diese Ordonnanz annehmen hieße eine neue Usurpation bestätigen.

Lamartine entschied. Er versicherte, daß er so sehr wie irgend Jemand Theilnahme fühlen könne für die persönliche Lage einer erlauchten Fürstin, die, ihren Sohn an der Hand, sich vertrauensvoll an die Abgeordneten wende, nachdem sie einen verödeten Pallast verlassen habe. In einem Augenblicke wie dieser müsse man jedoch alle Empfindsamkeit von sich abhalten. Niemand habe hier das Recht zu entscheiden als das Volk, was nicht vom Volke ausgehe, habe keine Gültigkeit und werde keinen Bestand haben. Die Zeit der gegenseitigen Täuschungen sey vorüber, jedes Mißverständniß müsse aufhören. Daher verlange er, daß eine provisorische Regierung sogleich gebildet werde, der es obliege ein neues Grundgesetz vorzubereiten das vom ganzen Volke berathen und gebilligt werden müsse.

Die provisorische Regierung war schon vorbereitet, Lamartine eilte mit Ledru-Rollin und Crémieux, die alle drei dazu gehörten, nach dem Stadthause, wo sie sogleich eingesetzt wurde.

Wie eben Lamartine die Rednerbühne verlies, drangen bewaffnete Volkshaufen in die leer gebliebene Zuschauerplätze hinein und von da in den Kreis der Kammermitglieder. Die Nationalgardisten und viele Abgeordnete stellten sich vor die Prinzen von Orleans, die unter diesem Schutze den Saal und das Ständehaus verlassen konnten. Die Herzogin von Orleans wie der Herzog von Nemors hatten mit großer Fassung diesen erschütternden Auftritten beigewohnt. Sie fanden Schutz in Paris und konnten Abends heimlich die Stadt verlassen.

1848. Unterdessen war Ludwig Philipps Wohnsiz, der Pallast der Tuilerien, vom eindringenden Volke verheert worden, nicht nur war alles Hausgeräthe zerstört und auf der Straße verbrannt worden, sondern alle Papiere in den Zimmern des Königs und der Prinzen wurden hinausgeschleudert.

Am 24. Februar war das Haus Orleans vom Thron gestürzt und aus Paris geflüchtet. Am folgenden Tage verkündete die provisorische Regierung die Republik.

Schluß.

Ludwig Philipp blieb in England dessen Ruhm es ist, keinem 1850.
Verfolgten den Schutz zu versagen den er begehrt und verdient. Er hatte als König den Dank bethätigt den er für frühere gastfreundliche Aufnahme schuldete, als Graf von Neuilly, welchen Titel er jetzt angenommen, bewies er seinen Dank durch die würdigste Haltung; er lebte nur für seine Familie und seine häuslichen Pflichten, mischte sich nie in Politik, knüpfte keine Verbindungen mit Frankreich an, die in irgend einer Weise der Regierung von England Verlegenheiten bereiten, nur eine Anfrage an sie veranlassen konnten. Er bewohnte das schöne Schloß Claremont, welches seinem Eidam, dem Könige von Belgien, gehört. Er lebte einfach, ohne Aufsehen, arbeitsam, wie er sein ganzes Leben hindurch es gewesen, im Umgange mit wenigen Bekannten aus früherer Zeit, die bisweilen in Claremont Besuch abstatteten. Wenn Franzosen kamen, die er kannte, oder die ihm von guter Hand empfohlen waren, nahm er sie freundlich auf, nie entschlüpfte ihm eine Klage, nie eine bittere Aeußerung, er respectirte Frankreich, das ihm so lange vertraute, obwohl es ihn verstoßen, er wünschte das Glück seiner Landsleute, seine Vaterlandsliebe war keine Heuchelei.

1850. Der Herzog von Aumale und Prinz Joinville waren in Algier, als die Februarrevolution ausbrach, sie unterwarfen sich ohne Murren dem Ausspruch ihres Vaterlandes und gingen nach England zu ihren Eltern. Die Herzogin von Orleans lebte in Deutschland mit ihren beiden Söhnen. Der Herzog von Montpensier mit seiner Gemahlin hielt sich meist in Spanien auf, sie kamen aber oft nach England, wie auch die Königin Louise von Belgien. Die anderen Kinder und Enkel Ludwig Philipps blieben, mit Ausnahme von gelegentlichen Reisen, in Claremont, er selbst machte nur kleine Ausflüge, bisweilen nach Richmond, häufig nach London, wo er in Norfolkstreet ein kleines Absteigequartier hatte.

Man kann wohl den Charakter des Lebens in Claremont bezeichnen, beschreiben kann es nur, wer es mitgelebt hat. Dem Eingeweihten kann es vielen Stoff zu psychologischen Beobachtungen dargeboten haben, die jedoch nur er mittheilen kann, und so lange das nicht geschehen ist, muß jeder Andere darauf verzichten.

Ueber den Charakter Ludwig Philipps enthalten die früheren Abschnitte dieser Darstellung so vielen und guten Aufschluß, als der Verfasser hat geben können. Wie es nicht anders seyn konnte, haben viele von diesen Anführungen und Behauptungen vielen Widerspruch erfahren, indessen auch die Gegner haben eingeräumt, daß der Stoff sorgfältig bereitet war, wenigstens ohne absichtlich der Kritik die Mittel vorzuenthalten, nach beiden Seiten hin thätig seyn zu können. Viele und wesentliche Aufklärungen werden erst jetzt hinzu kommen, früher vielleicht als in manchen anderen Fällen wird die Geschichte das Urtheil fällen können. Hier erlaube ich mir nur zu bemerken, daß die Enthüllungen, welche die Februarrevolution brachte als sie so unerwartet alle geheimen Papiere Ludwig Philipps seinen Gegnern auslieferte, sowohl als die, welche sonst bis jetzt der Oeffentlichkeit überliefert wurden, nicht allein keine neue Anklage gegen ihn begründet, sondern daß viele davon den Ungrund früherer Beschuldigungen dargethan haben, so daß manche angefochtene Behauptung in diesem Werke dadurch gerechtfertigt wurde.

Ein durch Geist und That so angeregtes Leben voll Mühe 1850.
und Gefahr, mit so grellen Uebergängen des Wechsels von erfüllten und getäuschten Erwartungen, konnte nur unter der Bedingung großer körperlicher Kraft vollzogen werden. Ludwig Philipp besaß und erhielt sie bis in sein Alter. Die letzte Katastrophe jedoch, die in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre das Werk seines Lebens vernichtete, hatte sein Nervensystem erschüttert. Beschwerden in einer besonderen Form kamen nicht zum Vorschein, aber die Lebenskraft nahm allmählig ab, bis ein vollkommener Marasmus die organische Thätigkeit störte. In den letzten vier Monaten hatte er die Arbeit an seinen Denkwürdigkeiten aussetzen müssen. Was menschliche Hülfe vermochte, war angewendet worden, jedoch vergebens. Vom Freitag den 23. August 1850 an wurde es den Aerzten klar, daß er nur noch wenige Tage leben könne. Am Sonntag den 25. August wurde er von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes in Kenntniß gesetzt. Er empfing diese Nachricht mit der Fassung von der er im Leben so viele Beweise gegeben hatte. Nach einer Unterredung mit der vortrefflichen, von allen guten Menschen gesegneten Königin Amalie, der er stets ein musterhafter Gatte gewesen war, ließ er seinen Hauskaplan, den Abbé Guelle, kommen, verrichtete seine religiösen Pflichten und empfing in Gegenwart seiner Kinder und Enkel die heiligen Gnadenmittel. Abends 7 Uhr trat eine scheinbare Besserung ein, die Lebenskraft hob sich wieder, bald jedoch stellte sich ein Fieber ein, das die ganze Nacht hinüber heftig fortdauerte. Am Morgen um acht Uhr am 26 August 1850 starb Ludwig Philipp im siebenundsiebenzigsten Jahre. Seine sterbliche Hülle wurde in einer katholischen Capelle in der Nähe von Claremont beigesetzt. Sein Wunsch war, in der von ihm gestifteten Familiengruft in Dreux zu ruhen. Es ist noch nicht bekannt, ob die Regierung der französischen Republik diesen Wunsch erfüllen wird.

Am Sterbebette Ludwig Philipps waren alle seine Kinder und Enkel versammelt, mit Ausnahme des Herzogs und der Herzogin von Montpensier, welche sich in Spanien befanden, und

1850. der Königin von Belgien, deren leidende Gesundheit sie in Brüssel zurück hielt. Außer der Königin waren demnach gegenwärtig: die Herzogin von Orleans, der Graf von Paris, der Herzog von Chartres, der Herzog und die Herzogin von Nemours, der Prinz und die Prinzessin von Joinville, der Herzog und die Herzogin von Aumale, die Herzogin Clementine von Sachsen-Coburg.

Die Februarrevolution hat ganz gewiß so unerwartet als denkbar ist alle Papiere Ludwig Philipps mit Beschlag belegt, rücksichtslosere Rechnungsführer als die Mitglieder der provisorischen Regierung wird man wohl nicht verlangen können, aber keine Spur hat sich vorgefunden von den so oft berufenen Geldanhäufungen. Es hat sich deutlich und bündig herausgestellt, daß Ludwig Philipp von seiner Civilliste nichts kapitalisiren konnte, daß sie ganz in Frankreich verausgabt wurde, daß dafür Bauten, Kunstwerke, wissenschaftliche Unternehmungen, Unterstützungen jeder Art bestritten wurden, ja daß sie noch mit einer Schuld von 18 Millionen Franken belastet war.

Noch im Jahre 1850 sind die Schulden der ehemaligen Civilliste Ludwig Philipps vollständig getilgt worden. Die Gläubiger haben Alle in einem Gesammtschreiben an den Liquidations-Commissair, Herrn Varin, ihre Dankbarkeit ausgesprochen für die Hingebung des Königs, der sich mit einer geringeren Summe begnügte, als das Gesetz ihm zuerkannte, um alle Einkünfte diesem Werke widmen zu können, wie auch mit Anerkennung der Uneigennützigkeit und der anstrengenden Thätigkeit Herrn Varins. Ludwig Philipp erlebte noch die Befriedigung der Gläubiger und die vollständige Entlastung seines in Frankreich befindlichen Vermögens.

Dieses Vermögen wird berechnet zu einem Capitalwerthe von 79 Millionen Franken mit einem jährlichen von 2,380,000 Franken, welche Rente indessen erhöht werden kann wenn die Lage in Frankreich wieder so günstig wird wie sie es unter der königlichen Regierung war. Diese Besitzungen bilden einen großen Theil des ehemaligen Orleanischen Stammgutes, welches Ludwig

Philipp wieder erkaufte mit dem ihm gewordenen Antheil der unter 1850.
der Restauration votirten Emigrantenentschädigung.

Es sind nun über drei Monate verflossen seitdem Graf Montalivet in der Revue des Deux Mondes den Nachweis geliefert hat, daß der König nie eine Kapital-Anlage im Auslande machte, und die revolutionäre Commission, welche noch heute im Besitz aller Papiere des Königs ist, hat dieser Behauptung nicht widersprochen, was sie gewiß gethan hätte wenn es möglich gewesen wäre.




Birch
164212
DC268
B4
v.3

